



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

Nachdruck verboten.

Sonntag nach Neujahr.

Evangelium nach dem hl. Matthäus 2, 19-23. „In jener Zeit, als Herodes gestorben war, siehe, da erschien der Engel des Herrn dem Joseph im Schlafe in Ägypten und sprach: Steh auf und nimm das Kind und seine Mutter, und zieh in das Land Israel, denn die dem Kinde nach dem Leben strebten, sind gestorben.“ „Da stand er auf, nahm das Kind und seine Mutter und kam in das Land Israel.“ „Als er aber hörte, daß Archelaus anstatt des Herodes, seines Vaters, im Judenlande regierte, fürchtete er sich, dahin zu ziehen, und nachdem er im Schlafe erinnert worden, zog er in das Land von Galiläa.“ „Und er kam, und wohnte in der Stadt, welche Nazareth genannt wird; damit erfüllet würde, was durch die Propheten gesagt worden ist: daß er ein Nazaräer wird genannt werden.“

Nachklänge zum Weihnachtsfeste.

Jahre vergehen und Jahre kommen — eine Zeit wechset mit der andern, und ist die eine dahingegangen, so tritt eine neue alsbald an ihre Stelle. Dieser beständige Wechsel der Zeit hat auch das neue Jahr herbeigeführt, dessen Schwelle wir, lieber Leser, bereits überschritten haben. Dreihundert und fünf- undsechzig Tage sind wieder dahin, und wir haben bereits damit begonnen, diese Tage von vorn an wieder zu zählen. So macht ein Tag dem andern und eine Zeit der andern gleichsam Platz, bis wir dereinst dieser Zeitlichkeit entrißen werden und in die Ewigkeit hinübergehen.

Und wie schnell und flüchtig ist die Zeit! Ja, wie ist mir doch? Die Jahre, die ich bisher erlebt, kommen mir vor wie kaum eben so viele Wochen, — wie schnell ist die Lebenszeit vorübergegangen, die nimmer wiederkehrt! Ohne erit fragen zu müssen, weiß ich schon, daß dir, lieber Leser, ähnliche Gedanken bei der Jahreswende aufgestoßen sind. Wohl uns beiden, wenn das abgelaufene Jahr nicht ein „leeres Blatt“ im Buche des Lebens aufweist!

Und das neue Jahr?

Ich möchte gern mein Leben
 Zu Ewigem erheben,
 Denn alles and're Streben
 Ist in den Tod gegeben.
 Drum schreib' ich einen Namen,
 Drum lieb' ich einen Namen
 Und leb' in einem Namen,
 Der Jesus heißt, — sprach: Amen!

So schrieb vor nun fünfundsiebzig Jahren Clemens Brentano in seiner originalen Weise — und ich weiß fürwahr nichts Besseres zu tun, als diese herzerquickenden Verse ihm einfach hier nachzuschreiben. Der Dichter feiert jenen Namen, in dem sich beugen die Kniee Aller, die im Himmel und auf der Erde und unter der Erde sind“ (Bibl. 2, 10); es ist jener Name, von dem es wieder heißt in der hl. Schrift: „Es ist und kein anderes Name gegeben, in dem wir können selig

werden“ (Apgsch. 4, 12). Weil nun der Name „Jesus“ an der Spitze des eben begonnenen Jahres steht, wie er schon seit nahezu zwei Jahrtausenden gestanden hat, so erfüllt uns freudiges Vertrauen auf den göttlichen Träger dieses süßen Namens, und nicht nur für dieses Jahr, sondern für alle noch kommenden Jahre, für Zeit und Ewigkeit. Geben wir hierzu einmal dem großen hl. Kirchenlehrer Bernhard das Wort: Ein Engel des Herrn hatte dem hl. Joseph in einem wunderbaren Gesichte den göttlichen Befehl überbracht, er solle dem göttlichen Kinde, das aus der reinsten Jungfrau demnächst geboren werde, den Namen Jesus geben: „Du sollst Ihm den Namen Jesus geben“ (Math. 1.), — und derselbe himmlische Bote hatte auch den Grund hierfür angegeben: „Denn Er wird Sein Volk erlösen von dessen Sünden.“ — „Jesus“ heißt bekanntlich soviel als „Erlöser“ oder „Heiland.“ Jesus ist also geboren worden, um dem Sünder das Heil zu bringen. Wie dürfen (sagt der hl. Bernhard) nicht fürchten, es möchte Ihm an der Macht fehlen, um uns zu retten, denn Er ist Sohn Gottes, wahrer Gott — wir dürfen auch nicht fürchten, es möchte Ihm das liebevolle Verlangen fehlen, uns Armen das Heil zu bringen, denn Er ist geboren als wahrer Mensch, wie wir. Wie könnten wir auch fürchten, daß jener Gott der Liebe, der für uns leidensfähig geworden ist, mit uns hart und unerbittlich verfare, wenn wir guten Willens sind? Wenn Er dich also sucht und zu Sich ruft, o Mensch, so geschieht es nicht, um dich zu strafen oder zu vernichten, sondern um dich zu retten. Darum siehe nicht und zittere nicht vor Seinem Angesichte! Wiederhole nicht das Wort deines Stammvaters Adam: „Ich habe Deine Stimme gehört und mich gesürchtet!“ Der Gott, der in Betlehem geboren ist, ist ein Kind, das nicht spricht, und die zarte Stimme eines weinenden Kindes kann nicht Furcht, sondern eher Mitleid erwecken. Ja, gerade der Umstand, daß der göttliche Erlöser nicht als Mann in der

Kirchenkalender.

Sonntag, 3. Januar. Sonntag nach Neujahr. Genovefa. Evangelium Matthäus 2, 19-23. Epistel: Galater 4, 1-7. Maria Himmelfahrts-Vierkirche: Hl. Kommunion der Kinder der Schule an der Alter- und Lindenstr. St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marianische Dienstmädchen-Kongregation.

Montag, 4. Januar. Thabessa.

Dienstag, 5. Januar. Eduard, König.

Mittwoch, 6. Januar. Heilige drei Könige. Gebotener Feiertag. Evangelium nach dem hl. Matthäus 2, 1-12. Epistel: Joel 3, 1-6. Maria Himmelfahrts-Vierkirche: Erste hl. Messe 1/2, vor 6 Uhr. St. Adolfs-Kirche: Hl. Messen um 6 Uhr, 7 Uhr, 9 Uhr, und 10 1/2 Uhr. Ursulinen-Klosterkirche: Morgens 8 Uhr Hochamt, Nachmittags 6 Uhr Andacht.

Donnerstag, 7. Januar. Lucian, Priester und Märtyrer zu Antiochien † 312.

Freitag, 8. Januar. Erhard, Bischof † 750. Maria Himmelfahrts-Vierkirche: Abends halb 8 Uhr Kreuzweg-Andacht.

Samstag, 9. Januar. Julian und Basilissa, Märtyrer zu Antiochien † 311.

Blüte der Jahre, sondern als schwaches Kindlein in diese Welt kam, weist dich hin auf die Leichtigkeit, Ihn zu versöhnen — oder weist du nicht, wie leicht die Kinder verzeihen? Wir sind arme Bettler, die nichts oder nur sehr wenig geben können; und doch können wir durch die Vermittlung dieses Kindes uns mit Gott versöhnen, wenn wir nur wollen. Freilich ist diese Versöhnung mit Gott nicht ohne Buße zu erlangen; aber unsere Buße ist ein zu armseliges Ding, um die göttliche Vergebung zu erwirken. Machen wir es deshalb so: Erzeigen wir das, was an dem Unrigen mangelt, durch das Seinige; beanspruchen wir dieses kleine Kind von Bethlehem als unser Eigentum, denn Es ist ja unseres Geschlechtes, Es ist wahrhaft unser, wie geschrieben steht beim Propheten: „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt“ (Jsaia 9.).

So der hl. Bernhard in der ihm eigenen salbungsvollen Weise.

Wie rätselhaft, lieber Leser, ist doch das menschliche Herz! Gott gänzlich zu vergessen, gestattet ihm sein natürliches Verlangen nicht; aber Gott mit kindlichem Vertrauen zu nahen, verbietet ihm seine Armseligkeit, sein Nichts! Unser Herz möchte einerseits immer mit Gott vereint sein, weil es ein absolutes Bedürfnis nach Gott in sich trägt, — andererseits aber möchte es beständig Ihm fernstehen und Seiner vergessen, weil es Ihn scheut und fürchtet: Unser Herz sucht und fleht — verlangt und fürchtet Gott! Diese zweiseitige, sich widersprechende und bekämpfende Verfassung des menschlichen Herzens hat nicht wenig dazu beigetragen im Heidentum den entsetzlichen Götzendienst einzuführen und zu verbreiten. Das natürliche, unauflöschliche Verlangen des Menschen nach seinem Schöpfer bewirkt, daß er Ihn überall sucht — und die nicht minder natürliche Furcht, die ihm die Idee des unendlichen Wesens einflößt, bewirkt, daß er, durch seine Leidenschaften verblendet, seinen Gott in Wesen sucht, die ihm (dem Menschen) ähnlich oder noch schlimmer waren, als er selber. Daher kam die Sucht, Alles, auch die Tiere, ja selbst die Dämonen zu vergöttern. So ist die schreckliche Verwirrung des Menschengeschlechtes zum Götzendienste in ihrem Ursprunge ein Beleg dafür, daß der Mensch ein angeborenes, unabweisbares Sehnen nach Gott in sich trägt, aber nach einem Gott, der Ihm zugänglich ist, der Vertrauen erweckt, der Sich zu ihm herabläßt.

Das ist also — sagt schon Tertullian — eine der kostbarsten Früchte der Geburt des Gottmenschen auf Erden, da ging in den Tiefen der menschlichen Natur eine wunderbare Umwandlung vor sich. Die Herzen derer, die dem Evangelium Gehör schenkten, erhoben sich über sich selbst zu einer Höhe, welche das Geschöpf nur immer anstreben kann: sie gingen von der Furcht zum Vertrauen, von der Abneigung zur Liebe Gottes über.

Und in der Tat; kaum verklärten die Apostel der staunenden Welt die frohe Botschaft von dieser liebevollen Erscheinung des Gottmenschen auf Erden, da ging in den Tiefen der menschlichen Natur eine wunderbare Umwandlung vor sich. Die Herzen derer, die dem Evangelium Gehör schenkten, erhoben sich über sich selbst zu einer Höhe, welche das Geschöpf nur immer anstreben kann: sie gingen von der Furcht zum Vertrauen, von der Abneigung zur Liebe Gottes über.

Freilich wir Christen, lieber Leser, die wir das kindliche Vertrauen zu Gott und den wahren Glauben, der es hervorbringt und nährt, schon mit der Muttermilch eingejogen haben, — wir, die wir von Kindheit an gewöhnt sind, Gott unsern Vater und Jesum unsern Bruder zu nennen: wir sind glücklicher Weise gar nicht im Stande, die Größe jener göttlichen Wohlthat entsprechend zu würdigen und zu schätzen, die unser Herz beseligte mit diesem Vertrauen und dieser Liebe.

Kalender.

Planderei zum Jahreswechsel von Silvester Frey.

Noch bevor das neue Jahr seinen Einzug hält, wird in jedem Haushalt der Kalender für jenes beschafft. Meistens gehört er wohl zu den Geschenken, die unter dem Weihnachtsbaum zu liegen pflegen; und es läßt sich nicht leugnen, daß für jeden, der sie bekommt, diese Gabe im großen Ganzen durchaus gelegen sein dürfte. Der Kalender ist nun einmal ein notwendiges Mobiliar für jedes Heim, für jegliche Wohnung; selbst die bescheidenste Junggesellenklausen vermag ihn nicht zu entbehren. Freilich derjenige in Buchform wird verhältnismäßig seltener; er ist eben verdrängt worden von dem meist billigeren und auch wohl handlicheren Abreißkalender. Leider kann sich jedoch der letztere mit dem ersteren im Allgemeinen weder in Bezug auf Inhalt noch auf Ausstattung messen. Wenn man von einigen Abreißkalendern absieht, die, von großen, bestbekanntesten Verlagsfirmen auf dem Markt gebracht, allerdings auf Zweckmäßigkeit und technische Schönheit in vollem Maße Anspruch erheben dürfen, verdient die größere Zahl der übrigen daher kaum, daß sie gekauft und benützt werde. Es ist Schand in des Wortes größter Bedeutung. Da muteten mich doch die alten, traute Buchkalender aus den Tagen der Kinderzeit weit mehr an mit ihren so schmunzigen Kupfer- und Stahlstichen, an denen wir uns als kleine Leute nicht satt sehen konnten, so daß sie noch heute ganz deutlich vor meinem geistigen Auge stehen. Allerdings waren auch Kalender nicht so wohlfeil wie heutzutage. Man wechselte ferner nicht etwa insofern, als man in einem Jahr einen solchen, im nächstfolgenden einen andern kaufte. Es war und blieb immer der alte, gute, Bekannte nur daß er in ein neues, zeitgemäßes Kleid gehüllt worden. Bei seinem Erscheinen auf das Freudigste begrüßt, wurde er von Anfang bis zu Ende so eifrig durchstudiert — zuerst vom Vater und der Mutter, darauf der Reihe nach von uns Kindern.

Eine wie wichtige Stellung ehemals der Kalender im Haushalte eingenommen haben muß, das erhellt am Deutlichsten, wenn man ein wenig in seiner Vergangenheit nachblättert. Was enthielt er nicht alles und worüber mußte er nicht Auskunft geben? Da fanden sich gute Ratsschlüsse, wann man sich das Haar schneiden, wann zu Ader lassen solle. Wie der Landmann sein Holz zu schlagen und sein Haus zu bauen habe; wie er den Acker bestellen und das Korn einbringen müsse. Neben diesen so sehr geschätzten sogenannten „Praktiken“ fehlten noch vor allem die Prophezeiungen nicht. Sie wurden auf Grund astrologischer Kombinationen gemacht und standen gleichfalls in hohem Ansehen. So enthielt das „Prognosticon astrologicon“ des „Alten neuen Schreibkalenders“, der im Jahre 1598 in Magdeburg erschien, folgende Ankündigung: „Es wird nunmehr die letzte Zeit des Jahres, nemlich der Herbst, giftige Pestilenzische Fieber und ansteckende gefährliche Krankheiten herfür treiben, daneben auch viel unheilbare Krankheiten mit vielen unbekanntem gefährlichen und neuen Symptomibus zugesellen, darüber sich viel Menschen verwundern, weil dieselbigen so häufig und unvorsehens mit zu fallen, und werden solche beschwerliche Gebrechen den Winter hindurch übel haushalten“, andererseits enthielten jene alten Kalender auch manchen hübschen Merkurs, so den folgenden, der von keinem geringeren herrührt als dem trefflichen Hans Rosenblüt aus Nürnberg:

Wer sein Haus voll will besetzen,
Der heutz zu Faschnacht daren ein pachen (Schinken)
Und zu Ostern ein zentner Jma's
Und zu Pfingsten ein scheiben Salz
Und kauf ein um sant Jacobstag
Weiß und Korn, ob es an gelt vermag.

Und um sant Michels tag Holz und Kola.
Hat er dann lendent gelt verholn,
So kauft er um sant Gallen ruben und kraut,
Das man zur rechter Zeit hat gebant,
Und um sant Martens tag ein wein,
Und um sant Nelas tag ein gemeist schwein,
Und nach ein ochen zu weihnachten:
So darf er das jar wenig mer in das Hanß trachten.“

Das Wort Kalender selber stammt aus dem Lateinischen. „Calendae“ hießen bei den Römern die Anfangstage eines jeden Monats; die Zeiteinteilung eines ganzen Jahres aber nannten sie „Calendarium“. Die ältesten Kalender bei den germanischen Stämmen stellte man her, indem man in Stäbchen Einschnitte machte, vermittelst deren die Zeit in Jahre und Monate eingeteilt wurde. Solche sogenannte Runenkalender sind verhältnismäßig viele auf uns gekommen, allein sie rühren wahrscheinlich kaum aus jener grauen Vergangenheit her, sondern dürften wohl in späteren Jahrhunderten, Sammlern zum Gefallen, hergestellt oder doch nachgebildet sein. Als man dann die wichtige Kunst des Schreibens erlernte, wurde sie selbstverständlich nicht zum mindesten auch zur Anfertigung der so sehr wichtigen Kalendarien benützt. Das älteste solcher Schriftwerke germanischen Ursprungs, das sich bis in die Jetztzeit erhalten hat, stammt aus dem sechsten Jahrhundert nach Christi Geburt. Verfaßt ist es im gotischen Dialekt, also in eben jenem, dessen sich auch der Bischof Wulfila bei seiner Bibelübersetzung bediente. Leider ist von jenem so ehrwürdigen Kulturdenkmal nur ein winziger Bruchteil erhalten, doch selbst dies Stüchlein reicht hin, uns einen Einblick in die chronologische Vergangenheit jener entlegenen Epoche zu verstaten. Charakteristisch ist, daß schon in jenem Kalender, gerade so wie dies augenblicklich allgemein üblich ist, die Tage untereinander verzeichnet waren. Daneben befindet sich ein heiler Raum, der zum Aufzeichnen wichtiger Vorkommnisse bestimmt war.

Erst die Erfindung der Buchdruckerkunst brachte, wie überhaupt auf geistigem Gebiete, so auch auf demjenigen des Kalenderwesens einen nie zuvor geahnten Um- und Aufschwung zustande. Die Bücher wurden wohlfeiler, also auch die Kalender. Freilich war ein solcher immer noch ein wertvoller Luxusgegenstand, denn er stellte sich doch so teuer, daß ihn sich nur die bestbemittelten Stände anzuschaffen vermochten. Für Sammler und Forscher sind natürlich Kalender, die aus jener Zeit herrühren, überaus wertvoll und werden dementsprechend hoch bezahlt. So fand man kürzlich bei einem Antiquar in München einen Wandkalender, der aus dem Jahre 1484 stammte und allein für die alte freie Reichsstadt Nürnberg bestimmt war. Das Druckwerk ist einzig in seiner Art und verdient vollkommen die Aufmerksamkeit, die man ihm in den Kreisen der in Betracht kommenden Sachverständigen zollt. Es ist in prächtigen, überaus zierlichen Typen gedruckt, zum Teil rot, andernteils schwarz, und glücklicherweise tadellos erhalten. In Plattendruck gibt dieser Kalender seinen Text in zwölf Spalten, von denen jede einundsechzig Zeilen zählt. Von hohem künstlerischen Werte neben ihrem rein kulturellen sind außerdem die Holzschnitte, die das Druckwerk zieren. Zwar klein, aber überaus fein in der Ausführung, dazu gleichfalls koloriert, stellen sie außer der Geburt Christi die Beschäftigung des Landmannes dar. Es ist zu wünschen, daß der Zufall, dem die Welt ja schon so viel verdankt, aus den Schlupfwinkel, wie sie vergraben sind, noch recht zahlreiche Schätze dieser Art herausgibt.

Eine sehr wesentliche Umgestaltung des gesamten Kalenderwesens brachte das Jahr 1699 durch den all gemeinen und entgeltigen Uebergang vom julianischen zum verbesserten gregorianischen Kalender. Auch war den Mathematicis ebenmäßig aufgegeben worden, daß selbige daran denken sollten, wie künftige

hin und mit der Zeit der bisherigen abus der astrologiae judicariae, das u. u. sagen: der astrologische Unsinn, aus den Kalendern fort treiben könne." Diesen Zeitpunkt, samt den Ereignissen, die mit ihm verknüpft waren, benutzte der damalige bedeutendste Gelehrte seiner Epoche, der Philosoph Leibniz, seinen Landesherren, den späteren ersten Preußenkönig, zu veranlassen, daß er einen in kommerzieller wie rein wissenschaftlicher Hinsicht sehr weittragenden Schritt tue. Aneregt durch die geistvolle Sophie Charlotte, seine Freundin und Schülerin, und mit ihr im Bunde, suchte er den Gemahl jener zu bestimmen, daß er in Berlin eine Sternwarte errichte, in direktem Anschluß an eine "Societät der Wissenschaften", deren Gründung ihm sowohl wie der Kurfürstin am Herzen lag. Diese Gelegenheit aber sollte man benutzen, den Kalender zu monopolisieren und das Monopol der zu gründenden Societät, aus der dann später die Akademie hervorging, zu übertragen. Dem Kurfürsten leuchtete der Plan ein. In Folge dessen würde ihm die neue Societät, von der er solchen Ruhm für seine Lande erhoffen durfte, nicht einen einzigen Groschen kosten.

Im Jahre 1701 erschien der erste auf diesem Monopol beruhende Kalender und ihm schlossen sich in der Folge regelmäßig die ferneren an. Aus bescheidenen Anfängen wuchs hier ein periodisch-chronologisches Kunst- und Literaturwerk empor, das bald die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt in stärkstem Maße herausforderte. Leibniz wachte sorgsam darüber, daß diese seine eigentümliche Schöpfung nicht etwa ihrem Ziele untreu werde. Dies Streben wurde auch nach dem Hinscheiden des großen Philosophen pleiätvoll beibehalten. Die bedeutendsten Männer ihrer Zeit wirkten an diesem Kalender mit. Obdoriek, der berühmte Zeichner und Kupferstecher, war unangesehnt für ihn tätig. Kalender mit Beiträgen von ihm stehen selbstredend heute in großem Ansehen und werden von Sammlungen und Bibliotheken entsprechend hoch bezahlt. Wohl die größte Freude aber bereitete dieser Kalender seinen Abnehmern und Freunden im Jahre 1802. Er enthielt nämlich ein Literaturwerk, dem die Gebildeten der gesamten Nation mit denkbar größter Spannung entgegen gehofft und dessen sie sich nunmehr zum ersten Male freuen durften. Es war dies: "Die Jungfrau von Orleans, eine Tragödie von Schiller mit einem Kupfer von Volbt."

Wie schon oben gesagt; wenn man die Mehrzahl der heute auf den Markt gelangenden Kalender mit den so vornehm ausgestatteten und literarisch oft so bedeutenden Vorgängen aus früheren Epochen vergleicht, muß der offenkundige Rückschritt der ersteren sofort in die Augen fallen. "Billig und schlecht" — das ist des Motto, das sie auf der Stirn tragen. Zumal die sogenannten Sinnbilder verdienen kaum, daß der Blick sie trifft. Sie sollten eigentlich Unsinnsprüche genannt werden. Ähnlich ist es mit den Kochrezepten, die für jeden einzelnen Tag angegeben zu sein pflegen. Ohne Wahl und Unterscheidung sind sie meistens zusammen geworfen, ohne die mindeste Rücksicht auf Stand und Geldbeutel desjenigen, für den sie bestimmt wurden. Noch schlechter aber würde sein Wagen dabei fahren, wenn er wirklich die angeratenen Gerichte in solcher Zubereitung essen müßte.

Der Schatten.

Neujahrs-Humoreske von Leo von Torn.

Wenn man kaum drei Monate verheiratet und somit das jüngste Ehepaar einer — verzeihen Sie das harte Wort — kleinen Garnison ist, so genießt man eine gewisse Ausnahmestellung. Die ehernen Gesetze des dienstlichen und gesellschaftlichen Lebens kommen sozusagen

unter Zubilligung milderer Umstände in Anwendung.

Dem Glitterwächner gewähren die Herren Vorgesetzten aus freien Stücken bescheidene Erläuterungen. Keine besonders augenfälligen natürlich, damit der Sch. in gewahrt und der Neid der Götter nicht erregt wird — aber immerhin Erläuterungen. Ein Vorgesetzter kann eben noch so raubheinig sein, er ist früher auch einmal kaum drei Monate verheiratet gewesen und weiß, wie stündlich Wacht dienst, Rande und ähnliche zeitraubende Beschäftigungen für einen jungen Ehemann sind. Diesem wird es sogar mit einem verständnisvollen Augenzwinkern nachgesehen, wenn er bei einem Liebesmahle sich verkrümelt, ehe der Kommandierende seinen letzten Witz erzählt, oder sonst das Zeichen zum Ausbruch gegeben hat. Eine gleiche Rücksichtnahme erfährt die junge Frau seitens der Wafflären des Regiments. Selbst wenn sie einmal den Mittwoch Nachmittag der Frau Oberst verleiht — eine Verleihtung, die für die Frauen der ältesten Hauptlinge bedeutende Unannehmlichkeiten nach sich ziehen würden — so wird in Güte darüber hinweggesehen; denn auch die Frau Oberst war einmal kaum drei Monate verheiratet — wenn's auch schon lange her ist.

Alle Dinge aber haben ein Ende, und die guten ein frühes. Zwar nicht in rauhem Uebergange, sondern langsam und desto sicherer tritt des Lebens ewig gleich gestellte Uhr wieder in ihr Recht, verflüchtigen sich die garten Rücksichtnahmen. Als Leutnant Wolf von Kiezbach zum ersten Male wieder wegen einer ganz kleinen Verpätung eine recht deutliche Meinungsäußerung seines Hauptmanns erfahren und Frau Kläre von Kiezbach die erste spitzige Bemerkung der Frau Major Labes heimgebracht — da war es ihnen klar, daß ihre Zeit sich erfüllt hatte. Schweren, aber tapferen Herzens einschlossen sie sich, aus ihrem weltfremden Liebeswinkel in den Pflichtenkreis des Lebens zu treten. Die Peccos und zahllosen andern Einladungen, deren Opfer sie gewesen, sollten zunächst durch eine große, allgemeine Abfütterung vergolten werden — durch einen Ball zu Sylvester!

Und das war heute.

Die Zimmerflucht der Kiezbachschen Etage prangte bereits am frühen Nachmittag in vollem Festglanze. Trozdem hatte Frau Kläre noch rasend zu tun. Der junge Gatte mußte sich die Kleine förmlich greifen, als er vom Dienste heimkam und ihr die Hand drücken wollte. Auch hatte er etwas auf dem Herzen, das nun keinen Aufschub mehr duldete.

Schagl — wir bekommen heute noch von außerhalb Besuch — —

"Allmächtiger! Aber Wolf — wo wir doch ohnehin kaum Platz haben!"

"Geduldige Schafe gehen viel in einen Stall. Außerdem sind es nur zwei Kameraden, aus deiner Heimatstadt, meiner lieben alten Garnison."

Das — sagt — du — mir — jetzt — erst!?"

Jedes Wort war eine so wuchtige Anklage, auf die Wolf Kiezbach etwas flehentlich erwiderte:

"Zunächst warst du doch in diesen letzten zwei gräßlichen Tagen gar nicht für mich vorhanden. Du hast mich so machen lassen, Kläre! Verschmachten hast du mich lassen! Du hast — —"

"Bitte, schweife nicht ab."

"Na ja. Zweitens ist mir erst in erster Stunde eingefallen, daß ich während meiner ganzen Kleinstzeit alle Sylvesterabende mit den Weiden v. rieht habe und wir uns zugeschworen, daß es immer so sein solle, bis daß der Tod uns scheidet —"

"Und wer sind diese treuen Seelen, wenn man fragen darf?"

"Da ist zunächst mein lieber alter Freund und Kriegshulkamerad Freiherr von Vollbrodt —"

"Vollbrodt! Natürlich! Als ob ich mir das nicht gedacht habe!" rief die kleine Frau heftig, indem sie von der Schaukel sprang, welche der Gemahl ihr auf seinen Knien bereitet. "A, nun verstehe ich diese Heimlichkeit! Das ist überhaupt ein Liebesfall — das ist — — ooooooh es ist empfindend! Hinter meinen Rücken diesen gräßlichen dicken Menschen einzuladen, den ich nicht leiden kann, und von dem Mama schon immer gesagt hat, daß er kein Umgang für dich sei!"

"Liebes Herz, Mamas Meinung in Ehren! Wer ein Offizier ist immer ein Umgang für einen Offizier," erwiderte Wolf von Kiezbach ernst. Dann fiel er wieder in seinen leichten zärtlichen Ton: "Nun sei geschiedt, Pug, und sage mir um Alles in der Welt, was du gegen Vollbrodt hast. Er ist eine harmlose prächtige Seele, die nur den einen kleinen Fehler hat, daß sie zu ihrem rechten Wohlfinden ein bißchen mehr Feuchtigkeit braucht, als andere. Dabei ist er aber ein tüchtiger, musterhaft pflächtreuer Offizier. Und schließlich — irgend einen Schatten haben wir doch Alle!"

Frau Kläre richtete langsam das blonde Köpfchen auf und fragte gedulig:

"Was haben wir alle —?"

"Nun, einen Schatten!" lachte der Leutnant, äußerst vergnügt, da das Gewitter sich wegzuleiten schien. "Jeder Mensch hat etwas an sich oder in seiner Vergangenheit, das er nicht gern berührt sieht, dessen er sich vielleicht schämt und das man ihm eben an anten halten muß."

"Jeder Mensch?"

"Natürlich, jeder."

"Du — — auch —?"

Diese atemlose Frage brachte Herrn von Kiezbach zur Erkenntnis, daß er hier eine jener Dummheiten begangen, mit denen junge Ehemänner sich ihre Position zu verderben pflegen. Und die Bestätigung dessen ließ auch nicht lange auf sich warten. Frau Kläre drückte ihr Taschentuch zu einem winzigen Knäuel zusammen, schluchzte ein paarmal heftig und trat dann dicht an ihn heran.

"Wolf —" sagte sie mit bebender Stimme, "ich bin dein vor Gott und den Menschen dir angetrautes Weib. Du wirst mir sagen, was an dir oder in deiner Vergangenheit ist, dessen du dich schämst und das du nicht gerne berührt siehst. Ich schwöre es dir, daß ich es dir zu gute halten werde — kein Wort des Vorwurfs soll je über meine Lippen kommen! Aber ich muß es wissen! Hörst du — ich muß!"

"Kein Mensch muß wissen", belehrte Herr von Kiezbach freundlich. Aber da kam er schon an.

"Also es stimmt", hauchte sie entgelbert, "du hast etwas, was du mir verbirgst. Sonst würdest du nicht mit einem billigen Scherze darüber hinweggehen suchen. Es ist waaaahr!"

Damit trat sie von ihm weg ans Fenster, schwer und schleppend — eine gebrochene Frau. Der Leutnant sah ihr mit offenem Munde und auch sonst nicht gerade geschiedtem Gesichtsausdruck nach.

"Aber was habe ich denn getan!"

"Das wirst du schon wissen", klang es gepresst von der Fensterbank her; "klaubst du, ich hätte es nicht schon lange bemerkt, daß dich etwas schweres bedrückt?"

"Jetzt wird es mir zu arg!" rief der Gepeinigete. "Was soll ich denn verbrochen

haben? Ich habe weder Kupferdraht gestohlen, noch einen Bahzug zum Engleisen gebracht! Daß ich als Junge mal Keppel gemauert habe, ist längst verjährt!"

Frau Kläre richtete sich mit der Klene stiller, schmerzreicher Resignation auf:

„Das sagst du jetzt, nachdem du dich wider Willen verraten hast. Aber ich will nicht weiter in dich dringen. Du mußt selbst zu mir kommen. Aus freien Stücken. Du mußt —“ fügte sie mit tränenerstickter Stimme hinzu, „bei mir Zuflucht suchen vor dir selbst und vor den Mahnungen deines Gewissens. Denn im Grunde bist du nicht schlechtes, Wolf, und du mußt fürchtbar leiden. Wenn du also dein Herz erleichtern willst, dann komm zu deinem Weibe, dessen Liebe Alles verstehen und Alles entschuldigen wird.“

Wolf liebte sie so mitgerührt, daß sein Horn zerfloß wie Butter an der Julisonne. Es tat ihm ordentlich leid, daß er nichts zu gestehen hatte. Er war schon dicht daran, sich irgend ein Verbrechen aus dem Dامنen zu faugen. An dieser erneuten Dummheit wurde er glücklicherweise verhindert durch das Erscheinen der Frau Geheimrat Sperber, seiner verehrten Schwiegermama, die gekommen war, die erste Götze ihrer Kinder zu verschönen.

Wie einem lauten Ausschrei stürzte Frau Kläre in die Arme der streng blickenden alten Dame, und der ganze Schmerz einer verlorenen schönen Illusion ergoß sich in die Worte: „Mam—aaaa — — er hat einen Schatten!“

Knapp eine halbe Stunde vor dem Eintreffen der ersten Gäste hatte das Familiendrama noch keinen befriedigenden Abschluß. Eher eine Katastrophe — denn Frau Geheimrat Sperber holte noch einmal tief Luft.

„Ehe ich die Konsequenz dieser Szene ziehe, Herr von Brotsien“, sagte sie, „richte ich an Sie die Frage, ob Sie Ihre Worte zurücknehmen wollen. Daß Sie auch von mir behaupten, ich hätte einen Schatten, mag Ihnen hingelen. Es ist ja das Schicksal aller um das Wohl einer verheirateten Tochter besorgten Mütter, dieserhalb verhöhnt und verunglimpft zu werden; aber daß Sie auch von meinem Kinde dergleichen behaupten, werde ich mir nicht gefallen lassen!“

Der Leutnant zerklüftete während ein Telegramm, das man ihm vorhin gebracht hatte und schleuderte es auf den Tisch. Schließlich bezwang er sich doch noch einmal — aber man merkte ihm an, daß er an dem letzten Fädchen seiner Geduld zupfe:

Verehrteste Frau Mama — ich habe Ihnen bereits zum hundertunddreißigsten Male erklärt, daß dieser verruchte Schatten ledi. Ich eine allgemeine Bemerkung war, die sich gegen niemand im Speziellen richtete, weder gegen Sie noch gegen Kläre, noch gegen mich selbst! Ich habe nur gesagt, daß jeder Mensch in seinem Leben etwas habe, das ihn geniert. Es braucht nicht gerade ein Raubmord oder eine Brandstiftung zu sein. Jemand etwas, das vielleicht in seinen eigenen Augen schlimmer erscheint, als die Welt es beurteilen würde, wenn sie es wüßte. Das habe ich behauptet, und das behaupte ich noch!“

„Gut, mein Kind,“ wandte sich die alte Dame entschlossen an ihre Tochter. „So wissen wir, was wir zu tun haben. Komm!“

Die junge Frau schrie auf und machte Kläre, zu ihrem Gatten zu eilen. Bei diesem aber war das letzte Fädchen gerissen. Er ruckte in den Schultern auf und sagte mit einem Nachdruck, der die Frau Geheimrat en jetzt und außer Fassung zurückweichen machte:

„Nun ist's aber genug, liebe Mama! Es bleibt Ihnen unbenommen, sich so lächerlich zu machen, wie es Ihnen irgend beliebt. Ich werde aber nicht dulden, daß Sie einen Skandal provozieren, der mein Weib und mich vor dem ganzen Regimente unheilbar bloßstellt. In wenigen Minuten können unsere Gäste erscheinen — und da wollen Sie meine Frau,

die Repräsentantin dieser feillich geschmückten Räume, wie ein krankes Äffchen unter den Bellerinnenmantel nehmen und davongehen!? Da habe ich doch auch noch ein Wort mitzureden!“

Mehr noch als die allgemeine Plamage würde mich der Spott der Jugendfreunde berühren, welche ich heute erwarte, — denen ich mein Glück in den glühendsten Farben geschildert und die mich nun für einen Schwärmer und Aufschneider halten müßten! Herr v. Bollbrodt hat leider abtelegraphiert, dagegen kommt mit dem Nachtzuge Herr von Protsien —“

Der Leutnant hielt trotz seiner Erregung verblüfft inne. Bei dem Namen hatte die kleine Frau einen leisen Schrei ausgestoßen und beide Händchen angstvoll an den Mund gepreßt. Auch in den Zügen der Frau Geheimrat wich die Empörung einer leichten Befangenheit.

Da trat der Lakai ein und meldete die ersten Gäste.

In einem kleineren Kreise wäre es wohl nicht verborgen geblieben, daß der Hausherr mehr noch als seine niedliche blonde Frau in seiner feillichen Stimmung waren. Wenn er sich unbeachtet wähnte, legten sich seine sonst so heiteren und frischen Züge in die düsternen Kummerfalten einer Korajel.

Die Stimmung der Gesellschaft war fidel und wurde immer fideler, je mehr man sich der Jahreswende näherte. Deito öfter auch sah Herr von Brotsien sich unbeobachtet — und in einem solchen Momente folgte er seiner Gattin in einen Palmenwinkel, denn sie anscheinend absichtlich aufgesucht hatte.

„Herr von Protsien ist noch nicht da,“ sagte er mit einer Betonung, unter der Frau Kläre Schmerzhaft zusammenzuckte, „aber er kann jeden Augenblick eintreffen.“

„Leider! Ach Wolf —“ Sie lag an seinem Halse und schluchzte herzbrechend. Er strich mechanisch über ihr Haar.

„Ich bin Dein Die vor Gott und den Menschen angetrauter Mann — und bevor noch der erste Glockenschlag das neue Jahr verkündet, wirst Du mir gestehen: Was ist mit Protsien!“

„Erlaß es mir, Wolf — ich bitte Dich so sehr ich kann. Ich will auch nie wieder unartig sein, wahr und wahrhaftig nicht!“

„Sprich!“ bestand Herr von Brotsien, indem er das Köpfchen seiner Frau in beide Hände nahm und ihr Gesicht erhob. Als er aber den forschenden Blick in die himmelreinen Aenderungen seines Weibes getaucht, hatte er das Gefühl einer vernichtenden Beschämung.

„So will ich Dir denn sagen, Wolf, was mich unsere ganze Brautzeit hindurch so geniert und geängstigt hat“, sagte sie, treuherzig zu ihm anschauend. „Es ist etwas Schreckliches! Gleich mal — vor sechs Jahren, ich glug noch zur Schule, — da war Herr von Protsien noch fählich, wie Du — und weil er mich immer so angeschmacht hat, wie ein gemütekranter Seehund, weißt Du — da habe ich ihm mal ein Gedicht — — ein Gedicht geschrieben. Wolf! Du sagst nichts! Ist das so sehr, sehr schlimm?“

„Sehr!“ glückte der Ueberglückliche.

„Ach, herzlicher Wolf! Ich werde es ja ganz gewiß nicht wieder tun! Sei gut! Ich habe ja damals schon von Mama solche fürchterlichen Aussprüche bekommen, und die ganzen Jahre habe ich so schrecklich schwer daran getragen; es war —“

„Dein Schatten!“

Als dann die Glocken draußen einsetzten und der dräuende Tumult der Beglückwünschungen in den Palmenwinkel drang, winkte und lächelte durch die fliehenden Wölken und Schatten ein sonniges neues Jahr.

Abstrichrätsel.

Afrikaner — Ledertuch — Erbs —
Zebra — Million.

Von jedem Wort sind alle Buchstaben zu streichen bis auf drei nebeneinanderstehende. Diese stehengebliebenen Gruppen bezeichnen im Zusammenhang eine in Goethe's Leben wichtige Frauengestalt.

Scherzrätsel.

Ein Tierlein kam zum Nachbarmann,
Das sah ganz harmlos aus.
Er fügt noch Kopf und Schwänzlein dran,
Gleich ward was Schlammes draus.
Bohl schließ zuerst im stillen Herd,
Dann ward es wild, o Graus!
Es hat voll Mut hinaus begehrt,
Fraß Nachbar, Herd und Haus.

Zilbenrätsel.

an gl be gen ger la la lar le mer ner pal se
sem si weh.

Aus diesen 16 Silben und acht neuen Silben von denen jede zweimal benutzt werden muß, bilde man 16 zweisilbige Wörter, von denen je zwei ins'ern zusammengehören, als die Endsilbe des ersten Wortes mit der Anfangsilbe des zweiten übereinstimmt. Diese Binde-silben der 8 Wortpaare sind hier hinzuzufügen: ihre Anfangsbuchstaben nennen eine Landschaft in Ostindien. Die Wörter bezeichnen: 1. einen Hafen in Oberguinea, 2. eine Stadt am Harz, 3. eine Insel im Ägäischen Meer und einen männlichen Vornamen, 4. eine Stadt in Ungarn und einen Baum, 5. ein Symbol der Hoffnung und einen Dichter, 6. einen männlichen Vornamen und einen Edelstein, 7. eine Person aus Schiller's „Wallenstein“ und einen Fluß in Afrika, 8. einen Baum und eine Waffe, 9. ein Reich in Ostindien und einen Vogel.

Umstell-Rätsel.

Welchen Genuß es dem Weidman, der wohl fast immer Naturfreund,
Bietet im herrlichen Wald, doppelt wenn hold ihm
Diana!
Werden die Zeichen verest, so spendet's manch
Körnchen der Weisheit,
Oder Erpückung und Trost gläubigem, frommen
Gemüt.

Akrostichon.

Achtel, Elfe, Lias, Adler, Immer, Abel,
Eugen, Wfen, Ugen.

Durch Vorlesen je eines Buchstaben vor jedes der obigen neun Wörter sind neue bekannte Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, richtig gefunden, den Namen einer bayrischen Universitätsstadt ergeben.

Abteilrätsel.

Statt der Punkte sind die Buchstaben A A A A,
B B B, C, E E E E E, H, I, L, L, N, R, S
S, S, U heranzu setzen, daß bei der oben ange-
deuteten Einteilung fünf Wörter von folgender
Bedeutung entstehen: 1. Stadt in der Schweiz;
2. französischer Komponist; 3. Metall; 4. altbibli-
scher Name; 5. Teil des Wagens. Wird jeder
Teilungsstrich um einen Buchstaben nach links
vorgeschoben, also nach der unten angegebenen
Einteilung, so entstehen fünf andere Wörter, welche
folgendes bedeuten: 1. Verwandte, 2. lustiger
Aufenthaltsort, 3. Verkehrsmittel, 4. Teil des
Rades, 5. schmachtaste Fische.

Dreisilbige Charade.

Gar unentbehrlich scheint sie Dir,
Doch ward von Menschen sie erfunden.
Bald liebt Du sie, bald fluchst Du ihr,
Doch bist Du stets durch sie gebunden!
Wer hätte meine Zweiten nicht?
Ob er es weiß, ob unbewußt,
Auf Haß, aus Liebe oder Pflicht,
Sie alle finds, selbst Leid und Lust
Sie alle meine Zweiten bilden,
Mit strengem Einfluß, oder milden!
Das Ganze dient zur Sicherheit der Ersten,
Reist von Metall wirds wohl so leicht
nicht bersten!

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösung aus voriger Nummer.

Rätselrätsel: Die Leiden des jungen Werther.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der eingetragenen Artikel verboten.)

Erster Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 2, 42-52. Als Jesus zwölf Jahre alt war, reisten seine Eltern wie gewöhnlich zum Feste nach Jerusalem. Und da sie am Ende der Festtage wieder zurückkehrten, blieb der Knabe Jesus in Jerusalem, ohne daß seine Eltern es wußten. Da sie aber meinten, er sei bei der Reisegesellschaft, so machten sie eine Tagreise, und suchten ihn unter den Verwandten und Bekannten. Und da sie ihn nicht fanden, kehrten sie nach Jerusalem zurück und suchten ihn. Und es geschah, nach drei Tagen fanden sie ihn im Tempel sitzend unter den Lehrern, wie er ihnen zuhörte, und sie fragte. Und es erstaunten Alle, die ihn hörten über seinen Verstand und seine Antworten. Und als sie ihn sahen, wunderten sie sich, und seine Mutter sprach zu ihm: Kind, warum hast du uns das gethan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht? Und er sprach zu ihnen: Warum habt ihr mich gesucht? Wußtet ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist? Sie aber verstanden diese Rede nicht, bis er zu ihnen sagte. Und er zog mit ihnen hinab, und kam nach Nazareth, und war ihnen unterthan. Und seine Mutter bewahrte alle diese Worte in ihrem Herzen. Und Jesus nahm zu an Weisheit und Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.

Nachklänge zum Weihnachtsfeste.
II.

Mit der Geburt Jesu im Stalle zu Bethlehchem waren in Erfüllung gegangen die großen Verheißungen, die im Verlaufe von vier Jahrtausenden durch die Patriarchen und Propheten der Menschheit verkündet worden: Es war aufgegangen der „Stern aus Jakob“ (4. Mos. 24.), hervorgeproßt „das Reis und die Blume aus der Wurzel Jesse“ (Isaias 11.), es war erschienen „Der, auf dessen Schulter die Herrschaft ruht und dessen Name ist: Wunderbarer, Gott, starker Held, Vater der Zukunft, Fürst des Friedens“ (Jes. 9.). „Das (göttliche) Wort war Fleisch geworden und wohnte unter uns“ (Joh. 1.), und durch dieses göttliche Wort sollte nun „alles Fleisch das Heil Gottes schauen“ (Luk. 3.).

Wo ist der neugeborne König der Juden? Wir haben seinen Stern im Morgenlande gesehen und sind gekommen, ihn anzubeten, — mit dieser Frage und Botschaft erschienen, wie das Evangelium des jüngst gefeierten Festtags uns berichtete, morgenländische Weisheit in Jerusalem, der Hauptstadt des jüdischen Reiches, dessen König der von ihnen Gejuchte ja sein sollte; in der Stadt, wo die Bundeslade, wo die hl. Bücher des Moses und der Propheten sorgsam aufbewahrt wurden; in der Stadt, von der seit Jahrhunderten geweisagt war, daß von ihr das Heil und das Licht ausgehen und über die ganze Welt sich verbreiten werde; in der Stadt endlich, in der stets die obersten Priester und Lehrer Israels gewesen, um die göttlichen Verheißungen und die Weissagungen der Propheten vom kommenden Messias dem Volke vorzutragen und zu erläutern.

Welch' ein Verhängnis für die stolze Sionsstadt, daß Er, der als König, Befreier und Führer Israels seit Jahrhunderten sehnsüchtig erwartet wurde, tatsächlich bereits erschienen war, ohne daß die Priester und Führer des Volkes eine Ahnung davon hatten! Welch' ein Verhängnis, daß über Jerusalem noch die Finsternis der Unwissenheit lagert, während es in der Heidenwelt bereits zu tagen beginnt!

Ja, Welch' ein Verhängnis! Gott Selber hatte sich wiederholt als den Gott Abraham, Isaaks und Jakobs benannt; Er hatte das Hebräervolk als Sein Erbe, als Sein Eigentum, als Seinen Weinberg, als Sein „ausgewähltes Volk“ bezeichnet; mit einem Worte: Er schien, nachdem Er eben diesem Volke Seine Offenbarungen, Seine Religion, Seinen Kultus in jenem herrlichen Tempel, anvertraut hatte, gewissermaßen alle übrigen Völker des Erdkreises verschmäht und von seiner erbarmentenden Liebe ausgeschlossen zu haben.

Aber, lieber Leser, es schien nur so: denn der vom Himmel herabgestiegene Messias beehrte sich schon gleich nach Seiner Geburt in Bethlehchem diesem Vorurteil zu begegnen: Er will auch die Heiden bewegen, daß sie ihr Herz der Hoffnung auf Seine Vermittlung und auf die göttliche Erbarmung öffnen. Siehe, aus dem Dunkel des armseligen Dortes, wo Er geboren wird, — von der Krippe aus, in der Er ruht, streckt Er, wie von einem erhabenen Throne der Barmherzigkeit herab, Seine Arme aus, öffnet Sein von unendlicher Liebe erfülltes Herz und ruft und zieht zu Sich heran nicht nur die frommen Hirten von Judäa, sondern auch die Weisen aus dem fernem Morgenlande, deren Ankunft, wie wir wissen, in der jüdischen

- Kirchenkalender.**
- Sonntag, 10. Januar.** 1. Sonntag nach heilige drei Könige. Agathon, Papst † 682. Evangelium Lukas 2, 42-52. Epistel: Römer 12, 1-5. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion der Kinder der Schule an der Flurstraße. ● St. Adolfskirche: Nachmittags 6 Uhr Predigt und Aufnahme in die Kongregation von der hl. Familie.
 - Montag, 11. Januar.** Hyginus, Papst und Martyrer † 142.
 - Dienstag, 12. Januar.** Arlabius, Martyrer † 312.
 - Mittwoch, 13. Januar.** Agrippinus, Bischof von Triest.
 - Donnerstag, 14. Januar.** Hilarius, Bischof von Poitiers † 368.
 - Freitag, 15. Januar.** Marcellus, Abt † 584. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 7/8 Uhr Kreuzweg.
 - Sonntag, 16. Januar.** Margellus, Papst und Martyrer † 310.

Hauptstadt eine eigentümliche Aufregung hervorrief.

Wer waren nun jene Männer, deren glänzende Erscheinung Jerusalem so sehr in Bewegung brachte? Waren es, wie das Volk glaubte, Könige d. h. Stammesälteste? Waren es Priester, Angehörige eines alten, heidnischen Priestergeschlechtes? Waren es Gelehrte, Sternkundige? Wir wissen es nicht genau: Wie vordem die Hirten, also treten auch sie einen Augenblick aus dem Dunkel hervor und verschwinden wieder darin. Aber vergessen wir nicht, lieber Leser, daß in jener Zeit nicht nur das jüdische Volk, sondern vielmehr die ganze Welt in Erwartung stand. Eine ahnungsvolle Ruhe, wie sie großen Ereignissen voranzugehen pflegt und sie ankündigt, hatte sich über die ganze Welt verbreitet. Ein großer Mann sollte geboren werden! Er sollte aus Judäa hervorgehen, *) und das Zeichen, das ihn ankündigte, ein leuchtender Stern sein: Das ganze Morgenland war von dem Gedanken erfüllt, daß ein Stern aus Jakob aufgehen, ein Szepter in Israel aufkommen würde" (4. Moj. 24).

Ein Stern von ungewöhnlicher Größe und Schönheit erschien also den Weisen — ein inneres göttliches Licht erleuchtete sie, so daß sie darin das Zeichen des Welt-erlösers erkannten, der dem Lande Judäa versprochen war. Aber gerade ihre Berufung zur Krippe, obwohl oder vielmehr weil sie Heiden waren, war erfolgt, damit (wie der hl. Leo sagt) von Anfang an die trostvolle Wahrheit kundgemacht werde: Das Kind von Bethlehem ist nicht der Heiland eines Volkes, sondern der Heiland der ganzen Welt, der gekommen ist, um Alle aufzusuchen und zu retten.

Die Berufung der Weisen war in sich zweifellos ein Werk großer Erbarmung; aber ein Geheimnis von noch weit größerer Erbarmung ist die Berufung der heidnischen Völker zum wahren Glauben, — im Vergleiche hierzu ist die Berufung der Weisen nur das Vorbild und der erste Anfang: in Wirklichkeit wurden an diesem denkwürdigen Tage in und mit den Weisen alle Völker der Erde zur wahren Religion von Gott berufen.

Das geht klar und deutlich hervor aus der Art und Weise, in der Isaias — der nach dem Ausdruck des hl. Hieronymus nicht so fast ein Prophet der Geheimnisse Jesu Christi, sondern vielmehr der alttestamentlichen Evangelist ist, — von dieser großartigen Berufung mehr denn siebenhundert Jahre früher, als sie geschah, gesprochen hat. Ich lasse diese herrliche Prophezeiung hier folgen, indem ich sie mehr nach ihrem Geiste, als dem Buchstaben gemäß übersehe:

„Erhebe dich, o Jerusalem, und erwache aus deinem tiefen Schlafe! Öffne die Augen dem neuen Lichte, das dich umleuchtet; denn schon ist über deinem Horizont die lang ersehnte Sonne der Gerechtigkeit aufgegangen; schon sieht man über deinem Haupte die Herrlichkeit des Herrn strahlen. Wann das tiefste Dunkel und die dichteste Finsternis den Heidenvölkern das Elend ihres Zustandes verbirgt, alsdann wird man plötzlich über dir den Herrn sich erheben sehen, und die Sterblichen werden staunend die Augen öffnen, um in dir Seinen Glanz und Seine Herrlichkeit zu schauen. — Und eine zahllose Menschenmenge, ja selbst Könige und Fürsten wirst du wandeln sehen, die da folgen dem freundlichen

*) Jeder einigermaßen Gebildete weiß, wie lebhaft und bestimmt diese Erwartung war: „Es herrschte (sahelb Tacitus) allgemein die Ueberzeugung, das Morgenland würde die Oberhand gewinnen, man würde bald aus Judäa die Beherrscher der Welt hervorgehen sehen“ (Histor. V. 13). Nehlich Sueton: „Im ganzen Morgenlande herrschte die uralte Meinung, es sei vom Schicksal bestimmt, daß man um jene Zeit die Beherrscher der Welt aus Judäa hervorgehen sehen würde“ (Suet. in Vespas.)

Lichte, das von dir ausstrahlt. Untervandt werden sie den neuen Stern betrachten, der über dir aufgegangen ist.“ — — —

Doch der uns zu Gebote stehende Raum reicht nicht hin, um die ganze herrliche Stelle aus dem Propheten herzusetzen: wir werden deshalb nächstens darauf zurückkommen. Für heute nur noch ein Wort des hl. Chrysostomus: „In jenen drei glücklichen Männern (den Weisen), welche als die Ersten aus den Heiden von Gott zum Heile berufen worden sind, wurde allen Völkern der Weg zum Heile gebahnt und die Pforte des Himmels geöffnet.“

Allerlei vom Januar.

Von Elmar Kernau.

Mit dem 1. Januar hat ein Schaltjahr d. h. ein Jahr, das sich aus 366 Tagen zusammensetzt, seinen Lauf begonnen. Der erste Monat eines Jahres hat immer etwas Freundliches, Verheißungsvolles an sich. Es ist, als ob die Treitmühle des Lebens durch den Jahreswechsel doch ein wenig aus ihrem gewohnten Gang gekommen wäre, als ob eine gewisse Feierlichkeit sich über Handel und Wandel ausgebreitet hätte, als ob mit dem Zunehmen des Tageslichtes eine neue hoffnungsvolle Zubericht in unserem Innersten seinen Einzug gehalten hätte. Noch strahlen die Kerzen des Weihnachtsfestes in diesen ersten, schneereichen, frostigen Monat des Jahres hinüber, noch läuten die Glocken der Sylvesternacht in die winterliche Einsamkeit des Hartmonats hinein, noch glaubt jeder an die Schöpferkraft seiner Hände, denn die harte Mühle der Werktage hat sein Hoffen noch nicht zu Spreu zerrieben.

ist das Wetter hell und klar,

Wird's ein schöner Januar.

Wenn's dagegen stürmt und schneit,

fehlt es mit der Schönheit weit.

Man sieht, selbst das neue Jahr kann sich seine Späße nicht verkneifen; es ist mit dem ernstesten Gesicht Wetterprognosen, die den Seifenblasen gleichen. Allein, neben derartigen Scherzen kommt auch der Ernst zu seinem Recht, indem es in einer andern Banerregel folgendermaßen heißt:

Ist der Jänner nah,

bleibt leer das Faß,

Januar muß vor Kälte knacken,

Wenn die Ernte gut soll werden.

Das klingt schon ganz anders, denn in diesem Sinne zeigt der Januar sein wahres Gesicht.

Wenn die Sonne in das Zeichen des Wassermanns tritt, schreiben wir den ersten Monat des Jahres, den Januar. Der Wassermann, das erste Zeichen des Tierkreises, ist ein Stru- bi d zwischen dem 308. und 357. Grad Rektascension und dem 2. Grad nördlicher bis 23. Grad südlicher Deklination. Nach dem Astronomen Gould enthält dieses Sternbild 276 Sterne bis zur 7. Größe, darunter drei von 2. Größe, 12 Doppelsterne und 8 veränderliche Sterne, von denen einer, den die Astronomen mit R Aquarii bezeichnen, in 38 Tagen zwischen 6. und 11. Größe schwankt. Seiner Kälte halber — gewöhnlich der größten und anhaltendsten des ganzen Jahres — hat man den Januar auch Hartmonat oder Wintermonat genannt. Im übrigen befindet sich in dem namentlich in Süddeutschland ebräuchlichen Worte Jänner eine Verdeutschung des lateinischen Januarius.

Trotz des sich stark bemerkbar machenden Zunehmens der Sonne und der damit verbundenen Andäer des Lichtes sind die Tage des Januar, wie wir bereits oben vermerkten, recht empfindlich kalt.

Donner im Winterquartal

bringt Eiszapfen ohne Zahl.

Diese Wetterprognose hat freilich bei der traditionellen kalten Janarterperatur wenig zu sagen. Ründet doch der hundertjährige Kalender folgendes: Januaranfang kalt, trüb und regnerisch, am 16. eilig und kalt, vom 20. bis 27. Schnee, dann tritt Regenwetter mit Schnee ein, das bis zum Ende des Monats

anhält. Auch der verstorbene Kall versprach sich in seinen Anzeichnungen über den ersten Monat des neuen Jahres verhältnismäßig viel Schnee und eine rauhe, kalte Bitterung, wie sie sich ja dem Charakter des Monats gemäß kaum anders erwarten lassen dürfte. Er und sein überlebender Kollege Habenschicht, dessen Prognose von der Kallschen nicht allzusehr abweicht, sehen in dem 16. oder 17. Januar einen verhältnismäßig kritischen Tag.

Das kann so ziemlich stimmen, denn auf den 17. Januar fällt Neumond. Die anderen Mondphasen verhalten sich folgendermaßen: Vollmond 2. Januar, letztes Viertel 9. Januar und erstes Viertel 17. Januar. Von den Geschwistern der Erde, den Planeten, ist Merkur anfangs des Monats abends eine Stunde lang zu sehen. Venus nimmt an Sichtbarkeitsdauer ab, und zwar von 3 Stunden auf 1½ Stunden, Mars geht abends bereits vor 8 Uhr unter, Jupiter desgleichen zwischen 10¼ und 8¼ Uhr, also auch seine Sichtbarkeitsdauer verringert sich im Laufe des Monats. Saturn verschwindet bald in der Abenddämmerung. Uranus schließlich bleibt überhaupt ganz und gar unsichtbar. Mit dem Zunehmen des Sonnenlichtes beginnt nun auch langsam wieder die Entwicklung in der Natur, und vom Fabian- und Sebastianstag, dem 21. Januar, heißt es in einem Reime aus Volksmund:

Fabian und Sebastian

läßt den Saft in die Bäume gahn.

Der Januar, der gewissermaßen in seinem Anfange den Abschluß der großen Winterfeier bildet, beginnt bekanntlich mit dem Neujahrsfeste. Nicht immer selbst nicht in der christlichen Zeit — war der Neujahrsfest der Beginn des neuen Jahres. Bis ins 16. Jahrhundert hinein datierten die deutschen Kaiser ihre Urkunden mit dem 25. Dezember, dem Geburtstag Christi, als Beginn des neuen Jahres. In Frankreich begann man das neue Jahr noch um die Mitte des 16. Jahrhunderts mit dem Osterfest. In England war sogar bis zum Jahre 1752, also tief ins 18. Jahrhundert hinein, der 23. März als Jahresanfang üblich. Die koptischen Christen beginnen heute noch ihr Jahr mit dem 1. August, die syrischen Christen mit dem 1. September, die Nestorianer sogar erst mit dem 1. Oktober. In manchen Gegenden feiert man auch das Epiphaniastag, am 6. Januar, als Hohes oder Großes Neujahrsfest.

Für die Land- und Feldwirtschaft gibt es ja nun im Januar, Mittelpunkt des Winters, wenig zu tun. Man beachte da nur kurz das Folgende: Acker- und Grünensamen ist in den kältesten Tagen zu streuen. Die Schneewehen auf den Feldern sind zu öffnen, das Thauwasser ist von den Saaten abzuleiten, der ausgefahrene Dünger zu zerstreuen. Auf den Wiesen sind die Maulwurfsgräben zu entfernen, die Abzugsgräben sind abzuräumen und die Geräthe auszuröden. Das Federvieh zur Zucht und Mast bekommt Malz und Körner.

Im Gemüsegarten sind die Mistbeete in Stand zu setzen. Das im Freien eingeschlagene Gemüse ist zu lüften, ferner ist Dünger zu fahren und für ausreichende Säen zu sorgen. Im Mumengarten schneidet man jetzt am besten die Pflanzsträucher, gräbt den alten Rasen um und überdeckt alles mit kurzem Mist. Im Obstgarten sind die Bäume umzugraben und zu düngen; Raubennester, Misteln, Moos, alte Rinde, Stammanschläge etc. sind zu beseitigen. Auch gegen den Hasenfraß sind namentlich die jungen Bäume sorgfältig zu schützen. Wer eine Baumschule besitzt, der beginne jetzt mit dem Schneiden von Edelreisern, er nehme Stecklinge von Beerenobst und fange an, die neuen Baumschulschläge allmählich zu rigolen.

Meister Zimler lasse seinen Bienen im Januar völlige Ruhe, Braut etwa ein Stoß, so beseitigt man diese Erscheinung am besten durch vorächtiges Lüften. Wer dem edlen Bienenwerk huldigt, hat nach wie vor gute Zeit. Der Angler hingegen kann leicht an-

statt mit Fischen mit erfrorenen Fingern nach Hause ziehen.

Sodiel von dem ersten Monat des Jahres, in dem die Sonne sich wieder in ihrer Herrschaft befestigt und von dem es heißt:

Am Weihnachtstage wächst der Tag
Soweit die Mücken gähnen mag.

Am neuen Jahrestag wächst der Tag
Soweit der Hahn krähen mag.

Am Dreikönig wächst der Tag,
Soweit das Hirschlein springen mag.

Ein deutscher Kupferstecher.

Von Dr. Stefan Silberts.

Am 7. Januar d. Js. sind hundert Jahre verfloßen, daß ein Mann das Licht der Welt erblickte, der durch unermüdeliches Streben und eiserne Energie aus den denkbar ärmlichsten Verhältnissen sich emporgearbeitet und sich einen Namen erworben hat, der wohl berechnigt, zu den bedeutendsten Männern des vorigen Jahrhunderts gezählt zu werden, das ist der berühmte deutsche Kupferstecher Julius Thäter. Wohl besaß er eine ungewöhnliche künstlerische Begabung, aber diese hätte sich nie so entfaltet, wenn ihr nicht ein fester Wille, eine bewundernswürdige Entschlossenheit und ein nimmer müder Fleiß zur Seite gestanden hätte. Doch dürfte der Lebensgang des großen Meisters nur wenigen näher bekannt und es daher wohl am Platze sein, wenn wir uns aus Anlaß der 100. Wiederkehr seines Geburtstages das Lebensbild desselben in kurzen Zügen vergegenwärtigen.

Die Familie Thäters lebte in Dresden in überaus nordöstlichen Verhältnissen; der Vater konnte, da er halb erblindet war, nicht für die Familie sorgen, die Mutter aber suchte die Familie durch Stricken zu ernähren, und es mag manchmal vorzukommen sein, daß, wenn die Mutter infolge der anstrengenden Arbeit aufs Kranklager geworfen wurde, kein Bissen Brot im Hause war. Noch größer wurde die Not, als zu den bereits vorhandenen drei Kindern am 7. Januar 1804 das vierte Kind geboren wurde, das zudem elend und krank zur Welt kam. Mit seinem gebrechlichen und schwächlichen Körperbau glaubte jeder, das Kind könne nicht lange leben, aber trotz aller Entbehrungen geihte das Kind, dem der Vater in der Notkaufe den stolzen Namen Julius Cäsar gegeben hatte, vortrefflich und entwickelte sich bald zu einem frischen, munteren Knaben. Da den Eltern das Geld fehlte, ihn zur Schule zu schicken, brachte der Vater ihm selbst die Anfangsgründe im Lesen und Schreiben bei, bis er in seinem neunten Jahre bei einem Freunde seiner Eltern Aufnahme in dessen kleiner Schule fand. Hier lernte er in sehr kurzer Zeit schreiben, lesen, rechnen und die Hauptstücke des Katechismus, das selbst der Vater sich darüber wunderte. Der unheilvolle Krieg und die Belagerung Dresdens im August 1813 nötigte auch Thäters Eltern, die Vorstadt zu verlassen und nach dem Mittelpunkte der Stadt zu flüchten, sie mußten aber als Pfand für die nicht bezahlte Miete Kleider, Betten, Möbel u. dgl. dem Wirte überlassen. Zu der Feuerung, die jetzt entwand, gesellte sich das Nervenfieber, das unzählige Menschen hinaraffte und von welchem auch die Familie Thäters nicht verschont blieb. Erst wurde sein Vater davon ergriffen, dann er und schließlich sein ältester Bruder, und als der Vater der tödtlichen Krankheit erlag, legte sich die Mutter statt seiner auf das Krankenlager. So lagen die drei hilflos und verlassen da, denn niemand mochte aus Furcht vor der ansteckenden Krankheit sie pflegen und an einen Arzt und an Arzneimittel war infolge der großen Armut der Familie nicht zu denken. Aber Gott erbarmte sich ihrer: sie genas allmählich wieder, aber wenn auch die Krankheit wich, die Not blieb. Der Hunger, der auf die Krankheit folgte, zwang ihn und seinen Bruder, Betteln zu gehen, und für das wenige Geld,

das sie erhielten, brachten sie Brot und Kartoffeln ins Haus, während gute Menschen Lebensmittel und Kleidungsstücke ihnen zukommen ließen. Jedoch es wollte nicht eintreffen, und als die Mutter nach ihrer Genesung wieder zum Strickstrumpf griff, mußte sie gewahrt werden, daß sie nicht mehr so angestrengt arbeiten konnte, wie früher. Da versuchte der Knabe selbst etwas zu verdienen, indem er durch Stiefelrugen etwas zu verdienen suchte, während er des Abends mit Seifenseifen hausieren ging oder billige Kupferstücke in den Gasthäusern zum Verkauf anbot, die ihm ein Herr, dem er die Kleider reinigte, übergeben hatte. Da nahm sich seiner ein höherer Offizier an, der ihm einen Platz in der Garnisonsschule verschaffte, und obgleich zuerst in die letzte Klasse geiegt, konnte er infolge seines Eifers und Fleißes schon nach kurzer Zeit in die oberste Klasse versetzt werden. Aber als die überaus sparsame Gattin des Offiziers dem weiteren Besuche der Schule ein Ende machte, sah sich der Knabe genötigt, wieder Betteln oder mit selbstgestrickten Strumpfbändern hausieren zu gehen. Allmählich jedoch bekam er Stel vor solchem Treiben, und er ging als Lehrlinge zu einem Schneider. Dieser trant und mißhandelte den Knaben, daß er das Haus verließ. Dann kam er zu einem Goldschmied, der aber kurze Zeit darauf Konkurs machte, sodas er wieder brotlos dastand; und als die Zeit seiner Konfirmation kam, konnte er nicht einmal den Religionsunterricht bezahlen. Da nahm sich der Offizier seiner nochmals an und sorgte dafür, daß er ordentlich vorbereitet und anständig gekleidet zum heiligen Abendmahl gehen konnte.

Infolge seiner hübschen Handschrift erhielt er eine Stelle bei einem Juden, der ein Lotteriegeschäft besaß. Dieser konnte weder lesen noch schreiben und so mußte Thäter alles tun. Er mußte alle Briefe schreiben, die Listen und Rechnungen führen, die Loose austragen, Zeitungen und andere Dinge vorlesen, aber auch Kleider und Stiefel reinigen und oftmals am Sabbat-Abend mit in die Synagoge gehen und die Lichter putzen. Noch schlimmer hatte er es in Leipzig, wohin er seinen Herrn zur Messe begleiten mußte; auf allen seinen Wegen mußte er seinem Herrn folgen, und wenn sie Abends um 11 oder 12 Uhr nach Hause kamen, mußte er manchmal noch einen Brief über die Geschäfte an die Frau seines Herrn nach Dresden schreiben, während er bereits früh 8 Uhr wieder die Stiefel putzen, Kaffee kochen, einheizen u. s. w. mußte. Dafür bekam er Kost und Kleider, sonst weiter nichts; hatte er aber das Geringste vergessen, so erhielt er Ohrspeigen, ja nicht selten Fußtritte. Als es ihm zu arg wurde, gab er seinen Dienst auf, und nachdem er sich durch den Verkauf von Weihnachtsbäumen für die nächste Zeit durchgeholfen hatte, fand er ein Unterkommen bei dem Hofkupferstecher Professor Schulze. Allein auch hier wartete seiner keine schonere Zeit. Der alte kranke Herr, der an Podagra und Wasserucht litt, benutzte ihn sogar als Hauspudel. Ganze Nächte lang mußte er vorlesen, wenn er ansprechen wollte, ihn anziehen, und ging das Legere nicht geschwind genug, so schimpfte er schrecklich vor Ungeduld und trotz der größten Aufmerksamkeit konnte er weder seinen Herrn, noch dessen Schwester, noch seine Ehre zufrieden stellen, so daß er sich genötigt sah, auch diesen Dienst wieder zu verlassen. Aber der Aufenthalt im Hause des Professors Schulze wurde bestimmend für sein späteres Leben. Er hatte ihn nach Vorlagen zeichnen, seine Wappen durchblättern lassen, und nicht umsonst hatte der Jüngling zu eichant, wenn der Meister den Geißel handhabte: und als der Professor einst bemerkte, daß ein armer Deesdner Bürgergehilfe durch eigene Kraft und Energie ein berühmter Kupferstecher geworden sei, da stand sein Entschluß fest, es diesem gleich zu tun. Als er endlich eine Freistelle in der Akademie erhielt, war seine Zukunft entschieden.

Allerdings mußte er sich auch jetzt noch

kümmerlich durchhelfen. Am frühen Morgen putzte er bei einzelnen Herrschaften die Stiefel, während er in den Mittags- und Abendstunden durch Abschreiben und durch Kolorieren von Bilderbogen etwas verdiente. Aber die rastlose Energie, die Bescheidenheit und seine immer mehr hervortretende künstlerische Begabung lenkten schließlich die Aufmerksamkeit einiger Gönner auf ihn, zu denen auch der Prinz Friedrich, der spätere König von Sachsen gehörte, durch dessen Gnade es ihm ermöglicht wurde, sich in der Kupferstechkunst auszubilden. Seine ersten Arbeiten veranlaßten schließlich eine Anzahl Kunstfreunde, die Summe von 100 Taler aufzubringen, um es Thäter zu ermöglichen, sich nach Nürnberg zu dem damals bedeutendsten deutschen Kupferstecher Meindl zu begeben. Zu Fuß machte er sich dort in auf den Weg und bald fühlte er sich in Nürnberg heimlich. Durch fleißige Arbeit und durch die Fortschritte, die er in seiner Kunst machte, erwarb er sich die Zufriedenheit seines Lehrers und entwickelte sich bald zu einem vortrefflichen Künstler seines Faches, bei dem schon manche Beistellungen einliefen. Ja, Thäter war bereits ein bekannter Künstler, als für ihn eine Zeit der Wandererschaft kam im Jahre 1828. Zunächst ging er nach Berlin, wo er für Rauch und einige Buchhändler arbeitete, dann begab er sich nach München und später nach Dresden. Hier verlobte er sich mit Margarete Seiffert, der Tochter eines seiner Lehrer, die er im August 1832 heiratete. Ein größerer Auftrag des Grafen von Raschki veranlaßte Thäter, wieder nach München zu ziehen, wo er seine vortrefflichen Stiche nach Gemälden Schnorr's, Raubach's, Müllers u. a. begann und in anregender Verkehr mit den bedeutendsten Münchener Künstlern trat. Aber sein Einkommen stand mit seinen Leistungen nicht im Einklang, weshalb er es dankbar annahm, als ihm im Frühjahr 1841 die Stelle eines Zeichenlehrers an der Kunstschule in Weimar angeboten wurde, wodurch er eine feste Einnahme erhielt. Allein das Leben in der kleinen thüringischen Hauptstadt sagte ihm nicht zu, und so finden wir ihn bereits 1842 in Dresden wieder. Zwar stielte sich nochmals eine Zeit der Not ein, aber es war das letzte Mal. Der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen hatte Peter Cornelius mit der Vorbereitung der künstlerischen Ausschmückung des Campo Santo beauftragt, der Friedhofshalle, welche der König als Grabstätte des Hohenzollernhauses im Anschluß an den geplanten Neubau des Berliner Domes zu errichten beabsichtigte. Aber wie der Campo Santo nicht über seine Grundmauern hinausstieg und somit die Gelegenheit, die Zeichnungen Cornelius als Fresken in den Wandschmuck der hohenzollernschen Grabstätte zu verwenden, so sind doch schon die „Martons“ wunderbare Bergen seiner Schaffenskraft, seiner tiefen Auffassung und seines hohen Geistes. Mit dem Stich dieser seiner großartigsten Schöpfung aber beauftragte Cornelius Thäter, und mit unermüdelichem Eifer ging dieser an die Arbeit, die ihn bis zum Jahre 1848 beschäftigte und die seinen Ruhm weit hin verbreitete, daß er schließlich zum Professor in München berufen wurde. Wir müssen es uns leider versagen, auf die weitere künstlerische Tätigkeit Thäters näher einzugehen und seine hervorragenden Leistungen als Lehrer hervorzuheben, die ihn auf den Gipfel seines Ruhmes erhoben.

Die Arbeit ließ Thäter keine Ruhe, sie begleitete ihn bis ins Greisenalter, sie erfreute und beglückte ihn. Und als er 1868 seine Professur aufgegeben hatte, war er immer noch rastlos tätig wie in seinem Atelier, so als Vorstand des Münchener Kupferstecher-Kabinetts, dessen Sammlung zu sichten und zu ordnen die letzte Aufgabe seines Lebens war. Im Jahre 1870 stellten sich schwer asthmatische Beschwerden ein, zu denen heftige Gemütsregungen, hervorgerufen durch den Tod seiner geliebten Gattin, traten, die jene fast unerträglich machten. Aber mit Geduld er-

trug er sein Leiden und bewahrte sich die volle Frische seines Geistes. Im August suchte er Erholung in einem Landaufenthalte am Bodensee. Zwar schien es, als ob die Luftveränderung und der Aufenthalt im Freien Genesung bringen sollten; aber es war doch nur ein lehrtes Aufklappen gewesen. Mit erneuter Gewalt brach das Leiden hervor, und am 14. November 1870 entschlummerte er sanft und ohne Todeskampf im Vertrauen auf Gottes Gnade und Güte, auf die er Zeit seines Lebens so fest gebaut und die sich in seinem ganzen Leben so wunderbar betätigt hatte.

Julius Thäter war ein Mann des tiefsten Gottvertrauens, das ihn bereits in seiner Jugend besaß, ihm im Alter über die Zeiten der Not und Trübsal hinweghalf und ihn auch nicht in der Stunde des Todes verließ. Er hatte eine innige Liebe und Verehrung gegen seine Mutter, die sich in rührender Weise ausdrückt in seinen Briefen, die er von Nürnberg aus an seinen Freund Ernst Nietzsche geschrieben hat. Endlich aber besaß Thäter eine begeisterte Liebe zu seiner Kunst. Ja, Thäter war ein ganzer Mann, der wohl als ein nachahmenswertes Beispiel uns vor Augen gestellt werden kann, und dem nachzueifern eines jeden Streben sein sollte!

Ein Probelauf.

Novellistische Skizze von E. A. Stolz.

Frau Amtsgerichtsrat Hoffmann war recht unzufrieden mit Hilburg, ihrem Töchterchen — und warum? Das siebzehnjährige Kind wollte durchaus Schlittschuhlaufen lernen.

Schon als Kind hatte sie diesen gewiß nicht unberechtigten Wunsch geäußert, aber da hatte man ihr einfach gesagt, das schickte sich nicht für Töchter aus guter Familie.

Ihrem Einwurf, daß doch gerade alle die „höheren Töchter“ — Sanitätsrats Karola, Justizrats Doris und andere die eifrigsten Schlittschuhläuferinnen waren, hatte man einfach damit zum Schweigen gebracht, daß man ihr klar machte, es schickte sich denn doch nicht; überhaupt hätten Kinder nicht das Recht, der höheren Weisheit der Eltern zu widersprechen. Nun aber war sie bald achtzehn, und da ließ sich diese schroffe Ablehnung kaum aufrecht erhalten. Und was hatte denn überhaupt Frau Amtsgerichtsrat Hoffmann gegen das Schlittschuhlaufen? Sehr viel, sie hatte dabei ihren Gatten kennen gelernt!

Wenn der freundliche Leser dazu ein bedenkliches Gesicht machen und die schöne jugendliche Aserin empört das Blatt beiseite werfen sollte, so kann der Erzähler diese wahrhaftigen Geschichte zur Beruhigung mitteilen, daß die Ehe des Amtsgerichtsratpaars keineswegs eine unglückliche war.

Aber Frau Mathilde war in großen Verhältnissen erzogen. Generalstochter mit etwas Vermögen und sie hatte Bewerber die Hülle und Fülle g'habt — darunter junge reiche Offiziere, denen es um gute Verbindungen zu tun war und die selber reich genug waren, um auf das Kommissvermögen zu verzichten — sie hätten die Tochter des „Kommandierenden“ auch gänzlich ohne Mitgift genommen.

Aber hatte ihren eigenen Kopf. War da ein hübscher, junger, schneidiger Gerichtsassessor, der als Reservelieutenant der Artillerie in der Gesellschaft Zutritt hatte. Er war ein brillanter Reiter, Lawn-Tennis-Spieler, Schlittschuhläufer — kurz das Ideal eines Kavalliers. Und beim Schlittschuhlaufen lernte sie ihn kennen — ihn sehen und lieben war eins. Natürlich gab es zu Hause Krieg.

Erzelleuz hatte mit seinem einzigen Töchterchen andere Pläne — ein Offizier von Adel — möglichst Kavallerist — möglichst alter Adel — mindestens ein Freiherr sollte es sein — und wäre es wenigstens ein ablicher Majoratsbesitzer gewesen — aber ein bürgerlich er Gerichtsassessor! — Aber das Töchterchen blieb fest, ihr Gesichtchen wurde schmal, ihre Augen trüb und rotgerändert

vom vielen Weinen. Da kapitulierte zuerst die Mutter, die zwar nicht weniger adelsholz war als Erzelleuz, aber schließlich doch ein Frauenberg in der Brust trug — das Ende vom Liede war, Erzelleuz gab seine Einwilligung widerwillig und dem Töchterchen eine standesgemäße Ausstattung — aber keinen Biennig Mitgift. Auch zur Hochzeit, die in aller Stille gefeiert wurde, kam er nicht und erlaubte auch seinen beiden Söhnen, die als Leutnants bei den Kürassieren standen, nicht, daran teilzunehmen. Mit Mühe setzte die Mutter es durch, wenigstens mit zur Trauung gehen zu dürfen.

Die ersten Jahre ging es fröhlich und zufrieden, der Assessor hatte etwas Vermögen, wurde bald Amtsrichter, und in dem kleinen Provinzstädtchen, wo er ansässig wurde, war es billig und die Repräsentationspflichten nicht übermäßig drückend. Aber das wurde anders, als Hoffmann nach der Provinzialhauptstadt im Westen der Monarchie versetzt wurde mit ihren teuren Mietern, ihren teuren Lebensmittelpreisen, ihrem Glanz, Luxus und Aufwand. Und mitmachen mußte man, wenn man in der Gesellschaft etwas gelten wollte: Gesellschaften, Bälle, Konzerte und Theater! O, was kostete das für ein Heidenlohn! Sie waren beide nicht unbescheiden, sie machten eben mit, weil sie mußten, dabei war das kleine Vermögen nicht größer geworden, aber man tröstete sich damit, daß ja das Vermögen der Eltern noch da war, daß man Mathilde bei ihrer Verheiratung vorenthalten hatte. Als aber Erzelleuz das Zeitliche gesegnet hatte, da stellte es sich heraus, daß die Renten von den Kürassieren das gesamte Vermögen verpulvert hatten. Der eine, der mit Leib und Seele Soldat war, ging zu einem billigeren Dragonerregiment in einer kleinen Grenzgarison über, der andere nahm seinen Abschied und ging zum Postdienst über, Mama konnte nur für einen von ihnen die Zulage erschwingen. Amtsrichters aber saßen da mit ihrem bis auf wenige Tausende zusammengeschmolzenen Vermögen und gingen an zu sparen und zu knausern — mit Mühe und Not hielt man den äußeren Schein aufrecht und es begann jene Zeit des glänzenden Glends, die im höheren Beamtentum so häufig ist, bis Avancement und damit das höhere Gehalt kam.

Frau Mathilde grante es, wenn sie jener Zeit gedachte, sie verwünschte ihre damalige Leidenschaft für den Eisport und ihre damalige Hartnäckigkeit ihren Eltern gegenüber, denen sie jetzt vollständig recht gab. Und darum sollte auch Hilburg durchaus nicht Schlittschuhlaufen lernen. Zumal ja nun auch schon so ein junger Saujwind von Referendar um das „Kind“ herum schwärmte! Ein Referendar, ein unbeförderter, das wäre etwas gewesen! Und Vermögen hatte er auch nicht, das hatte sie schon heraus gebracht — hing ganz von einem alten Dackel ab und hatte noch nicht einmal Aussicht diesen zu beerben — und er war bürgerlich! Ja, ja die Tochter seiner Erzelleuz hatte auch den früheren Glanz des Elternhauses noch nicht vergessen — sie hoffte ihn im Hause der Tochter wieder erblicken zu sehen. Und dieser unbeforderte Mensch hatte wirklich die Reiztheit gehabt, Hilburg zu fragen:

„Und laufen denn gnädiges Fräulein gar nicht Schlittschuh?“

Sie hatte alle Mühe, ihn fern zu halten — er durfte um alles in der Welt nicht Gelehrtheit bekommen, sich mit dem Kinde auszusprechen, denn daß er sie liebte, war ja ganz klar, und zu ihrem Schrecken war zu bemerken, daß er auch dem Kinde nicht ganz gleichgültig war. Da bedurfte es denn ihrer ganzen Wachsamkeit, zu verhindern, daß sie mit einander allein blieben. Glücklicherweise schien aber das Kind sich jetzt in den Willen der Mama ergeben zu haben. Sie besuchte nur noch ab und zu ihre Freundin, Justizrats Karola — vom Schlittschuhlaufen aber war nicht mehr die Rede — Gott sei Dank! Aber heute, was war denn nur? Heute

quälte sie schon den ganzen Morgen, sie wollte gern nach der Eisbahn. Eigentlich war das ja auch kein Wunder — der Verein „Harmonie“ hielt ja heute seinen Schlittenkorso ab. Die „Harmonie“ war nach dem Offizierskaino die feinste Vereinigung der Stadt und vor allem die reichste, ihr gehörten alle großen Handlöhren und Schlichtbarone an. Aufgedessen wurde bei ihren Festen ein unerhörter Prunk entfaltet und speziell ihre Porsofahrten waren gerade Sehenswürdigkeiten.

Endlich ließ sich Mama erweichen, und gegen 2 Uhr schritt sie glückstrahlend san Mamas Seite der Eisbahn zu.

Kaum aber dort angekommen — wen sahen sie sogleich vorüber hieben? Hans Erlau, den unbeforderten Referendar. Er grüßte tief und ehrfurchtsvoll, sah aber äußerst vergnügt und sehr glücklich aus. Mama wußte am liebsten gleich wieder gehen, aber Hilburg hat und steht so lange, bis sie sich erweichen ließ. Nach kurzer Zeit aber schwebte er heran, grüßte höflich, küßte sie gewandt und ungewollt eine sehr lebhaft Unterhaltung, deren Kosten er allerdings fast ganz allein bestritt, an. Die Amtsgerichtsrätin nämlich beobachtete eine eifrige Zurückhaltung, die einem jüngeren Kollegen ihres Gatten gegenüber geradezu eine Beleidigung war. Aber dadurch ließ Hans sich keineswegs einschüchtern, sondern war aufgeräumt, witzig und geistreich. Und nun — Frau Mathilde hatte in Ohnmacht sinken mögen — kam wahrhaftig die gesüchtete Frage: „Nun — und laufen denn gnädiges Fräulein immer noch nicht Schlittschuh?“

„Meine Tochter hat inzwischen keinen Unterricht genommen,“ warf die Rätin schon sein.

„Nun,“ sagte er unbeirrt, „dann ist es aber höchste Zeit, daß der Unterricht beginnt.“

Und nun fing er an zu bitten und sie hat ebenfalls sehr stänisch, es kamen noch Bekannte hinzu und vereinigten ihre Bitten mit denen der beiden jungen Leute. Zulegt willigte Frau Mathilde unter der Bedingung ein, daß sie mitlaufen sollte. Man borgte sich Schlittschuhe und Frau Mathilde merkte, daß man eine Kunst, die man nicht übt, doch verlernt. Sie kam nur langsam von der Stelle. — Aber was war denn das mit den beiden jungen Leuten? Die Hilburg war ja eine ganz außerordentlich gelehrige Schülerin — und nun — war es denn möglich, das ungaratene Kind, da schwebte sie wahrhaftig über das Eis dahin am Arme des Peden, so rasch, daß Mama garnicht folgen konnte. Sie rief, sie schrie — alles vergebens — die sollten es nachher gut haben! Und nun kam sie an — allein, sie hatte ihn weggeschickt, sie strahlte förmlich vor Glück, ihre Augen glänzten und ihre Wangen glühten:

„O Mutterchen,“ rief sie, die Worte übersäuzend, „sei nicht böß, ich bin ja so glücklich — ach, was das ein Probelauf! Ach, ich habe ihn ja so lieb und er mich auch! Und er hat mir gesagt, daß wir schon bald heiraten können, wenn ihr nur nichts dagegen habt! Denkt Dir nur, sein Dackel, der ihn bisher unterhält hat, hat ihn zum Universalerben eingesetzt — den! Dir, er zahlt ihm jetzt nicht mehr wie früher 300 Mark monatlich, sondern 1000 Mark: nicht wahr Mutterchen, das reicht?“

Von diesem Tage an nahm Frau Mathilde das Schlittschuhlaufen wieder auf.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Abstrichrätsel: Friederika Brion.
Scherzrätsel: Lamm, Flamme.
Silberrätsel: 1. Logos, Gaslar; 2. Chloß, Ostar; 3. Semlin, Lirbe; 4. Anker, Kerner; 5. Leo, Opal; 6. Seni, Niger; 7. Weibe, Degen; 8. Stam, Ammer. — Die Anfangsbuchstaben der Wörter an zweiter Stelle ergeben: Golkonda.
Amicell-Rätsel: Bärsche — Sprüche.
Kroftichon: Wachtel, Uelle, Elias, Radler, Zimmer, Babel, Usingen, Kafes, Galgen. — Die Anfangsbuchstaben ergeben: Waerzburg.
Abteilrätsel: Basel-Kuber-Eisen-Abel-Nähe-Base-Laube-Neise-Nabe-Nachje.
Dreißilbige Charade: Uhrrette.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zweiter Sonntag nach Erscheinung des Herrn (Namen Jesu-Fest).

Evangelium nach dem heiligen Johannes 2, 1-11. In jener Zeit ward eine Hochzeit gehalten zu Cana in Galiläa; und die Mutter Jesu war dabei. Auch Jesus und seine Jünger waren zur Hochzeit geladen. Und da es am Weine gebrach, sagte die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben keinen Wein! Jesus aber sprach zu ihr: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Da sagte seine Mutter zu den Dienern: Was er euch sagt, das thut. Es standen aber dajelbst sechs steinerne Wasserkrüge zu den bei den Juden üblichen Reinigungen, wovon ein jeder zwei bis drei Maas hielt. Und Jesus sprach zu ihnen: Füllet diese Krüge mit Wasser. Und sie füllten sie bis oben an. Und Jesus sprach zu ihnen: Schöpfet nun, und bringet es dem Speisemeister. Und sie brachten's ihm. Als aber der Speisemeister das Wasser kostete, welches zu Wein geworden war, und nicht wußte, woher das wäre, (die Diener aber, welche das Wasser geschöpft hatten, wußten es), rief der Speisemeister den Bräutigam und sprach zu ihm: Jedermann setzt zuerst den guten Wein an, und dann, wenn die Gäste genug getrunken haben, den geringeren; du aber hast den guten Wein bis jetzt aufbewahrt. Diesen Anfang der Wunder machte Jesus zu Cana in Galiläa: und er offenbarte seine Herrlichkeit und seine Jünger glaubten an ihn.

Nachklänge zum Weihnachtsfeste.

III.

Es ist Johannes, der Lieblingsjünger des Herrn, dem wir den Bericht über das erste öffentliche Wunder Jesu verdanken. Diese Gelegenheit benützt der Evangelist aber, um uns auf das stille, menschenfreundliche Walten der Mutter Jesu aufmerksam zu machen; es ist die erhabene Aufgabe der Mutter des Gottmenschen, Ihm die Bedürfnisse der Menschen, deren Mutter sie ja auch ist, ans Herz zu legen. Sie bemerkt auf jener Hochzeit die Verlegenheit des armen Brautpaares und sagt in bittendem Tone zu ihrem göttlichen Sohne: „Sie haben keinen Wein mehr.“ Fast scheint es, als ob sie abgewiesen werde mit ihrer Bitte, — aber es scheint nur so, lieber Leser, denn sofort weist sie vorsorglich die aufwartenden Diener an: „Was Er euch sagen wird, das thut!“ Sie hat begriffen, daß der Herr vor den Augen der anwesenden Gäste nicht handeln wolle als der Sohn Marias, sondern als der Sohn Gottes, der (wie Johannes ausdrücklich hervorhebt) dort „Seine Herrlichkeit offenbarte, so daß Seine Jünger nun an Ihn glaubten.“

In Bethlehäm bezeugten das Gold und der Weihrauch der Weisen die göttliche Natur und königliche Würde des Kindes; bei der Taufe im Jordan durch den Vorläufer Johannes verkündete die Herabkunft des Heil. Geistes und die Stimme des himmlischen Vaters den Nazarenischen „Handwerker“ als den Sohn Gottes; in Cana aber tritt Jesus selbst handelnd auf und Er handelt als Gott: Denn (so sagt mit Recht der hl. Augustinus) Er, der in den Gefäßen das Wasser in Wein verwandelte, konnte kein Anderer sein, als der das gleiche Wunder jedes Jahr am Weinstock vollzieht.“ Und von diesem Augenblicke an

(so hebt der hl. Evangelist Johannes hervor) „glaubten Seine Jünger an Ihn.“ Das Apostel-Kollegium begann sich zu bilden.

Wir wundern uns daher nicht, wenn die Kirche gerade diesen Sonntag auserwählt hat, um das Gedächtnis des allerheiligsten Namens Jesu zu feiern. Am Hochzeitstage geht ja der Name des Bräutigams auf die Braut über; der Name Jesu wird also von nun an Zeugnis dafür ablegen, daß sie (die Kirche) Ihn als Braut gehört, — deshalb wollte sie diese teure Erinnerung an die Feier jener Hochzeit in Cana küssen, auf der die Apostel, als Erstlinge der Kirche, den Namen des göttlichen Bräutigams annahmen, indem sie sich Ihn als gläubige Jünger anschlossen.

Wir kehren nun, lieber Leser, zu unserer abgebrochenen Betrachtung über die Berufung der heidnischen Weisen zur Krippe zurück. Die Kirche ist von der Idee, daß diese Berufung der Weisen das Vorbild, und der Anfang der Berufung der Heidenwelt ist, so durchdrungen, daß sie beinahe des Vorbildes vergißt, um sich nur mit dem Vorgebildeten (also der Hauptsache) zu befassen, — daß sie in ihrem Fest-Gebete vom Dreikönigentage den Stern der Weisen nur als das Geheimnis der Liebe betrachtet, wodurch der himmlische Vater an diesem Tage Seinen Eingeborenen allen Völkern offenbart hat: „O Gott, (betet sie) der Du am heutigen Tage Deinen Eingeborenen den Heiden durch die Führung des Sternes geoffenbart hast, verleihe gnädig ich, daß wir, die Dich schon aus dem Glauben erkannt haben, bis zur Anschauung Deiner erhabenen Schönheit (im Himmel) gelangen. Durch Denselben Jesum Christum etc.“

Wir also, lieber Leser, sind es, die in den hl. drei Königen — als unseren Repräsen-

Kirchenkalender.

- Sonntag, 17. Januar. 2. Sonntag nach heilige drei Könige. Fest vom hl. Namen Jesu. Antonius, Einsiedler † 356. Evangelium Johannes 2, 1-11. Epistel: Römer 12, 6-16. ● St. Andreas: Morgens 8 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Gymnasiasten, Nachmittags 3 Uhr Predigt mit Andacht. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion und Versammlung der Jungfrauen-Kongregation.
- St. Martinus: Morgens um 1/8 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion für die Schule an der Renkerstraße und 1/9 Uhr für die Schule an der Kronprinzenstraße. Nachmittags 1/4 Uhr Andacht und Ansprache für die marianische Männer-Sodalität. ● Karmelitesen-Klosterkirche: Morgens 1/7 Uhr erste hl. Messe, 1/9 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Predigt, darnach Fest-Andacht und feierl. Umzug durch die Kirche.
- Montag, 18. Januar. Petri Stuhlfeier zu Rom. Priska, Martyrin † 86.
- Dienstag, 19. Januar. Kanutus, König und Martyrer † 1088.
- Mittwoch, 20. Januar. Fabianus und Sebastianus, Martyrer † 250.
- Donnerstag, 21. Januar. Agnes, Martyrer † 304.
- Freitag, 22. Januar. Anastasius, Martyrer † 628, Vincenz, Martyrer † 304. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 1/8 Uhr Kreuzweg.
- Samstag, 23. Januar. Maria Vermählung. ● Clarissen-Klosterkirche: Morgens 1/7 Uhr Hochamt.

tauten — die unschätzbare Gnade des heiligen Glaubens und der Berufung zum Christentum empfangen haben; in unserm Namen haben diese Erstlinge aus den Heiden — deren Nachkommen wir sind — den Heiland in der Krippe zu Betlehem angebetet; in ihrer Berufung feiern wir unsere Berufung zum Lichte des Glaubens. Seit diesem Tage gibt es auch kein besonderes Volk Gottes mehr: Das Volk Jesu Christi sind nun alle christlichen Völker; die „auserwählte“ Nation sind alle christlichen Nationen des Erdkreises.

Ganz dieselbe Sprache, lieber Leser, führen auch die hl. Väter der Kirche. Der hl. Hilarius sagt, die Erscheinung des Sternes und die den Weisen dadurch gegebene Offenbarung sei nur das Vorbild der Art und Weise gewesen, wie die Heiden Jesum Christum erkennen und an Ihn glauben sollten. — Der hl. Nazarius setzt hinzu, das eine Geheimnis (der Berufung der Weisen) sei nicht nur das Vorbild, sondern auch das Unterpfand, die Verheißung des andern Geheimnisses (der Berufung der Heidenwelt) gewesen. — Nach dem hl. Fulgentius sind daher die Weisen nicht drei „Privatpersonen“, ohne Nachfolge, ohne Repräsentation, sondern sie sind vielmehr die öffentlichen Vertreter, die Erstlinge der Heiden, gleichwie die Hirten von Betlehem jene Juden repräsentierten, die nach ihnen gläubig in die Kirche eintreten sollten. — Ein ungenannter Erklärer der hl. Schrift endlich sagt: Die hl. Könige waren nicht mehr und nicht weniger, als drei, damit durch diese Zahl vorzubereitet würde, daß die drei großen Völkerfamilien, die von den drei Söhnen Noe's abstammten und die Gesamtheit des Heidentums ausmachten, einst zum wahren Glauben gelangen sollten.

So wurde denn — fährt der hl. Chrysostomus fort — in jenen drei glücklichen Männern, die als die Ersten aus den Heiden von Gott zum Heile berufen worden sind, allen Völkern der Weg zum Heile gebahnt und die Pforte des Himmelreiches geöffnet.

Das Fest der Erscheinung des Herrn ist also das besondere Fest jener Völker, die aus dem Heidentum zum wundervollen Lichte der christlichen Religion gelangt sind. Es ist, wie der hl. Augustin sagt, das Fest, welches wir mit den Gefährten besonderer Freude und Dankbarkeit feiern sollen: wir, die wir von heidnischen Vätern abstammen und erst an jenem Tage zur Teilnahme an den Gnaden der Geburt des Heilandes und an der Erbschaft seiner erbarmungsvollen Liebe zugelassen worden sind. Und so oft wir — sagt der hl. Leo — sehen, daß Menschen von einer falschen Religion zum Bekenntnisse des wahren Glaubens Jesu Christi sich bekehren, dürfen wir überzeugt sein, daß das neue Licht, das die Finsternis ihres Herzens erleuchtet, gleichsam nur der Wiedererschein jenes alten Lichtes ist, welches die Herzen der Weisen einst erleuchtete, — dürfen wir überzeugt sein, daß der leuchtende Schimmer desselben Sternes es ist, der auch jetzt noch in der Welt sich fortpflanzt und fortleuchtet und auf ebenso wundervolle Weise die Geister erhebt, die Herzen bewegt und die Menschen zur Erkenntnis des wahren Gottes geleitet.

Goethe's „Faust“ auf der Bühne

Von Albert Fried.

Am die erste Aufführung des Goethe'schen „Faust“ auf einer öffentlichen Bühne handelt es sich bei dem Jubiläum, das Goethe's unsterbliche Schöpfung am 19. Januar begeht: An diesem Tag des Jahr's 1829 wurde im Hoftheater zu Braunschweig zum ersten Male auf einer Bühne die edle Schöpfung des Goethe'schen Geistes zur Darstellung gebracht. Schon vorher freilich war die Dichtung einige Male im engen Kreise einer Hofgesellschaft, zehn Jahre früher, in den Sälen des Schlosses Monbijou in Berlin gegeben worden.

Prinz Karl von Mecklenburg, ein nicht besonderer sympathischer Fürst, der jüngste Bruder der unvergleichlichen Königin Luise von Preußen, der zu jener Zeit im Schloß Monbijou in Berlin residierte, war der Anreger dieser Vorstellung und der Darstellung des Mephistopheles, den er so gut gab, daß der württembergische Kronprinz von Preußen, der spätere König Friedrich Wilhelm IV., auf ihn den Spottvers machte:

„Als Mensch, als Fürst, als Held gleich schief,
Doch exzellent als Mephistopheles.“

Ein anderer, als nicht minder unruhig bekannter Fürst war der Veranlasser der ersten öffentlichen Aufführung des „Faust“ in Braunschweig, der Herzog Karl II. von Braunschweig, der 1804 geboren, sehr jung zur Regierung kam und in unglaublicher Weise Land und Volk tyrannisierte. Er wurde dann auch im Jahre 1830 verjagt und spielte fortan in Paris als sogenannter „Diamant-herzog“ eine Rolle. Als er im Jahre 1873 in Genf starb, hinterließ er dieser Stadt sein Niesen-Bemühen unter der Bedingung, daß man ihm eine Colossalstatue setze. Wie diese Wunderlichkeiten und viele andere zeigen, daß dieser Herzog ein anomaler Mensch war, der in den sieben Jahren seiner Regierung sich von den tollsten Lagen leiten ließ.

Nichts anderes als eine tolle Lauge war der Einfall, den Goethe'schen „Faust“ auf die Bühne zu bringen. Der boshafte Monarch wollte damit seinen Hoftheater-Direktor ärgern. Dieser, in jedem Falle um die deutsche Bühnenkunst sehr verdiente Theatermann hatte nämlich auch einen „Faust“ für die Bühne gedichtet, der überall gegeben wurde, und als der Herzog Karl die es Stück auf seinem Hoftheater sah und dabei vernahm, daß auch Goethe einen Bühnen-„Faust“ gedichtet, mochte er, den es immer ungenießer freute, wenn er Jemandem, sei es einem Minister oder sonst einem seiner Angestellten und Untergebenen einen Schabernack spielen konnte, sich wohl denken, daß Klingemann sich sehr ärgern mußte, wenn durch eine Aufführung des Goethe'schen „Faust“ der seine verdunkelt würde. So erzielte er den Klingemann kurzer Hand den Befehl, die Dichtung Goethe's auf die Bühne zu bringen.

Bergebens ärgerte Klingemann und sträubte sich dagegen; die Dichtung Goethe's sei unaussprechlich, Goethe selbst habe sie gar nicht für die Bühne geschaffen. Dies ist nun freilich richtig. Indessen hat Goethe selbst später wohl an eine Aufführung seiner Dichtung gedacht, und schon im Jahre 1810 beschäftigte er sich vielfach mit dem Plane, das Stück in Weimar zu geben, ja er auch deswegen an seinen Freund Zelter, den bekannten Direktor der Berliner Singakademie, daß er ihm die Musik dazu schreibe, welche ehrenvolle Aufgabe aber Zelter ablehnte, wie überhaupt aus dem Goethe'schen Plane nichts wurde.

Auch jetzt verhielt sich Goethe, als der vom Herzog unablässig wegen der Aufführung gedrückte Klingemann sich an ihn wandte, ablehnend. Dem Altmeister in Weimar war Klingemann nicht sonderlich sympathisch; er hatte sich schon früher ablehnend verhalten, als Klingemann den „Goet“ für die Bühne einrichten wollte.

So mußte denn nun Klingemann bei der Aufführung des „Faust“ auf eigene Hand vorgehen. Er nahm die Goethe'sche Dichtung verzweiflungsvoll her, strich sie zusammen und unternahm das Wagestück einer Aufführung, innerlich überzeugt, das Stück müsse wegen seiner mangelnden Bühnentechnik durchfallen; dann aber wurde der Herzog so absurdum geführt sein und Klingemanns „Faust“ fortan wieder allein die deutsche Bühne beherrschen, was solange in der Tat der Fall gewesen, denn in dem Klingemann'schen Stück trat Ludwig Devrient auf seinen Gastspielreisen als Unbekannter, nämlich als Mephisto, auf, der berühmte Künstler zählte die Titelrolle des Klingemann'schen Stückes zu seinen Pa-

radeleistungen, und überall wurde das Stück mit Beifall gegeben.

Gleichwohl war Klingemann ein viel so-galtiger Theaterleiter, hatte auch viel viel Furcht vor seinem herzoglichen Herrn und Webeter und Ehrfurcht vor der Goethe'schen Schöpfung, als daß er das Stück nicht aufs sorgfältigste einstudieren ließ. Die ausgezeichnetsten Künstler seiner Bühne erhielten die Hauptrollen, Eduard Schily, der in späteren Jahren selbst die Stelle Klingemann's als Theaterdirektor in Braunschweig einnahm, ein hochgebildeter Mann, spielte den Faust, Heinrich Marr, später einer der berühmtesten Charakterdarsteller des deutschen Theaters, gab den Mephisto, Madame Berger eine ebenso anmutige, wie tüchtige Künstlerin das Gretchen, und selbst für die kleinen Nebenrollen führt der Theaterzettel Klänge Namen auf, die später zu Ansehen und Bekanntheit gelangten. So ging das Stück am 19. Jan. 1829, einem Montag, in Szene.

Das Haus war überfüllt; in seiner Hofloge saß Herzog Karl, der eigentliche Urheber dieser ersten „Faust“-Aufführung.

Ueber den Erfolg dieser Aufführung besitzen wir nun freilich keinen Bericht. In Braunschweig gab es damals noch keine Zeitung, nur in Wolfenbüttel erschien zweimal wöchentlich die sogenannte „Landzeitung“, brachte aber keine kritischen Besprechungen.

Nur einige Vermutungen lassen sich aufstellen über die Aufnahme der Aufführung, an der die akademische Jugend des Collegii Carolini lebhaften Anteil nahm. Aus der Tatsache, daß die zweite Aufführung bereits am 3. Februar und zwar „mit aufgehobenem Abonnement“ stattfand, kann man annehmen, daß der Erfolg ein sehr guter war. Daß der Zettel dieser zweiten Aufführung den Zusatz enthielt: „Noch bedeutend gekürzt“ läßt dagegen darauf schließen, daß die erste Aufführung, die nach dem Zettel von 6 Uhr bis nach halb 10 Uhr dauern sollte, den Braunschweigern zu lang erschienen war.

Bemerkenswert ist auch noch das Fehlen einer musikalischen Zugabe; die Musik von Lindpaintner, welche zu dieser Klingemann'schen Einrichtung gehört, kam erst bei späteren Aufführungen des Stückes dazu.

Auch an Goethe berichtete Klingemann über die Aufführung und sandte ihm das Buch seiner Einrichtung, und Goethe sandte ihm ein Dankschreiben, lobte die Bühneneinrichtung und fügte einen goldenen Ring bei mit dem in Amethyst geschnittenen Bilde des Dichters, ein Beweis also, daß der greise Dichter doch eine lebhaft Freude über dieser Aufführung empfand.

Und Goethe durfte sich freuen, denn diese Klingemann'sche Aufführung des „Faust“ war der Anlaß, daß nunmehr eine Bühne nach der anderen die Dichtung in Szene setzte. Am 8. Juni 1829 ward der „Faust“ in Hannover gegeben. Hier hatte Seydelmann die szenische Einrichtung übernommen. Am 27. August 1829, dem Vorabend von Goethe's achtzigstem Geburtstage veranstaltete das Hoftheater in Dresden eine Faust-Vorstellung, die mit einem Prologe von Tieck, gesprochen von Fräulein Fournier, eröffnet wurde, Tieck hatte die Dichtung eingerichtet; Karl Devrient gab die Titelrolle, Pauli den Mephisto, Fräulein Gley, die später unter dem Namen Rettich so berühmte Tragödin, das Gretchen. Dasselbe Tieck'sche Arrangement wurde am 28. August in Leipzig aufgeführt. Dort gab der berühmte Moritz Kott den „Faust“. In Weimar wurde der „Faust“ am 29. August zum ersten Male gegeben, ohne Goethe's Anwesenheit, aber nicht wider seinen Willen und nicht ohne seine Billigung. Dort führte man das Stück mit Musik von Eberwein auf; Durand gab die Titelrolle, La Roche den Mephisto, Fräulein Vorping, eine Cousine des berühmten Komponisten, das Gretchen.

So hat Klingemann's, vom Herzog Karl angeregtes Experiment mit dem „Faust“ diesem unfehlbar zum Bühnenleben verholfen,

und Klingemann sieht nun, wie der bekannte Hamburger Theaterleiter Friedrich Ludwig Schmidt sich in seinen Memoiren ausdrückt, „seinen Namen für alle Zeiten im Tempel des Nachruhms als den ein- und Pfadfinders für die Darstellbarkeit der herrlichsten deutschen Dichtung leuchten.“

Daß er diesen Ruhm widerwillig erwarb, mindert ihn nicht allzusehr herab, eher daß er ihn mit dem Herzog Karl teilt. Dieser ward anderthalb Jahre nach dieser Grottat aus seinem Lande vertrieben, nachdem er Klingemann noch kurz zuvor von der Leitung des Hoftheaters entband und zum Professor am Collegium Carolinum gemacht, wohl auch leblich, um den verdienstvollen Theatermann, der ohne theatralische Interessen gar nicht leben konnte, zu ärgern. Kaum hatte Herzog Karl aber in wilder Flucht im September 1830 sein Land verlassen, so übernahm Klingemann wieder die Direktion des Hoftheaters. Aber bald darauf, am 24. Januar 1831, starb er, im 54. Jahre seines Lebens. Von seinen zahlreichen Dramen, die viele Jahre hindurch die deutschen Bühnen beherrschten, ist kaum eines heute noch bekannt, dagegen bildet seine dramaturgische Schrift „Kunst und Natur“, in welcher er in drei dicken Bänden über die Theaterzustände Deutschlands berichtet, soweit er sie in dem Jahre 1819—23 auf weiten Reisen kennen gelernt, eine wertvolle Quelle für den Theaterhistoriker.

EWIGE FREUNDSCHAFT.

Eine Ballgeschichte von Reinhold Ortmann.

Nun ist an Fräulein Paulas Toilette auch die letzte Schleife arrangiert, das letzte Häkchen geschlossen, und als sie neben ihre Freundin Ilse vor den hohen Ankleidespiegel tritt, da wäre es wahrhaftig schwer zu entscheiden, welcher von beiden der Preis der Anmut und Lieblichkeit sei. Ilse ist blond und zart wie ein Vlameneisfisch, Paula brünett und geschmeidig wie eine jungfräuliche Jägerin aus dem Gefolge der Diana, aber beide mit ihren 18 Jahren reizend zum Anbeissen. Und jede ist voll Entzücken über die Hofseligkeit der anderen.

„Wie süß du aussiehst, meine Ilse! Die Herren auf dem Ball müßten wahrhaftig Stockfische sein, wenn sie sich nicht auf dem Fleck alle in dich verliebten.“

„Ja, wenn du nicht dabei wärst. Aber wer sollte wohl neben dir bestehen!“

„Schäme dich — du bist eine Schmeichlerin.“

„Und du bist mein liebes, einziges Goldherz. Ach, ich kann dir nicht sagen, wie schrecklich lieb ich dich habe.“

„Und ich dich. Ohne dich würde es mir nicht das geringste Vergnügen machen, auf diesen Ball zu gehen.“

Härtliche Umarmung, soweit es die Rücksicht auf die empfindlichen Toiletten gestattet, deren duftiges Mullgewebe die jugendlichen Gestalten wie ein zartes Wöllchen umgibt.

Die Freundschaft zwischen den beiden ist noch nicht sehr alt, denn Ilse's Para ist erst vor vier Wochen in die Hauptstadt versetzt worden. Aber was ihr an Dauer abgeht, ersetzt der Bund der beiden Herzen durch schmerzliche Jannigkeit. Da Ilse von Paulas Eltern mit auf den Ball genommen wird, hat sie sich im Hause der Freundin angekleidet und diese Liebeserklärung vor dem großen Stellspiegel ist mindestens die zehnte im Verlauf der letzten zwei Stunden.

„Wie schön ist es, eine Freundin für's ganze Leben zu haben!“ flüsterte die blonde Ilse, während sie sich noch sanft umschlungen halten. „Und wir werden uns hier bleiben bis in den Tod, nicht wahr?“

„Bis in den Tod und über das Grab hinaus“, versichert Paula feierlich. „Was

auch immer geschehen mag, nichts wird uns jemals trennen.“

Sie fahren auseinander, denn der Vater Paulas, der schon seit einer halben Stunde in Frack und weißer Bluse den Salon durchwandert, klopft an die Thür mit der Frage, ob die jungen Damen denn noch immer nicht fertig seien. Wie zwei leichte Sommervögel flattern sie hinaus, und fünf Minuten später sitzen sie mit den Eltern im Wagen, eng aneinander geschmiegt und unter unan- hörllichem Geflüster.

Seite an Seite auch treten sie in den glänzend erleuchteten Ballsaal ein, dessen Pracht und bunte Menschenfülle auf die an kleinstädtische Verhältnisse gewöhnte Ilse den überwältigenden Eindruck eines bewundernden Wanders hervorbringen. Sie ist so benommen, daß sie sich eng an die bedeutend zuverlässlichere Freundin schmiegt und daß sie ihre blauen Augen kaum umher zu schicken wagt. Am liebsten würden die beiden sich keinen Augenblick von einander trennen. Aber da man doch auf den Ball geht um zu tanzen, müssen sie sich wohl schweren Herzens in das Unbänderliche ergeben.

Der junge Assessor Hertling, einer der hübschesten und elegantesten unter den anwesenden Kavaliere, hat sich schon vor vier Wochen bei Fräulein Paula den ersten Walzer gesichert, und er versäumt natürlich nicht, seine Rechte geltend zu machen. Während sie in dem lustigen Wirbel dahinfliegen, fragt der Assessor so beiläufig, wer denn die reizende junge Dame sei, die er sieben in Fräulein Paulas Gesellschaft gesehen. Er kann sich nicht erinnern, ihr schon früher begegnet zu sein, und es ist auch sicherlich nicht der Fall gewesen, denn eine so bezaubernde Erscheinung würde sich seinem Gedächtnis ganz gewiss eingeprägt haben.

„Sie ist die Tochter eines Regierungsrates und eben erst aus der Provinz hierher gekommen“, antwortet Fräulein Paula ziemlich kühl. „Von Aussehen ist sie wirklich ganz nett.“

„Nur von Aussehen?“

„Na ja, was denn noch? Oder hat Ihr Scharfblick auch schon besondere jeilische Vorzüge an ihr entdeckt?“

„Ich glaubte es beinahe. Dieser weiche Ausdruck des zarten Gesichts, dieser sanfte Blick der schönen blauen Augen —“

Jetzt lacht Fräulein Paula hell auf.

„Ich nenne Sie, Herr Assessor, daß Sie als Amtsrichter in eine recht kleine Provinzstadt kommen. In solchen Nestern pflegen alle jungen Damen diesen weichen Gesichtsausdruck und diesen sanften Augenaufschlag zu haben. Hier in der Großstadt hat man für das, was sich in der Regel dahinter verbirgt, eine nicht sehr schmeichelhafte Bezeichnung.“

„Dummheit — wollen Sie sagen? Sollte auch diese allerliebste junge Dame —“

„O, ich will durchaus nichts gesagt haben. Denn Ilse ist sonst ein ganz gutes Mädchen, und außerdem ist sie meine Freundin.“

Beim nächsten Rheinländer tanzt der Assessor Hertling mit Fräulein Ilse eine Extratour. Und nach deren Beendigung kommt das blonde Mädchen glückstrahlend zu der Herzogsfreundin.

„Was für ein angenehmer und interessanter Gesellschafter ist doch dieser Herr Assessor. Sieh nur“, und sie zeigt ihr die mit unleserlichen Krähensfüßen bedeckte Tanzkarte, „für nicht weniger als drei Tänze hat er mich bereits engagiert.“

Um Fräulein Paulas Lippen zuckt es eigentümlich.

„Natürlich du hast dir ja auch Mühe genug darum gegeben. Wenn man so verschwehderisch ist mit schwachtenden Blicken —“

Das Mädchen steht ganz erstarrt.

„Mit schwachtenden Blicken — ich? Höre, Paula, das ist entweder ein schlechter Scherz oder geradezu eine Beleidigung.“

„Mein Gott, warum so empfindlich! Wenn man gleich mit dem ersten Herrn, der einem

in den Weg kommt, so auffallend kokettiert, muß man sich wohl oder übel auch eine Kritik gefallen lassen. Im übrigen gönne ich Ihnen von Herzen, diesen faden Assessor.“

In Ilse's blauen Augen funkeln Tränen des Jornes.

„Das ist abscheulich. Und es ist nichts als häßlicher Neid, was dich so sprechen läßt. Wenn ich gewußt hätte, daß du es auf ihn abgesehen hast —“

Mit einer Bewegung voll königlichen Stolzes wirft Fräulein Paula den Kopf zurück.

„Ich verbitte mir dergleichen Redensarten. Ich habe es auf Niemanden abgesehen, und es ist nicht meine Art, mich im Verkehr mit Herren herausfordernd zu benehmen. Das überlasse ich anderen.“

Und hoheitsvoll wendet sie sich ab.

Fräulein Ilse aber tanzt nun erst recht mit dem hübschen amüsanten Assessor. Es schint fast, als hätte sie den Streit mit der Freundin sehr rasch vergessen, denn je weiter die Ballnacht vorrückt, desto heller leuchtet die Fröhlichkeit auf ihrem Gesicht.

Da, ehe sich die Paare zur Quadrille aufstellen, tritt Paula noch einmal an sie heran und flüstert ihr mit merklich bebender Stimme zu:

„Du solltest doch nicht vergessen, daß meine Eltern gewissermaßen die moralische Verantwortung für dich übernommen haben. Es würde mir leid tun, wenn ich sie auf dein Benehmen aufmerksam machen müßte.“

Aber der vergiftete Pfeil ist diesmal wirkungslos abgeprallt.

„Tue dir keinen Zwang an, meine Liebe! Ich kann schon verantworten, was ich tue. Jedem Reidhammel kann man's schließlich doch nicht recht machen.“

Paulas brünettes Antlitz wird blaß vor Entrüstung.

„Der Reidhammel geht auf mich, nicht wahr? Aber nun ist es genug. Ich habe mich schmäzlich in dir getäuscht, und es ist wohl am besten, wenn wir von jetzt ab keine Notiz mehr von einander nehmen.“

Das blonde Mädchen zuckt gleichmütig die Achseln.

„Wie es Ihnen beliebt. Der Irrtum ist ebe falls ein gegenseitiger gewesen.“

Damit legt sie lächelnd ihre Hand in den Arm des Assessors, der soeben gekommen ist, sie zur Quadrille zu holen.

Auf den Reigemann folgt das Ballsonper, das an kleinen Tischen eingenommen wird. Der Assessor hat sich natürlich nicht nehmen lassen, Fräulein Ilse zu führen, und als er nun ihr gegenüber an einem der runden Tischchen Platz nimmt, streift er zum ersten Mal seine weißen Handschuhe ab. Die Augen des blonden Mädchens werden ganz groß, als sie den anscheinend noch ganz neuen glatten Goldreif am Ringfinger seiner Linken bligen sieht. Und etwas unbedacht fährt es ihr heraus:

„Sie sind verlobt, Herr Assessor?“

Mit dem unbefangenen Lächeln von der Welt verneigt er sich bejahend.

„Seit drei Tagen, mein gnädiges Fräulein! Die Anzeigen werden morgen versandt werden. Leider kann ich nicht die Ehre haben, Sie mit meiner Braut bekannt zu machen, da sie in Wiesbaden wohnt.“

Für einen Moment hat Fräulein Ilse die weißen Bänderchen in die Unterlippe gedrückt. Dann aber ist sie gegen ihren Kavaller unbedungen und freundlich wie zuvor.

Als das Souper vorüber ist, findet in einem der Nebenräume eine ruhrende Berührungszene zwischen den beiden jungen Damen statt. Natürlich hat keine von ihnen gemeint, was sie der anderen gesagt hat. Alles war nur halb Mißverständnis und halb Scherz.

Und als man gegen Morgen gemeinschaftlich heimfährt, da sitzen Paula und Ilse fest an einander geschmiegt wie zwei Gesellschaftsvögeln im Wagen.

Ihre „ewige“ Freundschaft ist neu gekittet und sie sind glücklich in der Gewißheit, daß nichts den Bund ihrer Herzen trennen kann — es wäre denn ollenfalls ein hübscher junger Mann.

Vernunft.

Skizze von Adolf Lindemann.

Das weiße Licht der elektrischen Bogenlampen verbreitet eine blendende Helle in dem großen, in Weiß und Gold gehaltenen Saale. Es wirft seinen kalten Schein auf die schwarzbefrachte Herrenwelt, die in Gruppen zusammensteht und, den Chapeau *à la mode* etillettengemäß in der Hand, auf das Zeichen zum Beginn des Tanzes warten.

Es beleuchtet die weißen Frauenschultern, die stolz erhobenen Häupter der schönen Frauen und spiegelt sich in den blinkenden Augen und den strahlenden Diamanten wieder und immer verbreitet es denselben grellen, blendenden Schein.

Das übliche Fest beim Geheimen Regierungsrat v. Gollenneck wird gefeiert. Alljährlich zum Geburtstag der einzigen erwachsenen Tochter Dora wird es gegeben. Diese Festlichkeit erforderte zwar große Opfer, doch sie mußte veranstaltet werden, die soziale Stellung des Regierungsrates verlangte es. Dazu kam noch, daß man Dora möglichst bald und vorteilhaft zu verheiraten gedachte, denn die pekuniären Verhältnisse v. Gollennecks waren nicht die günstigsten.

Und heute schien sich der Wunsch erfüllen zu sollen. Der Staatsanwalt Dr. Otto von Salbern war eine sehr gute Partie und nicht abgeneigt, der schönen Dora v. Gollenneck die Hand zum Ehebunde zu reichen. Die Eltern, von Salberns Vater war ein gutsitulierter Rittergutsbesitzer im Ostpreussischen, hatten schon das Erforderliche besprochen, es fehlte nur noch die gegenseitige Aussprache der jungen Leute, und hierzu war das heutige Fest wie geschaffen.

Daß der Ausgang ein in jeder Beziehung befriedigender werden würde, davon war man fest überzeugt, hatte man doch nicht Anstand genommen, das zu erwartende Ereignis in der Gesellschaft zu kolportieren. Man war bis ins Kleinste informiert. Die Damen konnten bereits den Preis des Brillantschmucks, den die zukünftige Braut erhalten sollte, und die Herren wußten schon ganz genau, daß es nach der Proklamierung der Verlobung eine hochfeine Marke der Witwe Cluquot gab.

Nur einer war von all dem anfangs nicht unterrichtet. Er war Keuling in den Sitten der modernen Gesellschaft und vermochte sich nicht mit der Sicherheit zu bewegen, die für einen modernen Salonmenschen erforderlich ist.

Seine Jugend hatte Karl Daniel mit Studien ausgefüllt und nicht Zeit gehabt, sich weltmännische Allüren anzueignen. Auch im übrigen hatte er noch ziemlich „altmodische“ Ansichten; so versicherten wenigstens die anderen Herren, und die Anekdoten, die augenblicklich bei einer Gruppe der Herren erzählt wurde, schienen das zu bestätigen.

„Denken Sie mal, Messjorchen, was unser Studentkollege Daniel vorhin behauptete, als ich ihm *entre nous* die bevorstehende Verlobung der Tochter des Hauses mitteilte.“

„Na, er wird platt gewesen sein, denn er ist doch der frühere Verehrer Fräulein v. Gollennecks.“

„Das scheint er noch zu sein, denn er entgegnete erregt, das sei dummes Zeug, daraus würde nichts.“

„Er muß es ja wissen.“

„Und als ich ihm auseinandersetzte, daß schon alles zwischen den Eltern vereinbart sei und auch die beiden jungen Leute nicht abgeneigt seien, da lachte er und meinte, die beiden hätten ja kaum miteinander ein Wort gewechselt.“

„Haha, als ob das unbedingt notwendig ist, wenn zwei sich heiraten wollen.“

„Das sagte ich auch, da fragte er, wie sie sich denn kennen lernen sollten. Nun bitte ich Euch, muß man denn, um Dora v. Gollenneck kennen zu lernen, sie selber ansprechen?“

„Ja, Daniel hat vorfindliche Ansichten.“

Der also abgeurteilte junge Mann ist auf den Balkon getreten und läßt die kalte Luft der Winternacht um die heiße Stirne und die brennenden Augen wehen.

Der bleiche Mond scheint auf eine schneebedeckte Landschaft. Rahl und grau ragen vereinzelte Bäume aus ihr hervor, sonst alles einödig, starr und tot.

Er ist aus dem Saale geflüchtet, weil ihm das einformige, Eratte, Schablonehafte anwidert. Und hier draußen, die Natur, das selbe.

„O, ist denn alles, alles erstarrt, in kalte Formen gezwängt? Ist denn nirgends ein warmer Pulsschlag mehr zu spüren, klopft denn nirgends mehr ein fühlendes, verlangendes Herz?“

Auch sie schien eine Andere geworden.

Sollte es wahr sein, was man sich im Saal erzählt? Sollte sie ihm abtrünnig geworden sein, sie, für die er gestrebt und gearbeitet? Nein, das konnte nicht sein, sie hatte ihm Liebe geschworen in jener Juli-nacht am Waldesrande vor wenigen Jahren. Dora war damals 17 Jahre alt und er ein flotter Studio-Aufgang der Zwanziger. Die Nacht war herrlich. Sie kamen von einer Waldpartie. Die übrige Gesellschaft war weit voraus, da umarmte er das schöne Mädchen und küßte es. Sie schworen sich ewige Treue. — Der Mond, der heute so bleich vom Firmament auf die mit Schnee und Eis bedeckten Gassen herniederschaut, war Zeuge ihrer Schwüre. Damals ging er purpurn hinter den Bäumen auf und im Gebüsch sang eine Nachtigall.

Dann trennten sie sich auf mehrere Jahre. Er lag seinen Studien ob und machte seine Examinas. Er wollte sich nun als Arzt in einem Provinzialstädtchen niederlassen; er hatte sich das zwar bescheidene, aber traute Heim so schön ausgemalt, und nun schien mit einem Male das Glück zertrümmert zu sein.

Doch nein, er konnte es nicht glauben, es war mögliches Geschwäh. Sagte man doch selbst, daß es zu einer Aussprache noch nicht gekommen sei. War denn der Herr Staatsanwalt seiner Sache so sicher? Ihr Herz war doch sein, das hatte sie geschworen. Er wollte sie selbst fragen, nach dem nächsten Tanz wollte er sich Gewißheit verschaffen.

Der Zufall kam ihm zu Hilfe.

Ein Rauschen von knisternder Seide hörte er plötzlich hinter sich, und als er sich umwandte, blickte er in das schöne Gesicht Doras v. Gollennecks.

„So träumerisch, Herr Doktor? Immer noch der alte Schwärmer, der Mondschein und Sonnenglanz elektrischem Lichtglimmer vorzieht?“

„Das soll doch nicht heißen, Dora, daß Du im Scheine der Bogenlampen das sanfte Licht des Mondes in jener Sommernacht vergessen hast, wo wir uns ewige Treue schwuren?“

fragte der junge Arzt und schaute forschend in die blauen Züge der jungen Salondame.

Diese brach in glöckelndes Lachen aus.

„Hast Du jene Kinderei wirklich die ganzen Jahre mit herumgetragen? Du bist unverbesserlich mit Deinen romantischen Ansichten. Jenes in der Jugendtorheit gefasste Gelöbniß gedenkst Du wohl einzuhalten bis der lähle Kaiser —“

„Ich bitte, keine freivolten Scherze. Mir war es Ernst mit jenem Schwur und ist es noch.“

Ihre Tonart etwas wärmer werden lassend, entgegnete Dora:

„Auch ich hab' Dich noch lieb, Karl, doch wenn Du vernünftig denkst, dann mußt Du Dir doch sagen, daß Du als mittelbarer Arzt ohne Praxis mir und Dir keine gesicherte

Existenz bieten kannst. Du mußt eine vermögende Frau heiraten und ich, da ich auch mittellose Eltern habe, muß eben eine sogenannte gute Partie machen, das gebietet doch die Vernunft.“

„Immer mit Deiner Vernunft, hast Du mir diese? hast Du kein Herz?“

„Die Vernunft muß immer die Oberhand behalten. Was nützt mir die Liebe, wenn ich entbehren muß?“

„Wenn man glücklich ist, kann man manches entbehren, und Not leiden brauchen wir nicht.“

„Das mag sein, doch mußt Du auf meine Erziehung und Lebensgewohnheiten Rücksicht nehmen. Ich bin an Komfort, an Dinerschaft gewöhnt, ich muß Toiletten, muß Equipagen haben. Ich würde mich unglücklich fühlen, wenn ich das vermissen sollte.“

Daniel lachte bitter auf.

„Gewiß, das kann ich Dir nicht bieten, auf Gummi hättest Du nicht fahren können, doch dafür hätte ich Dich auf Händen getragen. Ob das nicht die Equipagen ersetzt hätte?“

Dora wandte sich zum Gehen.

„Was sollen wir uns streiten, wir verstehen uns doch nicht, übrigens ich muß in den Saal zurück. Auf Wiedersehen bei der Tafel!“

Sie rauhste davon und ließ den jungen Mann in Gedanken versinken zurück.

„Ja, bei der Tafel! Da wird der Herr Regierungsrat einen schwungvollen Toast ausbringen, der Worte wie Liebe und Glück enthält.“

Ein bitteres Auflachen folgte diesem Selbstgespräch.

„Haha, was nennen die Liebe und Glück!“ So wie draußen in der Natur, so wehte auch drinnen in der Gesellschaft eine eisige Luft, die jedes warme Gefühl ertöte.

Er war einer jener Blumen, die Sonnenschein und Wärme bedurften, und die der Winter nun erbarmungslos zerföhrt.

Die Hoffnung auf den Frühling ist eine vergebliche. Der Rauhreif hatte die zarte Pflanze zu hart angefaßt.

Anagramm.

Baku, Baal, Gera, Lurf, Kur, Kelle,
Lise, Kalt, Lea, Stieg.

Durch Umstellen der Buchstaben ist jedes der vorstehenden Wörter in ein neues Wort umzuwandeln und zwar derart, daß die Anfangsbuchstaben einen bekannten Tag vor Ostern nennen.

Worträtsel.

Lieber Vater, unser Kränzchen
Ist auf heute angelegt,
Und vielleicht gibt es ein Täzchen
Da die großen Ferien jetzt;
Doch der Himmel ist ganz schwarzlich,
Das Gewitter immerfort
Grollt schon, und ich bitte herzlich,
Willst Du mich — das Rätselwort?
Bei dem Tanz lernt Ali kennen
Einen jungen Offizier,
Und in solchem Alter brennen
Ja die Herzen wie Papier;
Sie führt nicht des Lebens Prosa
Welche hohe Schranken baut,
Ihnen scheint die Zukunft rosa,
Blind der Liebe wird vertraut.
Und so wagt es denn der Kühne,
Zu erstehn der Leuern Hand,
Aber ach! des Vaters Miene
Straft schon seinen Unverstand.
Was er immer mag ersinnen,
Wie die Aussichten er auch malt,
Den Geirungen zu gewinnen
Glückt nicht, und er winkt ihm halt!
„Ja, Sie sehen den Hasen offen,
Während mir zu fern der Postl
Ich bedaure, doch Ihr Hoffen
Müssen Sie — das Rätselwort.“



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dritter Sonntag nach Erscheinung des Herrn.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 8, 1-13. In jener Zeit als Jesus vom Berge herabstieg, folgte ihm eine große Menge Volkes nach, und siehe, ein Aussätziger kam, betete ihn an und sprach: Herr, wenn du willst, so kannst du mich reinigen. Und Jesus streckte seine Hand aus, rührte ihn an und sprach: Ich will, sei gereinigt. Und alsbald ward er gereinigt von dem Aussatz. Und Jesus sprach zu ihm: Siehe zu, daß du es Niemanden sagest; sondern gehe hin, zeige dich dem Priester und opfere die Gabe, welche Moses befohlen hat, ihnen zum Zeugnisse. Da er aber in Kapernaum eingegangen war, trat ein Hauptmann zu ihm, das und sprach: Herr, mein Knecht liegt zu Hause lähmträchtig und leidet große Qual. Und Jesus sprach zu ihm: Ich will kommen und ihn gesund machen. Und der Hauptmann antwortete und sprach: Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehst unter mein Dach, sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund. Denn auch ich bin ein Mensch, der Obrigkeit unterworfen, und habe Kriegerleute unter mir; und wenn ich zu dem Einem sage: geh! so geht er; und zu dem Andern: Komm her! so kommt er, und zu meinem Knechte: thu' das! so thut er es. Da nun Jesus das hörte, wunderte er sich und sprach zu denen, die ihm folgten: Wahrlich sage ich euch, solch großen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden. Aber ich sage euch, daß viele vom Aufgang und Niedergang kommen, und mit Abraham, Isak und Jakob im Himmel am Tische sitzen werden; die Kinder des Reiches aber werden in die äußerste Finsternis hinausgeworfen werden: da wird Heulen und Zähneknirschen sein. Und Jesus sprach zu dem Hauptmann: Geh' hin, wie du geglaubt hast, so soll dir geschehen.

Die christliche Familie.

Schon eilt die liebliche Weihnachtszeit ihrem Ende zu, lieber Leser, denn der heutige dritte Sonntag nach Erscheinung des Herrn ist zugleich der letzte dieser Sonntage aus der Nachfeier von Weihnachten. Er ist ausgezeichnet durch ein Fest, das erst von dem hochsel. Papste Leo XIII. eingeführt worden: Das Fest der hl. Familie Jesus, Maria, Joseph.

Dieses Fest ist zugleich das Titularfest des von demselben hochsel. Papste gegründeten Vereins der christlichen Familien, der nicht nur den Zweck hat, die einzelnen Familien der katholischen Welt unter den besonderen Schutz jener hochheiligen Familie von Nazareth zu stellen, sondern sie auch — und das ist der Hauptzweck — zur Nachahmung dieses Urbildes der christlichen Familie anzufeuern.

Ist die Familie denn tatsächlich von so großer Bedeutung und Wichtigkeit, daß der greise Papst noch im letzten Jahrzehnt seines langen und reichgesegneten Pontifikates gerade ihr seine besondere oberhirtliche Fürsorge zuwenden zu müssen glaubte? Ich antworte aus innerster Ueberzeugung: Die Wichtigkeit und Bedeutung der wahrhaft christlich lebenden Familie für die Kirche wie für den Staat kann gar nicht hoch genug angeschlagen werden. Ich will versuchen, auch Dich, lieber Leser, für diese Ueberzeugung zu gewinnen.

Der Mensch ist nicht auf die Erde geworfen, wie gewisse ungläubige Philosophen geträumt haben, um nach Art der Tiere für sich allein (in der Isolierung) zu leben. Kein Geschöpf kommt so hilflos und elend zur Welt, wie

der Mensch; isolirt könnte der Mensch gar nicht existieren. Nach dem Willen der göttlichen Vorsehung ist die Gesellschaft seines Gleichen für ihn die notwendige Bedingung seiner Existenz, seiner Erhaltung und seiner leiblichen und geistigen Vervollkommnung.

Nun ist aber von allen Gesellschaften, deren Glied der Mensch sein kann, die Familie die erste. In ihrem Schooße empfängt er das zweifache Leben des Leibes und der Seele; unter ihren schützenden Flügeln wächst er auf und von ihr, unter Sorgen und Mühen manigfacher Art vorbereitet, geht er in die bürgerliche Gesellschaft über. Deshalb sehen wir denn auch die Familie vom Schöpfer Selbst eingesetzt im Anfange der Welt. Mit dem ersten göttlichen Segen, der auf die Erde herab kam, empfing sie auf ihrer Stütze das glorreiche Siegel der Unsterblichkeit: „Wachset und mehret euch und erfüllet die Erde“ (1. Mos. 1, 28), so sprach der Herr zur Urfamilie einst im Paradiese. Dieses göttliche Wort kann nicht vergehen; denn wenn auch die erste Embrung (im Paradiese) das Band der religiösen Gemeinschaft des Menschen mit Gott jäh zerriß, — wenn auch die rührende Sündflut die ganze bürgerliche Gesellschaft begrub: Die Familie überlebte dieses tragische Ende und ist seitdem die immer fruchtbare Quelle geblieben, aus der durch alle Jahrhunderte der Strom der Geschlechter sich über die Erde ergießt, und so wird es sein bis zum Ende der Zeiten.

Doch weiter! Die Familie ist nicht nur die älteste der Gesellschaften, sie ist auch die Basis, die Grundlage aller anderen: sie ist die Basis des Staates und der Kirche. Denn was ist der Staat? Er ist nur die

Kirchenkalender.

- Sonntag, 24. Januar. 3. Sonntag nach heilige drei Könige. Eusebius, Bischof und Martyrer † 97. Fest von der hl. Familie. Evangelium Matthäus 8, 1-13. Epistel: Römer 12, 16-21.
- St. Maximilian: Titularfest der Bruderschaft vom hl. Herzen Mariä zur Belehrung der Sünder. Morgens 7, 10 Uhr feierliches Hochamt, Nachmittags 6 Uhr Fest-Predigt, darnach Bruderschafts-Andacht, feierlicher Umzug durch die Kirche und Zedeum. St. Martinus: Hl. Messen um 6 (mit Homilie), 7, 8, 9 feierliches Hochamt mit Pontifikal-Assistenz und 11 Uhr Nachmittags 7, 3 Uhr Christenlehre, 6 Uhr Pontifikal-Komplet.
- Montag, 25. Januar. Pauli Belehrung.
- Dienstag, 26. Januar. Volgarus, Bischof und Martyrer † 106.
- Mittwoch, 27. Januar. Chrysostomus, Bischof und Kirchenlehrer † 407. St. Anna-Stift: Zweiter Mittwoch zu Ehren St. Joseph. Nachmittags 6 Uhr Segens-Andacht.
- Donnerstag, 28. Januar. Karl der Große, Kaiser † 814.
- Freitag, 29. Januar. Franz von Sales, Bischof † 1622. Klosterkirche der Schwestern vom armen Kinde Jesu: Morgens 7, 1/2 Uhr Hochamt.
- Samstag, 30. Januar. Adelgundis, Jungfrau † 684. Martina, Jungfrau und Martyrin † 228.

Bereinigung einer gewissen Anzahl von Familien, unter der Autorität eines gemeinsamen Hauptes, zur Erhaltung und Entwicklung ihrer Existenz und ihres Wohlfelns. Und die Kirche, lieber Leser, ist sie, im Grunde genommen, etwas anders als die Vereinigung aller christlichen Familien, unter der Obhut eines gemeinsamen Vaters, zur Erhaltung und Entwicklung ihres geistigen Lebens? So ist also die Familie für den Staat und für die Kirche, was die Wurzel für den Baum, — was die Quelle für den Fluß, — was das Fundament für das Gebäude ist. Aus den Händen der Familie empfängt der Staat seine Bürger, empfängt die Kirche ihre Kinder.

Aber noch mehr! Es gibt noch einen tieferen Grund für die ausgesprochene Wahrheit, daß die Familie als die wichtigste der menschlichen Vereinigungen oder Gesellschaften anzusehen sei. Den Menschen zu dem zu machen, was er sein, was er werden soll: heißt das nicht, das Glück oder das Unglück der Welt, ihre Ehre oder ihre Schande in der wirksamsten Weise vorzubereiten? In der Tat, lieber Leser, hier wird uns die ungemein wichtige Bestimmung und Aufgabe der Familie erst recht klar und einleuchtend. Lebt sie nicht eine ausschließliche, Tag für Tag fortgesetzte Tätigkeit über die ersten Jahre der Kindheit aus? Und ist nicht die Kindheit wie weiches Wachs, dem man alle beliebigen Formen einzudrücken vermag? Und diese Formen — gut oder schlecht, und in den Tagen der Kindheit mit so großer Leichtigkeit angenommen — sind sie nicht (mit einigen seltenen Ausnahmen) die einzigen Eindrücke, die sich niemals mehr verwischen? Und ist es nicht wahr, daß der Mensch auf der Reize des Lebens, ja, selbst am Rande des Grabes sich zu seiner Verwunderung im Allgemeinen so wieder findet, wie er sich im Frühling seines Lebens gefannt hat? Vor mehr als dreitausend Jahren war diese Tatsache schon sprichwörtlich: „Der Mensch weicht auch im Alter nicht von dem Wege, den er in der Jugend eingeschlagen“ (Sprichw.), oder wie wir gewöhnlich in prägnanter Kürze sagen: „Jung gewohnt, alt getan“.

Wenn aber die Familie als die Basis des Staates und die Basis der Kirche anzusehen ist, so muß ihre letzte Bestimmung die nämliche sein, wie die Bestimmung, das Endziel dieser beiden Gesellschaften. Und wenn wir nun Jhu, der die Staaten errichtet und die Kirche gegründet hat, wenn wir Jhu fragen nach dem Endziel der Familie, — so gibt uns Sein untrügliches Wort die kurze, klare Antwort: „Der Herr will die Heiligung des Menschen“ (1. Thess. 5). Jährlich, ein erhabenes Ziel, wenn es je ein solches gab! Einbegriffen sind darin sowohl das Glück als auch die Mittel, es zu erlangen: in dieser Welt das physische (leibliche) Leben, das geistige und das religiöse Leben, — in der anderen Welt aber die Befreiung von jedem Uebel, die vollkommene Entwicklung aller Fähigkeiten des Menschen, die Befriedigung all seiner berechtigten Wünsche und seine ewige Ruhe und Seligkeit in Gott! Und mag es dem blinden Materialismus unseres Jahrhunderts noch so sehr mißfallen: Die Heiligung des Menschen ist und bleibt das letzte von Gott gesetzte Endziel; sie ist es, worauf namentlich die Kirche hinarbeiten soll und mit ihr die christliche Familie.

Der gesunde Magen.

Von Dr. med. H. Ebing.

Die Nahrungsaufnahme, an welche die Fortdauer des Lebens geknüpft ist, von deren Beschaffenheit und Menge auch die Gesundheit abhängt, wird durch die Empfindungen „Hunger und Durst“ angeregt. Den Hunger spürt man vorzugsweise im Magen, den Durst in der Kehle. Der Hunger steigt und fällt im gesunden Zustande mit dem Bedürfnisse des Organismus nach festen Nahrungsmitteln

und somach mit dem Verbrauche von Körperbestandteilen. Das Kind, welches wachsen soll, der Arbeiter, welcher stets Blut und Körpersubstanz verbraucht, der Kranke, welcher zur Gesundheit zurückkehrt, der Wanderer, der starke Bewegungen ausführt, sie alle hungern häufiger und stärker als alte, bequeme und träge Personen.

Männer hungern im Allgemeinen stärker als Frauen; Sanguiniker mehr als Phlegmatiker.

Wir alle wissen, daß ungestörte Verdauung das beste Zeichen eines gesunden Magens ist. Deshalb wurde von jeder dem Verdauungsvorgänge die größte Aufmerksamkeit geschenkt, aber erst die moderne Forschung hat Licht in diesen dunklen und komplizierten Prozeß gebracht. Die neuen Forschungen haben ergeben, daß die Magenwand einen besonderen Stoff absondert, das Pepsin. Dieses Pepsin bringt harte Substanzen, wie Eiweiß, Fleisch und Früchte, in lösliche, verdauliche Form. Auch spielt die Magensäure, die Salzsäure, eine große Rolle beim Verdauungsprozeß. Personen die daher an schwacher Verdauung leiden tun gut, täglich zwei- bis dreimal einen Eßlöffel voll von folgender Mischung zu nehmen: Pepsin 5,0, Salzsäure 1,0, Zucker 10,0, Wasser 200. Dieses Rezept ist ein sehr gebräuchliches, ein moderner Medizinisch geworden.

Neben Pepsin und Salzsäure spielen bei der Verdauung auch die Bakterien oder Pilze eine sehr große Rolle. Man hat festgestellt, daß 16 Arten von Pilzen den gesunden Magen bewohnen. Diese Pilze haben wie das gesunde Blut eine desinfizierende, tödende Eigenschaft. Sobald sich schädliche Pilze wie der Cholera-, Typhus- oder Tuberkel-Bazillus, in den Magen einschleichen, werden sie von den Spaltpilzen des gesunden Magens angegriffen und getötet. Nur wenn der Magen krank ist, wenn durch Verdauungsstörung die Spaltpilze außer Tätigkeit gesetzt sind, können Krankheitsbazillen zur Geltung und Gefährlichkeit gelangen. Man sieht auch hieraus wieder, wie ungeheuer wichtig eine gute Verdauung, ein gesunder Magen ist, wie nötig es ist, ihn zu schonen und ihn nicht zu sehr zu maltrahieren, wie es nur zu oft durch Unmäßigkeit in Essen und Trinken geschieht.

In einem gesunden Magen ist der Angriff der Spaltpilze auf ein genossenes Nahrungsmittel ein sehr lebhafter. Die Pilze zerlegen die Speisen und verursachen so eine reichliche Gasentwicklung. Allmählich jedoch verlangsamt sich die Wirkung der Spaltpilze und hört schließlich ganz auf, weil sich zuviel Magensäure bildet. Alle Spaltpilze des gesunden Magens verlieren nämlich ihre Kraft bei überschüssiger Magensäure. Namentlich ist es die Milchsäure, die sich bei der Ferseung der Speisen bildet. Die Folge überschüssiger Säurebildung, hervorgerufen durch zu reichlichen Zucker- oder Fettgenuß, ist der verdorbene Magen. Abstumpfung, also Hellmittel sind doppelkohlen-saures Natron oder Magnesia. Von beiden Mitteln nimmt man dreiskündlich einen Theelöffel voll.

Schädliche Pilze gelangen meistens durch die Nahrung in den Magen. Besonders die Milch und die Milchspeisen sind ein günstiger Boden für schädliche Pilze.

Eine Fliege, welche Typhus-, Cholera- oder sonst einen Gift-Bazillus an ihren Beinen oder ihrem Rüssel hat, kann diese Pilze leicht auf jede Speise absetzen, und so während der Sommerhitze eine böse Vermehrung schädlicher Bakterien veranlassen. Es empfiehlt sich daher, selbst gekochte Speisen nie zu alt werden zu lassen, zumal wenn irgend eine Epidemie herrscht.

Um sich einen gesunden Magen zu erhalten, ist es vor allen Dingen nötig, auf eine richtige Diät zu sehen das heißt auf die angenehme Auswahl und Zuführung von Nahrungsmitteln.

Derjenige Arzt hat Anspruch auf das meiste Vertrauen, welcher die Diät zu einer Hauptsache seiner Behandlungsweise macht, denn

es unterliegt keinen Zweifel, daß einmal entstandene Krankheiten nach ganz bestimmten Gesetzen, sei es im Guten oder Schlimmen verlaufen. In diesem Kampfe um die Gesundheit spielen die Pilze eine hervorragende Rolle. Jeder Mensch hat es also in seiner Gewalt, körperliche Gesundheit zu erreichen, wenn es ihm nicht an Erkennen und Wollen fehlt. Gesundheit und Lebensdauer hängen von der Art und Weise ab, wie den Forderungen einer angemessenen Diät Rechnung getragen wird. Selbst angeborene Krankheitsanlagen lassen sich durch eine richtige Lebensweise schwächen, oft sogar ganz aufheben. Wir müssen uns nur daran gewöhnen, von Jugend auf, eine strenge Selbstbeobachtung zu üben, d. h. uns in unseren körperlichen Schwächen zu erkennen und darnach unsere Lebensweise einzurichten.

Aus Tokio.

Reisebrief.

Liebe Ziti!

Aus dem Reiche der aufgehenden Sonne bekommst Du heute einen Brief, und zwar einen langen, ausführlichen Brief. Wie immer, so habe ich auch diesmal Glück, denn ich bin in ein Land gekommen, das — um mich bildlich auszudrücken — einem Vulkan vor seiner Eruption gleicht. Alles ist hier Stimmung — Kriegsstimmung, chauvinistischer Enthusiasmus, wenn auch nicht alles pures Gold ist, was glänzt und das Europäerange sich abgewöhnen muß, Japan als Land der asiatischen Vollendung anzusehen.

Vor dreimal vierundzwanzig Stunden bin ich nun hier vor Anker gegangen, habe mir angesehen, was irgend anzusehen war und will nun, obwohl einem alten Schiffingenieur, wie ich einer bin, das immerhin etwas schwer fallen dürfte, versuchen, Dir meine Eindrücke schildern.

Der Europäer, der nach Tokio kommt, darf keine Vergleiche zwischen dieser Stadt mit europäischen Großstädten ziehen. Wenn auch hier manches, ja vieles, europäisiert ist, so schimmert durch den Europa-Lack doch immer das Asiatische hindurch. Und Tokio soll ruhig seinen primären asiatischen Charakter bewahren, es bleibt deshalb doch — oder besser: gerade deshalb — eine der schönsten Städte des Pfannkuchens, den Jhr in Euren Geographiestunden Erde nennt.

Wenn man so in die blaue Yado-Bucht hineindampft und die Sumigadawa ihr selbes Gerinnsel in die blaue Flut hineinspülen sieht — wenn das D-Schiro, das Kaiserschloß, im Abendsonnengold leuchtet und aus den prächtigen Gärten, in denen kleine, gleichsam geschnittene Häuschen liegen, die weißen Magnoliablüten schimmern — dann muß man an Stambul, an Napoli, an Lisboa, oder besser: an alle drei Berlen zusammen, denken — Doch ich will nicht träumen und schwärmen — ich will ja mit meiner lieben, kleinen Ziti plaudern.

Also wie gesagt: bitte keinen europäischen Maßstab anlegen! Nur die Hauptstraßen weisen Backsteinbauten auf. Die eigentliche Stadt, in der die früheren Daimirs residierten, ist ein großer Garten mit kleinen, zierlichen Holzhäuschen, mit buddhistischen Tempeln und Kapellen, mit lustigen Theehäusern, deren Wände Bambusmatten bilden usw. Und wenn alles zierlich und niedlich ist, so sind am zierlichsten und niedrigsten die geschmückten, hölzernen Brückchen, die hier und da die Ufer des Sumigadawa miteinander verbinden.

Ich setze mich natürlich sofort in eine Zinrikisha. Das ist eine Art großer Kinder-sportwagen, ein System, das von einem Mann gezogen, hier die Fiaker vertritt. Man fährt darin leicht und elegant, gleichsam, wie auf Summirädern. Das menschliche Pferd wendet sich dabei mit geradezu beneidenswerter Geschicklichkeit durch die Menschenküvel hindurch, die sich hier um eine Rettung balgen, oder dort sich um einen Anichtsartenverläufer

drängen, der Karten mit Spottbildern auf die Russen feilbietet.

Ich erinnere mich noch lebhaft der Zeiten anno 1870, als es gegen die Franzosen losging. Wer ja damals schon ein neunjähriger Bengel. Uebuliche Stimmung herrscht jetzt hier in Tokio. Aller Augen glänzen. Etwas Warmes, Leidenschaftliches vibriert in jeder Stimme. Und die Straßenjungen singen ein grauliches Zeug zusammen. Glücklicherweise verstehe ich nur ein paar Worte Japanisch.

Aber diese Kriegsstimmung der aufstrebenden Inselaner findest Du nicht nur auf der Straße, Du findest sie überall. In den Privatwohnungen, in den Theestuben und in den Opiumhöhlen. Die ganze Luft scheint von dieser Kriegsstimmung voll zu sein, der ganze Boden scheint mit Hass unterminiert zu sein. Wann wird sich dieser wassenhaft aufgeregte Sprengstoff entzünden? Wann wird es losgehen?

Doch es ist nicht meine Obliegenheit, das politische Horoskop zu stellen. Da will ich Dir lieber erzählen von den Sehenswürdigkeiten der Stadt. Der Jirikisha-Führer brachte mich zuerst nach dem Parlamentsgebäude. Das ist ein ziemlich düstere, unscheinbarer Kasten. Die Ministerialbauten, Museen etc. sind bedeutend stattlicher und schöner. Ich hatte Glück. Es war gerade Sitzung. Duster lag der halbmondförmige Sitzungssaal da. Und die mit dunkelroter Seide überzogenen Sitze leuchteten geheimnisvoll aus der Dämmerung des Raumes hervor. Interessant sind die kleinen Bretchen, die sich an dem Tisch eines jeden Abgeordneten befinden, jedes Bretchen trägt den Namen des Abgeordneten, zu dessen Sitz es gehört. Ist das Bretchen in die Höhe geklappt, so bedeutet das: der betreffende Abgeordnete bittet um das Wort. Nach der Sitzung, der ich beiwohnte, zu urteilen, geht es ziemlich ruhig im japanischen Parlamente zu. Trotz der großen Erregung, die gegenwärtig im Lande herrscht, spricht man mit leiser Stimme ohne heftige Gesten. Das mag aber vielleicht auch daher kommen, daß der Japaner, wenn er erregt ist, im Stillen spricht, wie man dies namentlich in den oft recht leidenschaftlichen Schauspielen beobachten kann. Die Tracht der Abgeordneten ist etwa zur Hälfte die europäische, zur anderen Hälfte Nationaltracht.

Im Stadtbezirk Nodschimatschi liegt der Kaiserpalast, den ich am nächsten Tage aufsuchte. Er ist mit seinen Gärten und Dependancen von einer stattlichen Ausdehnung. Mauern und Bollwerke, Thürme, Gräben und Brücken umgürten ihn. Und uralte Bäume schaukeln hinter den mächtigen Mauern hervor. Der Zufall war mir auch an diesem Tage günstig und ich hatte Gelegenheit, den Mikado bei seiner Ausfahrt flüchtig zu sehen. Er ist ein stattlicher Mann von starrer, militärischer Haltung. Seine dunklen Augen blicken ernst, sein Bart ist klein und dünn und das Haupthaar ist kurz geschritten. Das Volk beileidet ihn gerade jetzt, wo die politischen Wogen so überaus hoch gehen, oft eukrasische Begrüßungen.

Unser erster Steuermann hat hier, wie ich Dir vielleicht schon erzählt habe, viele Bekannte in Tokio. Durch seine Vermittlung nun bekam ich denn auch Gelegenheit, mir einmal das Innere eines japanischen Hauses anzusehen. Ich weiß nicht, ob ich Dir das recht werke schildern können, allein ich will es versuchen, damit Du doch wenigstens einen kleinen Begriff davon bekommst, wie hier alles so anders ist, als bei uns drüben in Europa. Hergott, was sind das für kleine, lustige Puppenhäuschen, in denen diese Gesellschaft wohnt. Da gibt es keine Fenster, keine Türen, keine Wände, alles sind Matten. Eine Matte schiebst Du bei Seite, wenn Du in ein Haus eintrittst. Eine Matte schiebst Du bei Seite, wenn Du durch eine Oeffnung das Treiben auf der Straße ansehen willst. Und wenn Dir ein Zimmer zu groß erscheint, befestigst Du einfach eine Matte an der Decke,

läßt sie herunter und Du hast zwei Zimmer. Ein Gerichtsvollzieher könnte bei einem Japaner nicht viel machen. Außer einer Theekanne, ein paar Matten, ein paar Steppdecken, einem Kohlenbehälter und einigen Blumenvasen, findet man absolut nichts in diesen Bambushäuschen.

Und nun Schluss, meine liebe Fifi. Der politische Wind scheint verwestelt scharf zu gehen, denn der Kapitän meinte soeben, wir würden wohl bereits morgen wieder heimwärts dampfen. Das wäre ein Spaß, wenn Du mich zum Fasching wieder daheim hättest. Meinen nächsten Brief mit Angaben über die Heimkehr sollst Du aus Hongkong haben.

Bleibe gesund und sei vielmals begrüßt von Deinem

Dankbarkeit.

Nach dem Französischen.

Einige Jahre vor dem Ausbruch der großen Revolution von 1789 hatte an einem trübigen, eisigen Winterabend ein armer Knabe, der Nadeln zum Verkauf anbot, seinen Warenkasten auf den Boulevards von Paris ausgestellt. In jener Zeit war dieser glänzende Stadtteil nicht hell erleuchtet, wie dies heute der Fall ist, sobald die Sonne untergeht. Daher tauchten auch nur hier und da einige seltene Spaziergänger auf, und das flackernde Kerzenstümchen, das der junge Handelsmann angezündet hatte, lockte nur sehr wenige Gaffer und noch weniger Käufer an. Der Knabe, den es verdross, so einsam und verlassen da zu stehen, fand kein besseres Mittel, die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich zu ziehen, als ein lustiges Liedchen zu singen, das ihm gerade einfiel. Doch v. r. g. der kleine Spekulant dabei nicht die Hauptsache; von Zeit zu Zeit nämlich verstand er es, eine pompöse Anpreisung seiner „einfach unübertrefflichen“ Ware einzulegen zu lassen. Durch diesen Kunststreich hatte er es bereits dahin gebracht, einige hundert Nadeln zu verkaufen; aber der Gewinn war so gering, daß er kaum das Licht erbrachte. Trüb dieser Mißerfolge ließ er sich nicht entmutigen, sondern er fuhr fort zu singen und sein Liedchen wiederum durch eine Lobrede auf seine Nadeln angenehm zu unterbrechen.

Ein junger Mann, der in einem kostbaren Mantel gehüllt war, kam zufällig an unserem kleinen Kaufmann vorbei. Er blieb stehen, während ein spöttisches Lächeln über seine Lippen zog, und sagte zu dem Knaben: „Du singst ja falsch, kleiner Kerl.“

„Ihr Müßiggänger hat mir doch keine Stunde gegeben,“ antwortete der kleine Sänger, indem er mit seinem Gesange plötzlich inne hielt.

Diese Antwort erregte das Lachen des Unbekannten in noch höherem Grade.

„Wie heißt Du denn?“ fragte er wieder an.

„August.“

„August? Und weiter?“

„Weiter nicht.“

„Was, Du hast weder Vater noch Mutter?“

„Ich kenne nur eine alte Frau, die für mich sorgt, und die mich wüchelweich durchprügelt, wenn ich nicht genug Nadeln verkauft habe.“

„Und bekommst Du heute Abend auch Prügel?“ fragte der junge Mann, dessen Teilnahme allmählich erwachte.

„Oh!“ sagte der Knabe und verzog ganz drollig das Gesicht, das könnte mir sehr gut blühen, wenn Sie mich noch länger zum Schwagen veranlassen, anstatt mich meine Ware anrufen zu lassen.“

Und wieder ertönte sein gewohntes Pfusen, um die Käufer anzulocken; aber die Käufer schienen nun einmal hatnädig nicht kommen zu wollen. Der Unbekannte beobachtete mit schelmischem Blick seine Enttäuschung. August sagte zu ihm mit einem Anflug von Verdrießlichkeit:

„Mein Herr, gerade Sie bringen mir Unglück!“

„Nun, erwiderte der Unbekannte, „warum bietest Du mir deine Ware nicht auch an?“

„Darum,“ entgegnete August verschämt, indem er den kostbaren Pelz seines Gegenüber musterte, „weil Sie nicht danach aussehen, als ob Sie sich Ihre Anleihen selber zurechtstecken.“

„Was macht das? Komm, gib mir dafür Ra:eln.“

August streckte die Hand aus, und als er bei dem unsicheren Lichte der Kerze nachschaute, sah er ein Goldstück.

„Nehmen Sie meinen ganzen Kram,“ sagte er lustig, „und ich müßte noch dreimal so viel herausgeben.“

„Behalte nur alles,“ antwortete der Fremde, indem er sich wieder in seinen Mantel hüllte, „und bemühe Dich, nicht mehr falsch zu singen und an den Prügeln vorbeizukommen.“

„Lieber Herr,“ sagte der Knabe darauf, „Sie haben in diesem Augenblicke mein Glück begründet. Würden Sie wohl die Freundlichkeit haben, mir Ihren Namen zu sagen, damit ich später meinen Wohltäter wiederfinde?“

„Das ist nun t. g.“ erwiderte der Unbekannte, und suchte loszukommen, doch August ließ nicht nach und packte ihn mit gefalteten Händen an.

„Marquis v. Saint-G...“ sagte der junge Mann und schritt eilig davon.

Der Kleine blieb einen Augenblick unbeweglich und in Schweigen versunken, als ob er sich anstrenge, jenen Namen seinem Gedächtnis einzuprägen. Dann nahm er seinen Korb wieder auf und verließ den Boulevard, indem er ganz nachdenklich murmelte: „Ich werde mich daran erinnern.“

Zwanzig Jahre vergingen, Jahre voll von Ereignissen und Umwälzungen. Die große Revolution hatte mit vielen anderen auch den Marquis von Saint-G... von dessen Großmut und Lustigkeit wir Kunde gewesen, aus seinem Vaterlande vertrieben. Jetzt kehrte er heim mit dem Strome von Emigranten. Die zwanzig Jahre, die harte, sorgenvolle Jahre für ihn gewesen waren, hatten ihn sehr verändert, hatten ihn sehr altert lassen. Er, der einst mit Gütern reich gesegnete Mann, sah sich bei seiner Rückkehr nach Frankreich entblößt von all seinem Hab und Gut, das in der Revolutionszeit verkauft worden war. Freilich hätte er noch einige Besitzungen retten können, die er gerichtlich zurückfordern konnte; doch zu dem Zwecke mußte er einen kostspieligen Prozeß anstrengen, und der Marquis nannte so wenig sein eigen, daß es ihm manchmal am nötigsten fehlte. Vergebens wandte er sich an seine Freunde, an diejenigen, die er einst selbst unterstützt hatte; man versprach ihm viel und hielt ihm gar nichts.

Eines Tages weilte er ganz niedergeschlagen in dem elenden Zimmer, das er bewohnte, als eine elegante Kutsche vor der Tür hielt und ein noch junger Mann, dessen kühneres Wohlhabenheit verriet, bei ihm anklopfte.

Er machte selber auf, denn seit langer Zeit hatte er seinen letzten Diener verabschiedet. Der Unbekannte trat ein, nachdem er sich erkundigt hatte, ob er vielleicht mit dem Herrn von Saint-G... spräche, auf die bejahende Antwort musterte er aufmerksam den Marquis.

„Mein Herr,“ sagte er dann, nachdem sie einige Wort gewechselt hatten, „ich weiß, daß Sie beträchtlicher Summen bedürfen, um einen Prozeß zu führen, von dem Ihr künftiges Wohlergehen abhängt. Ich bin einer der reichsten Kaufleute von Paris und wollte Ihnen mein ganzes Vermögen zur Verfügung stellen.“

„Mein Herr,“ antwortete der Marquis auf höchste erbaunt, „ich weiß nicht, was mir dieses warme Interesse verschafft.“

„Ich heiße August,“ sagte der Besucher, „vielleicht erinnern Sie sich meiner?“

Saint-G... suchte in seinem Gedächtnis die Erinnerung an den kleinen Vorfall auf dem Boulevard war ihm vollständig entsallen. Da erinnerte ihn der Kaufmann an das

Selbst, das er damals dem kleinen wunden Handelswanne als Almosen gegeben hatte.

„Neues Almosen ist gut angelegt worden, Herr Marquis“, fuhr er fort. „Mit dem, was ich Ihrem Großmutter dankte, begann ich ein neues Geschäft, das einträglicher war als das erste. Mit dem Gewinn, den ich daraus zog, habe ich auch den Kreis meiner Spekulation immer mehr erweitert. Durch unerwüthliche Arbeit und Ausdauer habe ich mir das glänzende Vermögen erworben. Nehmen Sie meine Dienste an, Herr Marquis; verdanke ich doch alles dem großmüthigen Manne, der mir die Mittel gegeben, mich aus meinem Elend herauszuarbeiten.“

Der Marquis nahm das Anerbieten an und gelangte bald wieder in den Besitz seiner noch nicht verkauften Güter. Heute ist seine Familie ebenso reich und ebenso angesehen, wie sie einst gewesen.

Auf der Eisbahn.

Romanette von E. Lesskau.

„Ich denke nicht daran einen Mexikaner zu heiraten, ich huldsige dem Grundsatz: bleibe im Lande und nähre dich redlich.“

Fräulein Anna von Hof, Tochter der verstorbenen Majors von Hof, reckte ihren Kopf in den Nacken und nahm ihre unnahbare Miene an, was sie immer tat, wenn ihr etwas nicht paßte.

Die kleine rüchliche Mimi Wieland zuckte die Achseln.

„Gott, wie Du gleich immer bist! Wenn ich die Wahl hätte, ich würde tausendmal lieber einen so starken, schönen, feurigen Mann, wie Paul Larsen heiraten und mit ihm nach Mexiko gehen, dort auf wildem Mustang durch die Prärie sprengen, Nachts unter freiem Himmel, an dem das Kreuz des Südens schimmert, am Lagerfeuer schlafen, während aus dem Urwald das Heulen der Schakale und das Brüllen der Panther dringt, als so einen alten, kahlköpfigen, kniebedeinigen Menschen, wie Herrn von Schwend, mit einer qualmenden Fabel zu nehmen und wenn er noch so reich und zehnmal von Abel wäre. Was tue ich mit Geld und Adel, ist es etwas für's Herz? Nein!“

Anna war glühendrot geworden. „Dein Urtheil über Mexiko sowohl wie über Herrn von Schwend scheint durch Sachkenntnis nicht getrübt“, sagte sie stolz. „Nimm Du Dir doch den Mexikaner und spreng mit ihm auf feurigem Mustang durch die Prärie, wenn Du es für so beneidenswert hältst.“

„Pui!“ Mimi stand auf. „Mit Dir ist heute garnicht zu sprechen. Eriens weißt Du, daß er Dich und nicht mich liebt und zweitens weißt Du, daß ich meinem Wilhelm ewige Treue geschworen habe. Das Schicksal verlangt eben von der Einen, daß sie ihrem Gatten über Weltmeer, in ferne Länder folgt, während die andere wiederum in die Abgeschiedenheit eines kleinen Pfarrdorfes mit dem Erwählten ihres Herzens gehen muß. Dahin zu gehen, wohin er will, das ist eben unser Beruf.“ Sie sprach es und rauschte ganz stolz zur Tür hinaus, die kleine Mimi.

Anna sah ihr staunend nach. Was der nur einfiel und was sie nur immer alle von der Liebe redeten. Liebe, pah! die mochte ja gewiß etwas sehr schönes sein, aber besser war es doch jedenfalls, die Ehe auf etwas Realeres zu gründen.

Sie begann sich zum Ausgehen anzukleiden. Sie hatte eigentlich die alte Frau von Schwend besuchen wollen, nun hatte sie plötzlich keine Lust mehr. Nach den Worten Mimis wäre es ihr unangenehm gewesen die Prahlereien und die Reden der alten Frau über den Reichtum ihrer Familie und über das Glück und die Ehren, die der künftigen Frau ihres Sohnes warteten, anzuhören. Ach, wäre Paul Larsen doch nie aufgetaucht, dann brauchte man ihn nicht immer mit Herrn von Schwend zu vergleichen; man wäre verlobt und das dumme Grübeln hätte ein Ende!

Anna griff nach ihren Schlittschuhen. Es war im Januar und hatte schon fast gefroren, die Eisbahn auf den Stadtwiesen war freigegeben. Schlittschuhlaufen würde doch der Mexikaner nicht können, der sonst alles konnte, einen in Allem übertrumpfte und alle Anderen ausstach. Auf der Eisbahn würde man ihn also wohl nicht treffen und sich nicht über ihn zu ärgern brauchen.

In der Hauptstraße, die Anna durchschreiten mußte, herrschte an diesem schönen Winternachmittag reges Leben. Alles was sich sehen lassen konnte und etwas sehen wollte, wogte hier hin und her.

Da kam ihr natürlich auch Paul Larsen entgegen. Seine hohe Gestalt in dem fremdartigen, losen Mantel überragte alle anderen Menschen, stolz trug er das dunkellockige Haupt mit dem weichen Filzhut, und seine kühnen Augen schweiften lebhaft umher. Natürlich saßen sich sämtliche Packfischer, Ladenfräulein und sonstige Dämchen nach ihm um, stießen sich an, sicherten und warfen ihm bewundernde Blicke zu.

Da kam er erblickte er Anna, so drängte er sich rückwärts durch die Menge. „Guten Tag, gnädiges Fräulein Kousine“, sagte er, schwenkte seinen Filz in weitem Bogen und blieb ihr zur Seite, als sei es selbstverständlich, daß er sie begleiten müsse.

Anna hätte schon wieder die halb zornige, halb angstvolle Erregung in sich aufsteigen, die sie immer befiel, wenn sie ihn nur sah, diesen Kousin aus Mexiko.

Vor einem halben Jahr hatte ein entfernter Verwandter der Mutter, der vor vielen Jahren als ganz junger Mensch nach Mexiko ausgewandert war und den man längst vergessen hatte, geschrieben, daß er seinen Sohn in die alte Heimat schicke, und man ihn um des Vaters willen freundlich aufnehmen möge. Dem Briefe auf dem Fuße war dann dieser Mexikaner gefolgt, und freundlich genug war er aufgenommen. Die Mutter, die Schwestern, der Bruder, alle waren sie vernarrt in diesen Bletter aus Mexiko, nur sie, Anna konnte ihn nicht leiden, ihr war er —

Ein Gedanke blitzte plötzlich in ihr auf. „Ach, Bletter“, sagte sie, „gut daß ich Sie treffe. Ich will zum Schlittschuhlaufen, allein ist es so langweilig. Sie werden ja zwar nicht laufen können, in Mexiko gibt es ja wohl kein Eis, aber Sie sind ja ein so kluger und gewandter Mensch, da werden Sie es schnell lernen, Sie leihen sich ein paar Schlittschuhe und versuchen Ihr Heil.“

Er schlug seine blinkenden Augen nieder. „Nun ja“, meinte er leichtsin, „wenn Sie wünschen, Kousine. In Mexiko gibt es allerdings kein Eis, aber Klettern, Laufen, Schwimmen und Springen kann man, da sollte man sich doch auch auf den kleinen blanken Dinger da mit Anstand fortbewegen können. M. B. machen wir.“

Anna triumphierte innerlich. Endlich mal eine Gelegenheit, sich an diesem verhassten Menschen zu rächen. Sie wußte sehr wohl, wie lächerlich es sich ausnahm, wenn ein unständiger Schlittschuhläufer wollte. Ha, wenn sie ihn herumschwanken sehen würde, all seiner Gewandtheit und Sicherheit ledig, dann würde sie endlich mit Recht über ihn lachen und spotten können, und dieses dumme Gefühl von Bewunderung, das sie heimlich für ihn hegte, würde sich verflüchtigen!

Sie waren an der Eisbahn angelangt. Anna ließ sich schleunigst die Schlittschuhe anschnallen und begrüßte dann einige Freundinnen, dabei beobachtete sie gespannt Paul Larsen. Der hatte sich ein paar Schlittschuhe angeknallt und machte vorsichtig einige Bewegungen damit, aber gerade wie Anna dachte, nun fällt er hin, schnellte er plötzlich vorwärts, sagte sie lüthen im Rücken, und rannte, indem er sie vor sich herschob, mit ihr über die Bahn, daß ihr Hören und Sehen verging. Erst am äußersten Ende, wo ein Holzgitter den Weg versperrte, hielt er wieder an.

Anna hätte vor Zorn und Schreck weinen mögen. „Sie können also Schlittschuhlaufen“, sagte sie, „und mich lassen Sie glauben, daß Sie es nicht verstehen.“

Er lachte. „Rebache, gnädige Kousine! Sie wollten mich glauben machen, daß man schon laufen könnte, wenn man die Schlittschuhe nur unterknallte.“

Sie wurde rot. „Ach, Sie können auch alles, Sie sind nicht zu fassen!“

Er sah plötzlich traurig drein. „Nein, ich kann nicht alles. Ihr Vertrauen, Ihre Zuneigung mir erwerben, das zum Beispiel scheine ich nicht zu können.“

„Ach, gnädiges Fräulein, endlich finde ich Sie wieder. Es sah ja beinahe so aus, wie wenn ein Sturmwind sie entführte.“ Es war Herr von Schwend; in elegantem Sportanzug, lächelnd, selbstbewußt stand er vor der jungen Dame und bot ihr den Arm. Einen Augenblick zögerte sie, dann folgte sie ihm doch. „Adieu“, nickte sie dabei ihrem Bletter zu. „Deine Kunstfertigkeit ist mir zu unheimlich. Ich halte mich lieber an Leute, die sein mittelmäßig, so wie ich selbst, auf der Eisbahn dahinschweben.“

Herr von Schwend, der es sonst liebte sich der versammelten Menge zu zeigen, zog heute einsame Wege vor. Er schien einen entscheidenden Angriff auf Annas Herz zu beabsichtigen und die wußte nicht, was sie tun sollte. „Soll ich ihn nehmen?“ dachte sie bei sich. „Ja“ rannnte der Verstand und „nein, nein“ das Herz.

Nun endlich nach langer Vorrede war von Schwend an dem entscheidenden Punkt angelangt, da krachte es plötzlich verdächtig unter Annas Füßen, das Eis barst und sie sank beinahe bis an die Kniee in eisiges Wasser und zähen Schlamm ein.

Herr von Schwend, der in blumenreicher Rede sie gerade hatte fragen wollen, ob sie ihm ihre Hand zur gemeinsamen Fahrt über das klippenreiche Meer des Lebens anvertrauen wolle, ließ plötzlich schneulicht diese Hand los und konzentrierte sich rückwärts auf's Trockene und während jeder Versuch Annas sich herauszuarbeiten, sie nur tiefer einsinken ließ, stand er rat- und tatlos da und jammerte. „O Gott, mein Rheumatismus! — Ich kann nicht schwimmen! — Hülf! Hülf!“

Hülf! machte schon. Der Bletter aus Mexiko. Wie ein Wirbelwind kam er daher, sprang in das eisige Wasser, hob Anna hoch empor und leuchtend, aber mit Bärentäuten arbeitete er sich dann wieder auf festes Land. Ohne sie wieder von seinen Armen zu lassen, stürmte er dann mit ihr durch die jetzt schon ziemlich menschenleere Bahn und als Anna recht zur Besinnung kam, sah sie im Refraktionsgebäude vor dem warmen Ofen, in eine große Decke eingehüllt und die dicke Birten kniete vor ihr und rieb ihr die kalten Füße.

Einen Augenblick später trat Paul Larsen ein; er trug einen Kessel, auf dem zwei dampfende Gläser standen. „Hurrah! Kousinchen“, rief er, „hier, einen kräftigen Schluck auf den Schreck!“

Anna nahm das Glas. „Sehen Sie, Paul“, sagte sie dann, nachdem sie einen Augenblick nachgedacht hatte. „Sie meinten vorher, Sie könnten doch nicht alles, aber nun haben Sie das Glue doch noch gekonnt.“

„Wirklich, wirklich!“ jubelte er „also mit doch Dein Herz, Deine Zuneigung erworben! Anna, Anna kannst Du mich denn wirklich genug lieben, um mir nach Mexiko zu folgen?“

„Bis an's Ende der Welt“, sagte sie.

Auflösungen aus voriger Nummer.
Anagramm: Kuba, Alba, Rega, Rurk, Ruum, Gukel Insel, Zalk, Ale, Geist, Karfreitag.
Worträtsel: Fahren lassen.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sonntag Septuagesima.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 20, 1-16. „In jener Zeit sagte Jesus zu seinen Jüngern folgendes Gleichnis: das Himmelreich ist gleich einem Hausvater, der am frühesten Morgen ausging, um Arbeiter in seinen Weinberg zu dingen. Als er nun mit den Arbeitern um einen Zehner für den Tag übereingekommen war, sandte er sie in seinen Weinberg. Und um die dritte Stunde ging er (wieder aus), und sah Andere müßig auf dem Markte stehen, und sprach zu ihnen: Geht auch ihr in meinen Weinberg, so werde ich euch geben, was recht ist. Und sie gingen hin. Abermal ging er aus, um die sechste und neunte Stunde und machte es ebenso. Und als er um die elfte Stunde wieder ausging, fand er (wieder) Andere da stehen, und er sprach zu ihnen: Warum steht ihr hier den ganzen Tag müßig? Sie antworteten ihm: Es hat uns niemand gedungen. Da sprach er zu ihnen: So geht auch ihr in meinen Weinberg! Als es nun Abend geworden, sprach der Herr des Weinberges zu seinem Verwalter: Laß die Arbeiter kommen, und gib ihnen den Lohn, von den Lezten angefangen bis zum Ersten. Da nun die Lamen, welche um die elfte Stunde eingetreten waren, empfing ein Jeder einen Zehner. Als aber auch die Ersten kamen, meinten sie mehr zu empfangen; aber auch von ihnen erhielt Jeder einen Zehner. Und da sie ihn empfangen, murmelten sie wider den Hausvater und sprachen: Diese, die Lezten, haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleich gehalten, die wir die Last und Hitze des Tages getragen haben. Er aber antwortete einem aus ihnen, und sprach: Freund! ich thue dir nicht unrecht; bist du nicht um einen Zehner mit mir überein gekommen? Nun, was dein ist und geh' hin; ich will aber diesen Lezten auch geben, wie dir. Oder ist es mir nicht erlaubt, zu thun was ich will? Ist darum dein Auge schalkhaft, weil ich gut bin? Also werden die Lezten die Ersten, und die Ersten die Lezten sein; denn Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt.“

Die christliche Familie.

II.

Heute treten wir, lieber Leser, in die Vorhalle des Osterskreises ein; die herrliche Gleichnisrede des Evangeliums aber klingt wie eine ernste Mahnung an unser Ohr: Wir allesamt sollen uns bewacht bleiben, daß wir fleißige „Arbeiter“ im „Weinberge des himmlischen Hausvaters“ sein müssen, um „am Abend“ unseres Lebens Anspruch zu haben auf den „Denar“ der ewigen Seligkeit. Der „Weinberg“ (sagt der hl. Gregor der Große) ist die Kirche des Alten und des Neuen Bundes, und sie umfaßt den ganzen Zeitraum von dem frommen Abel an bis zum letzten Auserwählten, der am Ende der Tage geboren wird. Unter den Arbeitern der dritten, sechsten und neunten Stunde ist das Judentum zu verstehen, das in seinen Auserwählten (den Altvätern, Propheten etc.) nie aufhörte, durch die Pflege des wahren Glaubens „im Weinberge des Herrn“ tätig zu sein. Um die elfte Stunde aber wurden die Heiden berufen, jene nämlich, zu denen gesagt wurde: „Was steht ihr den ganzen Tag müßig?“ Und wenn die Kirche Gottes als der „Weinberg“ des himmlischen Hausvaters anzusehen ist, darf ich dann nicht die einzelnen Familien mit den einzelnen Rebstöcken in diesem Weinberge vergleichen? Wir haben ja leghin ausgeführt, daß die Kirche anzusehen ist als die geistige Vereinigung aller

christlich lebenden Familien des Erdkreises, unter der Leitung und Führung eines gemeinsamen „Verwalters“ (des hl. Vaters in Rom) — zur Erhaltung und Entwicklung eines gottgefälligen Lebens. Auf dem fruchtbaren Boden der Kirche stehend, vermögen diese „Rebstöcke“ die herrlichsten Früchte zu zeitigen, auf dem unfruchtbaren, steinigten Boden des Heidentums war es nicht möglich. Es wird sich lohnen, lieber Leser, diesen Gedanken etwas eingehender zu begründen. Alle Laster und alle Arten von Verderbtheit, die den verschiedenen, vom heidnischen Rom unterworfenen Völkern des Morgenlandes und des Abendlandes eigen waren, fielen nach und nach als lauter Gifftropfen in den goldenen Becher der stolzen Roma. Als dieser Giftdrucker der Verderbtheit aber bis zum Ueberlaufen voll war, und die Weltstadt bis zur Veranschung aus diesem Giftdrucker getrunken hatte, da ließ sie — es konnte ja kaum anders sein — auch alle die unterworfenen Völker des Erdkreises daraus trinken: Nicht einer einzigen der ihrem Scepter unterworfenen Nationen blieb dieses Gift des Verderbens fremd. Das Rom des Kaisers Augustus schildern, heißt daher die Welt schildern, — ein Bild der römischen Familie jener Zeit geben, heißt ein Bild der heidnischen Familie überhaupt geben: mit denselben Göttern, derselben Religion, denselben Gesetzen, derselben Sprache, denselben Herzen im Himmel und auf der Erde! Freilich müssen wir uns bei der Schilder-

Kirchenkalender.

Sonntag, 31. Januar. Septuagesima. Ludovico, Witwe † 1533. Evangelium Matthäus 20, 1-16. Epistel: Korinther 9, 21-29 und 10, 1-5. ● St. Andreas: Morgens 7 Uhr hl. Messe nebst gemeinsch. hl. Kommunion der Mitglieder der marian. Jungfrauen-Sodalität. ● St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinsch. hl. Kommunion der marian. Jungfrauen-Kongregation. Mittags 12^{1/2} Uhr Vortrag und Andacht für dieselben. ● Ursulinen-Klosterkirche: Morgens 11 Uhr Vortrag für den Marien-Verein. ● St. Anna-Stift: Nachm. 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marian. Dienstmädchen-Kongregation. Montag, 1. Februar. Ignatius, Bischof und Martyrer † 107. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Andacht zum Troste der armen Seelen. Dienstag, 2. Februar. Maria Lichtmess. Gebotener Feiertag. Evangelium Lukas 2, 29-32. Epistel: Malachias 3, 1-4. ● St. Andreas: Haupt- und Titularfest der marian. Jungfrauen-Sodalität. 9 Uhr feierl. Hochamt, Nachmittags 4 Uhr Fest-Predigt, Komplet, Umzug durch die Kirche und Te Deum. ● St. Lambertus: Morgens 1/2 vor 9 Uhr Kerzenweihe und Lichterprozession, nach derselben feierl. Hochamt. ● Karmeliter-Klosterkirche: Morgens 1/2 vor 9 Uhr erste hl. Messe, 1/2 vor 9 Uhr Hochamt und Nachmittags 4 Uhr Fest-Andacht. ● Maria Himmelfahrt-Pfarrkirche: Erste hl. Messe 1/2 vor 6 Uhr wegen der Arbeiter.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

ung der entwürdigten heidnischen Familie gewisse Schranken auflegen; denn wir stoßen hier auf eine Unmasse moralischen Schmutzes der schlimmsten Art, und der Schreiber dieser Zeilen darf nicht vergessen, daß diese „Blätter“ auch von der Jugend gelesen werden.

Das Weib war eine künstliche Ware; es wurde den Eltern abgekauft, es kam durch Geld in den Besitz des Mannes, um die Sklavin seines Eigennutzes und seiner Sinnlichkeit zu sein. Und nun denke man sich den Familienvater — einen meist grausamen, ausschweifenden Despoten — mit dem barbarischen Rechte über Leben und Tod ausgerüstet! „Nimm ein Kind zur Welt, so lege die Amme es vor den Vater hin auf die Erde: wurde es vom Vater aufgehoben und der Mutter oder der Amme in die Arme gelegt so war es gerettet, — elend umkommen aber mußte es, wenn sein Vater es auf dem Boden liegen ließ und die Augen abwendete;“ und der Vater befahl den Tod eines solchen unglücklichen Geschöpfes so kalt, als ob es die gleichgültigste Handlung von der Welt gewesen wäre.“ Von den weiblichen Neugeborenen fand in der Regel nur die erste Tochter Gnade vor den Augen des Vaters; die andern wurden wie Urat auf die Straße geworfen. Dasselbe entsetzliche Loos teilten mit ihnen die schwachen und mißgestalteten männlichen Kinder. Wer daher am frühen Morgen durch die Straßen der Welthauptstadt wanderte, mußte auch mit der Möglichkeit rechnen, auf eines jener unglücklichen Klauen Geschöpfe zu stoßen; führte den Wanderer aber sein Weg an einer der für den Straßenschmutz bestimmten Abfuhrstellen vorüber, so blieb ihm der Anblick mehrerer dieser unglückseligen Opfer wohl kaum einmal erspart; aber noch mehr: Er sah dort Menschen biederer Geschlechte, denen das Vaster der Habgucht unheimlich in den Augen funkelte, eine Auswahl unter den wimmernden Kleinen treffen, — die einen waren für den gewerbmäßigen Bettel, die anderen für noch schlimmere Dinge bestimmt, alle aber für ein Sklavenleben, dem ein rascher Tod ganz gewiß vorzuziehen war.

Und welch' unerhörte Rechte besaß der heidnische Vater jenen Kindern gegenüber, die er „vom Boden aufgehoben“ und damit in die Familie eingereicht hatte! Er durfte sie verkaufen und wieder ankaufen bis zu ihrer Mündigkeit oder ihrer Verheiratung, welche letztere aber von seiner Erlaubnis abhängig war, — eine Erlaubnis, die er so spät als möglich gab, d. h. nicht eher gab, bis das Gesetz ihn zwang. Wie leicht fand sein Eigennutz einen Vorwand für die Weigerung!

Das war der Vater der römischen Familie zur Zeit der Geburt des Weltheilandes; das die tiefe Entwürdigung, zu der die erhabene und heilige Würde der Vaterschaft herabgesunken war! Was aber konnte unter solchen Umständen das Glück des Familienhauptes sein? Fremd jenen zarten und edlen Gefühlen der Hingebung und Zuneigung, welche die Sonne eines christlichen Vaterherzens und eine süße Entschädigung für alle der Familie zu bringenden Opfer sind — konnte er nur kalte Berechnung. Und wenn wir auch nicht leugnen wollen, daß der heidnische Vater meist einer gewissen natürlichen Zuneigung zu seinen Kindern sich nicht ganz entschlagen konnte, so darf ich doch wohl fragen: Wie viele Beispiele von Kindern bietet denn das ganze heidnische Altertum dar, die sich für ihren Vater — oder von Vätern, die sich für ihre Kinder aufopferteten?

Der Vater, der dazu geschaffen worden, Gottes Stellvertreter in der Familie zu sein, war vom Pfade der göttlichen Gebote abgewichen: Er war zu den unvernünftigen Tieren herabgestiegen und ihnen ähnlich geworden“ (Psalm 48).

*) Plaut. Amph.

**) Lex Papia, art. 22.

Allerlei vom Februar.

Von Elmar Kernau.

Der Schalkenarrmonat begeht in diesem Jahre die Nacktheit, einen Tag mehr zu haben, denn sonst. Das wird besonders den Hausfrauen, die auf ein monatliches Kostgeld fixum gesetzt sind, wehe tun. Denn ein Tag mehr oder weniger will doch immerhin in jegliches Budget aufgenommen sein. Der Februar ist reich an Festen.

Der Feste sind da viele und eine eingehende Schilderung von Sitte und Brauch jedes einzelnen kann man bei dem engen Rahmen dieser Zeilen unmöglich verlangen. Es seien deshalb ein paar herausgegriffen. Da ist Petri Stuhlfeier. Dieses Fest der kath. Kirche wird seit dem 6. Jahrhundert zur Erinnerung an die Errichtung der Bischofsstühle zu Rom und Antiochia durch den Apostel Petrus gefeiert. Und zwar fiel das Datum für das Fest des römischen Stuhls ehemals auf den 18. Januar, und das für den zu Antiochia, nach einer Bestimmung Pauls IV. aus dem Jahre 1557, auf den 22. Februar. Für den Matthiastag möge folgende, alte Bauernregel genügen:

Matthias bricht das Eis,
findt er keins, macht er eins.

Auch die anderen Heiligtage werden mit ähnlichen schönen Sprüchen bedacht. So heißt es vom St. Eulalientag, der auf den 12. Februar fällt:

St. Eulalia Sonnenschein
Bringt viel Obst und guten Wein.

Am 2. Februar ist Mariä Lichtmess. Von diesem Tag sagt der Volksmund:

Lichtmess trüb
Ist dem Bauern lieb.
Lichtmess hell
Macht's Wasser zur Schell.

Der Tag der heiligen Dorothea, der 6. Februar, soll nach alter Bauernregel, ein rechter winterlicher Schneetag sein:

St. Dorothee
Wartet im Schnee.

Vom Fastnachtstag, diesmal 16. Februar heißt es:

Trockene Fasten
Schaffen Wehl im Kasten.

Um noch eine — allerdings immer zutreffende Prognose aus der Fastenzeit zu bringen, sei die folgende erwähnt:

Ob's warm, ob's kalt, in jedem Fall
Biel Karren giebt's im Carneval.

Allein mag die Fastenzeit auch noch so schön sein, und mag es sich noch so launig über sie plaudern lassen, der Februar, oder Hornung, wie ihn unsere Altvordern nannten, besteht ja nicht allein aus der Fastenzeit, sondern er hat auch andere, ernste Seiten. Zwar ist es noch nicht recht Frühling, aber es geht doch schon dieser schönen Jahreszeit recht ernstlich entgegen, und die Kälten und Fäden des Winters werden so hingenommen, weil man sie eben so hinhinnehmen muß. Nur soll man sich über den winterlichen Charakter des Februar keinen Illusionen hingeben; wie überall im Leben, so geben auch in diesem Falle Zahlen den besten Beweis. In den größeren Städten unserer Breiten beträgt die mittlere Februartemperatur: Kopenhagen — 0,4°; Hamburg + 1,0°; Berlin 1,2°; München — 1,1°; Karlsruhe + 2,1°; Stuttgart + 2,4°; Prag + 0,0°; Wien + 0,7°; London + 4,8°; Brüssel + 4,1°; Paris + 4,2° und Basel + 2,2°. Es kommt bei alledem also etwa ein Durchschnitt von einem Grad über Null heraus. Etwas spezialisierter gibt der hundertjährige Kalender den Verlauf des zweiten Monats des Jahres. Nach ihm soll der Anfang trübe und regnerisch sein, vom 9. bis zum 12. tritt schönes Wetter ein, vom 13. bis 18. wütet Schnee und Wind, Kälte folgt nach, am 21. setzt wieder Regen ein, der aber nicht lange anhält, sondern vielmehr bis zum Schluß des Monats von Schnee und Kälte abgelöst wird. Die beiden Wetter-

propheten Falb jr. und Habenicht, die nach der nachkalten Witterung der letzten Jahre recht septisch geworden zu sein scheinen, trauen auch dem heurigen Februar nicht, nennen ihn nachkalt und rauh und bezeichnen den 8. und 21. als kritische Tage subalterner Ordnung.

Doch sieht der Februar, der Monat in dem das alte römische Saturn- und Reinigungsfest zu Ehren des Februus fiel, astronomisch betrachtet, ganz anders aus. In diesem Monat tritt nämlich die Sonne in das Zeichen der Fische und der Mond verteilt seine Phasen auf den 1. (Vollmond), 8. (letztes Viertel), 16. (Neumond) und 24. (erstes Viertel) des Monats. Was die Sichtbarkeit der anderen Planeten anbetrifft, so ist Venus etwa eine Stunde lang als Morgenstern und Mars ebenso lange als Abendstern zu sehen. Auch Jupiter ist Abends einige Stunden sichtbar. Unsichtbar aber bleibt das dreiblättrige Aleeblatt Mercur, Saturn und Uranus.

In der Tier- und Pflanzenwelt beginnt es sich im Februar mächtig zu regen. Es wird Frühling.

Liegt im Feber die Katz im Frein,
Ruht sie im März im Winter herein.

Nur ein paar warme Sonnenstrahlen — und die gibt es im Februar — und keck sproßt schon hier ein Halmchen und dort ein Blättchen. In den Käserländen quillt es bereits wie Leben und gegen Ende des Monats kehrt zwischen der erste liebe Versuch aus dem Süden wieder in seine nordliche Heimat zurück. Da wird auch uns die alte Heimat lieber und werter. Und wie Eis und Schnee draußen zerschmelzen und zergehen, so zerschmilzt und zergerst auch etwas in unserem Inneren. Der braunen Erde entströmt so ein eigener, urkräftiger Geruch, und das Hausgärtchen hinterm Stubenfenster winkt und lockt, daß wir garnicht widerstehen können.

Da sind in den Mistbeeten im Gemüsegarten Sellerie, Radiesgen, Kohlrabi zc. zu säen. Ist das Wetter anhaltend schön, so kann man auch schon Karotten, Spinat und Erbsen in offenes Land sian. Im Blumen-garten machen die Maulwurfschägel zu schaffen. Sie sind zu entfernen und die Beete sind zur Aussaat herzurichten. Weniger empfindliche Nierbäume und Sträucher kann man getrost schon in diesem Monat verpflanzen. Als Kastenjaat, im Februar auszusäen, sind am empfehlenswertesten Primel, Aurikel, Tausendschön und Stiefmütterchen. Im Obstgarten sind jetzt die Kerne zu legen und die Stachel- und Johannisbeersträucher — besonders wenn sich gegen Ende des Monats ein paar schöne Tage finden — zu beschneiden. Finden sich an den Obstbäumen Baumwunden, so sind sie auszuscheiden und mit Baumwachs zu verkleben.

Landwirtschaft und Viehzucht verlangen gerade in diesem Monat recht viel vom Landman. Auf den Feldern ist namentlich bei Thauwetter gut für Wasserabfluß zu sorgen, im übrigen aber rechne man nicht allzu stark auf den Frühling.

Singt die Lerche gar zu hell,
Geht's dem Landmann an das Fell.

Ist Wiesenland vorhanden, wo die Gräben noch nicht gehoben sind, so ist es jetzt höchste Zeit, Weideplätze, Flußufer zc. sind jetzt am besten mit Pappeln Erlen, Weiden, Almen und Azazien zu bepflanzen, die man gegen Wildfraß am besten durch Pfahlgitter oder Dornen schützt.

Im Hühnerstall hat man jetzt die Kester der Hühner und Tauben zu reinigen oder neu anzufertigen. Die Gänse fangen jetzt an zu legen und die Hühner zu brüten. Schafe, welche im Juli lammen sollen, sind am besten im Februar zu paaren. In der Bienenwirtschaft beachte man das, was man im Januar zu beachten hatte. Man lasse die Tiere in Ruhe. Drauß ein Stock, so läßt man ihn vorzüglich.

Wenn die Tage wachsen . . . Und in keinem Monat des Jahres wachsen die Tage rascher und fällt der Helligkeit der zunehmenden Sonne heller die Welt, als im Februar. Das Auge, an die trübe Dämmerung der Wintermonate gewöhnt, ist ordentlich ausgehungert nach Licht. Alle Farben scheinen intensiver und kräftiger zu sein, als sonst im Jahre.

Es geht ein Venchten durch die Welt,
Die ersten grünen Dalme sprießen,
Der Saat harret hungrig rings das Feld,
Am Weidenbaum die Knospe schwellt,
Lenkschnur will sich rings ergießen . . .
Wird unser Frühlingsträumen wahr?
So trägt dein Herz im Februar.

Winter ist noch der Anfang des zweiten Monats des Jahres — und Frühling ist sein Ende. Und nach diesem Frühling, der die Welt von Eis und Schnee erlösen soll, sehnt sich Alles. Um meisten aber ist dem der Winter zu Leide geworden, von dem eine alte Bauernregel in ihrer humoristischen Art sagt:

Wer seinen Pelz im Leihhaus hat,
Bekommt gar leicht den Winter satt. —

Die Submission.

Skizze aus dem Handwerkerleben von E. Konrad.

Wenn man dem Schlossermeister Weidner heute etwas erzählte von dem Handwerk, das trotz alledem noch einen goldenen Boden habe, lächelte er grimmig: „Reicht mir doch mit dieser abgestandenen Lebensart vom Leibe“, knurrte er, „die war vielleicht mal vor hundert Jahren und noch länger am Platze, aber heutzutage kann man damit keinen Hund mehr hinter dem Ofen herdarlocken. Jetzt ist mit der Hände Arbeit nichts mehr getan; da möchte der Handwerker die neuesten Maschinen sich anschaffen, die nach Jahr und Tag schon wieder in's alte Eisen wandern, da möchte man auf seine alten Tage noch in die Schule gehen und Buchführung studieren. Die einfache tut's schon gar nicht mehr, es muß die doppelte sein. Ueberall tanzen die klugen Männer vom grünen Tisch auf, die Besserwisser und Klugredner.“

„Über Vater“, fiel dem Polsternden Fräulein Emma ins Wort, „rede dich doch nicht wieder in den Kerger hinein. Du weißt doch, Baumeister's Fritz will dich dann besuchen, um Rücksprache mit dir zu nehmen wegen der neuen großen Submission.“

„Ach was Submission“, murrte der Alte, „das ist auch wieder so'n moderner Schwindel. Wenn ich sage, die Arbeit kostet soviel, so kostet sie eben soviel. Billiger kann's kein Mensch machen, wenn er sich nicht aus seiner Tasche herauslösen will.“

„Fritz erzählte aber doch“, — Fräulein Emma ließ es sich freis sehr angelegen sein, wenn sie die Ansichten ihres Fritz entwickeln konnte, — „daß es sicher ein ganz gutes Geschäft werden könnte, wenn ihr beide gemeinsam vorgehen würdet. Du übernimmst die Schlosser- und sein Vater die Maurerarbeiten. Es ist doch eine bombensichere Sache, denn wenn der Staat baut, dann fällt doch auch für die Handwerker Geld ab.“

„Was du nicht alles weißt, du Kiesel in die Welt“, brummte der Meister, „dein Fritz scheint ja zu den Ueber-Gescheiten zu gehören. Na, meinetwegen, er kann mir die Sache mal auseinander destillieren.“

„Aber nicht wahr, Vater“, schmeichelte Emma, „wenn Fritz kommt, bist du doch recht lebendiger zu ihm?“

„Die Lebenswürdigkeit besorgt du schon reichlicher als notwendig ist“, meinte der Alte, „ich bin gewohnt, so zu reden, wie mir der Schnabel gewachsen ist.“

Emma brach das Gespräch ab, nahm ihre Häkelerei, setzte sich ans Fenster und warf ab und zu einen verächtlichen Blick auf die Straße. Als sie Fritz erblickte, der seinen Kurs auf des Schlossermeisters Haus lenkte, verschwand sie aus dem Zimmer und hatte

mit dem Ankommenden auf dem Korridor ein heimliches Gezischel und Getuschel. Dann erst wurde Fritz vorgelassen und begann, dem Meister seinen Plan zu entwickeln: Der Militärklub hatte unweit der Stadt ein gewaltiges Gelände gekauft, das zu einem Truppenübungsplatz hergerichtet werden sollte. Draußen würde ein ganzes Militärlager entstehen, Wellblechbaraken, massige Häuser, Kantinen, — kurz und gut, eine Stadt im Kleinen würde errichtet werden. Der Fiskus würde die Submissionen für die einzelnen Lieferungen ausschreiben, den Zuschlag würde vielleicht der Mindestfordernde erhalten, vielleicht aber auch nicht. Denn es könne unter den Submittenten auch eine Auswahl getroffen werden insofern, als die heimischen Handwerksmeister in erste Reihe gestellt und die am meisten leistungsfähigen berücksichtigt werden sollten.

„Hm“, machte Meister Weidner, „die Sache ist mir allerdings ziemlich einleuchtend. Ich werde die Bedingungen einsehen und danach meine Kalkulation machen.“

„Na, sehen Sie, Meister, das ist doch wenigstens ein Wort“, frohlockte Fritz, „das Geschäft ist so gut wie gemacht. Ich habe doch nicht umsonst meine Konnexionen . . . und dann, mein lieber Herr Weidner — was ich noch sagen wollte . . . Sie wissen doch — Ihr Fräulein Emma . . . Und erklärt haben wir uns auch schon . . . Und sie sagte: Sprechen Sie mit Vater . . . Und da ich nun einmal hier bin . . . Und da wir doch ein so gutes Geschäft machen . . .“

„Ach so“, dehnte der Meister, „Sie denken, das mit meiner Emma und das mit dem Geschäft ist gleich in einem Aufwaschen. Junger Herr, nun will ich Ihnen mal was sagen: wenn das mit Ihrer Submission zu einem guten Ende geführt wird, dann habe ich nichts dagegen. Geht's aber schief, dann bleibt's mit der Verlobung so lange, bis Sie sich noch ein hübsches Stück Geld verdient haben ohne auf den Submissionsleim hinaufzukriechen.“

— Fritz Brinkmann hatte für die nächsten Tage das vergnügteste Gesicht der Welt aufgesteckt. Er kannte Meister Weidner als Mann von Wort und so träumte Fritz schon von dem Brautkleide und dem Brautschleier, die seine geliebte Emma nun bald schmücken würden. Er hatte Tag und Nacht an seinem Voranschlag gearbeitet und kalkuliert. Zuerst etwas oberflächlich, dann genauer und schließlich am allergründlichsten. Er hatte sehr niedrige Sätze angenommen, denn er wollte sich von der Konkurrenz auf keinen Fall aus dem Felde schlagen lassen. Er wanderte nach der Intendantur, um sein Gebot höchst eigenhändig zu überreichen. Man empfing ihn mit Achselzucken und der Erklärung, daß er das Ausschreiben nicht gehörig studiert haben müsse. Der Militärklub habe allerdings die Submission erlassen, aber nicht die einzelnen Lose derselben, sondern das Ganze in Pausch und Bogen. Und die ganze Geschichte sei schon vergeben an eine Firma in der Hauptstadt.

„Ich denke aber, die hiesigen Handwerker sollen in erster Linie mit den Arbeiten bedacht werden“, wagte Fritz schüchtern einzuwenden.

„Das wäre auch sicher geschehen“ erhielt er zur Antwort. „Der Fiskus weiß ganz genau, was er zur Hebung des darniederliegenden Handwerks zu tun hat. Bei uns, in unserer Verwaltung, und in unseren Bureaus wird praktische Mittelstandspolitik getrieben. Wenn uns alle andern Verwaltungen in dieser Beziehung nachzusehen wollten, dann würden die ewigen Klagen der Handwerker schon längst verstummt sein. Natürlich sind wir nicht in der Lage, der hauptstädtischen Firma Vorschriften machen zu können, wenn sie ihre Arbeiten übertragen will und wenn nicht, aber wenn Sie dieser ihr Angebot einreichen würden, werden Sie ganz sicher nicht leer ausgehen.“

Fritz schluckte diese bittere Pille mit schlecht

verhehltem Aerger hinunter. Am Abend erzählte er Meister Weidner den Sachverhalt. Der witterte einige kräftige Donnerwetter vom Himmel hernunter. „Schöne Handwerkerfreundschaft das“, räsionierte er, „ich kenne aber diesen Bureaumatismus schon. Was man da eben erzählt hat, waren nichts wie schöne Redensarten, von denen kein Mensch satt werden kann. Ich hätte mich doch auf diesen faulen Zauber gar nicht einlassen sollen.“

„Aber noch ist ja nichts verloren“, suchte Fritz den alten Elferer zu beruhigen, „wir werden eben unsere Angebote an die Firma schicken und die wird schon die Ueberzeugung daraus gewinnen, daß sie es mit realen und soliden Firmen zu tun hat.“

„Bapperlapapp“, schimpfte der Meister unentwegt weiter, „was uns schon die großspürigen Leute aus der Großstadt übrig lassen werden. Das Fett schöpfen doch die selber ab und wir stehen dabei und dürfen uns den Mund wischen.“

Aber diesmal behielt Meister Weidner Unrecht. Er sowohl wie auch Baumeister Fritz erhielten die Lieferungen. Und zwar wurde die Angelegenheit viel glatter erledigt, als Fritz erst vermutet hatte.

Und nun begann ein eifriges Arbeiten. Fritz war mehr draußen auf dem Übungsplatz als drinnen in der Stadt. Der Vertreter der Firma war mit allen Arbeiten sehr zufrieden und drängte ununterbrochen auf die Neillieferung. Meister Weidner ließ schon Ueberstunden machen und schwang selbst den Hammer so kräftig wie in seinen jungen Jahren. Mit der Bezahlung haperte es allerdings etwas, aber da das Verlangen nach kleineren Teilsummen in den meisten Fällen erfüllt wurde, hielt es nicht schwer, die Lieferanten bis auf den „großen Tag“ zu vertrösten, an welchem die Abnahme der gesamten Bauarbeiten durch die Brantens-Kommission des Militärklubs erfolgen würde. Dann sollten die Rechnungen sofort eingereicht, geprüft und bei Heller und Pennig beglichen werden.

Der „große Tag“ ging glücklich zur Rüste. Es wurde Alles bis auf die kleinste Kleinigkeit als tadellos befunden und der Herr General-Intendanturrat verfehlte nicht, den braven Handwerkern, die wieder ein Mal gezeigt hätten, daß das deutsche Handwerk trotz der ungünstigen Konjunktur auf dem Weltmarkt, an der Spitze aller Handwerker der Großmächte marschiere, den Dank der Behörden, des Heeres und besonders der Truppen des betreffenden Armeekorps in wohlgelesenen Worten auszudrücken. Ein kleines Mahl krönte das große Werk. Die Lieferanten bezahlten das, was sie gegessen und getrunken hatten, rüsteten den Kellnern ein anständiges Trinkgeld und gingen vergnügt nach Hause.

Die Rechnungen wurden wenige Tage später nach der Hauptstadt geschickt. Aber nicht die Firma beantwortete dieselben, sondern das — Amtsgericht und zwar mit der Mitteilung, daß die Firma am nächsten Morgen nachdem die Uebergabe des Lagers erfolgt war, den — Konkurs angemeldet habe!

Fritz trat wieder den Marsch nach der Intendantur an. Diesmal war es ein Trauermarsch. Wieder begrüßte ihn das bedeutungsvolle Achselzucken. „Ja, mein Herr“, unterbrach man sein Lamento, „das mag ja an sich bedauerlich sein. Aber wir können nichts dazu tun. Am Abend der Abnahme ist der Firma der vereinbarte Betrag bar ausgezahlt worden gegen vollgiltige Quittung und damit war die Angelegenheit für uns erledigt. Wenn Sie der Firma leichtsinnig Kredit eingeräumt haben und infolgedessen hineingefallen sind, können wir Ihnen leider nicht helfen.“

Fritz wankte leichenblau nach Hause. Meister Weidner war lange Zeit für Nie-

mand zu sprechen, die Kontarsanzeige war ihm auf die Nerven gefallen.

Fräulein Emma und Fritz Baumeister sind bis auf den heutigen Tag noch nicht verlobt

Der Herr Rat.

Humoreske von Eugen Ibsen.

„Wir kommen nur, um uns bei Ihnen für die lebenswürdige Einladung zu bedanken, meine Liebe!“ sagte meine Frau, als ich mit ihr bei Wärferts die übliche Antrittsvisite machte, zur Frau des Hauses, die, uns begrüßend, soeben in ihren Salon getreten war. „Sie werden doch kommen!“ sagte Frau Wärfert.

„Sehr gern!“ nahm ich das Wort, „wir freuen uns schon sehr auf den Abend bei Ihnen, gnädige Frau!“

Frau Wärfert, die Gattin eines Großkaufmanns, war mit meiner Frau im Bade bekannt geworden, und meine Frau hatte mir berichtet, welche ein großes Haus Frau Wärfert ausmache, wie man nach ihren Erzählungen schließen müsse, daß bei ihr die Honoratioren der Stadt ein- und ausgingen. Das hatte bei mir — ich muß es gestehen — die Freude über die empfangene Einladung etwas herabgestimmt. Ich sehe sehr gern bei mir und bin auch gern bei guten Freunden zu Gast, aber es muß ein kleiner Kreis oermittlicher Leute sein. Das sogenannte Haus-Ausmachen ist mir zuwider; das Einladen von Leuten wegen ihrer Stellung, wegen ihres Namens kann ich nicht leiden.

Aber den Frauen gefällt das in der Regel sehr gut, und meiner Frau war daher die Bekanntschaft der Frau Wärfert, die ihr von der Pflege der Geselligkeit in ihrem Hause große Dinge erzählte, sehr sympathisch. Sie freute sich sehr auf die Einladung und hatte vielleicht im Stillen die Hoffnung gehegt, durch diesen neuen Verkehr noch in die höheren Kreise der Gesellschaft zu kommen.

„Da werden wir wohl einen großen Kreis guter Freunde von Ihnen antreffen?“ sagte meine Frau, die gern wissen wollte, wie sie tollente zu machen hatte, ob sie einfach, oder wie zu einer großen Haupt- und Staatsaktion erscheinen sollte.

„Nein, diesmal ein ganz kleiner Kreis!“ antwortete die Hausfrau, „höchstens zwanzig Personen!“

„Na, ich dachte bei mir, das sei gerade genug, und viel mehr Gäste könne auch kaum die Wohnung der Frau Wärfert, wie ich sie vom Salon aus oberflächlich schauen konnte, aufnehmen. Die Bezeichnung „kleiner Kreis“ sollte wohl auch nur eine renommierende Herabsetzung sein. Mir gefiel die Frau Wärfert durchaus nicht.

„Aber liebe, nette Leute werden Sie bei mir kennen lernen,“ fuhr die Frau des Hauses fort, „vor allem meine Liebe,“ wandte sie sich besonders an meine Frau, „empfehle ich Ihnen einen lieben neuen Bekannten, den Rat Neumann. Ein vornehmer, netter Herr, der erst seit kurzem hier wohnt. Ich weiß nicht einmal, ob er sich dauernd hier niederlassen wird. Ein ganz prächtiger Mensch, hochgebildet! Na, Sie werden ihn ja kennen lernen bei mir!“

Als wir uns verabschiedet hatten und auf dem Nachhausewege waren, machte ich meiner Frau einige leise Vorwürfe über ihre neue Bekanntschaft. „Mir gefällt die Frau nicht“, sagte ich, „sie proßt mit ihren vornehmen Bekannten, und wer weiß, mit was für zweideutigen Leuten wir dort bekannt werden.“

„Aber was du auch immer gleich denkst, du hörst doch, daß der Rat Neumann auch erscheinen wird. Wo solch ein Mann verkehrt, können wir wohl auch sein!“

„Na, dagegen ließ sich nun nichts Vernünftiges sagen; meine Frau hatte Recht.“

Der große Tag kam; meine Frau warf sich in die beste Toilette, putzte sich so fein wie möglich und sagte dann, als sie ihrer Gewohnheit gemäß sich mir in vollem Glanze präsentierte und fragte, wie sie mir gefiele, ganz resigniert: „Na, unjereine wird ja doch heut nicht zur Geltung kommen!“

Als wir bei Wärferts eintraten, fanden wir bereits ein paar Gäste vor, die uns, nachdem wir mit ihnen bekannt gemacht worden, versicherten, sie hätten schon ungemein viel Schönes über uns durch die Frau des Hauses vernommen. Herr Wärfert selbst machte einen stillen, gutmütigen Eindruck, er ging geschäftig hin und her, während seine Gattin das Haus repräsentierte. Sie klagte lebhaft, daß ihre heutige Gesellschaft leider unter einem Mästen zu stehen scheine; sie habe noch im letzten Augenblick eine Anzahl Absagen erhalten, Herr Dr. A. sei erkrankt, Herr Oberlehrer B. sei amtlich verhindert u. d. u. Auffallend war mir, daß alle diejenigen, welche nicht erschienen waren, mit irgend einem Titel benannt wurden, während uns die Anwesenden einfach nur als Herr X. und Gemahlin und Herr Y. vorgestellt worden waren.

Da ging die Tür auf; ein älterer Herr trat herein. Frau Wärfert ruschte ihm mit geschäftiger Lebhaftigkeit entgegen und bezeichnete ihn mit den Worten: „Guten Abend, geehrter Herr Rat!“

Dann wurden wir alle Anwesenden mit dem Herrn Rat Neumann bekannt gemacht.

„Du,“ sagte ich zu meiner Frau, als ich sie ein paar Minuten später in eine Ecke bugsiert hatte, „der Rat Neumann kommt mir so bekannt vor. Du hast doch ein gutes Physiognomien-Gedächtnis; denk' doch mal nach. War der nicht irgendwo einmal in einem Gast, in dem wir verkehrten, Kellner?“

„Ach, laß dich doch nicht anlachen!“ rief meine Frau. „Fängst du schon wieder an! Sieh doch den feinen, netten Mann mit diesen vornehmen Allüren!“

„Na, die Frauen mögen im allgemeinen einen besseren Blick für Bornehmheit haben; ich habe nicht viel von Bornehmheit an diesem Rat Neumann gesehen, und das wußte ich bestimmt, daß ich irgendwo schon einmal mit diesem Manne zu tun gehabt hatte. Ich konnte mich nur nicht gleich erinnern, wo dies der Fall gewesen war.“

Im übrigen erschien er mir ein recht einfacher Mann zu sein; sein langer, etwas altmütterlicher Gehrock ließ darauf schließen, daß derselbe — ich meine den Rock! — wohl einmal bessere Tage gesehen, d. h. in Händen gewesen war, die ihn besser zu pflegen wußten. Vielleicht sah er auch dem Vorbessiger ganz gut, Herrn Rat Neumann hing er allzu weit um die dünnen Glieder. Auch von der hohen Bildung dieses Herrn Rats, die uns Frau Wärfert gepriesen, konnte ich nicht viel merken.

Ich hatte mit ihm verschiedene Gespräche angeknüpft, um herauszufinden, was für ein Rat er eigentlich war, aber er vermochte auf nichts recht eingugehen und antwortete immer in der banalsten Weise; als ich ihm schließlich energischer auf den Pelz rückte und ihn direkt fragte, in welchem Amte er tätig sei, auf welchem Gebiete er wirke, antwortete er answeichend, er habe sich zur Zeit von den amtlichen Geschäften zurückgezogen.

Indessen spielte er in der Gesellschaft der Frau Wärfert eine gewisse Rolle; der Herr Rat Neumann war gleichsam der Mittelpunkt, um den sich alles drehte. Augenscheinlich hatte Frau Wärfert bei ihren Freundinnen schon vorher ihn mit einem Nimbus umgeben. „Herr Rat hier!“ und „Herr Rat dort!“ hörte ich die Damen um mich herum über ihn sprechen und ihn selbst anreden, und ich konnte, so sehr ich mir auch den Kopf zerbrach, nicht darauf kommen, wo mir der Herr Rat Neumann bereits einmal begegnet sei. Da ich annahm, daß er vielleicht irgend ein kleiner Beamter sei, dem man nach langjährigen Diensten einen Titel „Steuerrat“ oder „Kommissionsrat“ angehängt hatte, ließ ich in meiner Erinnerung alle amtlichen Rangleihen Revue passieren, mit denen ich einmal zu tun gehabt, aber ich konnte meinen Rat Neumann nicht nach Hause bringen.

Endlich sagte ich mir ein Herz. Als ich mit einem Herrn der Gesellschaft, — zum zwanzigsten Male an diesem Abend, — das Thema vom Wetter besprach, — es war das einzige Gebiet, auf dem die Gäste in gleicher Weise zu Hause zu sein schienen, — brach ich dieses Gespräch mitten inne ab und fragte den Herrn: „Sagen Sie einmal, können Sie mir Näheres über diesen Rat Neumann sagen?“

„O, ein ganz prächtiger Mensch und hochgebildet!“ antwortete mir der Befragte.

„Ja, das sehe ich wohl selbst,“ log ich, „aber ich möchte wohl wissen, was es eigentlich für ein Rat ist, dieser Herr Rat Neumann!“

„Ja, das weiß ich selbst nicht gleich,“ meinte der freundliche Herr, „aber auf seiner Visitenkarte da steht, daß er ein Rat ist; ich sah die Karte drinnen im kleinen Zimmer auf der Kartenschale liegen!“

„Ach, diese Karte muß ich mir einmal ansehen,“ sagte ich, und ging in das kleine Zimmer. Meine Frau, welche unser Gespräch zufällig mit angehört hatte, folgte mir. Ich sah die Schale, und meine Frau, die bessere Augen besitzt, hatte auch schon, mir zuvor kommend, gelesen: „Siehst Du, da steht ja groß und breit darauf: Rat!“

Ich nahm die Karte zur Hand und las: „Albert Neumann“, und darunter stand allerdings groß und breit: „Rat in Versicherungsangelegenheiten.“

Ich lachte laut auf: „Nun erinnere ich mich auch, woher ich den Herrn Rat kenne; er hat bei mir einmal eine Lebensversicherung abgeschlossen, der Herr Versicherungsagent!“ sagte ich zu meiner Frau.

Als wir von der Wärfertschen Gesellschaft in unser bescheidenes Heim zurückkehrten, sprach ich zu meiner Frau nekend: „Wir müssen uns nun einmal umsehen, liebes Kind, ob wir nicht irgendwo einen ganz prächtigen und hochgebildeten Versicherungsagenten aufzutreiben können, um, wenn wir den Wärferts durch eine Gegeneinladung Revanche geben, diese Leuten würdig empfangen zu können. Man kann doch nicht immer hinter Anderen zurückstehen.“

Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

Mittwoch, 3. Februar. Blasius, Bischof und Martyrer † 316. • St. Andreas: Morgens 7/10 Uhr feierl. Seelenamt für die verstorbenen Mitglieder und Wohltäter der marian. Junggesellen-Sodalität. • St. Anna-Stift: Dritter Mittwoch zu Ehren St. Joseph. Nachmittags 6 Uhr Segens-Andacht. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr St. Josephs-Andacht. • Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 7/8 Uhr erste Andacht zu Ehren des hl. Joseph.

Donnerstag, 4. Februar. Veronika, Andreas Corsini, Bischof † 1373. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 1/2 Uhr Segens-Hochamt.

Freitag, 5. Februar. Agatha, Jungfrau und Martyrin † 251. • Carmeliten-Klosterkirche: Herz-Jesu Freitag. Morgens 8 Uhr Hochamt. Nachmittags 1/6 Uhr Predigt, darnach Herz-Jesu- und Armenseelen-Andacht. • St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Herz-Jesu-Andacht. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 1/2 Uhr Segens-Messe für die Herz-Jesu-Bruderschaft. Abends 7 Uhr Herz-Jesu-Andacht mit Predigt. • Franziskaner-Klosterkirche: Morgens 7 Uhr hl. Messe mit gemeinsch. hl. Kommunion für die Mitglieder der Ehrenwache. Nachmittags 1/6 Uhr Andacht zum hlsten. Herzen Jesu mit Predigt. • Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Morgens 7 1/2 Uhr Hochamt und Abends 7/8 Uhr Andacht zum hlsten. Herzen Jesu.

Samstag, 6. Februar. Dorothea, Jungfrau und Martyrin † 208. • St. Lambertus: Morgens 6 Uhr hl. Messe mit sakramentalischem Segen.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehls,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sonntag Sexagesima.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 8, 4-15. „In jener Zeit, als sehr viel Volk zusammen gekommen und aus den Städten zu Jesus herbeigeeilt war, sprach er gleichnißweise: ein Säemann ging aus, seinen Samen zu säen: und da er säete, fiel Einiges an den Weg und wurde zertreten, und die Vögel des Himmels fraßen es. Ein Anderes fiel auf steinigten Grund, und da es aufging, verdorrte es, weil es keine Feuchtigkeit hatte. Ein Anderes fiel unter die Dörner, und die Dörner, die mit aufwachsen erstickten es. Ein Anderes fiel auf gute Erde und ging auf, und gab hundertfältige Frucht. Als er dies gesagt hatte, rief er: Wer Ohren hat, zu hören, der höre. Es fragten ihn aber seine Jünger, was dieses Gleichniß bedeuete. Und er sprach zu ihnen: Euch ist es gegeben, die Geheimnisse des Reiches Gottes zu verstehen; den Uebrigen aber werden Gleichnisse gegeben, damit sie sehen, und doch nicht sehen, hören und doch nicht verstehen. Die am Wege, das sind die, welche es hören, dann kommt der Teufel und nimmt das Wort aus ihrem Herzen, damit sie nicht glauben und selig werden. Die auf dem steinigten Grunde, das sind die, welche das Wort mit Freuden aufnehmen, wenn sie es hören; aber sie haben keine Wurzeln, sie glauben eine Zeit lang, und zur Zeit der Verjüngung fallen sie ab. Das, was unter die Dörner fiel, das sind die, welche gehört haben, aber dann hingehen und in den Sorgen, Reichtümern und Wohlthäten des Lebens ersticken, und keine Frucht bringen. Was aber auf gute Erde fiel, das sind die, welche das Wort hören, und in dem guten, und sehr guten Herzen behalten, und Frucht bringen in Geduld.“

Die christliche Familie.
 III.

Zu der obigen Gleichnißrede hat der Herr in Seiner Weisheit Selber die Erklärung gegeben. Der hl. Papst Gregor der Große begründet das, indem er u. a. sagt: „Wenn ich (Gregor) diese Erklärung gegeben hätte, so würdet ihr wohl Bedenken tragen, sie anzunehmen und zu glauben. Wer würde mir Glauben schenken, wenn ich sagte, die Reichtümer seien Dörner? Denn (würdet ihr sagen) diese stechen, jene aber ergötzen. Und doch sind die Reichtümer Dörner.“

Auch heute, lieber Leser, dürfte es noch genug Christen geben, die eine bedenkliche Miene machen, wenn die Reichtümer Dörner genannt werden, wenn also von ihrem Besitz gesagt wird, daß er mit qualvollen Sorgen verbunden sei. Und doch bestätigt sowohl die Geschichte wie die tägliche Erfahrung jenes Wort unseres Herrn.

Bersehen wir uns nun wieder in das heidnische Rom zur Zeit des Kaisers Augustus: Welch' elender Zustand bei so viel Reichtum, soviel Macht und Glanz! „Kein Wunsch — sagt der ältere Plinius — steigt so oft aus des Menschen Brust empor als der nach dem Tode, und zwar nach einem raschen Tode.“ Aber es blieb nicht bei diesem seigen, ehrlösen Wunsche: Der Selbstmord war fast die einzige Tat, deren dieses entartete Geschlecht noch fähig war. *) Und meinst Du vielleicht,

lieber Leser, es wäre doch nur der verzweifelnde Proletarier gewesen, der auf die Flaminische Brücke hinausging und sich kopfüber ins Wasser stürzte? Oder es sei etwa nur ein Ungehener der Schlemmerei gewesen, wie Ulpianus, der, nachdem er sechzig Millionen verprast hatte, Gift nahm, weil er mit den übrig gebliebenen zehn Millionen nicht mehr anständig leben konnte? (Martial 3, 22) Aber es waren ganz andere Leute, die ein solches Beispiel gaben: Der Jurist Coccejus Nerva, der Großvater des Kaisers Nerva und Freund des Kaisers Trajanus, hatte beispielsweise für seinen Selbstmord absolut keinen Grund: er war nicht krank, hatte keinen Feind, und es drohte ihm persönlich keine Gefahr, noch auch seinem Reichtum. Dennoch beschloß er zu sterben; vergebens waren die Bitten der Freunde, vergebens die Bitten des kaiserlichen Gönners: Er ging als Selbstmörder aus dem Leben ohne irgend einen ersichtlichen Grund **) — bei all' seinem Reichtum, seinem Ansehen, kurz bei so viel „Glücksgütern“, um die ihn damals sicher viele Tausende beneideten. Ja, selbst Seneca, dieser ernsteste Philosoph der römischen Kaiserzeit, predigt bedauernswerte Worte: „Warum sollte einer nicht selber sich den Tod geben, der alle Lüste, die ihn in diesem Leben zurückhalten könnten, bereits

hat, Diogenes, Zeno, Carneades, Sokrates, Themistokles, Demosthenes, (angeblich auch Pythagoras und Aristoteles); dann von den Römern u. a.: Lutatius, Attikus, Petronius, Lukan, Cato, Brutus, Cassius, Marc Antonius, Cicero, vielleicht auch Marc Aurel etc.

*) Tacitus, Annalen 6, 26.

Kirchenkalender.

- Sonntag, 7. Februar. Sexagesima. Romuald, Ordensstifter † 1027. Evangelium Lukas 8, 4-46. Epistel: 2 Korinther 11, 19-33 und 12, 1-9. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Hl. Kommunion der Schulen an der Acker- und Lindenstraße. ● Franziskaner-Klosterkirche: Gemeinschaftliche Hl. Kommunion für die Mitglieder des 3. Ordens, Nachm. 1/3 Uhr Versammlung mit Predigt und Aufnahme neuer Mitglieder.
- Montag, 8. Februar. Johann von Matha, Ordensstifter † 1213.
- Dienstag, 9. Februar. Apollonia, Jungfrau und Martyrin † 249.
- Mittwoch, 10. Februar. Scholastika, Äbtissin † 543. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 1/8 Uhr 2. Andacht zu Ehren des hl. Joseph. ● St. Anna-Stift: 4. Mittwoch zu Ehren des hl. Joseph, Nachmittags 6 Uhr Segens-Andacht. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr St. Josephs-Andacht.
- Donnerstag, 11. Februar. Euphrosina, Jungfrau † 470. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 1/2 Uhr Segens-Hochamt.
- Freitag, 12. Februar. Eulalia, Jungfrau und Martyrin † 304. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 1/8 Uhr Kreuzweg. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Kreuzweg-Andacht.
- Samstag, 13. Februar. Jordan, Dominikaner † 1237.

*) Mit Recht macht ein neuerer Schriftsteller aufmerksam auf die auffallend große Zahl von bedeutenden Männern des Altertums, die alle durch Selbstmord endeten: Lyfurg, Empedo-

erschöpft hat? Er ist überfüllt, und die Sättigung hat ihm alles zum Ekel gemacht.***)

Das war die Stimmung der vornehmen heidnischen Männerwelt Roms, als der Heiland auf Erden erschien; das war die Stimmung der Familienväter der Weltstadt! Tief unglücklich mußte sie schon der grenzenlose Despotismus machen, der ihnen über Frau und Kinder durch die Staatsgesetze eingeräumt war. Statt einer Gefährtin hatte der heidnische Gatte in seiner Frau nur eine Sklavin, aber die er dasselbe Recht hatte, wie über seine Tochter. Hatte sie angehört, ihrem Tyrannen zu gefallen, so war auch schon eine neue Ehe mit einer anderen untergeschrieben; im Augenblicke, wo die Unglückliche sich noch für reich und glänzend versorgt hält, bekommt sie Befehl, das Haus zu verlassen, nicht selten unter herzerreißendem Hohn.****) Wie hätte man nun wahre, aufrichtige, fortdauernde Neigung und Liebe von einer Gattin erwarten können, die, anstatt in ihrem Gatten einen vorsorglichen Freund und Beschützer zu finden, in ihm nur einen allmächtigen Despoten sehen konnte, von dem ein Wort, ein Wink, eine Laune jeden Augenblick Unglück und Schande über sie bringen konnte? Kriechende und eben darum verdächtige Versicherungen der Anhänglichkeit und Treue, — das war alles, was er von ihr erwarten konnte. Und was mußte er unter solchen Umständen befürchten? Untreue, Skandal und Schande und Anschläge auf sein Leben. Ja, die eisernen Staatsgesetze, womit sich der Despotismus und die Eifersucht des Ehemannes bewaffnet hatte, bewiesen nur zu sehr, wie begründet jene Befürchtungen waren.

Weil der heidnische Gatte, statt einer Lebensgefährtin, in der Frau nur eine Sklavin hatte, mußte er auch alles das erfahren, was aus einem solchen Verhältnisse notwendig hervorging. Kein inniges Vertrauen, keine hingebende Liebe, keine jener edlen und reinen Neigungen, die das Herz gegen alle Lebensstürme stählen, indem sie es über die Sinnlichkeit erheben — mit einem Worte: von all dem Segen und all den Tröstungen, welche die auf dem Boden des Christentums stehende Familie den Ehegatten gewähren kann und soll, ist im Heidentum keine Spur zu finden. Ihre Stelle haben schwarze Eifersucht, schändliches Mißtrauen, eifige Kälte und Widerwillen eingenommen — und zuletzt folgte (in der Scheidung) das ärgerliche Zerreißen von Banden, die so innig, so heilig sein sollten.

War aber der Gatte schon zu beklagen, so war es die Frau wegen ihrer Schwachheit und ihrer unsicheren Lage noch weit mehr. Als Gattin und Mutter hatte sie nur Schmerzen und Demütigungen in Aussicht. War sie kinderlos, so wurde sie unerbittlich verstoßen. War sie mit Kindern gesegnet, so sah sie oft, sehr oft, wie das zarte, wimmernde Kind ihren Armen entrißen und auf die Straße geworfen wurde, um da zu Grunde zu gehen, ehe es noch seine Mutter angelächelt hatte; oder war es ein Knabe, so war er vielleicht eines Tages Gladiator, d. h. er kämpfte als Sklave im Amphitheater mit anderen Unglücksgegnossen auf Leben und Tod, ohne seine Mutter zu kennen oder von ihr gekannt zu sein, — „ergögte“ dort seinen Vater, seine Mutter, seine Brüder und Schwestern, die Beifall klatschten bei seinen Verwundungen und mit den vielen Tausenden von Zuschauern seinen Tod verlangten!

So tief hatte das Heidentum die unglückliche Mutter erniedrigt! Lieber Leser, findest du es nicht ganz in der Ordnung, wenn namentlich unsere Mütter von echt christlichem Geiste sich durchdrungen zeigen? Wie viel Dank schulden gerade sie dem Christentum dafür, daß es die Familie so hoch emporgehoben und damit namentlich auch der Mutterwürde wieder zu ihrem Rechte verholfen hat!

S.

***) Seneca, Briefe 77, 16.

****) Juvenal, 6, 113.

Vor neunzig Jahren bei La Rothière.

Skizze von Herbert v. Briejen.

Es war kalt, grimmig kalt in jenem denkwürdigen Winter 1813/14 und die Franzosen waren dabei im eigenen Lande weit schlimmer daran, als die ein rauheres Klima gewohnten Truppen der Verbündeten. Und doch, für die Preußen war es heute schlimm genug, — bei Brienne geschlagen, bivouacierten sie nun ohne Holz und Stroh bei La Rothière. Vater Blücher wütete, aber zuletzt tröstete er sich mit der Erwägung, daß auch den größten Feldherren nicht immer die Fortuna gelächelt habe. Auch war er keineswegs müßig oder mutlos. Im Gegenteil: „Die Scharte muß ausgewetzt werden,“ sagte er grimmig, „haben wir heute Prügel bekommen, so haue wir den Bonaparte morgen!“

Und emsig schmiedete er mit seinem Generalstabschef Redhart v. Sneyenau einen neuen Schlachtplan. Bei La Rothière wollte er den Franzosen eine Schlacht liefern, der greise Held brante ordentlich darauf, die ihm angetane Schmach in Feindesblut abzuwaschen.

So saß er nun noch in später Nacht mit Sneyenau in der elenden Hütte, die ihm als Nachtquartier diente, und arbeitete mit Sneyenau, als ein junger Leutnant eintrat und die Hand militärisch am Tische, an der Thür stehen blieb, bis man ihn bemerkte.

Der Feldmarschall hob den Kopf, im Begriff, ob der Störung loszuwerden. Als er jedoch des Offiziers ansichtig wurde, hellte sich sein Gesicht ein wenig auf und er sagte nicht allzu unfreundlich:

„Nun, was gibt es denn, mein Jungchen?“

Der Leutnant riß sich noch ganz besonders zusammen und sagte mit heller, lauter Stimme: „Leutnant v. Brännow vom Colberger Grenadier-Regiment meldet gehorfsamst, daß die Feldwache der 4. Kompagnie soeben einen Husaren vom dritten Regiment als Deserteur verhaftet hat.“

„Was, ein Husar — und dazu noch einer aus einem Regiment von so rühmlicher Vergangenheit! Da soll doch gleich ein Stedendes — Er soll gleich hergeführt werden!“

„Zu Befehl, Ew. Durchlaucht! Er heißt Richard Wolter, und die, welche ihn festgenommen haben, stehen draußen vor der Thür und harren des Befehls, ihn vorzuführen.“

Die Thür ging auf, der Leutnant trat wieder ein und blieb salutierend neben der Thür stehen, hinter ihm traten zwei Grenadiere ins Zimmer und pflanzten sich mit „Gewehr auf“ neben dem Eingange auf. Zwischen ihnen stand der „Deserteur“, das Haupt hoch erhoben, den Blick hell und frei — er sah so ganz und gar nicht schuldbehaftet aus.

Der Fürst stuzte bei seinem ersten Anblick, aber schon im nächsten Augenblick wettete er los:

„Das also ist der Hallunke, der meineidig davongelaufen ist, der in erbärmlicher Feigheit seinen Knie vor der Entscheidung im Stich lassen wollte? Pfui Teufel!“

„Verzeihen Ew. Durchlaucht,“ warf nun Sneyenau ein, „mit dem Manne da muß es eine eigene Bewandnis haben. Daß er feige ist, kann ich mir eigentlich nicht denken — denn ich sehe das eiserne Kreuz auf der Brust.“

„Das eiserne Kreuz einem Deserteur? Herunter damit, es steht bei ihm am Pranger!“ und damit riß er ihm das Ehrenzeichen einfach von der Brust, „wo hast Du das gestohlen, Hallunke?“

„Nicht gestohlen, Ew. Durchlaucht zu Befehl, sondern ich habe mir's an der Kaybach ehrlich erworben, als ich den französischen Dragonern eine Standarte abnahm.“

„An der Kaybach? Und eine Standarte erobert?“ rief der Fürst in höchstem Erstaunen, „und dann will so'n Kerl fortlaufen? Sage mal, warum wolltest Du weglassen?“

„Ich wollte gar nicht weglassen, Ew. Durchlaucht zu Befehl!“

„Aber Du Himmelsjakramenter, willst Du

mich anlügen? Du bist als Deserteur arretiert worden und leugnest, daß Du hast davongelaufen wollen? Was hast Du denn zu Deiner Entschuldigung vorzubringen?“

„Ich habe noch nie gelogen, Durchlaucht,“ sagte der Husar in festem Tone und den Blick ruhig und frei auf das Antlitz des zürnenden Feldherrn gerichtet, „und so will ich denn auch nicht schwören und mich in Betenerungen meiner Unschuld ergehen, sondern einfach gestehen, was geschehen ist: Ich wurde dabei betroffen, als ich im Begriffe stand, die Vorposten zu durchbrechen, um einen mir sehr nahe stehenden Gefangenen zu befreien, dessen Gefangennahme ich bei Brienne nicht hatte hindern können.“

„Sage mal, Mensch, wenn ich Dir auch glauben wollte — einen Gefangenen befreien? Warum in aller Welt hast Du damit nicht gewartet bis morgen, hast es nicht uns überlassen, ihn herauszuholen — konntest ja selbst mittun, Ekel Du —“

„Durchlaucht zu Befehl, es ist ein Gefangener, dem in der Gefangenschaft noch ganz andere Dinge passieren könnten, als jedem Anderen —“

„Sprich deutsch, Du Ekel,“ fuhr der Feldmarschall unwillig auf, „ich habe keine Zeit, Rätsel zu raten!“

„Durchlaucht, der Gefangene ist auch kein Mann, sondern eine Frau —“

„Was ist er?“ rief Blücher erstaunt dazwischen, „fangen denn diese Wälschen auch Weiber? Das sähe ihnen ähnlich!“

„Zu Befehl, Ew. Durchlaucht, aber das Weib war Soldat und konnte deshalb wohl auch kriegsgefangen werden.“

„Kann, wie kommt denn das?“

„Sie ist die Tochter meines Nachbarn, dessen Hof an den unsrigen stößt. Wir liebten uns schon als Kinder, und als ich nun fort mußte in den Krieg, da hat sie's zu Hause nicht aushalten können, sie ist auf und davon gegangen und es ist ihr geglückt, bei den Husaren angenommen zu werden. Eines Tages kam sie mit dem Nachschub bei dem Regiment an und hat wochenlang tapfer an meiner Seite gekämpft. Vorgestern wurde sie bei Brienne gefangen genommen, ohne daß ich es zu hindern vermochte. Bei dem Versuch, sie zu befreien, wurde ich als Deserteur ergriffen.“

„Bombenelement!“ rief der Marschall, „muß ein Blümmel sein! Kann's ihm eigentlich nicht verdenken, daß er zu ihrer Befreiung einen eigenmächtigen Schritt getan hat. Und Du, sage, hast Du noch einen Wunsch, ehe Du vor das Kriegsgericht gestellt wird?“

„Zu Befehl, Ew. Durchlaucht,“ rief der Husar blühenden Augen, „lassen mich Ew. Durchlaucht morgen mit in die Schlacht. Morgen Abend, wenn ich noch lebe, führe ich Annemarie zum Regiment zurück und stelle mich dem Kriegsgericht.“

Der Marschall befaß sich nur kurze Zeit, es zuckte eigentümlich um seine Augenwinkel und um seinen weißen Schnurrbart. Dann aber sagte er möglichst härbeißig:

„Gut, es mag sein. Wenn Du nicht totgeschossen oder zusammen gehauen bist, bringst Du mir morgen Abend das Wädel und wartest, was wir dann mit Dir anfangen. Hast Du Dich brav geschlagen, so lassen wir es vielleicht bei der einfachen Kugel bewenden.“

„Danke gehorfsamst, Ew. Durchlaucht —“

„Hat nichts zu danken! Raus mit dem Kerl!“ —

Und wie schlug sich Richard Wolter an diesem Tage! Und am Abend meldete Walter sich im Lager der Preußen mit seiner Brant beim Feldmarschall. Der ließ ihn abseits führen, eine Sektion Grenadiere antreten und schickte nach dem Feldgeistlichen. Dann ließ er den „Deserteur“ und den befreiten Gefangenen herbeiholen und unter Trommelwirbel wurde die Trauung der Stannenden vollzogen.

„So, Kinder,“ sagte dann der Marschall lächelnd, „nun seid hübsch brav und fechtet wieder Seite an Seite. Aber das sage ich Euch, läß es sich einer einfallen, zu deser-

tieren, so kommandiere ich den Andern, daß er helfen muß, ihn totzuschießen. Habt Ihr mich verstanden?"

"Zu Befehl, Ew. Durchlaucht!" sagten Beide wie aus einem Munde.

Aus Deutsch-Südwest-Afrika.

Skizze aus dem Hereroaufstande. Von H. E. Jahn.

Der Farmer Hans Breitenbach besserte den Damm aus, durch den er in der Regenzeit — Oktober bis März — das Wasser auffing, das vom Gebirge herabströmte und womit er später seine Felder tränkte. Ein kleiner, etwa sechsjähriger, Knabe warf blanke Kieselsteine in die gelbe, träge Flut und lachte und jubelte über das helle Aufspritzen derselben.

Eine junge, schlante Frau war aus dem Steinenen, mit Wellblech gedeckten, Wohngebäude herausgetreten und langsam durch den grünen und blühenden Garten gegangen, bis sie das Ufer des Teiches erreicht hatte, an dessen Rande sich der Mann und das Kind befanden.

Sie trat auf den Mann zu und legte ihre kleine, arbeitsharte Hand auf seine Schulter. Der Arm ruhte und ließ den Spaten sinken.

"Mama! Mama!" Das Kind war auf die junge Frau zugeflogen und hatte sie mit den weißen Händen umklammert, sein blondes Lockenköpfchen in ihre Kleider drückend. Die Frau beugte sich nieder und küßte ihren Liebling, während eine Träne in ihren blauen Augen funkelte und langsam über die weiße Wange glitt. Der Mann sah es und schüttelte misgunstig und ungeduldig den Kopf.

"Hans!" sagte die junge Frau wie entschuldigend mit weicher, sanfter Stimme: "Sei mir nicht böse — allein mir ist so bange ums Herz, als ob uns ein schweres Unglück bevorstünde!"

Seitdem die Bondelswarts im Süden der Kolonie die Fahne des Aufstandes erhoben haben, kenne ich meine kleine, tapfere Frau gar nicht wieder. Oh, Anna, bei der ganzen Geschichte haben vielleicht unsere Bettern jenseits des Oranjesflusses wieder einmal die Hand im Spiel, wie damals 1888 der Kapengländer Lewis!"

"Hans, Sara, das Namaquaweiß, geht herum wie ein Geipenst. Sie führt allerlei wunderliche Reden und ängstigt mich durch dieselben. Sie sagt: ihre Zunge dürfe nicht sprechen und die bösen, schwarzen Männer würden ihr nur die Augen lassen um ihre gute Herrin, ihren guten Herrn und den kleinen, lieben Jungen zu beweinen. Die bösen, schwarzen Männer erzählten: Die Deutschen wären im Süden alle von den Bondelswarts erschlagen und der Gouverneur Oberst Leutwein gefangen, da werde der Oberhäuptling Samuel Maharero alle seine Krieger nach Warmbad schicken, und sie würden die Waffen gegen die Deutschen ergreifen. Die Weißen würden erschlagen werden und die Farmen geplündert und verbrannt. Solche und andere Reden führt Sara."

"Unsinn! Anna, Unsinn!" rief der Farmer, fast ärgerlich den Kopf schüttelnd. "Doch was ist das!" unterbrach er sich überrascht: "Steigt dort hinter dem Berge nicht Rauch auf? Dort muß, wenn ich mich nicht irre, die Farm des Jan Berthalen liegen, des eingewanderten Buren aus Transvaal. Sollte Sara vielleicht Recht haben!"

Der Hufschlag eines galoppierenden Pferdes, das Krachen der Hamastränche und der Milchbüchse, die auf dem Abhang des Hügelns wuchsen ließ die Sprecher lauschen und unter den breiten Ästen eines gelbblühenden Kameledorns hervor schoß mit verhängtem Bügel ein Reiter. Als er die Farmerleute am Dammtische erblickte, hielt er sein dampfendes Tier einen Augenblick an, dann wandte er es und sprengte auf sie zu. Hans Breitenbach erkannte in dem Reiter den Farmer Jan Berthalen.

"Guten Tag!" rief er schon von Weitem: "Men' heet enn Meßraun, maß ih klahr to vertrecken, de Hereros kamen!" Und dann erzählte er mit flüchtigen Worten, daß der Aufstand der Schwarzen ausgebrochen daß diese seine Farm überfallen und niedergebrannt hätten. Er habe kaum Zeit gehabt in den Kraal zu

laufen und ein Pferd zu besteigen, um seine Nachbarn zu warnen.

Jeden Augenblick müßten die schwarzen Rebellen hier sein, denn sie wären durch die Plünderung gut beritten und bewaffnet. Die drohende Gefahr gab der jungen Frau ihren Mut und ihre Tatkraft wieder, sie ergriff den Arm ihres Kindes und eilte mit demselben dem Wohnhause zu. Hans reichte dem jungen Buren die Hand:

"Steigt ab und kommt mit! Mein Haus ist so fest, wie Bindhut."

"Ett is laht", entgegnete Jan: "Ich wollte hinüber zur Station, um Milche zu holen. Doch wenn Ihr meint — das arme Kind und die arme Frau —! Ne, Friend! id gah nie!" und sich aus dem Sattel schwingend rief er: "Bei muhten ons hahsten! Dar kamen de Hereros!"

Und richtig, über die Spitze des Hügelns, unter den grünen wirren Büschen und Bäumen hervor, sprengte ein Haufen schwarzbrauner, wilder Gestalten.

"Bei muhten ons hahsten!" wiederholte der Bure, sein Gewehr langsam erhebend, — in Blitz, ein Knall und der vorderste Reiter rollte aus dem Sattel in die "Wachteenbittebüchse."

Ein betäubendes Wutgebrüll aus wohl süßlich klingenden Kehlen erschütterte die Luft und ein Hagel von Kugeln umschloß die beiden Farmer und riß Zweige und Blätter von den, ihnen am nächsten wachsenden Bäumen der Aloe, Pfirsich- und Mandeln. Aber noch einmal und noch einmal erhob sich der Mauer des Buren, und jedesmal sank ein schwarzer Reiter aus dem Sattel — hierdurch vorsichtig gemacht, begnügten sich die Wilden mit Schreien und Schießen aus der Ferne und so glückte es den beiden Männern, das schützende Haus zu erreichen.

Die Türen wurden verschlossen und verrammelt, die Fensterläden herabgelassen, und gefast erwartete man den Angriff der Neger. Doch schienen diese für's Erste durch die Plünderung der Ställe, Kraale und Wirtschaftsgebäude so beschäftigt zu sein, daß sie an nichts anderes dachten.

"Datt is de ehrtte Rehr!" sagte Jan: "doch wie wird's später werden, wenn uns unsere Patronen und unser Proviant ausgehen? God all helpen!"

Hans senkte den Kopf und warf einen bekümmerten Blick auf sein Kind und seine Frau — wie ein schwarzes blutiges Meer dehnte sich die Zukunft vor seinen geistigen Augen aus, ohne das rettende Licht eines Leuchtturmes und das schwarze, blutige Meer ging hoch und höher — wann würde es sein und seiner Lieben Lebensschiff verschlingen? — Wenn nicht Rettung kam in wenigen Stunden —!

Und woher sollte ihnen Rettung kommen? Die nächste Station war so schwach besetzt, daß sie kaum im Stande war, sich selbst gegen den Ansturm der Wilden zu halten, vielweniger den bedrängten Farmen zu helfen.

Inzwischen hatten die Rebellen die Wirtschaftsgebäude ausgeraubt und sie in Brand geitedt. Anna, die junge Farmersfrau, saß auf einem Stuhl und weinte, während zu ihren Füßen sich das rotbraune Namaquaweiß niedergelauert hatte, und den kleinen Knaben streichelte und häßschelte.

"Otto", gurgelte sie zwischen den weißen, bligenden Zähnen mit eigentümlichen Schnalzlauten hervor: "Otto — mein Liebling — die bösen Menschen sollen dir und dem guten Herrn und der guten Herrin doch nichts anhaben, dafür wird Sara sorgen und sollten die bösen Menschen dafür auch Sara erschlagen!"

Inzwischen schienen die Neger sich entschlossen zu haben, einen Sturm auf das feste schwarze, lauernde Lager umschlichen sie das Wohnhaus zu versuchen. Geschmeidig wie Gebäude und näherten sich den Fenstern. Verschiedene der halbnackten Gestalten schienen zu taumeln, als hätten sie zu viel des Rayschen Wassers (Brantwein) genossen. Dann begannen sie mit Äxten und Keulen die Fensterläden zu zerrümmern um sich einen Eingang in das Haus zu erzwingen. Ueberall indessen wurden sie durch die tödlichen Schüsse des Buren u. des

Deutschen zurückgetrieben und verloren viele Leute, nur an einer Stelle gelang es ihnen, die Bretter der Läden zu zerbrechen und sich durch die entstandene Lücke zu schwingen. Das gellende Angstgeschrei Annas machte die beiden Männer, die anderweitig sich befanden, aufmerksam auf die Gefahr. Verbeilend sahen sie, wie ein großer schwarzbrauner Kerl, die langen goldblonden Haare Annas erfaßt hatte, um sie niederzureißen. Ein Schuß aus der nie fehlenden Büchse des Jan Berthalen zerschmetterte ihm den Schädel Hans schlug einen Zweiten mit seinem Gewehrkolben zu Boden, während der dritte Neger, geschmeidig wie eine große Kage aus dem Fenster sprang und entfloß.

Die Wilden hatten sich überall furchtlos zurückgezogen und wäre nicht gelegentlich ein Laut- oder Freundengeheul durch den stummen, dunklen Abend herübergeklingen, man hätte glauben können, sie hätten die Farm verlassen.

"Was nun?" flüsterte Breitenbach traurig, der Bure entgegnete: "God soll helpen!"

Da erhob sich Sara, das Namaquaweiß, trat auf den Farmer zu und sprach: "Du warst immer gut zu dem armen Namaquaweiß — auch meine Frau — und darum wird das Namaquaweiß für Euch ihr Leben wagen — laß mich hinaus aus deinem Barpe."

"Was willst du?" — "Zusehen ob die bösen schwarzen Männer betäubt von dem Rayschen Wasser schlafen, damit du aus deinem Barpe fliehen kannst."

"Laß sie gehen", sagte Anna rasch zu den beiden Männern tretend: "ihr Herz ist treu und brav und sie ist uns vielleicht von Gott zur Hilfe gesandt." "Ich traue solch einer rotbraunen Haut nicht", brummte der junge Bure: "Sie haben keinen Sinn für Wohlthaten und das Wort: "Danke" haben sie nur der deutschen Sprache entlehnt. As 't ih bestest! Aber ist sie falsch, so laße ich ihr die Sonne durch ihre rotbraune Haut scheinen."

"Geh nur, Sara und Gott behüte dich!" sagte Hans kurz und das Namaquaweiß verließ geräuschlos schleichend, wie ein scheuer Erdwolf, das belagerte Haus.

Die Zurückbleibenden lauschten ängstlich auf jedes Geräusch, allein nur das Rauschen in den Blättern der Grasbüschel und Pfirsichbäume und das entfernte Bellen eines Hundes unterbrach die dumpfe Abendstille.

Nach einiger Zeit ließ sich ein leises Klopfen an der Tür hören und eine gedämpfte Stimme flüsterte: "Auf! auf! die bösen, schwarzen Männer schlafen und wenn sie erwachen müssen wir schon weit sein, daß sie unsere Spuren nicht folgen können!"

Hans öffnete und der misstrauische Jan erhob schußbereit sein Gewehr; niemand weiter als Sara stand auf der Schwelle. "Auf! auf!" drängte sie: "nimm dein Weib und dein Kind, laß Alles liegen und eile so schnell du kannst die schützende Station zu erreichen! Ich werde dich führen!"

Einen Augenblick zauderte der junge Farmer und sein Auge hing traurig an dem so mühsam errungenen Eigentum, das er der Verhütung Preis geben mußte, doch die kleine, arbeitsharte Hand seines Weibes ergriff ihn und zog ihn mit sich fort und sein Weib sagte: "Du hast mehr zu verlieren! Denke an dein Kind!"

Vorsichtig durchschritten sie den Garten.

An dem, von den Hereros durchbrochenen, Damm vorüber führte Sara die Flüchtlinge. Plötzlich blieb das voranschreitende Namaquaweiß stehen und rechte den Kopf lauschend vor — irgendwo sang ein Schaapwächter (südafrikanische Nachtigall) — weiter vernahmen die Deutschen nichts, nur das geübte Ohr des Buren glaubte ein entferntes herdenmäßiges, trappelndes Geräusch zu hören — waren das die Feinde? ihre Verfolger, die Hereros?!

Das Geräusch näherte sich rasch und das Namaquaweiß lauerte sich wie ein erschreckter Klippdachs hinter einigen großen gelben Felsblöcken, die in dem ausgetrockneten Flußbette lagen, nieder. Alle folgten mit klopfendem Herzen ihrem Beispiele und die Männer hielten ihre Waffen schußbereit in Händen, um ihr Leben so teuer zu verkaufen, als möglich.

Die Dornbüsche raschelten und krachten, dann rollte der Sand vom Rande des Fußbettes herab und dann drängten sich viele braunrote leichte Schatten vorüber und erklimmen den gegenüberliegenden Rand. Die großen, dunklen Augen funkelten schon und die weißen Streifen auf der Stirn leuchteten, es waren Springböcke, die vielleicht vor der Nähe der Schwarzen flohen, wie sie flücht.

Unbehindert setzten die Flüchtlinge ihren Weg weiter fort, und als im Osten die ersten Sonnenstrahlen den fast schwarzen Himmel mit goldigem Purpur färbten, erreichten sie die schützende Station. Schwarze schwere Rauchwolken wiebelten in der Richtung auf, wo ihre Farm gelegen hatten, und flogen empor in den klaren, blühenden Himmel, wie ein Banner des Krieges und des Schreckens.

Schwiegervater wider Willen.

Humoristische Skizze von B. v. Störzen.

Hauptmann v. Kern wettete — er wettete gern, viel und ausgiebig. Er war nämlich der Ansicht, ein Batterieführer müsse wettern — das gehöre nun einmal dazu, das hielte die Leute in Raïson. Seine Leute brauchten Raïson — denn v. Kern stand an der Majorsecke. Er war kein großer Stratege und Taktiker und hatte überdies kein Geld. Deswegen hatte er in ein wenig vornehmeres Provinzregiment eintreten müssen, dessen Angehörige niemals zur Kriegsakademie oder gar zum Generalstab kommandiert wurden und vom 45. Lebensjahre ab den schönen Titel „Major a. D.“ führten. Davor aber fürchtete Herr v. Kern sich außerordentlich — er hatte die feste Absicht, erst wirklicher Major, Abteilungscommandeur, und nicht bloß überzähliger zu werden — daß er weiter auf keinen Fall kommen werde, wußte er — und dann hoffte er bei seiner Verabschiedung als Oberleutnant charakterisiert zu werden. Das war nötig um der Ehre willen, aber auch aus finanziellen Gründen.

In diesen seinen Plänen sah er sich aber durch die Einjährig-Freiwilligen bedroht. Die waren ihm überhaupt ein Dorn im Auge. Tüchtige Soldaten waren sie, das konnte er nicht leugnen. Sie verkörperten nun einmal die Intelligenz unter der Mannschaft, und das ist bei einer Truppe, bei der der Gama-schendrill nur Nebensache ist, das entscheidende.

Heute nun kam Herr von Kern nach Hause und war besonders wild. Es war Batterievorstellung gewesen, alles war gut gegangen — da zuletzt noch beim Parademarsch war das Pferd des Einjährigen Freiherrn von Frankenstein in einen Maulwurfshaufen getreten, und dadurch war der zweite Zug in einem allerdings kaum merkbaren spitzen Winkel vorbeigekommen. Aber das scharfe Auge des Herrn Oberst hatte es doch bemerkt und es nachher nur beiläufig und unter lebenswürdiger Anerkennung der sonstigen vortrefflichen Haltung der Batterie erwähnt, ohne eine Rase oder auch nur den leisesten Tadel daranzuknüpfen. Das hatte aber den Major, der Herrn v. Kern nicht leiden konnte, veranlaßt, einen tüchtigen Wischer zu geben. Darum wettete Herr v. Kern heute noch viel toller als gewöhnlich.

„Ich habe den Kerl zum Rapport herbestellt! Warten Sie, mein Herr Freiherr von Frankenstein,“ schrie er förmlich, „ich werde Ihnen beweisen, daß Ihre siebenpunktige Krone nicht von der Verpflichtung entbindet, auf Ihren Gaul aufzupassen wie jeder Andere.“

„Aber, Papa,“ warf da Waltraut, das achtzehnjährige Töchterlein, mit ungewöhnlichem Eifer dazwischen, „wie kann er denn verhindern, daß sein Pferd nicht in einen Maulwurfshaufen tritt, namentlich beim Parademarsch, wo er doch stramm nach rechts zu sehen hat!“

„Was verstehst Du denn davon, Du Nase-weis?“ fuhr nun aber Herr v. Kern auf sein Töchterlein los, „und das schwör' ich ihm hiermit zu: ist das kleinste Untätchen an

seinem Anzug nicht in Ordnung, so steck ich ihn drei Tage ins Loch!“

„Aber Papa, um Gottes willen, um mich willst Du ihn einstecken?“ rief das Töchterchen ganz außer sich, „seine ganze Reserve-Offizierskarrriere willst Du ihm zunichte machen? Und er ist doch so sehr darauf angewiesen, Offizier zu werden, er als Rittergutsbesitzer wird doch von seinen Standesgenossen gar nicht für voll angesehen, wenn er es nicht ist.“

„Schweig, sag' ich Dir nochmals! Was fällt Dir denn eigentlich ein? Legst Dich für ihn in's Zeug, ein Advokat könnte es nicht besser! Was soll man denn eigentlich davon denken? Weil Du Dich in so unpassender Weise für ihn verwandt hast, bekommt er seinen Arrest ganz sicher, und wenn Du ihn noch weiter verteidigst, stecke ich ihn fünf Tage ein!“

„Aber Papa, ich bitte Dich —“
„Kein Wort weiter, wenn Du seine Sache nicht noch verschlimmern willst! Ich gehe mich umkleiden. Wenn er inzwischen kommt, soll er warten.“

Damit ging er, das Töchterchen blieb allein zurück, tränenden Auges.

Die Mutter trat ein.

„Nun, mein Kind,“ erkundigte sie sich teilnehmend, „Du weinst? Hast Du nichts ausgerichtet?“

„Oh, im Gegenteil,“ schluchzte die Kleine nun auf, „Papa ist in der fürchterlichsten Laune und hat die größte Lust, ihn einzustecken. . . oh Gott, ich glaube, jetzt ist alles verloren!“

Und sie lehnte den Kopf an der Mutter Brust, erzählte, was sich soeben zwischen ihr und ihrem Vater zugetragen hatte und vergoß dabei reichliche Tränen.

„Aber Waltraut,“ rief die Mutter verweisend, „bist Du ein Soldatenkind? Kalt Blut und Kopf hoch! Du weißt doch, wie der Vater ist, sehr hitzig aber herzensgut. Wenn wirklich das Gefürchtete eintritt, wenn Papa ihn wirklich mit Arrest bestraft, so mußt Du so lange an ihm herumtschmeicheln, bis Du Papa herum hast. Weißt doch, bist kein Ungapfel!“

„Ach Mama,“ schluchzte Waltraut, „heute habe ich wirklich kein Selbstvertrauen! Du hättest nur sehen sollen, wie wild Papa war.“

„Ruhig, Kind, ruhig. Ich würde es ihm ja selber sagen, aber auf mich hört er ja nicht. Er behauptet ja immer, ich redete den Einjährigen das Wort. Jedenfalls aber werde ich in der Nähe bleiben.“

Kaum hatte die Mutter das Zimmer verlassen, da ertönte draußen Sporengelirr, die Tür öffnete sich und herein trat mit sehr energischem Schritt ein auffallend hübscher Einjähriger, groß, schlank, mit ledern blonden Schnurrbartchen. Er war im feldmarschmäßigen Anzug, den Helm auf dem Kopfe, das weiße Cartouche-Bändel über der Brust. Sein Strafrapport schien ihm wenig Kopfzerbrechen zu machen, denn seine blauen Augen sahen selbst jetzt noch, bei dieser streng dienstlichen Angelegenheit recht fidel und sorglos in die Welt. Er pflanzte sich an der Türe an, riß sich zusammen und schlug die Hacken klirrend aneinander. Als er aber niemand als nur Waltraut im Zimmer sah, ließ er den Säbel fallen, breitete die Arme auseinander und ehe sie sich's versah, drückte er sie stürmisch an seine Brust und gab ihr einen herzhaften Kuß auf ihre etwas blaffen Lippen. . .

„Dietrich,“ rief sie jetzt mit dem Versuche, sich aus seinen Armen zu befreien, denn seine Zärtlichkeit, das schien ihr gewiß, mußte ihm zum Verderben werden, sobald der Vater ins Zimmer trat, und deshalb tat ihr auch jetzt, da sie wußte, in welcher Gefahr er schwebte, seine Lustigkeit, die sie sonst so unwiderstehlich mitgerissen hatte, ordentlich wehe. „Dietrich, um Gottes willen, nimm Dich zusammen, der Vater ist heute gräßlich, und wenn er sieht, daß Du vergnügt bist trotz Deines Strafrapports, so gibt es ein Unglück. . .“

„Aber mein Schatz,“ rief er nun lachend, „glaubst Du denn wirklich, Du kannst einen

Soldaten mit dergleichen einschüchtern? Oder bist Du denn nun gar erblich belastet, daß Du uns Einjährige für gar keine Soldaten, mindestens aber für elende Schlappiers hältst, wie der Herr Papa?“

„Dietrich,“ rief sie, „nein, das ist recht garstig! Ich vergehe hier vor Angst und Du bist so vergnügt, als gings zum Ball.“

„Na, dann ist doch wenigstens einer vergnügt,“ rief er mit der ihm eigenen Sorglosigkeit, „nein wirklich, Schatz, Du brauchst gar keine Angst zu haben. Wenn hier keine Treffen für mich gewachsen sind, so übe ich nach und zwar bei einem anderen Regiment. Und wenn ich dann in Epauettes und Schärpe hintrete, dann. . .“

„Du mein Gott, das dauert im besten Falle noch zweiundeinhalb Jahre. . .“

„Aber Traudle,“ rief er halb belustigt, halb vorwurfsvoll, „traust Du Dir denn nicht zu, mir nur so lange treu zu bleiben?“

Sie wollte erregt etwas erwidern, allein das Wort erstarb ihr auf den Lippen, als die Tür aufging und. . . ein höherer Offizier auf der Schwelle erschien, den Waltraut nicht kannte. Aber die Generalstreifen sah sie doch. Es war also wohl der Brigadefeldkommandeur, welcher der heutigen Batterie-Vorstellung beigewohnt hatte. Natürlich führen nun die beiden jungen Leute auseinander, der Einjährige riß sich zusammen, während der General lächelnd auf die bis in die Haarschwurzeln errötende Waltraut zutrat, sich chevaleresk verbeugte und sagte:

„Verzeihen Gnädigste, ich habe wohl die Ehre, der Tochter des Hauses gegenüberzustehen. Dietrich, stelle mich doch wenigstens einmal vor.“

„Herr Generalmajor Graf Wallersleben,“ sagte der Einjährige, ohne seine dienstliche Haltung zu verändern.

„Und der Onkel dieses Einjährigen, der etwas auf dem Korbholz zu haben scheint, weil man ihn hier im Hause seines Hauptmannes feldmarschmäßig trifft. Dietrich, mein Junge, rühr' Dich mal und erzähle, was Du verbrochen hast, aber laß den Herrn General dabei weg.“

Bei diesen Worten wurde die Portiäre, die das Zimmer von dem Nebenzimmer trennte, auseinandergeschlagen und in der Öffnung erschien der Hauptmann. Er erstarrte schier zur Salzfäule, als er hörte, was nun gesprochen wurde.

„Wie Du befehlst, lieber Onkel,“ sagte nämlich der Einjährige zum General, und erzählte ganz dreist die Ursache seines Strafrapports und ließ sogar, ohne es geradezu auszusprechen, hindurchblicken, daß der Herr Hauptmann die Einjährigen nicht leiden könne. Der Hauptmann sah sich nach dem Kopfe, als wolle er sich überzeugen, ob er nicht schon den Cylinder darauf habe. Er glaubte in die Erde sinken zu müssen, als der General sich an ihn wandte und freundlich sagte:

„Ah, mein lieber Kern, entschuldigen Sie, daß ich Sie so überfalle, allein Sie wissen, ich bin kein Freund von großen Umständlichkeiten. Ich befehl also dem Burtschen, mich erst in den Salon zu führen und mich dann zu melden. Der Zweck meines Kommens war eigentlich, mich nach dem Befinden dieses meines Neffen zu erkundigen, dem ich strengstens verboten hatte, zu sagen, daß ich der Bruder seiner Mutter bin. Ich wollte einmal sehen, wie man ihn ohne Protektion behandeln würde. Nun, es geht ihm ja, wie ich sehe, vortrefflich und er hat in Ihrer Familie so lebenswürdigen Anschluß gefunden, daß er wahrlich zu beneiden ist. Da aber ich noch keine Verlobungs-Anzeige bekommen habe, so vermute ich wohl richtig, daß sie nunmehr jetzt gefeiert werden soll und dazu möchte ich Sie dann ganz ergebenst einladen. Ubrigens, lieber Kern, kann ich Ihnen nach der heutigen Vorstellung jetzt schon zum Major gratulieren!“



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sonntag Quinquagesima.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 18, 31—43. „In jener Zeit nahm Jesus die Zwölf zu sich, und sprach zu ihnen: Siehe, wir gehen hinauf nach Jerusalem, und es wird alles in Erfüllung gehen, was durch die Propheten über den Menschensohn geschrieben worden ist. Denn er wird den Heiden überliefert, mißhandelt, gegeißelt und angespöckelt werden; und nachdem sie ihn werden gegeißelt haben, werden sie ihn töten, und am dritten Tage wird er wieder auferstehen. Sie aber verstanden nichts von diesen Dingen, es war diese Rede vor ihnen verborgen, und sie begriffen nicht, was damit gesagt ward. Und es geschah, als er sich Jericho näherte, sah ein Blinder am Wege und bettelte. Und da er das Volk vorbeiziehen hörte, fragte er, was das wäre? Sie aber sagten ihm, daß Jesus von Nazareth vorbeikomme. Da rief er und sprach: Jesu, Sohn Davids, erbarme dich meiner! Und die Vorangegangenen, die ihn an, daß er schweigen sollte. Er aber schrie noch viel mehr: Sohn Davids, erbarme dich meiner! Da blieb Jesus stehen und befahl, ihn zu sich zu führen. Und als er sich genähert hatte, fragte er ihn und sprach: was willst du, daß ich dir thun soll? Er aber sprach: Herr, daß ich sehend werde! Und Jesus sprach zu ihm: sei sehend! Dein Glaube hat dir geholfen! Und sogleich ward er sehend und folgte ihm nach, und pries Gott. Und alles Volk, das es sah, lobte Gott.“

Die christliche Familie.

IV.

Der Herr verflündet im heutigen Evangelium Sein unmittelbar bevorstehendes Leiden. Wie vielfältig gleichen wir, lieber Leser, jenem Blinden an dem Wege, den Jesus zu seinem Leiden wandelt, da wir so gar keinen Sinn für den Leidensweg haben! War aber nicht gerade das Leiden jenes Blinden die Ursache, daß er mit dem natürlichen Augenlichte auch das überirdische Licht des Glaubens empfing? So sind oft die dunkelsten Zügelungen Gottes für uns die besten und gnadenreichsten! Deshalb ziemt es auch uns zu rufen: „Herr, mache, daß ich sehe“, — d. h. bewirke, o Herr, mit Deiner erleuchtenden Gnade, daß ich Dich besser erkenne um Dich mehr als bisher zu lieben!“

Und welche Liebe schulden wir Ihm, der Selbst ein „Kind“ geworden, um jener Barbarei zu steuern, mit der in der heidnischen Familie namentlich das unschuldige Kind behandelt wurde; der aber auch feierlich erklärte: „Wer ein solches Kind annimmt, der nimmt Mich auf!“ Wer vermag dieses große Wort des Weltheilandes, das eine Umwälzung der Welt einst hervorgerufen hat, in seiner Bedeutung auch nur entfernt zu würdigen?

Unglückliche heidnische Mutter! Wie tief hatte man dich erniedrigt, daß man in deinem Herzen selbst jenes Gefühl von mütterlicher Zärtlichkeit zu ersticken suchte, das sich sogar beim Tiger- und Löwenweibchen kundgibt! Welcher Art mußten die Knechtungen und Qualen der armen Mutter ihr Leben lang sein, wenn ihrem Herzen ein Kind entrissen wurde, dessen Loos — wie wir jüngst sahen — nur ein höchst bejammernswertes

sein konnte! Unglücklich durch die Kinder, die man ihr nahm, war die heidnische Mutter kaum weniger unglücklich durch die, welche man ihr zu lassen die Gnade hatte. Was eine Mutter beglücken kann: zärtliche Liebe, zarte Rücksichtnahme, kindliche Achtung, inniges Vertrauen von Seite der Kinder — alles das war ihr fast immer fremd. Ihre Kinder gehörten fürs Erste nicht ihr, sie waren Eigentum des Mannes, und die Kinder wußten es sehr wohl. Sie wußten ferner, daß ihre Mutter nur eine „Skavin“ war, die morgen vom häuslichen Herde fortgejagt werden konnte. — Nun aber frage ich Dich, liebe Leserin, welche Achtung, welche Liebe konnte sie da von Seite derer erwarten, die morgen sie nicht mehr als ihre Mutter anerkennen, ihr wie einer Fremden begegnen werden, wenn sie (morgen) verstossen, einsam, verlassen, tief gekränkt und beschämt die Straßen der Weltstadt durchwandert?

Hier wirft sich, wie von selber, eine wichtige Frage auf: Wie kam es doch, daß wir allenthalben im heidnischen Altertum dieser Unterdrückung oder (besser gesagt) Mißhandlung des Weibes begegnen? Es gibt hierfür nur eine einzige Erklärung, die meines Erachtens die Sache trifft: Auch bei den heidnischen Völkern hatte sich die Tradition lebendig erhalten, daß alle Uebel und Beschwerden und Plagen des Lebens und zuletzt der Tod durch das Weib verschuldet seien. So erhielt der harte, barbarische Egoismus des Mannes einen Schein von Berechtigung — der nur verschwinden konnte vor dem Glauben an den Erlöser, geboren aus dem Weibe, wie der allgütige Gott Ihn gleich nach dem Sündenfall verheißt hatte. Deshalb stand beim Judenvolke, welches diese Verheißung bewahrte, die Frau

Kirchenkalender.

Sonntag, 14. Februar. Quinquagesima. Valentin, Priester und Martyrer † 269. Evangelium Lukas 18, 31—43. Epistel: 1 Korinther 13, 1—13. ● St. Andreas: An den 3 Fastnachts-tagen 40stündiges Gebet. Auslegung des hochwichtigen Gottes Morgens 6 Uhr. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Hl. Kommunion der Kinder der Schule an der Flurstr. ● St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marianische Dienst-mädchen-Kongregation. ● Klosterkirche der Schwestern vom armen Kinde Jesu: Hl. Messen um 6¹/₂ und 8 Uhr. Andacht nicht um 5¹/₂, sondern um 2 Uhr.

Montag, 15. Februar. Faustina, Martyrerin † 121. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Fastnachts Montag und Dienstag Nachmittags 6 Uhr Rosenkranz. ● St. Anna-Stift: Nachmittags 4 Uhr Segens-Andacht.

Dienstag, 16. Februar. Juliana, Jungfrau und Martyrin † 304. ● St. Anna-Stift: Nachmittags 4 Uhr Segens-Andacht.

Mittwoch, 17. Februar. Konstantia, Jungfrau † 360. Fast- und Abstinenztag. Anfang der kirchlich geschlossenen Zeit. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 7¹/₈ Uhr 3. St. Josephs-Andacht. ● St. Martinus: Während der Fastenzeit ist an den Werktagen Abends 7¹/₈ Uhr Rosenkranz-Andacht mit Segen (Freitags mit Predigt).

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

lange Zeit in Ehren. Die hl. Schriften der Juden hoben aber auch die Vorzüge und den hohen Wert einer braven Hausfrau hervor: „Ihr Wert — heißt es in den „Sprüchen“ Salomons — ist wie die Dinge, die weit herkommen von den äußersten Grenzen. Er vertraut auf sie ihres Mannes Herz und es wird ihm nicht an Gewinn fehlen“ — d. h. sie führt das Hauswesen so, daß ihr Mann volles Vertrauen haben kann; darum wird auch der Wohlstand des Hauses sich mehren; — „Ihre Kinder kommen empor und preisen sie selig, auch ihr Mann lobt sie“ (Spr. 31). Die jüdische Ehe trägt aber auch den Charakter der religiösen Weihe und Heiligkeit; sie wird eingegangen unter Gebeten und Segnungen, wie wir beispielsweise aus dem Buche „Tobias“ ersehen, wo Raguel die rechte Hand seiner Tochter in die rechte Hand des jungen Tobias legt und spricht: „Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs sei mit euch; Er gebe euch zusammen und schenke euch die Fülle Seines Segens“ (Tob. 7, 15). Auch der Zweck der israelitischen Ehe ist heilig; sie soll beitragen zur Erfüllung der wiederholt gegebenen Verheißung zahlreicher Nachkommen, deren einer der Welt heilend sein sollte. Leider wurde allmählich auch beim auserwählten Volke, infolge vielfachen Verkehrs mit den Heiden und des daraus entstehenden religiösen und sittlichen Verfalls, das Bewußtsein von der Heiligkeit des von Gott im Paradiese eingesezten Ehebundes getrübt. Das war namentlich der Fall seit der Babylonischen Gefangenschaft, also in den letzten fünf Jahrhunderten vor der Geburt unseres Herrn. Im Zeitalter des Augustus aber jagten die jüdischen Männer, gleich den Römern, ganz unbarmherzig die Mutter von ihren Kindern fort, und oft genug ohne einen andern Grund als ihre Lauen. Zahlreiche Beispiele bestätigen den bejammernswerten Zustand der Sitte und die Auflösung der häuslichen Bande. So spricht der jüdische Geschichtschreiber Flavius Josephus († um 100 n. Chr.) von der Entlassung einer seiner Frauen mit solcher Gleichgültigkeit, als ob von der Entlassung einer Magd die Rede wäre: „Um diese Zeit (sagt er) entließ ich meine Frau, weil der Umgang mit ihr mir nicht mehr gefiel“. Und doch hatte die Frau des Josephus ihm drei Kinder geboren; denn er fügt unmittelbar hinzu: „als sie bereits Mutter von drei Kindern war.“ *)

Die Schule Hillels, der als Vorsteher des hohen Rates im Jahre 9 nach Christi Geburt starb, lehrte, daß der Mann, um das Recht zur Verstüßung seiner Frau zu haben, bloß die zubereiteten Speisen etwas übel-schmeckend zu finden braucht — d. h. also wegen der geringsten Sache, die an ihr mißfällt. Wie Hillels dachten aber die berühmtesten Rabbiner der damaligen Zeit. **)

Konnte aber der Mann wegen der geringsten Sache seine Gattin entlassen, so liegt klar auf der Hand, daß ihm eigentlich gestattet war, sie ohne jede Ursache zu verstüßen. Zu der That lehrt denn auch ein berühmter Rabbiner, daß, wenn eine Frau auch keinen Grund zur Klage über ihr Verhalten gegeben hat, ihr Mann sie doch entlassen könne, im Falle sie ihm nicht mehr gefalle! ***)

Siehe, lieber Leser, so waren selbst beim „auserwählten Volke“ zur Zeit der Ankunft des Erlösers die heiligsten Gesetze der Familie mit Füßen getreten; so war das Weib entehrt und unter der Last des im Paradiese ergangenen Fluches zu Boden gedrückt! Darum, ihr Töchter Evas, vergeßt es nicht, daß das Christentum es ist, das euch in

euer ursprüngliches Verhältnis als Gefährtinnen und Gehilfinnen des Mannes wieder gebracht hat, — daß dagegen allüberall, wo die Gnadensonne des Christentums heute noch nicht leuchtet, das Weib immer nur als die Sklavin des Mannes angesehen und behandelt wird.

Sin Meister der Tonkunst.

Von C. Krutt.

Am 12. Februar 1904 sind 10 Jahre verfloßen, seit Hans von Bülow, hervorragend als Klaviervirtuose wie als Orchesterdirigent, nach einem Leben voll angestrebter Tätigkeit, die er ausschließlich seinem Beruf widmete, aus dem Leben schied.

Geboren in Dresden am 8. Januar 1830, in der Altstadt dem Geburtshause Theodor Körners schräg gegenüber, genos Hans von Bülow in Gemeinschaft mit seiner jüngeren Schwester Johore, hinsichtlich geistiger Anregung Vorzüge im Elternhause, wie wohl selten ein Kind. Sein Vater, Eduard von Bülow, bekannt als Schriftsteller, und seine reichbegabte Mutter, Franziska Stoll aus Leipzig, lebten inmitten eines Freundeskreises, darunter Namen von literarischer und musikalischer Bedeutung sind, die noch heute nach so viel Jahren bekannt zu uns herüber klingen.

Vor allem seiner intimste Freund Eduards von Bülow, Ludwig Ziel erwähnt, auch Raff, Wittol, Joachim und andere, die in dem Leben Hans von Bülows eine Rolle spielten.

Sein schon frühzeitig sich offenbarendes musikalisches Talent wurde von beiden Eltern unterstützt, wenn es auch niemals in ihrer Meinung gelegen hat und zu schweren Uneinigkeiten führte, das Hans doch schließlich nach langem Kampfe mit sich selbst, alle Rücksichten beiseite setzte und die Musik zu seinem Beruf erwählte.

Trotz aller Liebe, die die Kinder umgab, verdunkelten oft trübe Schattenbilder das Glück des Hauses, hervorgerufen durch den Mangel an Harmonie zwischen den Ehegatten, welches dem klugen, scharfblickenden Kinderange nicht entging. Bei dem von Natur schwächlichen Knaben mochten diese schwerwiegenden, ernsten Eindrücke einschneidend auf sein Gemütsleben gewirkt und das ruheloze, etwas unfrische in seinem Wesen zur Folge gehabt haben.

Bemerkenswert aber und anzuerkennen ist es, daß Hans trotz alledem, auch nach erfolgter Ehescheidung der Eltern im Jahre 1849, beiden gleiche Liebe und Verehrung bewahrte, wie es mehrfach aus seinen Briefen hervorgeht, und Louise von Bülow-Dennewitz, der zweiten Frau seines Vaters, die Achtung nicht versagte.

Sein scharfes Verständnis für Charakterveranlagung mochte hierbei überzeugend gewirkt haben, ihn das Unvereinbare bei nicht energischem Willen, in dem innersten Wesen der Eltern erkennen zu lassen.

Hans von Bülow stimmte als Jüngling in der Begeisterung für Freiheitsideen hierin mit dem Vater überein, zum großen Leidwesen der Mutter, die bei seinem heißblütigen Temperament Torheiten befürchtete und ihn in erster Linie dem Einfluß Richard Wagners zu entziehen strebte, an dem Hans mit schwärmerischer Verehrung hing und dessen revolutionäre Gesinnung bekannt war.

Andererseits hielt es sich mit List, der während eines Dresdener Aufenthaltes durch seine Konzerte die größte Begeisterung erregte und in dem Bülow'schen Hause freundschaftlich verkehrte.

Das Spiel und die Auffassungsgabe des elfjährigen Knaben mußte List sehr überrascht haben, da er in einer Abendgesellschaft bei einer benachbarten Familie erklärte, er werde nur spielen, wenn man ihm den kleinen Bülow hole. Dies geschah, obwohl derselbe schon zu Bett gegangen war.

In List seiner Teilnahme für Hans von Bülow lag von Anfang an väterliches Wohl-

wollen und das Vertrauen, welches er in sein Talent setzte, konnte durch keinen Mißerfolg erschüttert werden. Seinem Einfluß auf Franziska verdankte Hans es auch hauptsächlich, wenn die Entfremdung zwischen Mutter und Sohn nicht zum Bruch führte. Zeigte sich die Mutter doch noch viel erzünter als der Vater, bei dem der Sohn auf Otlishausen in der Schweiz mit der Schwester zu Besuch weilte, als er von dort plötzlich heimlich nach Zürich zu Richard Wagner abreiste.

Louise von Bülow, die zweite Frau Eduards von Bülow, erzählt darüber:

„Hans schien in guter Laune und das Gespräch wollte nicht abbrechen. Wir gingen oft in der schönen Gegend spazieren — doch die angenehme Zeit in Otlishausen sollte nicht lange dauern! — Eines Morgens war Hans verschwunden. Ich tat mein Möglichstes, Bülow zu besänftigen, und meine Bemühungen waren nicht erfolglos — mit der Mutter mußte Hans sich selbst verständigen.“

So sehr überraschen konnte Franziska diese Handlung ihres Sohnes kaum, da er ihr vor Abschluß des Semesters und seiner Reise nach Otlishausen in einem längeren Briefe von dem Konflikt mit sich und der Erregung schrieb, in der er sich damals befand.

Das trockene juristische Studium haßte er, sich nur nebenher mit Musik zu beschäftigen genügte ihm nicht. Bekannt sind Bülows journalistische Artikel aus jener Studentenzeit; als ständiger Berichterstatter war er an der „Abendpost“ — ein damals demokratisches Organ — tätig.

In dem Briefe an seine Mutter heißt es: „Meine Ansichten — und sie sind nicht oberflächlicher Natur — kann ich Dir zu Liebe nicht aufopfern, die ein Teil meines Ichs sind, nicht von mir losreißen und verlegen. Die Begriffe, die ich von Ehrenhaftigkeit habe, nicht abstreifen und den Umständen anpassen —“

Und weiter: „Ich habe nur die Alternative — entweder eine juristische, politische Laufbahn, die dann keine andere als die eines Revolutionärs sein könnte, oder eine musikalische, wo eher die Gefahr vorhanden ist, Aristokrat zu sein und wo ich mich so vertiefen kann, daß ich den politischen Kämpfen und Kämpfen ein apago zurufen würde.“

Darauf teilt er seiner Mutter Richard Wagners Anerbieten mit, den kommenden Winter unter seiner Leitung abwechselnd mit seinem Freunde Ritter die Oper in Zürich zu dirigieren.

Daß Hans v. Bülow bald darauf jenen entscheidenden Schritt tat, beweist, daß er die Hoffnung aufgegeben hatte, der Eltern Zustimmung freiwillig zu erlangen.

Das Interesse der beiden größten Tonkünstler damals an Hans v. Bülows Schicksal ergibt sich aus den Briefen, in welchen Wagner sowohl wie List die Eltern für den Entschluß ihres Schützlings zu erwärmen strebten.

Der Mutter Verzeihung wurde ihm so bald aber nicht zuteil.

Wenn Franziska auch die künstlerische Begabung ihres Sohnes nicht bezweifelte, so fehlte ihr doch der Glaube an eine Zukunft für ihn durch seine Kunst. Viel zu edel aber, um in der Zeit seiner schweren Kämpfe und Vereitelung oft der schönsten Hoffnungen ihn noch durch Vorwürfe auf die Wichtigkeit ihrer Ansicht zurückzuführen — suchte sie sein gedrücktes Gemüt zu heben und oft mit schweren Opfern zu unterstützen, seine Pläne auszuführen, die Unsummen verschlingen, um die Staffel des Ruhmes zu erklimmen.

Darüber schreibt sie an die Tochter, als die niederschlagenden Konzertberichte des Sohnes aus Pest einliefen:

„Endlich gestern ein Brief von Hans! Er hat wieder etwas mehr Mut, doch geht es dem Vermisten noch immer schlecht. Ich hatte mir wenig besseres von dieser unglücklichen Karriere versprochen, jedoch tue ich jetzt alles, ihn zu ermutigen und zu unterstützen, was er dankbar anerkennt. Jetzt ist keine Zeit, ihn zu schelten, sondern ihm beizustehn!“ —

*) Fluv. Jos. Vit. II. p. 39 (ed. v. Havercamp).
**) Vgl. Draß, „Von der Ehescheidung in der Synagoge“.
***) Leo Moden, „Ceremonien u. Gewohnheiten der Juden“, IV, 6.

Ebenso hat Hans v. Bülow seines Vaters gütige Nachsicht und Teilnahme an seinen Schicksalen dankbar empfunden und tiefe Niedergeschlagenheit und Betrübniß bewachtigt sich seiner, als er den schnellen Tod des zwar schon länger Leidenden erfuhr.

Trostlos schreibt er an die Mutter: „Es ist fürchtbar, ich kann es kaum fassen! So viel Hoffnung auf ewig zertrümmert. Eure Vergebung dahin — das Verhältnis dahin, das ich erst jetzt mit ihm anzuknüpfen gedachte, ich verwaist, ohne den Vater — dessen Freude für mich — wenn ich dazu beitragen konnte — mir mit der Deinigen zusammen hätte Ersatz bieten können für mein vergangenes und wahrscheinlich künftiges Mißgeschick.“

Seine Mutter zu dem Glauben an eine Zukunft durch sein Talent überzeugt zu haben, mag Hans von Bülow zu der höchsten Errungenschaft in seinem Künstlerleben zählen. Eiferer Fleiß und Beharrlichkeit führten ihn endlich zum Ziel. In fast allen namhaften Städten Deutschlands hat er Konzerte gegeben. Kompositionen von Beethoven und Liszt einem unmißverständigen Publikum vorzuführen, diente ihm zur größten Befriedigung.

Anger Liszt ist es wohl keinem Künstler gelungen, die fünf letzten Sonaten Beethovens, in ihrem künstlerisch großartigen Stil, so vollendet zum Vortrag zu bringen, wie Hans von Bülow.

Seine Berufung an das Sternsche Konservatorium in Berlin, nach Kullacks Fortgang, durch Professor Stern, bildete die Grundlage einer sicheren Existenz für ihn. Später fand er in Rußland als Pianist und Dirigent große Anerkennung, doch seine Ernennung als Hofkapellmeister durch den König von Bayern rief ihn alsbald nach München.

Ein eifriger Vertreter Wagnerscher Musik hat er als Orchesterdirigent und Schriftsteller mit beispielloser Energie und eigener Herzensentsagung dessen Sache geführt. Unsehen erregte seine geistreiche Erläuterung zu Richard Wagners mehrfach angefeindeter Faustoper.

Bülow's Duvertüre zu Shakespeares „Julius Cäsar“ fand sehr viel Anerkennung. Trotz der Schärfe in seinem Urteil erfreute er sich großer Popularität. Die Bülow'sche Feder und seine Neben waren in gleichem Maße geachtet wie gefürchtet.

Seine Verneinung mit dem Generalintendanten Grafen Hochberg gab wohl die Veranlassung zu der Verlegung seines Wohnsitzes nach Hamburg. Von dort aus reiste er nach Berlin und leitete die durch ihn so berühmt gewordenen Philharmonischen Konzerte.

In Hamburg zollte man ihm die größte Anerkennung und Verehrung.

Wohl selten lauschte ein Publikum andachtsvoller den Tonschöpfungen großer Meister, als das Hamburger damals vor Bülow's Dirigentenpult. Darüber aber, wie er sich sein Orchester und sein Publikum erzogen, hört man die dröcklichsten Erzählungen.

Ruhestörungen während der Konzerte galten für ein musikalisches Verbrechen, nur ein Zuspätkommen versetzte den Betreffenden schon in die Rubrik des von Bülow als „unmusikalisch“ bezeichneten Publikums.

Liszt selbst berichtet von einem sogenannten Bülow-Intermezzo während eines Konzertes, welches dieser dirigierte.

Ein eigentümliches Geräusch während des Spiels ließ Bülow aufhorchen und in der Ruhestörerin eine sich Mühlung fächelnde Dame in der ersten Reihe bemerken. Sein sie scharf fixierender Blick genügte nicht und so legte er entrüstet den Taktstock nieder und rief laut:

„Madame, wenn Sie durchaus fächeln müssen, so fächeln Sie wenigstens im Takt!“

Mit Beethovens „Croika“ beschloß er im April 1893 die Reihe der Philharmonischen Konzerte in Berlin. Durch seine Verehrung für den großen Helden der Tonkunst hat er sich selbst einen Denkstein gesetzt.

Mit Behmut bemerkte man die Veränderung, die nach einer längeren Krankheit mit ihm vorgegangen war. Bülow selbst fühlte, daß es wohl einen Abschied für immer galt. Zwar hofften die Ärzte noch in dem milden Klima Aegyptens Wiederbelebung seiner Kräfte, doch war es nur ein schwacher Hoffnungsschrahl für seine Angehörigen. In Kairo am 12. Februar 1894, vor nun zehn Jahren, schied er von ihnen, einer der Unvergesslichen unter den Meistern der Töne.

Fastnachtsgebräuche.

Kulturgeschichtliche Skizze von L. v. Aue.

Fastnacht, in der Schweiz, in Schwaben und im Elsaß gewöhnlich „Fasnacht“ wird schon in der älteren deutschen Sprache der Tag genannt, welcher dem Aschermittwoch, mit welchem die vierzigstägige Fastenzeit beginnt, vorangeht. Wigand leitet in seinem deutschen „Wörterbuche“ die Bezeichnung „Fastnacht“ oder „Fasnacht“ her von „fassen“, was seiner alten Bedeutung nach so viel wie spielen, schwärmen heißt. Um sich für die bevorstehenden Entbehrungen der Fastenzeit schadlos zu halten, kam schon im Mittelalter der Brauch auf, die Fastnacht mit Gelagen, Pöffen, Maskeraden etc. zu begehen, woraus sich allmählich der Karneval oder Fasching, wie er in Bayern und Oesterreich genannt wird, herausbildete.

Zur Faschingszeit herrschte früher bei den Lustbarkeiten die wildeste Ausgelassenheit. Sebastian Brant schreibt in seinem Narrenschiff:

„Die Narren haben die Fastnacht erdacht,
Darauf sie haben getrieben ihre Pracht,
Ist mancher zum armen Mann gemacht.“

Auch an dem nötigen Humor und an ausgelassenen Schelmenstreichen fehlte es damals nicht, wie die nachstehenden Verse Sebastian Brants beweisen:

„Ich weiß noch etlich Fastnacht-Narren,
Die in der Torheit Rappen beharren,
Ein Teil, die tun sich fast berufen,
Ankly und Leib sie ganz verbuhen;
Mancher will nicht, daß man ihn lennt,
Welcher sich doch selbst zuletzt nennt“ etc.

Der bekannte Kanzelredner Johann Geiller von Kaisersberg, von 1478 bis 1510 Domprediger zu Straßburg, schildert uns in den Predigten, die er über Brants Narrenschiff hält, daß im Elsaß die Teilnehmer an der Fastnacht vermunnt und verbuht waren, Schellen trugen, sich das Gesicht schwarz verbräunt, beruht oder besudelt hatten, sich unsinnig gebärdeten, als sei der Teufel in sie gefahren, von einem Hause zum andern liefen und in die Stube, selbst in die Schlafzimmern drangen, um, wie sie sagten, die Ruchlein (Fastnachtsbrezel) zu holen.

Im Mittelalter mußte in der Gegend von Leipzig jede Fastnacht ein Hagestolz mit einem Strohkranz um das Haupt einen Pflug lenken, dem alte Jungfern vorgespannt waren. Daß man die Bitterkeit eines solchen öffentlichen Schimpfes schon damals erkannt, geht daraus hervor, daß im Jahre 1499, wie erzählt wird, eine Jungfrau den, der sie anspannen wollte, tot stach.

Einem interessanten Fastnachtsbrauche begegnet man in Tirol: es ist das sogenannte Schellenschlagen. Wenn dieses in einem Dorfe oder Marktstücken stattfindet, dann dürfen die Veranstalter von vornherein auf viele Zuschauer aus dem Orte selbst und den Nachbargemeinden rechnen. Alt und jung strömt zusammen. Zuerst erscheinen die Bajazzi, zwei bis drei flow- oder harlekinartig ausgestafferte Masken, welche mit langen Peitschen versehen sind und unter lustigen Sprüngen und fortwährendem Geknalle dem Schellenschlägerzuge den Weg frei machen. Endlich naht die eigentliche Fastnachtsgruppe, voran der „Hauptmann“ mit seinem bunten bünderten Stöcke, hinter ihm die Schellenschläger in ihrem charakteristischen Kostüm. Der Zug bewegt sich in einer fast ganz feierlich zu neunenden Weise durch die

Straßen des Ortes. Kommt er an einem Wirtshause vorbei, dann wird auf kurze Zeit eingelehrt. Hierauf geht es wieder weiter, bis schließlich das Schellenschlagen im Hauptgasthose mit einem fröhlichen Schmause, allenfalls auch bei einem lustigen Tänzchen, sein Ende erreicht.

Wertwürdige Fastnachtsgebräuche haben sich aus alter Zeit im westfälischen Sauerlande erhalten. Dort, in der Gegend von Obermarsberg, gehen am Rosenmontage die Mädchen, mit einem Wische von Stroh oder Zeug bewaffnet, in der Nachbarschaft umher und reiben den Einwohnern mit diesem Wisch die Füsse, indem sie einen Scherzreim singen. Aus Dank dafür werden die Mädchen mit Kaffee bewirtet; je mehr eins dabei zum Trinken genötigt wird, desto willkommener ist es als — zukünftige Schwiegertochter.

Am anderen Morgen kommen die Burtschen ebenfalls zum „Schienenreiben“, wie man jene Sitte nennt; nur darf man diesen keinen Kaffee anbieten. Sie erhalten Wurst, die an eine mitgebrachte, mit Bändern geschmückte Heugabel befestigt wird. Auch hier spielt die Liebe eine Rolle: je größer die Wurst, desto lieber der Burtsche, der sie empfängt. Zum Schlusse wird der gesammelte Wurstvorrat in brüderlicher Gemeinschaft verzehrt, wobei es dann ohne tüchtiges Trinken nicht abgeht.

Ähnliche Fastnachtsbräuche findet man auch anderwärts, namentlich in solchen Gegenden, die von dem alles nivellierenden modernen Verkehr nur wenig berührt werden. Aber auch in den großen Städten, diesen bedeutenden Verkehrszentren, feiert man den lustigen Fasching; dort finden namentlich Maskenbälle und festliche Umzüge statt. Wenn der Fasching sich in den Hochburgen der Kunst, namentlich in München und Düsseldorf, besonders auf künstlerisch ausgeführte Maskenzüge und sinnbildliche Darstellungen beschränkt, so ist er dagegen in anderen Städten, wie in Mainz, Bonn, Aachen und hauptsächlich in Köln, wieder zur Volksfeste geworden, und an den Fastnachtslustbarkeiten, die ihren Höhepunkt erreichen in den durch treffenden Wit, originelle Ideen und gelungenen Gruppierungen sich auszeichnenden Fastnachtszügen, beteiligt sich fast die ganze Bevölkerung in der einen oder anderen Weise. Und wenn eine solche Beteiligung sich in den üblichen Grenzen hält, dann läßt sich dagegen auch nichts einwenden; denn:

„Ablich wird ein tolles Streben,
Wenn es kurz ist und mit Sinn;
Feiterkeit zum Erdenleben
Sei dem schlüch'gen Rausch Gewinn.“

Adolf Menzels Karneval.

Von Richard Staben.

Alle Wetter — der Wind piff doch ganz eilig über die hartgestorene Landstraße. Adolf Menzel schlang sich sein Tuch fester um den Hals, knöpfte sein fadenscheiniges Röcklein bis zum letzten Knopf zu und schritt wacker fürbaß. Mit dem Laufen ging es auch zwar nicht mehr zum Besten, da die Stiefeln schon bedenkliche Ventilations-Defnungen aufwiesen, aber heute mußten noch vier Stunden heruntergetippelt werden. Adolf hatte sich vorgenommen, die nächste Stadt am Rhein noch zu erreichen, in welcher er Kondition zu erhalten hoffte. Der Herbergsvater hatte ihm nämlich gestern eine Zeitung gezeigt, laut welcher in der Werner'schen Offizin tüchtige Setzer und eine Korrektor eingestellt würden. Korrektor, — das wäre so etwas für ihn gewesen! Hatte er doch schon in seiner früheren Stellung den Kampf gegen den Druckfehlerteufel wirkungsvoll geführt und hätte ihn sicher heute noch fortgesetzt, wenn das Geschäft nicht der Auflösung verfallen wäre. Da es am Platze nichts anders für ihn gab, mußte er sein Bündel schnüren und auf die Walze gehen. Natürlich folgte er auch dem Zug nach dem Westen und strebte dem schönen Rhein zu.

Wenige Stunden noch, dann mußte er die Türme der Stadt erblicken, mußte das Bett des Stromes erkennen können. Adolf nahm hin und wieder einen Stärkungsschlud aus seiner mit *maison du nord* gefüllten „Prektohle“ und stapfte dann wieder eiligst vorwärts. Herabstürzende Nebel kündeten das Nahen der Dämmerung. Zugleich aber stieg ein heller Schein am Horizont auf: der Reflex der Gaslichter und Laternen, die in der Stadt angezündet wurden. Nun ein knappes Stündchen noch, und dann wars erreicht.

Und wirklich, kurz nach sechs Uhr hielt Adolf Menzel seinen feierlichen Einzug. Den Pidelhauben ging er vorsichtig aus dem Wege, er hatte keine Lust, schon jetzt das hochnotpeinliche Verhör nach: Woher, Legitimation, Militärpapiere, Reisegeld usw. zu bestehen. Am Besten war's wohl, er suchte sofort die Werner'sche Druckerei auf; wer zuerst kommt, mahlt zuerst, sagte er sich ganz richtig. Wie er schon erfahren hatte, lag dieselbe in der Ritterstraße, in der Nähe des Neumarktes. Der war leicht zu finden. Als er durch die Straßen ging, fielen ihm die vielen bunten Plakate auf: Maskenball im schwarzen Bär, im Deutschen Hof, im roten Bullen usw. — ach richtig, heut war ja Faschings-Dienstag, als Norddeutscher hatte er an die Bedeutung dieses Tages gar nicht gedacht.

Also jetzt stand er auf dem Neumarkt, dort war die Ritterstraße und hier: Buchdruckerei, Zeitungsverlag... Andreas Werner. Die Offizin schien schon geschlossen zu sein, das Druckereikomptoir war aber noch hell erleuchtet. Mut also, Mut! Adolf neigte noch einmal sein Haupt zurecht, pustete den Staub von seinem Kalabreser und sah sich nach einem Winkel um, in welchem er einstweilen Knotenstod und Ränzel unterbringen konnte.

Da kamen schnellfüßige Tritte die Treppe hinab. Adolf wollte diskret in der Dunkelheit verschwinden, aber schon hatten ihn vier helle Mädchenaugen erblickt. Einen Augenblick stupten die Damen. Dann aber brach die Ältere ein schallendes Gelächter aus.

„Hahaha, immer noch der alte Fagenmacher. Diesmal ist dir deine Ueberraschung glänzend gelungen Vetter Adolf! Weder Papa, noch Mama, noch wir hatten eine Ahnung, daß du zum Ball kommen würdest. Aber nu mal ran, heut ist Fasching, da wollen wir toll lustig sein, und mit einem Satz war sie auf den Erstaunten zugesprungen, hatte ihn beim Knopf genommen und ihm einen herzlichen Kuß auf den Mund gedrückt. „Brrrr“, schüttelte sie sich, „wie stoppelig und krazbürstig, nicht mal rasiert hast du dich, um deine Maske recht natürlich zu gestalten und fogar nach Schnaps bufstest du. Jetzt aber raus zu Papa, — der wird ein Gesicht machen...“ und noch ehe Adolf wußte, wie ihm geschah, war er die Treppe hinauf bugsiert und in ein Zimmer geschoben worden, in welchem ein alter Herr am Tische saß, vertieft in das Tranchieren eines Gänsebratens.

„Aber Klärchen...“, der Alte erhob wie abwehrend das lange Tranchiermesser.

„Aber Papachen...“, echote Fräulein Kläre, „daß du auch auf den faulen Zauber hineinfällst! Das ist ja Adolf, unser Vetter Adolf, der uns zum Fasching eine Ueberraschung schon brieflich angekündigt hat. Und wie die ihm gelungen ist, siehst du ja. Ein echteres Handwerksburschen-Kostüm haben wir auf dem Faschingsball noch niemals gesehen.“

„Wahrhaftig Junge“, lachte nun auch der Alte, „das hast du vortrefflich gemacht. Sogar deinen schönen Schnurrbart hast du geopfert, um mit Handwerksburschen Stoppeln eckelster Art aufwarten zu können. Und die Stiefeln, — hahaha, sind das Trittschen . .

Na, du wirst Furor machen. Aber nun komm, ich noch einen kräftigen Happen, trink die Flasche Biersteiner, während wir uns in der Zeit in unsere Kostüme werfen.“

Adolf stand zuerst ratlos da. Als er aber sah, daß alle lachten, hielt er es für's beste, in das Gelächter mit einzustimmen. Bald war er allein im Zimmer und konnte sich die Situation überlegen. Zunächst aber konnte er der Lodung nicht widerstehen, sich mit dem Gänsebraten zu beschäftigen, knurrte ihm doch der Magen ganz gewaltig. Hei, wie prächtig das schmeckte, — und dann der Wein! Er erinnerte sich nicht, jemals in seinem Leben einen solch herrlichen Tropfen über die Lippen gebracht zu haben.

Er war das Opfer einer Verwechslung geworden, das war ihm klar. Aber nicht er hatte die Komödie aufgeführt, er war in seine Rolle geradezu hineingedrängt worden. Provozierte er schon jetzt die Aufklärung, dann war den lieben Leuten der ganze Faschingsball verdorben und er würde wahrscheinlich etwas unsanft an die frische Luft befördert werden. Am Ende überlieferte man ihn gar einem „Buz“ und dann konnte er die Nacht auf der harter Preitische des Polizeigefängnisses zubringen. Vor den schwebischen Gardinen besaß er aber eine so heillose Angst, daß er beschloß, dem Druck der Verhältnisse nachzugeben und vorläufig Alles über sich ergehen zu lassen, was Abend, Nacht und Morgen auch bringen würden.

„So, da sind wir wieder,“ erklärte Papa Werner, der sich in einen Guttenberg verwandelt hatte.

„Ein lebenswahres Kostüm“, wagte Adolf zu bemerken, „Gott grüß die Kunst, möchte man da gleich ausrufen. Fehlen noch Sektasten, Winkelhater und Tiegeldruckpresse...“, er hielt schleunigst den Mund, die Fachaussprüche waren ihm wider Willen entschlüpft.

„Na,“ schmunzelte Herr Werner, „scheinst dich ja schon in einer Sezerei umgeschaut zu haben. Recht so, denn wenn du dann später einmal...“, er warf einen bezeichnenden Blick auf Klärchen, die verlegen an den Bändern ihres Kodes zupfte, der ihren Anzug als venetianische Fischerin vervollständigte.

„Nun schnell eine Droschke“, kommandierte Herr Werner und fort ging's nach dem Schwarzen Bär, dessen festlich decorierten Saal ein buntes Maskengewimmel füllte.

August erregte in seiner Vertreibung Aufsehen, zudem er es fertig brachte, sich ganz so zu geben, wie es der selbige Schwantendichter Käber seinen lustigen Vagabonden Robert und Bertram vorgeschrieben hat. Papa Werner war ordentlich stolz auf seinen Vetter Adolf, welchem Fräulein Kläre die besten Tänze reservierte und den sie auch bei der Damenwahl als Tänzer aussetzte. Man speiste zusammen, leerte manches Schöpplein zusammen und schließlich nahm Adolf huldvoll die Glückwünsche der Honoratioren ob seiner täuschend ähnlichen Maske entgegen. Die Faschingsgenüsse hatten ein Ende aber doch so herauschend auf ihn eingewirkt, daß er nur noch merkte, wie man ihm einen Mantel umhing, ihn einer Droschke überlieferte, wie Herr Werner auf ihn eintredete, wie ihm Fräulein Klärchen zärtlich die Hand drückte.

— — — Acher Mittwoch! Adolf Menzel dehnte sich in einem blisssauberen Bett. Lange Zeit hatte er so süß nicht mehr geschlafen. Gestern noch die Strohsäcke in der Herberge und heute... sapperlot, das gestern, das waren ja schöne Geschichten gewesen... Handwerksbursch, Maskenball, Vetter Adolf... Er richtete den schweren Kopf empor und stützte ihn in beide Hände. Da hatte er sich mächtig reingerit-

ten, wie sollte er nun aus diesem Karnedalsumpff wieder herauskommen?

Es klopfte, Adolf drehte sich nach der Wandseite. Es klopfte wieder. Adolf zog sich die Bettdecke über die Ohren. Es klopfte nochmals, — nun, es gab kein Entweichen und so rief er kräftig: „Herein!“

„Ach, Herr Adolf,“ entschuldigte sich ein Diener, „aber Herr Werner läßt Sie bitten, mit doch das Hotel anzugeben, in welchem Sie gestern abgestiegen sind und in dem Sie Ihre Koffer zurückgelassen haben. Er erwartet Sie zum zweiten Frühstück, — in full dress natürlich und Fräulein Klärchen... ach, wie die sich nach Ihnen sehnt, ... was die alles Schönes von Ihnen erzählt hat...“

„Im Hotel abgestiegen —, Koffer zurückgelassen, — hm, hm,“ räusperte sich Adolf. „Hm, — hm. Na, sagen Sie Herrn Werner, ich würde gleich herüberkommen, um ihm eine Erklärung abzugeben.“

Der Diener verschwand. Adolf Menzel sprang aus seinem Pfuhl, er fuhr in seine zerklüfteten Pantalons. Er überlegte, was nun zu tun sei.

Es war schrecklich, schauderhaft, Entsetzen erregend. Wenn nicht ein Wunder geschah, fiel er doch noch in die Fänge des „Buz“. Am Besten war's wohl noch, wenn er eine reguläre Beichte ablegte. Er trock also aus seiner Remnate hervor, schlängelte sich über den Korridor und klopfte an der Zimmertür des Herrn Werner.

„Herein!“

Adolf stemmte die Türe hinter sich zu und sahbedelte hinein. Auf dem Korridor war einige Augenblicke nichts zu hören. Dann aber:

„Was?! Sie unverschämter Kerl! Sie sind gar nicht unser Vetter? Freiheit! Gemeinheit!“

„Aber entschuldigen Sie...“

„Einen solchen Vagabund haben wir gestern als unseren Familienangehörigen betrachtet!“

„Aber entschuldigen Sie...“

„Dem Menschen habe ich gestern einen Kuß gegeben... hu hu hu.“

„Aber entschuldigen Sie...“

„Die ganze Familie blamiert. Ein Affront! Eine Standalalaffaire. Oh je, — hu hu hu.“

„Aber entschuldigen Sie, wenn Sie nur...“

* * *

Am Nachmittage wurde Adolf Menzel als erster Korrektor in der Offizin der Firma Werner angestellt. Am Abend meinte der Faktor, als er das Arbeitsbuch und den Militärpaß des Antömmelings durchblätterte: „Das scheint mir ein richtiges Rauhebein zu sein. Der korrigiert ja mehr Druckfehler rein als er ausmerzt. Weshalb der Alte gerade an diesem laischbeinigen Trainfolboten den Narren getroffen hat...“

Sirafenkalendar.

(Fortsetzung).

Mittwoch, 17. Februar. ● St. Adolfskirche: Hl. Messen um 6, 7 $\frac{1}{2}$, und 8 $\frac{1}{2}$ Uhr. ● Franziskaner-Klosterkirche: Das Aichenkreuz wird alle halbe Stunde nach der Hl. Messe ausgeteilt. ● St. Anna-Stift: 5. Mittwoch zu Ehren des Hl. Joseph. Nachmittags 6 Uhr Segens-Andacht.

Donnerstag, 18. Februar. Simeon, Bischof und Martyrer † 106.

Freitag, 19. Februar. Leontides, Martyrer † 286. ● Maria Himmelfahrt-Pfarrkirche: Morgens 7 $\frac{1}{2}$ Uhr Fasten-Segensmesse. Abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr Fasten-Andacht mit Predigt. ● St. Rochus: 8 Uhr Fasten-Predigt. ● St. Adolfskirche: Abends 8 Uhr Kreuzweg-Andacht.

Samstag, 20. Februar. Eucherius, Bischof † 743.



Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Erster Sonntag in der Fasten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 4, 1—11. „In jener Zeit ward Jesus vom Geiste in die Wüste geführt, damit er vom Teufel versucht würde. Und als er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, darnach hungerte ihn. Und es trat der Versucher zu ihm und sprach: Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brod werden. Er aber antwortete und sprach: Es steht geschrieben: Nicht vom Brode allein lebt der Mensch, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt. Da nahm ihn der Teufel mit sich in die heilige Stadt und stellte ihn auf die Rinne des Tempels, und sprach zu ihm: Bist du Gottes Sohn, so stürze dich da hinab; denn es steht geschrieben: Er hat seinen Engeln deinen Weg geboten, und sie sollen dich auf den Händen tragen, damit du nicht etwa deinen Fuß an einen Stein stoßest. Jesus aber sprach zu ihm: Es steht wieder geschrieben: Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen! Abermal nahm ihn der Teufel auf einen sehr hohen Berg, und zeigte ihm alle Königreiche der Welt und ihre Herrlichkeit und sprach zu ihm: Dies alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest. Da sprach Jesus zu ihm: Weiche, Satan! denn es steht geschrieben: Du sollst Gott, deinen Herrn, anbeten, und ihm allein dienen. Alsdann verließ ihn der Teufel, und siehe, Engel traten hinzu und dienten ihm.“

Die christliche Familie.

V.

Unser Stammvater Adam war der Versuchung des höllischen Erbfeindes bekanntlich erlegen. Wie dieser aber den ersten Adam zum Falle gebracht hatte, so sollte er selbst dem zweiten Adam unterliegen.

Er hatte — sagt Chrysostomus — zwar vernommen, daß der Messias geboren sei, da die Engel ihn verkündeten, die Hirten von ihm erzählten, die Weisen ihn suchten und fanden, und endlich der Vorläufer Johannes am Jordan auf ihn hinwies, — aber der Teufel erkannte nicht, daß er den wesensgleichen Sohn Gottes vor sich habe, der als „Menschensohn“, als „zweiter Adam“ ihn besiegen wollte.

Wie stolz und anmaßend, lieber Leser, redet der Versucher! „Dieses Alles (d. h. alle Reiche der Welt) will ich Dir geben! Waren sie denn Eigentum des Satans? Leider (sagt Origenes) darf er auf „sein Reich“ zeigen, in dem er regiert dadurch, daß die Sinen von der Wollust, die Andern von der Habsucht, oder von der Hoffart u. s. w. beherrscht werden.

Welche Herrschaft der Erbfeind zur Zeit der Ankunft des Erlösers speziell in der Familie zum Verderben der Menschheit ausführte, haben wir, lieber Leser, bereits an mehreren Sonntagen in Erwägung gezogen; — diese verderbliche Herrschaft aber machte sich, wie wir sahen, damals nicht nur in der heidnischen, sondern auch in der jüdischen Familie geltend, in der auch die heiligsten Gesetze mit Füßen getreten waren: in der der eheliche Bund entwürdigt, das Weib aber entehrt und zu Boden gedrückt war unter der Last jenes Fluches, dessen unsere Stammutter Eva sich schuldig gemacht. Wie

schrrien auch die Zustände in der israelitischen Familie nach der Wohltat einer Erlösung!

Das jüdische Gesetz gewährte nur dem Manne die Macht, sein Weib zu verstoßen, — das Weib dagegen hatte so wenig ein Recht, den Mann zu verstoßen, als ein Sklave seinen Herrn hätte entlassen können. Allein die jüdischen Frauen ahnten bald die Matronen des römischen Herrscher-Volkes nach, das in der damaligen Welt überhaupt den Ton angab: sie machten sich nämlich das Recht an, ihre Männer ebenso ohne alle Umstände zu verlassen bezw. zu verstoßen, wie diese selbst von ihrem ehelichen Bunde sich losmachten. Ja, das Volk war daran gewöhnt, solche Scheidungen sich täglich erneuern zu sehen, weshalb es ihnen zuletzt nur dann noch einige Aufmerksamkeit schenkte, wenn eine solche Verstoßung von Seite hochgestellter Frauen in Szene gesetzt wurde. *) Auf dem Throne aber und in den ihm zunächst stehenden Familien schien dieses ärgerliche Schauspiel an der Tagesordnung zu sein. Hören wir darüber den uns bereits bekannten Geschichtsschreiber Flavius Josephus, der, wie kein Anderer, die Verhältnisse seines Volkes kennt.

Salome, die würdige Schwester jenes gottlosen Herodes I., ist die Erste in Judäa, deren die Geschichte als einer Frau erwähnt, die ihren Mann verstieß. Indes ist gewiß, daß sie sich dabei nur auf die im Lande bereits bestehende ärgerliche Gewohnheit stützte. Das wird offenbar durch das Zeugnis des erwähnten Josephus, der die Sache mit folgenden Worten schildert: „Einige Zeit nachher, als Salome einen Zwist mit (ihrem Gatten) Costobar hatte, schickte sie ihm

*) Draç, „Von der Ehescheidung in der Synagoge.“

Kirchenkalender.

- Sonntag, 21. Februar.** 1. Sonntag in der Fasten. Eleonore, Königin † 1292. Evangelium Matthäus 4, 1—11. Epistel: Korinther 6, 1—6.
 ● St. Maximilian: Vom 15. ab beginnt an den Werktagen die 2te. hl. Messe um 7/8 nach 7 Uhr. Die Fastenpredigten beginnen während der hl. Fastenzeit Donnerstags Abends 6 Uhr, darnach Kreuzweg-Andacht. Die Fasten-Messe ist Freitags Morgens 7 1/2 Uhr.
 ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion und Versammlung der Jungfrauen-Kongregation.
Montag, 22. Februar. Petri Stuhlfeier zu Antiochien. Margaretha von Cortona, Bührerin † 1297.
Dienstag, 23. Februar. Petrus Damianus, Bischof † 1072.
Mittwoch, 24. Februar. (Schalttag.) Quatember.
 ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 7/8 Uhr IV. St. Josephs-Andacht.
 ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr St. Josephs-Andacht.
Donnerstag, 25. Februar. Mathias, Apostel † 68. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segens-Hochamt.
Freitag, 26. Februar. Medtildis, Abtrissin † 1154. Quatember. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Morgens 7 1/2 Uhr Fasten-Segensmesse und Abends 7/8 Uhr Kreuzweg mit Predigt. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 7 1/2 Uhr ist Segensmesse, Abends 7 Uhr Kreuzweg-Andacht mit Fasten-Predigt.
Samstag, 27. Februar. Leander, Erzbischof † 601. Quatember.

auf der Stelle ein Schreiben in Betreff der Auflösung ihrer Ehe — ein Verfahren, das mit den jüdischen Gesetzen nicht in Einklang war; denn bei uns (Juden) ist wohl dem Manne erlaubt, dies zu tun; die Frau dagegen, die sich willkürlich zurückzieht (den Mann verläßt), kann nicht eher wieder heiraten, bevor ihr erster Mann sie verstoßen hat. Gleichwohl erklärte Salome die eheliche Gemeinschaft für aufgelöst, indem sie sich nicht auf das ihrem Volke vorgeschriebene Gesetz stützte, sondern auf den bereits eingeführten schlimmen Gebrauch.“**)

Ferner schreibt Josephus: „Herodias, die Tochter Aristobulus, des Sohnes jenes Herodes I., also die Großnichte Salome's, war einer solchen Tante durchaus würdig; sie ahnte deren ärgerliche Ehescheidung nach und verband noch die Blutschande damit. Sie verließ ihren ersten Gemahl Herodes Philippus und ging eine neue Ehe mit Herodes Antipas ein. — Dann kommen die drei Schwestern des jungen Herodes Agrippa: „Verence, die älteste, verließ den Palemon, König von Cilicien; Marianne, die zweite, verließ ihren ersten Gemahl Archelaus, um einen gewissen Demetrius in Alexandrien zu heiraten; endlich Drusilla, die jüngste, verließ den König Aziz, der, um ihre Hand zu erlangen, die jüdische Religion angenommen hatte, und heiratete den Felix, den römischen Procurator von Judäa.“***) — Josephus, der über diese Untaten berichtet, erfährt auch selber die Folgen der herrschenden Gewohnheit. Auf Befehl Vespasians, des damaligen Kommandanten des römischen Heeres, hatte er eine jüdische Gefangene von Cäsarea geheiratet: „Die Flatterhafte (sagt er) blieb nicht lange bei mir; sie verließ mich, nachdem sie unsern Ehebund gebrochen hatte.“

Das war „in der Hölle der Zeiten“ der Zustand der jüdischen Familie in den höheren Klassen der Gesellschaft. Das Volk aber, stets ein getreuer Nachahmer seiner Herren, hatte auch die leichtfertige Moral der Könige und Großen angenommen. Die gegenseitige Ehescheidung und Verstoßung wurden so allgemein, daß man auf die Nation voll und ganz das Wort des Philosophen Seneca anwenden darf, der von dem römischen Herrscher-Volke sagt: „So lange das Uebel selten war, fürchtete man, es zu begehen; als aber die Ehescheidung allenthalben einriß, lernten sie das auch tun, was sie so oft erzählen hörten.“

Ist es nun aber zum Verwundern, lieber Leser, daß ein so sittenlos gewordenes, verkommenes Volk seinen Erlöser gänzlich verkannte? Ist es erstaunlich, daß gerade die Vornehmsten, die Angeesehensten des Volkes ihn verfolgten, lästerten, kreuzigten, — ihn, der öffentlich ihre Laster geißelte, der die Einheit der Ehe und die Unauflöslichkeit des ehelichen Bandes so nachdrücklich betonte?

Uns aber, lieber Leser, wird es klar, daß in „der Hölle der Zeiten“ die öffentliche Sittlichkeit so tief gesunken war, daß der Jude wie der Heide ein gleiches Bedürfnis nach dem Erlöser aus dem Sündenland hatten, weshalb der hl. Paulus sagt: „Es ist kein Unterschied (zwischen Juden und Heiden), da Alle gesündigt haben und des Ruhmes vor Gott ermangeln; und gerechtfertigt werden sie, ohne ihr Verdienst, durch Seine Gnade, durch die Erlösung in Christo Jesu“ (Röm. 3, 23 f.)

Hier mag noch eine Bemerkung Platz finden, mit der wir für heute schließen wollen. Gleichwie kein Teil des Erdballs sich der Wärme der Sonnenstrahlen ganz entziehen kann, so konnte sich auch die jüdische Nation, ungeachtet ihres verstoßenen Hasses, doch nicht ganz dem heilsamen Einflusse der „Sonne der Gerechtigkeit“ entziehen. Das Christentum hat auch auf die Nation heilend eingewirkt, die sich einst des Gottes-

mordes schuldig machte. Auch in ihrem Schooße begann im dritten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung eine für die Familie günstige Bewegung, so daß sie im Allgemeinen (wie Drach bemerkt) von ihrer häßlichsten Wunde (der Ehescheidung) als geheilt angesehen werden kann. — Wie viel Dank aber schulden wir Christen unserm göttlichen Erlöser, der die Familie aus dem grauenvollen Glende des Heidentums und des Judentums emporhob und im Verein mit Maria und Joseph ein Muster und Vorbild schuf für jede christliche Familie.

Ein verschlossenes Land.

Von Dr. A. Silber.

Seit dem japanisch-russischen Krieg ist der Name Korea erst in Europa geläufig geworden. Und seit dieser Zeit hat man auch allmählich gelernt, daß Korea das ostasiatische Land mit den amerikanischen Einflüssen ist. Aus Amerika, neuerdings auch aus Japan, stammen denn auch die zahlenmäßigen Angaben über die finanzielle Lage Koreas, wobei allerdings in Betracht gezogen werden muß, daß ein großer Teil der Steuern nicht in Geld, sondern in Naturalien eingezogen wird. Eine der letzten amtlich beglaubigten Einnahmen stellt sich folgendermaßen:

Reis 5 000 000 \mathcal{A} Baumwollentoffe 1 300 000 \mathcal{A} Geld 500 000 \mathcal{A} Seesölle 472 000 \mathcal{A} Wirseng 300 000 \mathcal{A} Goldwäschen 60 000 \mathcal{A} Summa 7 632 000 \mathcal{A} Bei dieser nach europäischen Begriffen immerhin kleinen Summe ist in Betracht zu ziehen, daß die Beamtengehälter bereits, durch Abzüge von Prozenten, gezahlt sind.

Der Einwanderung chinesischer Stämme in den nördlichen Teil der Halbinsel verdankt Korea höchst wahrscheinlich seine ersten staatlichen Einrichtungen. Geschichtlich steht soviel fest, daß Korea in der zweiten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts politisch zu China gehörte und daß Japan, bis auf eine dauernde strategische Besetzung von Fusan, niemals in Korea hat recht festen Fuß fassen können. Die ersten Nachrichten aus dem Munde eines Europäers über das Fabelreich im Osten stammen aus dem Jahre 1664; in diesem Jahre erlitt nämlich ein Holländer, namens Heinrich Hamel an der koreanischen Küste Schiffbruch und wurde eine Zeitlang von den Koreanern gefangen gehalten. Zwei Jahrhunderte lang gelangt es den Koreanern noch ihr Land in mythisches Dunkel zu halten. Dann aber finden (1837) die ersten katholischen Missionare Einlaß. Und nun ging das politische und wirtschaftliche Abschließen nicht länger. Das benachbarte Jaielreich Japan, das sich ganz nach europäischem Muster reformiert hatte, schloß 1876 mit Korea einen Handelsvertrag und verstand es, gelegentlich der Logakuto-Revolution (1894) durch militärische Besetzung von Tchemulpo und der Hauptstadt Seoul den König Li Hui zu vertriebenen Reformen im europäischen Sinne zu veranlassen. Seit dem Frieden von Simonseli hat Japan seine Positionen nach allen Richtungen hin auszunutzen verstanden, eine Tatsache, die nicht nur die Eifersucht der Chinesen, sondern auch die der Russen hervorgerufen dürfte.

Das Land des blauen Vales im weißen Felde, das gegenwärtig im Mittelpunkt der europäischen Interessen liegt, ist geistig ganz von China abhängig gewesen und abhängig geblieben: es ist, wie dieses, ein im Mittelalter erstarrtes Reich. Nur schwer — und wahrscheinlich nur durch Gewalt — wird es sich entschließen können, durchgehende Reformen im europäischen Sinne einzuführen. Konservativ, wie alle Mongolen, halten die Koreaner an dem übergebrachten fest. Noch besitzen sie ihr altes Telegraphensystem: Rauch und Feuerzeichen auf höher gelegten Punkten. Ihre Maße und Gewichte sind gleichfalls nicht uninteressant:

1 Tja = 10 Taji = 100 Spun = 52 Zm. 1 Ri = 400 Mtr. 1 Hui = 15 Mal = 131,82 L. 1 Konn = 16 Nyang = 608 Gr.

Jedoch muß bemerkt werden, daß diese Maße und Gewichte Variationen unterworfen und landschaftlich nicht gleich sind, ähnlich wie ja

auch z. B. in Deutschland Morgen und Morgen (als Flächenmaß) nicht immer und überall dasselbe ist.

Trotz großer Rückständigkeit auf vielen Gebieten muß man die Koreaner geistig nicht allzu niedrig einschätzen. Obwohl die Landesschulen sich fast ausschließlich in Privathänden befinden gibt es nur einen ganz geringen Prozentsatz von Analphabeten. Besondere Lehranstalten, die seminarartig eingerichtet sind, weihen schließlich den Wissensdürftigen in die Geheimnisse des Zeichnens, des Strafrechts, der Stern- und Weltkunde ein, oder bilden ihn gar zum Dolmetscher aus. Für den Bildungsgrad der Koreaner zeugt auch noch der Umstand, daß das Buchdruckerwesen, abgesehen natürlich von Japan, in ganz Ostasien in keinem zweiten Lande derartig entwickelt ist, wie in Korea.

Im Inneren des Landes ist der Koreaner meist Ackerbauer. Weizen und Reis wird angebaut, ersterer im Norden, letzterer im Süden des Landes. Neben dieser Feldwirtschaft steht aber der Gemüsebau in hohem Ansehen.

Wie überall in der Welt, so sagt auch der Koreaner, sobald er in den Städten wohnt, der Landwirtschaft Valet. Hier wird er industriell, fabriziert Porzellan, Metall, Papier, Seide, Matten, Fächer, Kämme usw. Meistens wird alles in Handbetrieb hergestellt. Nur in der Nähe von Seoul haben neuerdings Europäer Fabrikanlagen im modernen Sinne errichtet. An den Küsten gewinnt natürlich das Ausland rascher und tiefgreifender Einfluß als im Innern. Was sich hier nicht in den Dienst des Handels stellt, oder als Hafnarbeiter nützlich macht, betreibt den Fischfang, freilich oft noch mit den sonderbarsten Bambusgeräten nach einer fast vorsintflutlichen Methode. Die Viehzucht schließlich, mit der es nicht allzu weit her ist, beschränkt sich im allgemeinen auf Rinder, Pferde und Esel.

Wohl in keinem asiatischen Lande ist der Staupen so ausgesprochen, wie in dem 7 500 000 Köpfe zählenden Korea.

Wirtschaftlich ist Korea noch als jungfräuliches Land zu betrachten. Sein natürlicher Reichtum ist noch nicht im geringsten intensiv ausgenutzt; an vielen Stellen ist er überhaupt noch in seiner Befreiung erschlossen. So besitzt Korea einen ganz enormen Mineralreichtum. Blei, Silber, Kohlen, Kupfer, Quecksilber und Gold wird in seinen Bergen und im Sande seiner Flüsse gefunden. Auch Edelsteine kommen vor. Eichen, Eichen und Fichten bilden den Baumbestand der im Innern des Landes ansehnlichen Wälder. Tiger, Luchse, Nehe, Fische und Wildschweine eröffnen für die Jagd und den Fellhandel recht verlockende Chancen. In den Flüssen finden sich zahlreiche, wohlschmeckende Fische und die Seetiere an den Küstenreichen weisen streckenweise recht wertvolle Formationen auf.

„Tjosen“, d. h. „Fische des Morgens“, nannten die Eingeborenen früher ihr Land. Es ist dies eine der vielen blumigen Bezeichnungen, wie man sie häufig in den asiatischen Ländern findet. Wer weiß was die nächste Zukunft dem Halbinselreich bringen wird: jedenfalls keine Verschlechterung. Denn im Interesse der Kultur liegt es, dieses wirtschaftlich so überaus günstig liegende Land aus seinem Zauber Schlaf zu erwecken. Der europäische Einfluß, der sich von Indien, Rußland und den Sunda-Inseln her immer intensiver bemerkbar machen wird, wird im Verein mit Japan dafür sorgen, daß Korea nicht mehr länger „das verschlossene Land“ bleibt.

Die Fahrt der Toten.

Novellistische Skizze von Karl Frederiks.

Ueber dem Fjorde, der sich dem Auge spiegelblank zeigte, so unbewegt war seine Wasserfläche inmitten der behren Umrahmung hoher Felsenufer, lag drückende dumpfe Schwüle. Kein Windhauch. Wie ausgestorben lag alles da; kein Vogel; kein menschliches Leben weit und breit zu erblicken. Nur zuweilen sandte die Meeresdümmung von draußen eine, zwei müde rollende Wellen und leise verplätscherten sie am felsgeriffenen steilen Ufer.

** Antiqu. jud. 15, 7.

*** Antiqu. jud. 19,9 und 20,7.

Ich gab mich ganz dem süßen Nichtstun an. Daß meiner vor Anker liegenden Segelyacht hin; meine Gedanken schweiften ziellos in die Ferne — hinaus auf den endlosen Ocean. Am Horizont schwebte träge die niedrige langgestreckte Rauchsäule eines Dampfers. Dieser schien sich zu nähern.

Bald erkannte man seinen mässigen Rumpf. Plötzlich heulte sein Sirensignal über die Wasserflächen und unterbrach schrill die tote Stille. Der nervenschütternde Ton weckte tausendfachen Echo an den Felsen ringsum. Wie wenn die Vögel die Schläfer aus Grabesruhe emporscheuchten zum Tage des Gerichts. Langsam, langsam verhallte der Schall über den Bergen jenseits.

Nun passierte der Dampfer meine Yacht an Steuerbord. Wie ein mächtiges Ungeheuer durchschritt er die spiegelglatte Wasserfläche; imposant, majestätisch fürchte er seinen Weg und links und rechts hinter ihm rollten die bei Seite gedrängten Wassermassen; rollten fort und fort, bis sie matt am Uferaum zerschellten.

Wie ich erkannte, war's ein Boot der weltberühmten Tingvalla Linie, mit Cours auf Christiania. Bald war der Dampfer meinen Blicken entrückt.

Wieder tiefe, unheimliche Stille; tiefe Dämmerung hatte sich längst über den Fjord gelagert. Meine Uhr zeigte gerade Mitternacht. Ich wollte mich erheben um mich in meiner Koje zur Ruhe zu legen. Da, horch! Was war das? Seltsam schwirrende Töne, wie von ferner, ferner Musik drangen an mein Ohr; ich horchte auf und spähte in das nächtliche Halbdunkel hinaus.

Sah ich recht? Dinten, im Fjord, wurde ein großer schwarzer Schiffskörper sichtbar — doch seltsam! Ich entdeckte weder Mast, Segel noch Schornstein und dennoch bewegte er sich vorwärts, auf meinen Ankerplatz zu. Er schien in's offene Meer hinauszufluhen. Näher kam er! immer deutlicher wurde die Musik; ihre Töne lösten sich in herrliche, sinnbestäubende Wellen; sie übten einen so eigenen zaubervollen Reiz, daß ich in unbeschreibliche Erregung geriet.

Was war das? Was geschah? Ein Spuk? Ein Phantom? Bald war der Schiffskörper nahe gekommen. Meine Augen erspähten, wie ich über die Reeling gebeugt der Erscheinung entgegenstarrte, weiße Gestalten an jenem Bord, die in munterem Reigen durcheinander wogten. Ich sah sie wie Elfen schweben; ich hörte ihr frohes Lachen; einige streuten Blumen ins Meer. Der schwerfällige Schiffsrumpf war tief schwarz; aber wundervollen Blumenquirlen schlängten sich von Pfosten zu Pfosten seiner Reeling. Am Steuer gewahrten meine Augen, wenn gleich nicht deutlich erkennbar, eine eigenartige Person. Aber, was war das? Das war ja kein Mensch! Entsetzt, es war ein Totengerippe, ein sahles, phosphorescirendes Leuchten war seine Umhüllung. Die Knochenhand griff fest in die Speichen des Steuerrades. Grünsend schaute jenes Gerippe in den Reigen der weißen Elfen gestalten. Da! Die Musik verstummte plötzlich. Ein Kreischen gelte durch die Lüfte und löst das Blut in meinen Adern erstarren. Alles ist von Deck verschwunden bis auf den unheimlichen Knochenmann am Steuer und aus den tiefen Augenhöhlen blendet der bläuliche Glanz des Phosphorlichts. Dabei ein Rasseln, ein Klappern seiner verdorrten Gebeine — in der Stille der Nacht doppelt grausig anzuhören.

Ich bin fest gebannt an meiner Steuerbordreeling. Jetzt ist das Geisterschiff — denn nur ein solches kann es sein — in gleicher Höhe mit meinem Schiffe.

Von Neuem ertönen die sinnbetörenden, lieblichen Klänge und wieder schlingen sich jene Elfen gestalten in reizendem Reigen durcheinander; ihre Gewänder weben lose im leisen nächtlichen Luftzuge, der einen köstlichen Duft der Blumenquirlen zu mir herüber führt.

Näher, immer näher! Keine Welle, kein Gischt am Bug verrät die Bewegung. Jetzt erkenne ich die Gesichter. Bleiche Angesichter, verklärte Bügel! Viele tragen deutlich den Ausdruck der Freude, des Frohsinns. In anderen las ich Sorgen, Gram. Weiter im Hintergrunde eine junonische Frauengestalt; an ihrem weißen Ge-

wande haften dunkle Rosen, träumenden Auges, in Trauer, den Kopf in schwerem Leide gekrönt auf die bleiche, wächserne Hand, blickt sie zurück auf die schwarzen Uferberge.

Jetzt wandt sie sich; sie erblickte mich. Wie Hülfe heischend streckte sie beide Arme gegen mich aus! Wie bekannt erschien sie mir! Wer war diese hohe, edle Frauengestalt an Bord des Geisterschiffes, hinabgeführt in des Todes Reich? Sie war so jung, so schön! Hätte sie nicht noch leben können? Aber, ach, der erbarmungslose Knochenmann am Steuer; er führte sie alle von hinnen; die Frohen, die Traurigen, die Glücklichen, die Bekümmerten. Hinaus auf's Meer der Ewigkeit.

Das Geisterschiff entfernte sich mehr und mehr, kaum hörte ich noch die Töne der Musik. Bugwärts hatten sich schwere Gewitterwolken gearmt. In sie hinein fuhr das Geisterschiff. Ein fahler Blitz, ein fürchterliches Donnertraden. Es war verschwunden. Große, schwere Regentropfen prasselten nieder auf's Deck meiner Yacht und ich flüchtete in die Kajüte. Die Uhr schlug daselbst ein. Bald umfing mich tiefer Schlaf; hatte ich schon geschlafen und nur geträumt?

Heimgelehrt von meiner Segelzugfursion stand ich auf hoher Quaimauer und wandte nochmals nachdenklich meine Blicke in den Fjord hinaus, wo so Seltsames mir begegnet war.

Nein es konnte kein bloßer Traum gewesen sein!

Jetzt, im hellen Lichte des Tages sah ich sie wieder vor meinem geistigen Auge, jene hohe, edle Frauengestalt, die so hilflos ihre Arme nach mir ausgestreckt hatte.

Und jetzt, im hellen Tageslichte, erkannte ich ihre Bügel! Es war Ines, die junge, Gattin meines alten Freundes, des Dr. Anderson! Mir graute vor der schnellen Folge meiner Gedanken, die mir sagen wollten, Ines ist nicht länger unter uns Lebenden. Halb willentlos, einem Impulse folgend nahm ich den ersten besten Wagen und fuhr hinaus zur hoch am Fjordufer gelegenen Villa meines Freundes. Schnell fand ich mich dem Vorflur; das Mädchen öffnete; verweinten Auges! Jetzt wußte ich daß alles richtige, düstere Wahrheit war! Ines, die Herrliche! Mein armer, armer Freund. Vor wenig Tagen, ich hatte eben meine Nachtfahrt angetreten gehabt, wir ein plötzlich heftig erkrankt und sah sich ein Schlag sie aus dieser Zeitlichkeit.

Ich trat bald darauf eine längere geschäftliche Reise an. Wieder heimgelehrt suchte ich bald Dr. Anderson auf, um den Vereinsamen zu trösten. Dr. früher so frohemut daherschreitende, jugendlich elastische Mann war vollkommen gebrochen. Meistens brütete er stumpf vor sich hin; vor ihm auf seinem Schreibtische das Lebenswahr getrossene Bild von Ines.

Eines Abends, es war inzwischen früher Herbst geworden und ein trüber regnerischer Tag war zu Rüste gegangen, versammelte die Geburtstagsfeier eines Kollegen von Dr. Anderson eine stattliche Corona guter Freunde und alter Bekannten im Tafelsaal des Kasinos.

Bei der Nach-Tisch-Bisarre machte sich bald eine allgemeine frohe, festliche Stimmung geltend, der sich dieses Mal auch Dr. Anderson nicht entzog. Wie früher war er wieder aufgeräumt und sogar die launischen Bismorte, die ihn zu einem so gerne gesehenen Gesellschafter machten, sprühten wieder hie und da von seinen Rippen.

Unser Heimweg war ein Stückchen ein gemeinschaftlicher. Ihm beim Abschiede die Hand reichend, fiel es mir auf, daß Dr. Anderson sie ungewöhnlich lange in der seinen hielt, sie innig drückte; auch der Ton in dem er mir „Lebewohl, lebewohl“ sagte, erregte mich seltsam. Ich sah ihm forschend in's Antlitz. Es war — ob nun im Scheine des elektrischen Bogenlichtes der Straße — geisterhaft bleich — aber ruhig. Nur seine Augen saßen in weite, weite Ferne. „Was ist mit Dir, alter Freund“, sagte ich ihm und legte meine Hand beruhigend auf seine Schulter.

„Sorge Dich nicht um mich, Lieber“, antwortete er. „Ich ahne etwas, ich muß Abschied von Dir nehmen; siehe, Ines ist allmächtig an mei-

nem Lager; sie kann nicht ohne mich sein; ich solle ihr folgen, sie wird mich holen, gewiß, ich gehe von Euch wie sie ging; bald, vielleicht heute Nacht! Vergiß mich nicht — Leb' wohl!“

Und ehe ich ihn zu halten vermochte, schritt er langen steten Schritts davon seinem Haus zu, Ich fand in dieser Nacht wenig Ruhe; meine Gedanken weilten bei dem armen Freunde. Dann gedachte ich wieder meines Erlebnisses im Fjord in jener Sommergewitternacht.

Nachdem ich am Vormittag des folgenden Tags meine Berufsgeschäfte so weit als unbedingt nötig war, erledigt hatte, eilte ich zu Dr. Andersons Hause; von seltsamer Unruhe getrieben.

Ich fand die alte Haushälterin, die seit Ines Andersons Tode dem Anderson'schen Hause vorstand in bestürzter halbblauer Unterhaltung mit den Mägden. Der Herr habe sich gestern Abend eingeschlossen und antworte nicht auf ihr Klopfen und Rufen.

Wir öffneten die Tür gewaltsam.

Da saß Dr. Anderson in dem Stuhle vor seinem Schreibtische — Ein Blick genügte mir zu erkennen, daß ich eine Leiche vor mir hatte!

Seiner erstarrten Hand war das Bildnis seiner Gattin entfallen; ein himmlisch-friedliches Lächeln verklärte seine todtten Züge. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht; — der Tod mußte schon vor Stunden und Stunden eingetreten sein; sein Chronometer war auf 3 nach Mitternacht stehen geblieben!

Hatte seine Ines den Gatten heimgelührt? Ja heim! Jetzt deckt ein grüner Ephenhügel Beider gemeinsames Grab.

Wenn man Lateinisch kann!

Den jungen Mann, der in einer lauen Sommernacht Gloucesterroad entlang schlenderte, hielten die Vorübergehenden, wenn sie ihn überhaupt beachteten, in seinem modischen Anzuge gewiß für einen Schauspieler oder Sänger, der gerade aus einem Theater kam. Ein so schäpferwertes Mitglied der Gesellschaft aber war der junge Mann durchaus nicht: hätte man ihn bei hellem Sonnenlichte betrachtet, so würde man aus dem und jenem Flecken in seiner Kleidung, aus der oder jener abgerissenen Stelle ein Urteil gefällt haben, das dem Stande des jungen Mannes weit näher gekommen wäre, aber daß der Keel ein Lieb, ein Einbrecher, und zwar einer der verwegenen Londons sei, hätte man nach dem sehr einnehmenden Neuzern des Durschen nie vermutet. Ja, wenn jedem auf der Stirne geschrieben wäre, was er ist, wie leicht hätte es da die Polizei!

So aber schlenderte der junge Mann unbehelligt nach Goldcourtgardens, schritt ganz gemächlich auf Nr. 17 zu und studierte Haus und Umgebung aufs sorgfältigste; es war ungefähr 10^{1/2} Uhr und die Beobachtungen mußten zu vollkommener Zufriedenheit ausgefallen sein, denn rasch entschlossen ging er auf die Haustüre zu, öffnete sie, schritt durch die Halle und trat in ein Zimmer ein, das zur rechten Hand lag. Deller Platzchein strömte ihm entgegen, an einem Schreibtisch, mit dem Rücken gegen die Türe, saß ein silberhaariger alter Mann, der eifrig schrieb. Das war für den Eindringling sehr überraschend!

Der Eigentümer des Hauses war Mr. Strangely, der Herausgeber einer großen Tageszeitung. Er pflegte sich am frühen Abend von Goldcourtgardens nach der Redaktion zu begeben, um die Morgennummer fertig zu stellen und erst gegen 3 Uhr morgens wieder heimzukehren. Er war Witwer, hatte keine Familie, und seine Dienstboten machten während seiner Abwesenheit was sie wollten, d. h. sie waren am Abende nie zu Hause. Das hatte der sympathische junge Mann alles ganz genau ausgekundschaftet und seinen Raubzug nach Goldcourtgardens als eine Erholung von seinen letzten anstrengenden Touren betrachtet. Was hatte er dann weiter zu tun, als hineinzugehen und mitzunehmen, was er wollte?

Das Abenteuer erhielt noch dadurch eine

Wärze, daß Mr. Strangleys Zeitung gerade in den letzten Tagen eine Reihe sehr scharfer Artikel über die Londoner Einbrecher gebracht hatte, in denen die „neunschwänzige Kage“ als wirksames Strafmittel gegen die Gentlemen empfohlen wurde. Der Artikel, den Mr. Strangley nach der Entdeckung des Einbruchs im eigenen Hause schreiben würde, mußte ganz köstlich zu lesen sein!

Mr. Strangleys Anwesenheit war einem kleinen Unwohlsein zuzuschreiben, daß den alten Mann befallen und das ihn vorziehen ließ, seine Arbeit zu Hause zu erledigen. Durch die telephonische Verbindung seines Arbeitszimmers mit der Redaktion konnte er ja ganz bequem die Herstellung der Morgennummer überwachen. Der alte Herr schrieb gerade emsiglich, als der Dieb die Türe öffnete, und er schien im Eifer seiner Arbeit noch gar nicht zu schämen, welche seltsamen Besuch er da am Abend noch empfing. Er warf einen Blick über die Schulter, sah einen Mann im Gesellschaftsanzuge und sagte verbindlich:

„Bitte, nehmen Sie Platz, ich stehe im Augenblick zur Verfügung.“

Eine derartige Einladung war der junge Mann nicht gewohnt, er erfaßte sofort das Komische der Situation und setzte sich mit einem ironischen Lächeln. Während Mr. Strangley eifrig schrieb, ließ er seine Blicke fleißig im Zimmer umherschweifen und beäugelte mit besonderem Interesse den großen Geldschrank in der Ecke.

Die Glocke des Telephons klang. Mr. Strangley nahm aus dem Apparat, der unmittelbar neben dem Schreibtisch hing, eine Mitteilung schweigend entgegen und sagte dann:

„Teilen Sie doch Mr. Smith mit, er solle die Notiz ohne jede Bemerkung aufnehmen. Und dann schicken Sie mir Mr. Long her, ich will ihm meinen Leitartikel diktieren.“ Er wandte sich zu seinem Besucher und sagte: „Es tut mir leid, daß ich Sie warten lassen muß.“

„Oh, bitte, macht gar nichts!“ erwiderte der Einbrecher ebenso höflich, dem das Abenteuer ungeheuren Spaß machte und der schon überlegte, in welcher Form er es am besten seinen Freunden erzählen sollte.

Die Telephonklingel ertönte wieder; der Journalist begann in mechanischer Weise jemand seinen Leitartikel zu diktieren. Der Artikel behandelte die Faschodafrage, die sich damals gerade zugeipicht hatte, und war sehr interessant; er fesselte selbst den Einbrecher. Nur eines ärgerte ihn; das waren die zahlreichen lateinischen Zitate, die Mr. Strangley in seinen Artikel verwob; es war darin fast so viel Latein wie Englisch. Endlich war der Aufsatz zu Ende. Der Journalist ordnete seine Papiere und wandte sich mit einem Schwung des Drehstuhls dem Besucher zu. Mr. Strangley war ein gebrechliches, ein kleines, altes Männchen mit einem charakteristisch ausgeprägten Kopfe, der zu groß war für seinen Körper. Ein Arzt hätte von ihm gesagt: Zu viel Gehirn und zu wenig Muskeln.

Als der Journalist dem Besucher sich zukehrte, spielte noch das gewohnheitsmäßige Vernußlächeln um seine Lippen, das das Geschäft so mit sich bringt. Es machte aber sofort einer Miene des Schreckens Platz.

„Nun, was haben Sie,“ fragte der Kerl grinsend.

Mr. Strangley gab keine Antwort, der Schreck schien ihm die Sprache verschlagen zu haben.

„Ja, ja, Sie haben ganz Recht,“ nahm für ihn der Einbrecher das Wort, „ich bin so einer, dem Sie die Neunschwänzige wünschen. Ich bin heute zu Ihnen gekommen, um eine kleine Sammlung bei Ihnen für die Armen zu veranstalten. Diese Armen sehen Sie in mir verkörpert.“

Mr. Strangley machte eine Bewegung. Sofort verschwand das ironische Lächeln des Einbrechers, mit dem er seine Worte bis jetzt be-

gleitet hatte, und er sagte drohend: „Nähren Sie sich nicht — wir können ganz ruhig darüber reden!“

„Mir bleibt wohl keine andere Wahl — Sie sind ein junger kräftiger Mensch — ich ein alter Mann. So muß ich mich wohl oder übel Ihnen unterwerfen.“

„Sehr richtig, ich wußte es gleich, daß wir uns gut verstehen. Es ist ein Vergnügen, einmal einen so verständigen Mann zu treffen. Es gibt nur zu viele Leute, denen so etwas absolut nicht in den Kopf hinein will und wenn man es ihnen mit einem Hammer einschlagen wollte. Uebrigens, haben Sie nicht etwas Trinkbares bei der Hand? Man spricht dann gleich leichter.“

Mit einem philosophischen Achselzucken nahm Mr. Strangley von einem Schränkchen, das neben dem Schreibtische stand, zwei Flaschen und stellte sie vor seinen Gast: „Schottisch oder Irisch?“ fragte er höflich; es war ihm als Journalist in die Natur übergegangen, höflich zu sein.

„Ein kleiner Tropfen Irisch wäre nicht ohne.“

„Hier! und welches Wasser wünschen Sie dazu? Warm oder kalt?“

„Oh, das ist mir ganz gleich; welches gerade bei der Hand ist. — Hum, sehr schön! Uebrigens, Mr. Strangley, Ihr Leitartikel für morgen ist ausgezeichnet; der wird den Franzosen in die Knochen fahren.“

„Das freut mich, daß er Ihnen gefällt,“ meinte Mr. Strangley, der jetzt ansah, den Humor der eigentümlichen Lage zu würdigen.

„Der Artikel ist gut, ich sage es Ihnen, aber er hat einen Fehler: es ist zu viel Latein darin.“

„Meinen Sie? Ich glaubte, die Leute liebten das?“

„Die es verstehen — ja, aber die anderen? Was schere ich mich z. B. um das Latein! Wenn Sie den Franzosen etwas zu sagen haben, sagen Sie es ihnen auf gut Englisch. Den britischen Löwen hat noch jeder über'n Kanal verstanden. Aber was kümmert es mich, was Cäsar über Faschoda gesagt hätte? Sie müssen populärer schreiben, Mr. Strangley, ich rate Ihnen gut!“

„Meinen Sie? Sie mögen im allgemeinen Recht haben. Aber in diesem besonderen Falle war, glaube ich, mein Latein sehr gut angebracht. Sie werden sehen.“

„Glaube ich nicht — aber Mr. Strangley — was meinen Sie zu einer guten Zigarre? Danke, ah, ich brauche kein Messer. Die morgige Nummer laufe ich mir!“

Er zündete die Zigarre, deren Spitze er abgekniffen und auf den Teppich gespuckt hatte, an und sog mit Befriedigung den Rauch ein.

„Die ist nicht schlecht; für die Sorte müssen Sie einen guten Dagen anlegen. Wirklich ausgezeichnet!“

Die beiden Männer haften eine Zeitlang schweigend den Rauch ihrer Zigarren vor sich hin; plötzlich richtete Mr. Strangley seine scharfen grauen Augen auf den Einbrecher und sagte:

„Nun, lieber Freund, nun können wir eigentlich über das Geschäftliche der Angelegenheit reden.“

„Ich weiß, Ihr Herren Journalisten könnt gut reden, allein sparen Sie sich die Mühe, selbst ein Parlamentsakt könnte mich in meinem Vorhaben nicht hindern.“

„Es kann für Sie gar nicht einen solchen Vorteil haben, mich auszurauben, wie Sie vielleicht denken; mein Geldschrank ist gar nicht so voll! Ihr Vorhaben steht nicht im richtigen Verhältnis zu der Gefahr, in die Sie sich begeben.“

Der Bursche lachte. Der Redakteur aber sagte sehr ernst:

„Nun, immerhin ist die Möglichkeit vorhanden, daß man Sie einsteckt. Ich werde mein Bestes tun, um die Polizei auf Ihre Fährte zu setzen.“

„Man wird mich schwerlich ertwischen!“

„Andererseits,“ fuhr der Journalist eort, „wäre ich nicht abgeneigt, ein Kompromiß zu schließen. Ich gebe Ihnen eine Fünfpfund-

note und verpflichte mich, nicht gegen Sie vorzugehen, Sie rauchen Ihre Zigarre fertig und entfernen sich dann friedlich?“

Der Einbrecher machte einige tiefe Züge aus der Zigarre: „Nein, Herr, das geht nicht, das ist gegen meine Geschäftsgrundsätze. Sie haben mich sehr höflich behandelt, und ich will Ihnen für Ihre Person alle unnötigen Scherereien ersparen, aber ich kann das schöne Geschäft nicht für ein Butterbrot aufgeben.“

Mr. Strangley machte ein geärgertes Gesicht; dann schien ihm ein anderer Gedanke zu kommen: „Wenn Sie darauf nicht eingehen, so geben Sie mir wenigstens ein Interview.“

„Ich gebe Ihnen ja doch die ganze Zeit schon ein Interview.“

„Ich meine — während Sie Ihre Zigarre austranchen, sollen Sie mir eine Reihe von Fragen beantworten, so daß ich in meiner Zeitung einen Artikel veröffentlichen kann. Ein Interview mit einem Londoner Einbrecher.“ Die Idee wird ziehen.“

„Gewiß, aber ich werde Ihnen natürlich keine Angaben machen, die auf mich Bezug haben.“

„Natürlich nicht — ich werde nur allgemeine Fragen stellen.“

„Eigentlich liebe ich diese Sachen nicht, und es ist auch Zeit, daß ich an meine Arbeit gehe. Immerhin werde ich Ihnen einige Aufschlüsse geben, während ich Ihren Geldschrank leere. Bitte, bleiben Sie sitzen, so daß ich Sie während meiner Arbeit sehen kann.“

Das Interview begann; der Journalist rauchte und machte sich Notizen, der Dieb rauchte und beantwortete die gestellten Fragen und packte aus dem Inhalt des Schrankes zusammen, was nur immer in seine Taschen ging.

So verstrichen etwa 10 Minuten; Mr. Strangley schrieb eiligst, über sein Gesicht huschte ab und zu ein vergnügtes Lächeln.

Da öffnete sich plötzlich die Tür und drei Männer traten ein. Zwei Schutleute und Mr. Long, ein Redakteur der Zeitung. Mr. Strangley tat gar nicht überrascht; er schrieb ruhig weiter an seinen Notizen. Desto überraschter war der Einbrecher, der gerade auf dem Boden kniete, um das unterste Fach des Geldschrankes einer gründlichen Revision zu unterziehen. Der Schrank bannte ihn auf seinen Platz.

„Wir sehen, daß wir gerade zur rechten Zeit kommen,“ sagte Mr. Long.

„Ich danke Ihnen, mein Lieber,“ erwiderte Mr. Strangley ruhig. „Wir waren gerade in einer sehr netten Unterhaltung begriffen. Meinem Freund hier gefällt nämlich der morgige Leitartikel ganz ausgezeichnet; nur billigt er mein darin verflochtenes Latein nicht. Aber ich wußte, daß Sie mich verstehen würden, Mr. Long. In der Zwischenzeit rauchen wir eine Zigarre miteinander, und der Herr war so freundlich, mir ein Interview zu bewilligen.“

Der Einbrecher leistete bei seiner Fesselung nicht den geringsten Widerstand. Er schien vor Ueberschuldung starr zu sein.

„Sagen Sie mir noch eins: Als Sie Ihren lateinischen Unsin in die Redaktion telephonierten, gehörte das gar nicht in Ihren Artikel hinein, sondern Sie haben einfach Befehl erteilt, hierher zu kommen und mich zu packen?“

Mr. Strangley nickte.

„Dann merkten Sie sofort bei meinem Eintritt, was ich wollte?“

„Natürlich!“

Mit einem Blide tiefer Beschämung schaute der Einbrecher zuerst auf den einen Polizisten und dann auf den anderen: „Gehen wir, dieser Mann hat mehr Verstand in den Fingerspitzen, als Ihr in Euren Köpfen. Gute Nacht, Mr. Strangley; es ist gut, daß Sie kein Verunsdetektiv sind, sonst könnten wir alle unser Geschäft aufstecken.“

„Gute Nacht!“



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehla.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zweiter Sonntag in der Fasten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 17, 1-9. „In jener Zeit nahm Jesus den Petrus, Jakobus und Johannes, dessen Brüder, mit sich, und führte sie abseits auf einen hohen Berg. Da ward er vor ihnen verklärt: und sein Angesicht glänzte wie die Sonne, seine Kleider wurden weiß wie der Schnee. Und siehe, es erschienen ihnen Moses und Elias, welche mit ihnen redeten. Petrus aber nahm das Wort und sprach zu Jesus: Herr, hier ist gut sein für uns: willst du, so wollen wir drei Hütten machen, dir eine, dem Moses eine und dem Elias eine. Als er noch redete, siehe, da überschattete sie eine lichte Wolke. Und siehe, eine Stimme aus der Wolke sprach: Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe: Diesen sollet ihr hören! Da die Jünger dieses hörten, fielen sie auf ihr Angesicht und fürchteten sich sehr. Und Jesus trat hinzu, berührte sie und sprach zu ihnen: Stehet auf und fürchtet euch nicht. Als sie aber ihre Augen aufhoben, sahen sie Niemand als Jesum allein. Und da sie vom Berge herabstiegen, befahl ihnen Jesus und sprach: Saget Niemanden dies Gesicht, bis der Menschensohn von den Toten auferstanden sein wird.“

Die christliche Familie.

VI.

Einen großen Vorzug hatten jene drei Apostel vor ihren übrigen Mitbrüdern, als sie Zeugen sein durften von der Herrlichkeit ihres Meisters: „Als wir (erzählt der hl. Petrus selbst) mit ihm auf dem hl. Berge waren, haben wir Seine Herrlichkeit gesehen; unsere Augen waren geblendet von dem Glanze Seiner Majestät“ (2. Petr. 1, 17). Wie groß, lieber Leser, ist Derjenige, den wir auf unsern Altären anbeten, wo Er sich aus unendlicher Liebe im hl. Sakramente so demütig verbringt!

Er allein konnte einst die Welt erlösen aus ihrem Sündenelend; Er allein konnte auch die Familie aus ihrer tiefen Erniedrigung erheben und der Ehe den dreifachen Charakter der Einheit, Unauflöslichkeit und Heiligkeit wiedergeben.

Jenseits der großen Meere gibt es auch heute noch viele Nationen, denen „die Sonne der Gerechtigkeit“, die einst auf dem Berge Tabor so überaus herrlich erstrahlte, noch nicht geleuchtet hat, — Nationen, die immer noch in der Finsternis des Heidentums begraben liegen. Bei ihnen zeigt sich daher auch die Familie nur zu ähnlich jener, die wir im Zeitalter des Augustus kennen gelernt haben.

Wollen wir unter diesen heidnischen Nationen eine kleine Rundschau halten, lieber Leser, so liegt es gegenwärtig sehr nahe mit Japan zu beginnen. Als der große Apostel dieses Landes, der hl. Franz Xaver (1549), an jener gefährdeten Küste landete, als seine Nachfolger im apostolischen Berufe seine glorreichen Fußstapfen betraten und als endlich Europäische Reisende auf japanischem Boden zuerst ankamen — fanden sie, wie sie übereinstimmend berichten, eine mit schönen physischen

und geistigen Eigenschaften ausgestattete Nation. Ihr Scharfsinn und ihr lebhaftes Temperament, dazu die schon fortgeschrittene Kultur, schienen bei ihnen bessere, weniger barbarische Sitten anzukündigen als bei ihren Nachbarn, den Chinesen. Sehen wir indeß einmal zu, was auch bei diesem so wohl befähigten Volke die menschliche „Weisheit“ ohne das Christentum zu Wege gebracht hat.

Ausschluß gibt uns zunächst der Missionar Charlevoix: „In den Augen der Japaner (sagt er) ist die Frau ein unreines Wesen, das seiner Natur nach vom Himmel ausgeschlossen ist. Große Verehrung aber haben sie für ihre Religionsdiener, die Bonzen, weil diese, dem religiösen Glauben gemäß, in großem Ansehen bei den Göttern stehen. Diese Bonzen wissen allen Leidenschaften des Volkes zu schmeicheln, indem sie u. a. den Gewinnlüchtigen „Wechselbriefe“ verkaufen, die nach ihrer Versicherung in der jenseitigen Welt mit „zehn Prozent Gewinn“ baar bezahlt würden. So kommt es aber, daß nur Wenige sterben wollen, ohne einen solchen Wechselbrief in der Hand zu haben, der sie dann auch ins Grab begleitet. Auch die reichen Frauen suchen die Wechselbriefe auszunutzen, um sich von dem Fluche zu retten, der auf ihrem Geschlechte lastet: sie gebeten nämlich im Jenseits die Gunst der Götter und deren Diener durch Geschenke zu gewinnen. Um so schwerer aber lastet jener Fluch auf den Frauen der ärmeren Klasse, die nicht in der Lage sind, einen Wechselbrief sich zu verschaffen.“

Aus dem Gesagten folgt schon, lieber Leser, daß das Schicksal der Frau und der Familie in Japan nur ein tief-trauriges sein kann. Und so ist es in der Tat, wie angegebene Schriftsteller unserer Tage bestätigen. Wie im alten heidnischen Rom, so steht auch hier die Familie unter dem schrankenlosen, bar-

Straßenkalender.

- Sonntag, 28. Februar.** 2. Sonntag in der Fasten. Beander, Bischof † 596. Evangelium Matthäus 17, 1-9. Epistel: 1. Thessalonicher 4, 1-7.
- Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Hl. Kommunion und Versammlung der Jünglings-Kongregation. ● Ursulinen-Klosterkirche: Morgens 11 Uhr Vortrag für den Marien-Verein. ● St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag für die marianische Dienstmädchen-Kongregation.
- Montag, 29. Februar.** Romanns, Abt † 460.
- Dienstag, 1. März.** Suttbertus, Bischof † 713. ● Franziskaner-Klosterkirche: Während des Monats März ist in der hl. Messe um 8 Uhr St. Josephs-Andacht; an den Mittwochen auch in der hl. Messe um ein 1/8 Uhr. ● St. Anna-Stift: Vom 1. März Beginn der täglichen hl. Messe um 6 Uhr.
- Mittwoch, 2. März.** Simplicius, Papst † 483. ● St. Lambertus: Nachmittags 5 Uhr Fasten-Predigt, nach derselben Rosenkranz-Andacht. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr St. Josephs-Andacht mit Predigt. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 1/8 Uhr V. St. Josephs-Andacht. ● St. Anna-Stift: 7. Mittwoch zu Ehren des hl. Joseph. Nachmittags 6 Uhr Segens-Andacht.
- Donnerstag, 3. März.** Kunigunde, Jungfrau † 1040. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segens-Hochamt.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

barischen Despotismus des Mannes. Die Frau wird geradezu „gekauft“ wie eine Waare; die Väter auf beiden Seiten vollziehen Alles, ohne auf Reizung, Charakter u. s. w. irgend welche Rücksicht zu nehmen. Auch die höchste Dame des Landes ist nur die „Klavin“ ihres Gatten, dessen Launen zu befriedigen ihre höchste, ja, ihre einzige Aufgabe ist. Will in einem vornehmen Hause der gestrenge Herr Gemahl einen Auszug machen, so muß die Hausfrau im Vorzimmer sich demütig vor ihm verneigen; bei seinen Mahlzeiten muß sie ihn bedienen: „Ich erinnere mich — erzählt ein neuerer Schriftsteller — eines Besuchs bei einem Professor der Universität Koto; eine junge Frau hatte uns unter artigen Kniebengungen den Tee und die zugehörigen Kuchen gereicht. Ich bewunderte im Stillen die Anmut, die Würde dieser Person, und ich dachte an den freundlichen und respektvollen Namen „Gute Schwester“, den die Japaner ihren Dienern geben, — als plötzlich, nach beendetem Mahle, mein Wirt sie mir vorstellte: als seine Frau!“

„Alles in der Familie (fährt er fort) ist den Wünschen, den Launen, der Bequemlichkeit des Hausherrn untergeordnet, und die übrigen Familienmitglieder sind tatsächlich seine Sklaven. Ja, man braucht nicht einmal in das Innere der japanischen Familie einzudringen, um zu erkennen, daß der Hausherr ein Despot ist.“*)

Ist der Japaner seiner Frau überdrüssig, so verstüßt er sie, scheidet er sie heim zu ihren Eltern. Ungeachtet der neueren Gesetzgebung, die eben der alten Unsitte gegenüber versagt, kann der Mann heute seine Frau ebenso leicht verstoßen, wie vor einem Jahrtausend. Die sieben Scheidungsgründe, die die Religion des Confucius**) zuläßt, bieten dem Manne alle wünschenswerten Vorwände. So endet denn ein Drittel aller Ehen mit Scheidung, die, wie schon gesagt wurde, nur vom Manne ausgeht. Trotzdem aber fällt der Tadel und alle Schande auf die arme Frau, die von ihren Kindern verjagt wird.

Es ist also wahr, und wir haben, lieber Leser, diese Beobachtung nun schon zum dritten Male gemacht: außerhalb des Christentums ist der Mensch, im Grunde genommen, immer derselbe — überall und immer findet sich auch das tiefste Elend in der Familie. So fanden wir es im alten heidnischen Rom im Zeitalter des Augustus, — so war es bei den Juden „in der Fülle der Zeiten“, — so ist es heute noch bei jenen Nationen, denen die „Sonne der Gerechtigkeit“ noch nicht leuchtet. Auch in Japan wird erst der Tag, wo das Kreuz, das man dort seit zwei Jahrhunderten mit Füßen tritt, wieder triumphiert, — dieser Tag wird der Anfang einer neuen Ära wahrer Civilisation sein und unermesslichen Glückes für die arme, so grausam geknechtete Familie.

Der Schalttag.

Von E. Solani.

Der Schalttag erscheint Vielen bedeutungsvoll: man geht nicht so achtlos an ihm vorüber wie an den übrigen Alltags, obwohl er doch kein Festtag ist. Es scheint, als wolle er die alte Wahrheit bestätigen, daß der gut und mit besonderer Achtung aufgenommen werde, der nicht oft wiederkehre. Viele Leute erleben den Schalttag in besonderer Weise, nicht gerade, wie einen Festtag, aber doch würdiger als jeden anderen Tag.

Von dem Dichter Friedrich Eggers, dem leider zu schnell vergessenen, — er starb im Jahre 1872, — erzählt Heinrich Seidel, der ihm innig befreundet war, daß er mit Schesfel

in einem Schalttag-Briefwechsel stand, An jedem 29. Februar setzten sich beide, Schesfel und Eggers, nieder und schrieben einander über die Ereignisse der letzten vier Jahre. Das taten die beiden, von der Studienzeit her befreundeten, bis der Tod dem einem die Feder entriß. Kossini, der berühmte Komponist lud jedesmal am Schalttage zahlreiche Freunde zu sich in's Haus; er hatte freilich noch eine besondere Ursache dazu, er war an einem Schalttage geboren worden, und er soll sehr ärgerlich gewesen sein, wenn man ihn in nicht mit Schalttagen behafteten Jahren am letzten Februar beglückwünschte.

Wie ein Schalttag aber auch zuweilen recht verhängnisvoll werden kann, zeigt ein lustiges Geschichtchen, das sich vor Jahren einmal an einem deutschen Hoftheater ereignete. Ein bekannter gastierender Schauspielvirtuose hatte an dem betreffenden Hoftheater ein Gastspielengagement für den Februar angenommen. Er selbst war in dem Glauben gewesen, der Monat habe nur achtundzwanzig Tage, die nicht sehr noble Theaterleitung hatte den Irrtum des Künstlers unterstützt, indem sie auf dessen für achtundzwanzig Spielabende berechnete Gegenforderung einging, aber in den Vertrag einfach die Worte setzte: „für alle Abende des Februar“, und der Künstler hatte, etwa eine Woche vor Schluß des Gastspiels, für den Schalttag ein anderes Gastspiel bereits akzeptiert, indem er in seinem Telegramm hierüber nur den betreffenden Wochentag angab. So sah er sich plötzlich beim Nahen des Schalttages, als das Repertoire ausgeben wurde, an zwei Bühnen als Gast angezeigt, hatte für beide Theater rechtskräftig bindende Zusage gegeben. Durch das Nachtwort des betreffenden Fürsten, der nobler war, als seine Hoftheaterleitung, wurde dann der Künstler seiner Verlegenheit entzissen.

In eine freilich ernstere Verlegenheit kam im Jahre 1894 ein bekannter Theatermann durch das Fehlen eines Schalttages. Die Angelegenheit erregte damals durch ihren erschütternden, traurigen Ausgang allgemeines Aufsehen. Ein bekannter Schauspieler hatte die Leitung einer Berliner Bühne übernommen. Zahlreiche Verträge waren eingegangen; am 1. März waren größere Zahlungen fällig. Einige Freunde, die dem Theaterunternehmer hatten helfen wollen, waren wieder abgesprungen kurz vor dem Termin, aber der Künstler war noch immer guten Mutes, er hatte viele sehr reiche Freunde. „Und bis zum 1. März“, so meinte er hoffnungsfroh, „sind ja noch drei Tage hin!“ — „Nein nur zwei!“ antwortete man ihm. „Aber, der Schalttag!“ meinte er. „1894 ist doch kein Schaltjahr!“ war die Antwort. Der Künstler schlug sich bestürzt an die Stirne; er hatte sich durch die 4 in der Jahreszahl irreführen lassen. Und das machte ihn, den sonst so hoffnungsfrohen, — Aberglauben mochte auch noch dabei mitspielen, denn kein Bühnenkünstler soll ohne Aberglauben sein, — so kopflos, so völlig hoffnungsarm, daß er hinging, und sich erschöp.

Während es heute, bei dem sonst so reich entwickelten modernen Zeitungswesen, selbstverständlich erscheint, daß auch am Schalttag der Leser seine Zeitung erhalte, war das keineswegs immer so der Fall. In Wien wenigstens entstand einmal in den dreißiger oder vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Streit hierüber. Freilich ist es fraglich, ob der Urheber desselben, — der berühmte Bischof Saphir war es, — nicht lediglichen Jank mit den Lesern seines Blattes deshalb vom Faune brach, um Aufsehen zu erregen. Er kündigte nämlich am 28. Februar eines Schaltjahres an, daß er keineswegs gewillt sei, am anderen Tage ein Blatt erscheinen zu lassen. Die Abonnenten geben ja auch keinen höheren Preis, als die Jahre zuvor, und für das gleiche Honorar habe er nicht nötig, mehr zu leisten. Am Schalttag erschien denn auch kein Blatt; die Wiener aber stürz-

ten sich mit um so größerem Interesse am 1. März auf die Zeitung, wo dann der Humorist eine Anzahl von witzigen Briefen veröffentlichte, die er angeblich wegen des Fehlens seines Blattes empfangen haben wollte, die aber natürlich alle fingiert waren.

Sind das die Erinnerungen, die der Schalttag in uns anregt, so ruft er auch mannigfache Betrachtungen in uns hervor. Zunächst müssen wir ihn als einen demütigen Beweis der Unvollkommenheit menschlicher Gelehrsamkeit ansehen. Und wir sehen an ihm die ganze Unfähigkeit des Menschen, der sich zwar gern den Herrn der Erde nennt, aber so wenig in der Welt zu befehlen hat, daß weder diese Erde selbst, noch Sonne, Mond und Sterne Rücksicht auf ihn nehmen, wie wenn er garnicht da wäre. Es ist unglaublich, welcher Aufwand von Gelehrsamkeit und welche gewaltsame Mittel nötig waren, um den Gang des großen Räderwerks der Welt mit unseren Strahlen-, Stuben- und Taschenuhren, unserem Kalender und unserer Zeitrechnung in Uebereinstimmung zu bringen.

Es hat schon lange Zeit genug gebraucht, ehe man wußte, wie viel Zeit unsere Erde zu ihrer Reise um die Sonne braucht, und wann mithin ein Jahr um sei, denn immer wollte die Berechnung der Astronomen und der Lauf der Sonne nicht ganz genau stimmen. Schon Julius Cäsar war es daher, welcher glaubte, dieser Unordnung durch die Einschaltung eines Schalttags auf immer ein Ende gemacht zu haben. Aber auch dieser Julianische Kalender klappte noch nicht recht; das Jahr war noch um elf Minuten zu lang. Davon merkt der gewöhnliche Mensch zwar in einem Jahr nicht viel, aber in vierhundert Jahren machte es doch schon beinahe drei Tage aus. Und zur Zeit des Papstes Gregor XIII. war der Unterschied bereits zu zehn Tagen angewachsen, weshalb Papst Gregor die Tag- und Nachtgleiche wieder auf den 21. März bringen wollte. Zu diesem Ende wurde befohlen, nach dem 4. Oktober gleich den 15. Oktober zu zählen.

Das war eine gewaltige Aktion; selbst die weiblichen Wesen wurden mit einem Schlage um zehn Tage älter. Davon war Niemand ausgeschlossen, selbst die Kalben der Hoftheater wären es nicht gewesen. Freilich kannte man damals diese Spezies des Homo sapiens noch nicht. Zehn Tage wurden einfach aus der Weltgeschichte gestrichen. Daß schon einmal einer einen Nachmittags oder einen Abend, oder selbst einen ganzen Tag totgeschlagen hätte, ist vorgekommen, aber zehn Tage mit einem Male, das ist nur einmal in der Welt dagewesen. Man kann sich solche Zeitrevolution nicht leicht vorstellen, wer sie nicht miterlebt hat. Und von denen lebt heute Niemand mehr. Wer einen Monats- oder Jahresgehalt bezog, hatte es gut, wer in den Tagen vom 5. bis 14. Oktober seinen Geburtstag gefeiert haben würde, kam um Geschenke und Glückwünsche.

Indessen hat es viele Kämpfe gekostet, ehe die Protestanten diese neue Zeitrechnung akzeptierten; die griechisch-katholische Kirche hat's bis heute nicht getan, und sie rechnet noch heute nach julianischem Kalender. Indessen auch dieser Fortfall von einer beträchtlichen Reihe von Tagen machte die Zeitrechnung noch nicht vollständig richtig, und so bestimmte Papst Gregor auch noch, daß bei jedem vollen Jahrhundert, also bei jedem fünfundschwanzigsten Schaltjahre der Schalttag ausfalle. So kam es denn, daß wir in diesem Jahre erst nach einem Zeitraum von 8 Jahren wieder einen Schalttag haben. Und auch diese Rechnung stimmt noch nicht ganz auf die Sekunde und Minute, aber doch so, daß wir uns jetzt so ziemlich beruhigen können, denn die Zeitumordnung macht eben nur Stunden höchstens, aber keine Tage aus.

So darf man denn der Ansicht Saphir's beipflichten, der behauptet, der Schalttag sei nichts anderes, als ein Lückenbüßer, welcher die Rechnungsfehler oder die Unwissenheit

*) Weulersse, „Le Japon d'aujourd'hui“.

**) Dieser Religionsstifter lebte um 560 v. Chr.

der Astronomen wieder gut machen muß. „Wir lernen an ihm“, so meinte er, „wie auch der kleinste Fehler im Verlaufe der Zeit große Unordnung nach sich zieht. Die 11 Minuten schienen bei der Abfassung des Julianischen Kalenders sehr unbedeutend, denn was sind elf Minuten! und doch wie bald waren diese Minuten zu Stunden, Tagen, Wochen angewachsen! So ist es mit allen Fehlern, welche immer wiederkehren und nicht gebessert werden. Freilich in der ersten Zeit mögen sie in ihren Wirkungen nur gering erscheinen, und damit tröstet sich der selbstsüchtige Mensch, der nur auf sich selbst sieht und seine kurze Spanne Zeit, aber eben dieser Leichtsinn ist es, welcher in der Politik, im öffentlichen, wie im Privatleben schon so vieles Unglück angestiftet hat. Wenn man manchem großen Uebel in der menschlichen Gesellschaft bis auf die Quelle nachspüren könnte, so würde man auf manchen Fehlgriff der Menschen stoßen, welcher im Anfang nicht bedeutender war, als die elf Minuten in der Julianischen Zeitrechnung, und im Verlauf der Zeiten riesengroß geworden ist.“

Besah gerade dem Februar der Schalttag aufgebürdet wurde, ist leicht ersichtlich, wenn man das Verschen kennt, das der große Philosoph Kant, der übrigens auch im Februar eines Schaltjahres starb, kurze Zeit vor seinem Tode über diesen Monat in sein Notizbuch schrieb. Das Verschen lautet:

„Ein jeder Tag hat seine Plage!
Hat nun der Monat dreißig Tage
So ist die Rechnung klar!
Von dir kann man dann sicher sagen,
Daß man die kleinste Last getragen,
In dir, du schöner Februar.“

Immerhin bleibt ja noch der Februar den anderen Monaten gegenüber im Rückstande, wen er sich, wie diesmal, im Schaltjahre auch noch so dehnt und reckt.

Noch eine Frage ist an den Schalttag zu knüpfen. Der am 29. Februar eines Schaltjahres geborene pflegt seinen Geburtstag in gewöhnlichen Jahren am 28. Februar zu feiern. Dazu hat er auch ein vollständiges Recht, denn der 29. Februar ist garnicht der eigentliche Schalttag. Der Katholik, der seinen Namenstag feiert, weiß es genau, daß der 28. Februar des Gemeinjahres, ebenso wie der 29. Februar des Schaltjahres im Kalender „Romanus“ bezeichnet ist. Denn der eigentliche Schalttag ist der 24. Februar, im alten Rom der Tag nach dem Feste der Terminalien. Und für denjenigen, der am 24. Februar eines Schaltjahres geboren ward würde die Frage entstehen, wann er im folgenden Jahre seinen Geburtstag feiert. Am 24. Februar ihn zu feiern, liegt zu nahe, und wohl Alle tun dies, denn sie sagen sich: „ich bin heut' vor so und so vielen Jahren geboren, dem Datum nach!“ Ein Blick auf den katholischen Kalender belehrt, daß dies falsch ist: denn die im Schaltjahr am 25. Februar geborenen haben ihren Namenstag „Matthias“ im Gemeinjahr am 24. Februar. Indessen brauchen sich die Menschen deshalb keine grauen Haare wachsen zu lassen. Die meisten Menschen wissen es kaum, auf welchen Tag der Schalttag trifft. Die Tagezählung führt unwillkürlich dazu, daß man den 29. Februar als solchen betrachtet; im Volksbewußtsein wird er als Schalttag allgemein angesehen. Und da der am 29. Februar geborene tatsächlich das Recht hat, wie hier gezeigt, seinen Geburtstag im Gemeinjahr am 28. zu feiern, der am 24. Februar, am eigentlichen Schalttag, geborene aber unwillkürlich auch dieses im Gemeinjahr am 24. Februar tut, so ist die Hauptsache die: der am Schalttag geborene Mensch ist kein Unglücksbub und Pechvogel; es entgeht ihm durch diesen Fehler kein der einseitiges Geburtstagsgeschenk.

Bilbao-Durango.

Humoreske von Gustav Hochstetter.

Sagen Sie mal, lieber Leser, sind Sie schon in Spanien gewesen? Nein? — Nun, trösten Sie sich. Ich auch nicht.

Aber immerhin besitze ich einen Vorzug, den Sie nicht haben: ich habe einen Freund, der ist schon in Spanien gewesen, und weiß allerhand interessante Dinge zu erzählen, die er dort gesehen, gehört und erlebt hat.

Mein Freund, den wir diskret Maximilian Müller nennen wollen, hat längere Zeit in Bilbao gelebt, einer Stadt, deren Haupt-Ton auf dem a liegt. Bilbao hat außer diesem langen und stark betonten a vier Kirchen, zwei Spitäler, neun seit der Belagerung von 1835 in Ruinen liegende Klöster, ein Theater und eine Schiffschule. Bilbao ist die Hauptstadt der spanischen Provinz Biscaya, und falls Sie über diese von der Natur in jeder Weise bevorzugte Stadt noch Näheres wissen wollen, empfehle ich Ihnen ein Konversationslexikon nachzuschlagen, woraus ich — offen gestanden — das Vorstehende zum großen Teil ebenfalls abgeschrieben habe.

Bilbao liegt an der spanischen Nordbahnlinie, die eine direkte Verbindung zwischen Biscaya's Hauptstadt und dem navarrischen Tudela bildet. Außerdem hat Bilbao noch eine besondere Bahn-Verbindung mit der baskischen Distrikthauptstadt Durango. Und hiermit wäre ich glücklich bei dem Punkt angelangt, von dem ich zu reden habe, bei der spanischen Eisenbahn.

Ich will nicht von der spanischen Eisenbahn im allgemeinen reden, trotzdem sich auch da einiges Interessante erwähnen ließe, wie zum Beispiel die Tatsache, daß man in Spanien von dem Begriff „Rauchkuppe“ oder „Nicht-raucherkuppe“ keine Ahnung hat. In Spanien raucht nämlich alles. Der Lehrer raucht in der Schule und der Bettler raucht, während er uns um ein Almosen bittet.

Ich rede, wie gesagt, nicht von den spanischen Bahnen im allgemeinen, sondern nur von einem einzigen spanischen Eisenbahnkuppe im besonderen, und zwar von einem Koupee, das sich augenblicklich gerade von Bilbao in der Richtung nach Tudela zu bewegt und worin drei Personen sitzen. Ein hellblonder Herr und eine hellblonde Dame — in denen wir sofort Nordländer vermuten — und ein Herr von kraftvoller, unterlegter Gestalt, mit kohlschwarzem Haar und pechschwarzen Augen.

Die blonden Herrschaften sitzen so, daß sie immer an dem schwarzen Herrn vorbeischaun müssen, wenn sie die — ausschließlich auf der Seite des schwarzen Herrn liegenden — landschaftlichen Schönheiten durch das Koupeefenster bewundern wollen.

Die Situation bleibt mehrere Kilometer lang unverändert. Dann läßt der schwarze Herr höflich seinen Strohhut und richtet eine Frage an die mitreisenden blonden Herrschaften. Natürlich auf Spanisch.

Die blonden Herrschaften verstehen kein Spanisch und begnügen sich damit, die Frage des schwarzen Herrn mit einem Achselzucken zu beantworten.

Der schwarze Herr lehnt sich an das Polster zurück mit der Miene eines Mannes, der seine Pflicht getan hat; er zieht eine Zigarette aus der Tasche und setzt sie in Brand. Hieraus kann selbst ein des Spanischen Unkundiger mit Sicherheit schließen, daß die spanische Frage vorhin nichts anderes war, als eine Bitte um Rauch-Erlaubnis.

Der schwarze Herr raucht mit Genuß und Wohlbehagen. Diese beiden Gefühle wurden indessen von den blonden Herrschaften durchaus nicht geteilt. Im Gegenteil. Sie ärgerten sich weiblich darüber, daß ihnen die ohnedies so beschwerliche Aussicht auf die landschaftlichen Schönheiten auch noch durch die Rauchwolken der spanischen Zigarette getrübt wurde.

Wir haben bereits längst in den blonden Herrschaften Nordländer vermutet. Jetzt sehen wir, wie recht wir gehabt haben; denn der Herr sagt zu der Dame in gutem, echtem, fließendem Deutsch, indem er mit einem Achselblick den schwarzen Herrn streift, die drei inhaltsschweren Worte: „So ein Stiefel!“

Das ist der Vorzug, wenn man in weitentfernten Ländern reist: man kann sich wenigstens getrost in der Muttersprache unterhalten, ohne daß die Eingeborenen merken, daß sie es sind, über die man schimpft. Denn selbst wenn sie ein bißchen deutsch können, in die Geheimnisse unserer ganz besonderen Spezial-Ausdrücke sind sie doch sicher niemals eingeweiht.

So auch hier.

Der schwarze Herr scheert sich den Kuckuck darum, wenn die beiden Blondes ihre Kritik über ihn in acht deutschen Fachausdrücken unter einander austauschen. . .

„So etwas könnte bei uns zu Hause in der ersten Klasse nicht vorkommen!“ Nagt die blonde Dame, indem sie dabei mit echter Frauenlogik vollständig den Umstand unberücksichtigt läßt, daß in Spanien überhaupt jeder anständige Mensch erster Klasse fährt.

„Je nun“, bemerkt der blonde Herr, „man ist eben hier unter Kaffern.“

„Ja. Von Benehmen haben die Leute hierzulande keine Ahnung.“

„Sieh nur, wie er die Asche immer fallen läßt. Das Koupee verwandelt sich so sachte in einen Schweinestall.“

„Eine Flegelhaftigkeit sondergleichen.“

„Jetzt steckt er sich schon die Dritte an. Immer ohne sich um uns zu kümmern. So eine Flapsigkeit ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen.“

„Na, was willst Du? Ländlich, sittlich!“

Der Zug hält. Eine Station wird ausgerufen. Zwei Minuten Aufenthalt. Dann ein Ruck, und es geht weiter. Der blonde Herr blättert in seinem Kursbuch. „Du, Annie“, sagt er, „nach meinem Buch müßte es jetzt eine ganz andere Station gewesen sein. Wie kommt das nur?“

„Um Himmelswillen, wir werden doch nicht falsch eingestiegen sein? Weißt Du, Erwin, frag' doch mal den Herrn. . .“

„Ja, wie soll ich den fragen? Offenbar kann er doch kein Deutsch und ich kann kein Spanisch. Und überhaupt möchte ich mich mit diesem flegelhaften Subjekt nicht in eine Unterhaltung einlassen.“

„Aber, Erwin, ich hab' solche Angst! Wenn wir nun die ganze Strecke falsch gefahren wären! Versuch's doch mal auf Französisch mit ihm!“

Der blonde Herr gibt nach. Er greift an seine Reisemütze, beugt sich zu dem Schwarzhaarigen herüber und sagt in nicht ganz einwandfreiem Französisch: „Pardon, monsieur, est-ce que nous avons ici la route pour Durango?“

Da fährt der Schwarzhaarige entsetzt in die Höhe und ruft auf gut deutsch, aber eigentlich genau genommen, auf schlecht deutsch: „Et herrje mersch nee! Sie wollen nach Durango machen? Et, da sind Sie ja uff einer ganz verkährten Linie eingestiegen. Aber, mei gudestes Härchen, da müssen Sie gleich uff der nächsten Statjchon wieder rausklabastern und zurick' fahr'n.“

Die Wirkung dieser Worte war eine durchaus eindrucksvolle. Erstens war also der Herr mit den kohlschwarzen Haaren und den pechschwarzen Augen ein biederer Sachse und hatte somit ganz sicher vorhin jedes Wort verstanden, und zweitens war man auch noch falsch eingestiegen! Eine reizende Vereinigung liebenswürdiger Zufälle! Und Ihnen, lieber Leser, kann ich im Vertrauen noch hinzufügen: der schwarze Herr war kein Anderer als derjenige meiner Freunde, den wir vorhin in diskreter Weise Maximilian Müller

genannt haben, der mir immer so nette Erlebnisse aus der Zeit seines Aufenthaltes in Spanien erzählt und der sich vermutlich selbst bei zehnjährigem Aufenthalt am Äquator den Dialekt seiner Heimatstadt Dresden nicht abgewöhnen würde.

Der blonde Herr und die blonde Dame hatten nach dieser Erkennungsszene keinen Blick mehr für die Schönheiten der Landschaft; offenbar war ihnen der Anblick meines Freundes, den sie dabei hätten mit in Kauf nehmen müssen, jetzt erst recht kein erfreulicher. Die ganze Reise-Gesellschaft sprach kein Wort mehr bis zur nächsten Station. Dort verließen die beiden Falscheingestiegenen das Koupee. Die blonde Dame hatte nur ein wortloses Kopfnicken als Abschied. Der blonde Herr jedoch wollte nach Möglichkeit sein Verbrechen wieder gutmachen. „Sie haben alles mitangehört, was wir über Sie gesagt haben?“ fragte er, als er auf dem Trittbrett des Wagens stand.

Mein Freund aus Dresden bejahte lächelnd.

„Aber warum haben Sie denn da absolut keinen Ton gesagt?“

„Ru erlauben Sie mal“, erwiderte da der Kaffer, Stiefel, Hengel und Flaps, „un erlauben Sie mal: mer kann sich doch als heeslicher Mensch nich in 'ne fremde Unterhaltung mischen!“

Der japanische Bazar.

Kovellistische Skizze von Emmy Teschau.

Frau Helberg und ihre älteste Tochter Lili saßen im Salon und stiketen, da öffnete sich die Thür und Lulu, die etwas jüngere Tochter, stürzte herein. Sie trug das hübsche, elegante Straßenkostüm, das Mama aus Berlin hatte kommen lassen und das so hochmodern war, wenn Papa es auch zu jugendlich fand, sie warf sich auf einen Stuhl und rief mit von Schluchzen fast ersticker Stimme: „Mama, Lili, denkt Euch nur, Wilma Herz hat sich verlobt, und wißt Ihr, mit wem? Ihr könnt's Euch ja denken, mit Kurt Wagner!“

Lili sagte nichts. Denn da der Mann, den sie schon sicher als ihren künftigen Gatten betrachtete, sich neulich mit ihrer Freundin verlobt hatte, so gönnte sie es ihrer Schwester, die noch dazu ein ganzes Jahr jünger war, daß es ihr ebenso ging.

Die Mama aber schlug die Hände zusammen. „Nein, nein“, rief sie, „wie ist es nur möglich! Dieser Kurt! und ich war seiner so sicher. Ja, nun seh' ich es ein, Papa hat recht, ihr bekommt keinen Mann mehr!“

Lili und Lulu schluchzten. Es war auch zu gräßlich. Seit zwölf Jahren zogen sie nun auf so etwas, was man ganz leise und ganz unter sich Männerfang nannte, aus. Auf wie vielen Wällen, Tee danzants, Kränzchen hatten sie getanzt, wie viele Schlittenparteen, Porsofahrten, Mondscheinpromenaden mitgemacht. Ja, sogar unter die Sportdamen waren sie gegangen und hatten radeln und Tennis spielen gelernt, und nun doch alles vergeblich!

„Was wird Papa sagen“, jammerte Frau Helberg. „Nur, weil ich ihm versicherte, daß es nun ganz gewiß was mit enrer Verlobung würde, hat er erlaubt, in diesem Winter noch einmal all die Bälle und Gesellschaften mitzumachen.“

Lili und Lulu schluchzten. Die Mama hätte am liebsten mitgeweint, aber das ging ja nicht, gehandelt mußte werden. Denn waren die Töchter arg auf einen Mann, so war sie noch viel ärger auf einen Schwiegerjohn.

Einen Augenblick dachte sie nach. Dann rief sie triumphierend: „Ich hab's, ich hab's! Wir geben einen Bazar, einen japanischen Bazar! — Japan ist ja so modern — das sollt ihr mal sehen, so ein Bazar mit allen Finessen, Teehäusern, Opiumhöhlen, lauschigen Ecken und Winkeln, der hilft gewiß. Auf dem werdet Ihr Euch sicher verloben!“

Lulu konnte ihren Kummer noch nicht recht verwinden, sie schluchzte weiter, Lili ließ das Taschentuch sinken und sagte: „Ach, Mama, wie willst Du das anfangen? Papa wird gewiß nicht die Erlaubnis geben und ganz gewiß nicht das Geld.“

Frau Helberg hob kampflos das Haupt. „Ich will es schon durchsetzen“, sagte sie, „und das Geld, das ziehen wir Euch später von der Aussteuer ab.“

* * *

Das ganze Städtchen S... war in Aufregung. Man sprach von nichts anderem mehr, als von dem japanischen Bazar bei Helbergs. Alle jungen Mädchen saßen und fabrizierten sich künstliche Chrysanthemen, die Schneideinnen hatten Dugende von Kimonos in den leuchtendsten Farben zu nähen und in den Papierwarenhandlungen war eine unerhörte Nachfrage nach japanischen Fächern.

Die größte Aufregung herrschte natürlich im Helberg'schen Hause, da wurde das Unterste zu oberst gekehrt. Alle Zimmer wurden japanisch dekoriert. Die Veranda ward zur Opiumhöhle, das Badezimmer zum Buddhatemple und die Schlafzimmer von Herrn und Frau Helberg und den jungen Mädchen wurden in Teehäusern verwandelt. Wo es sich nur irgend machen ließ, wurden Büschel von Chrysanthemen, japanische Laternen und Fächer angebracht.

Endlich war der große Tag gekommen. Man mußte es Frau Helberg und ihren Töchtern lassen, keine Mühe und Kosten gescheut zu haben, es war alles auf das Beste und Schönste eingerichtet und die glänzend erhaltenen Räume machten, als sie sich allmählich mit einer bunten Menge zu füllen begangen, einen geradezu furchtbar Eindruck. Ein etwas phantasiebegabter Sinn konnte sich wirklich nach Japan versetzt fühlen. Sogar der heilige Berg, das Wahrzeichen des Landes der aufgehenden Sonne, fehlte nicht. In der Mitte des Tanzsaals erhob er sich und trug auf seinem Gipfel ein zierliches Tempelchen, zu dem man auf den Stufen hinaufsteigen konnte.

Lili und Lulu machten als Geishas Fu-toro. In rosenrote Kimonos gekleidet, mächtige, wie Schmetterlingsflügel abstehende Schleifen auf dem Rücken, Wangen und Lippen rot geschminkt und die hauchig aufgestellten Haare mit Chrysanthemen und Fächern geschmückt, saßen sie so reizend aus, daß Tokio sich ihrer nicht zu schämen gebraucht hätte. Sie fanden denn auch viele Bewunderer, ihre Tanzkarten waren im Nu gefüllt und „schöne Geisha“ klang es laut und leise, schmeichelnd an ihr Ohr.

Bewunderung ist schön, aber Lili und Lulu lechzten nach mehr. Auch die Mama blickte schon wieder sorgenvoll drein, die Töchter wurden ja genug unschwärmt, doch es schien alles noch nicht das Rechte.

Die Gäste waren jetzt versammelt. Man sah die verschiedensten Trachten. Neben den mehr oder minder phantastisch und bunt gekleideten Japanern und Japanerinnen, Matrosen und Marineoffizieren aller Herren Länder, karierte Engländer, ja sogar Türken und Keger fehlten nicht. Es wogte durch alle Räume, die Teehäusern, die Tempelchen, die Opiumhöhle wurden überfüllt, man tanzte, man scherzte und lachte und jeder-mann amüsierte sich herrlich; da öffnete sich plötzlich die Thür und zwei Chinesen traten herein, zwei Chinesen, so echt anzusehen, als kämen sie direkt aus dem Reiche der Mitte. Sie trugen mächtig weite, blaue Pluderhosen, gelbe Jacken und ein langer Jopi hing ihnen über den Rücken hinab. „Welch kostbare Kostüme!“ flüsterten die Menschen, „wer mag das sein.“

Frau Helberg hatte sogleich bemerkt, daß die beiden Chinesen das Erkennungszeichen ihrer Gäste, einen goldenen Stern, an ihren Jacken befestigt hatten, nun raunte sie ihrer Freundin, einer dicken Dame in grünem Ki-

mono ins Ohr, „das sind wahrscheinlich zwei Offiziere aus der benachbarten Garnison, von denen wir mehrere eingeladen haben.“

Die Dame vergaß beim Weitererzählen das „wahrscheinlich“ und bald flüsterte es durch die Festräume, „das sind zwei Offiziere, sehr nur, wie sie Lili und Lulu den Hof machen, diesmal wird es gewiß was werden.“

Ja, die gelben Jacken und die rosenroten Kimonos schienen den ganzen Abend unzertrennlich, und je später es wurde, je übermütiger wurden die beiden Japanerinnen, je zärtlicher die Chinesen. Die ganze Gesellschaft widmete den beiden Paaren gespannteste Aufmerksamkeit, und als sie so gegen zwölf, eben nach dem wirklich opulenten Essen, in einem der Teehäusern verschwunden waren, da zweifelte man nicht mehr: nun ging die Erklärung vor sich.

Erst gegen drei Uhr begann so etwas, wie Ermüdung sich bemerkbar zu machen, man dachte an Aufbruch, vorher wurde noch Kaffee serviert und wieder, wie so alles in dichten Gruppen beisammenstand, richtete sich alle Aufmerksamkeit auf die beiden Chinesen, die die rosa Kimonos am Arm den Zielpunkt aller Blicke bildeten. Den beiden schien plötzlich ein lustiger Gedanke zu kommen. Schnell nahmen sie ihre Kopfbedeckung, mit der sich auch zugleich der Jopi löste, ab, fuhren mit einem Tuch über das Gesicht, das die gelbe Schminke und die gemalten Augenbrauen verschwanden, noch ein Ruck und die beiden hängenden Schnurbärte fielen herab; dann sahen sie sich triumphierend um. Einen Augenblick war man starr, doch schnell löste sich das Staunen.

„Fräulein Rehfeld, Fräulein Werner“, rief man und ein ungeheures Gelächter erhob sich. „Ja, es war Tatsache, die Chinesen waren keine Offiziere, sondern Damen, Lehrerinnen; an der Gemeindegemeinschaft angestellt und im Städtchen bekannt dafür, daß sie gern einmal einen lustigen Streich machten.“

Am lautesten lachten natürlich Lili und Lulu, obgleich ihnen wahrlich nicht nach Lachen zu Mute war.

Eine halbe Stunde später waren alle Gäste fort.

Wie Marius einst auf den Trümmern Karthagos, so sah Frau Helberg trauernd in ihrem Salon, umgeben von den urchen Chrysanthemen, den Papierlaternen, Fächern, nachgemachten Götzenbildern und japanischen Vasen und dachte der Eitelkeit irdischer Hoffnungen und Entwürfe nach. Vor ihr standen Lili und Lulu, deren Tränen wie Bäcklein stießen und all die rote Schminke hinweggewaschen hatten, Herr Helberg schnarrte in einer Ecke, friedlich auf einem Ruhebett ausgestreckt.

Die Saison ist nun vorbei“, seufzte Frau Helberg und gab einem neben ihr stehenden Hüben, der die Junge herausstreckte, einen Stoß; „aber wißt ihr was?“ ihr Gesicht leuchtete schon wieder hoffnungsfroh — „wir machen eine Reise nach der Riviera, da wimmelt es nur so von reichen Männern, das kann man in allen Zeitungen lesen; einen Mann müßt ihr doch noch bekommen!“

Sirhenkalender.

(Fortsetzung).

Freitag, 4. März. Kasimir, Prinz von Polen + 1483. • St. Lambertus: Morgens 7^{1/2} Uhr Fasten-Messe mit sakramentalischem Segen. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 7^{1/2} Uhr Segens-Messe, Abends 7 Uhr Andacht mit Fasten-Predigt. • Maria Himmelfahrt's Pfarrkirche: Morgens 7^{1/2} Uhr Fastenmesse mit Segen und Abends 7^{1/2} Uhr Herz-Jesu-Andacht mit Predigt. • Franziskaner-Mofterkirche: Um 7 Uhr hl. Messe mit gemeinschaftliche hl. Kommunion für die Mitglieder der Ehrenwache, Nachmittags 1/6 Uhr Andacht zum hl. Herzen Jesu mit Predigt. • St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Herz-Jesu-Andacht.

Samstag, 5. März. Friedrich, Abt. • St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Segens-Messe zu Ehren der hl. fünf Wunden.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehla.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dritter Sonntag in der Fasten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 11, 14—28. „In jener Zeit trieb Jesus einen Teufel aus, der stumm war; und als er den Teufel ausgetrieben hatte, redete der Stumme und das Volk verwunderte sich. Einige aber von ihnen sagten: Durch Beelzebub, den Obersten der Teufel, treibt er die Teufel aus. Andere versuchten ihn und forderten von ihm ein Zeichen vom Himmel. Als er aber ihre Gedanken sah, sprach er zu ihnen: Jedes Reich, das wider sich selbst uneins ist, wird verwüstet werden, und ein Haus wird über das andere fallen. Wenn nun auch der Satan wider sich selbst uneins ist, wie wird denn sein Reich bestehen, daß ihr da saget, ich treibe durch Beelzebub die Teufel aus? Und wenn ich durch Beelzebub die Teufel austreibe, durch wen treiben denn euere Kinder sie aus? Also werden sie selbst euere Richter sein. Wenn ich aber durch den Finger Gottes die Teufel austreibe, so ist ja wahrhaft das Reich Gottes zu euch gekommen. Wenn der Starke bewaffnet seinen Hof bewacht, so ist alles sicher, was er hat. Wenn aber ein Stärkerer über ihn kommt und ihn überwindet, so nimmt er ihm seine ganze Waffeneinrichtung, auf welche er sich verließ und verteilt seine Beute. Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut. Wenn der unreine Geist von den Menschen ausgefahren ist, wandert er durch dürre Orte und sucht Ruhe: und weil er sie nicht findet, spricht er: ich will in mein Haus zurückkehren, von dem ich ausgefahren bin. Und wenn er kommt, findet er es mit Besen gereinigt und gesäubert. Dann geht er hin, nimmt noch sieben andere Geister mit sich, die ärger sind, als er; und sie gehen hinein und wohnen daselbst: und die letzten Dinge dieses Menschen werden ärger, als die ersten. Es geschah aber, als er dies redete, erhob ein Weib unter dem Volke ihre Stimme und sprach zu ihm: Selig ist der Leib, der dich getragen hat, und die Brüste, die du gesogen hast! Er aber sprach: Ja, freilich sind die selig, welche das Wort Gottes hören und dasselbe beobachten.

Die christliche Familie.

VII.

Welche Geduld, lieber Leser, zeigt der Herr im heutigen Evangelium wiederum den boshaften Pharisäern gegenüber; die jene herrliche, wahrhaft göttliche Wundertat als ein Werk Satans bezeichnen! Ja, welche unbesiegbare Geduld, die hervorging aus der Liebe zu den Seelen, die Er retten wollte! So hat Er auch einen Judas in Seinem Apostel-Kollegium ertragen, hat Ihm Beweise Seiner Liebe gegeben bis zum letzten Kusse des Verrats. — hat dem unglücklichen Jünger sogar in diesem allerletzten entsetzlichen Augenblicke noch die herzerschütternde Mahnung gegeben: „Freund, wozu bist du gekommen? Mit einem Kusse verrätst du den Menschensohn?“

In diesem Punkte ahmt unsere hl. Kirche in bewunderungswürdiger Weise das Beispiel ihres Herrn und Meisters nach: wie sehr sie auch angegriffen, wie sehr sie geschmäht, verleumdet, verhöhnt wird — niemals hört sie auf, ihre Lehren, Mahnungen, Tröstungen auch an ihre Gegner zu richten; immer hält sie die Arme ausgebreitet, um die Sünder, die Verirrten, die Gefallenen an ihr mütterliches Herz zu drücken.

Wie ungerecht ist sie nicht angegriffen worden, weil sie im Namen und Auftrage ihres göttlichen Stifters, zur Heilung und Neugestaltung der Familie, als ersten Grundsatz der christlichen Ehe die Vorschrift aufgestellt hat: „Einer und Eine und zwar

für immer!“ Und doch! unendlichen Dank schulden namentlich die Völker Europas der Kirche Jesu dafür, daß sie diese Vorschrift nicht nur aufgestellt, sondern auch mit unerschütterlicher Beharrlichkeit zur Geltung gebracht hat, — oft zwar mit blutendem Herzen: wenn beispielsweise ein König Heinrich VIII. sich in grausamster Weise an ihr rächte, indem er ihr England entriß, während der Protestantismus mit sinnloser Freude dem auf dem Throne gegebenen entsetzlichen Aergernisse zujuchzte.

Doch wir wollen nicht vorgreifen. Wenn wir, lieber Leser, die Jahrbücher der alten vorchristlichen Völker durchgehen, so finden wir immer und überall die Anwendung des Grundsatzes: daß die Völker für die Könige — der Schwache für den Starken da sei. Durch den Heiland der Welt ist das anders geworden; an die Stelle jenes selbstfüchtigen Despotismus setzte der himmlische Reformator die hingebende Fürsorge des Starken für den Schwachen — und auf der anderen Seite die hingebende Unterwürfigkeit des Schwachen unter den Starken. „Die Fürsten der Völker“, sprach Er, „gebieten ihnen als Herrn, und der Stärkste unter ihnen übt die Macht aus, — in der neuen Welt soll gerade das Gegenteil stattfinden: Der, welcher der Größte sein will, soll der Diener sein!“ (Matth. 20, 25 ff.) Und siehe, seitdem heißt die Macht in der christlichen Sprache eine „Last“!

Um aber diese neuen und für den mensch-

Kirchenkalender.

- Sonntag, 6. März. 3. Sonntag in der Fasten. Fridolin, Abt † 539. Coleta, Jungfrau † 1447. Evangelium Lukas 11, 14, 28. Epistel: Epheser 5, 1—9. • Clarissen-Klosterkirche: Fest der hl. Coleta. 13stündiges Gebet. Vollkommener Ablass. Aussetzung des Allerheiligsten um 1/8 Uhr, hl. Messen um 1/7 und 1/8 Uhr. Nachm. 5 Uhr Beistunde des 3. Ordens, 6 Uhr Festpredigt, darnach Komplet, Litanei, Te Deum und Segen.
- Montag, 7. März. Thomas von Aquin, Kirchenlehrer † 1274. • Dominikaner-Klosterkirche: Morgens 9 Uhr feierliches Hochamt, Abends 7 1/2 Uhr feierliche Segensandacht. • Clarissen-Klosterkirche: Abends 6 Uhr Beistunde nebst Ansprache für den Verein der Ewigen Anbetung.
- Dienstag, 8. März. Johann von Gott, Ordensstifter † 1550. • Clarissen-Klosterkirche: Morgens 1/7 Uhr Hochamt zu Ehren der Unbefleckten Empfängnis Maria, darnach Laurentianische Litanei und sakramentaler Segen.
- Mittwoch, 9. März. Franziska, Ordensstifterin † 1440. • Dominikaner-Klosterkirche: Abends 7 1/2 Uhr Kreuzwegandacht und sakramentaler Segen.
- Donnerstag, 10. März. 40 Märtyrer von Sebaste † 316.
- Freitag, 11. März. Rosina, Jungfrau.
- Samstag, 12. März. Gregor der Große, Papst † 604.

lichen Stolz so heilsamen Vorschriften für ewige Zeiten zu weihen, sagte der Sohn Gottes zu Seinem Worte auch die hinreichende Macht Seines eigenen Beispiels: „Der Menschensohn ist nicht gekommen, sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen und Sein Leben zur Erlösung für Viele hinzugeben“ (Matth. 20, 28), und wenige Tage nachher gibt Er, der Hohepriester, König, Gesetzgeber, Stifter der Kirche, — mit einem Worte: Er, das Urbild der Macht in der religiösen, staatlichen und häuslichen Ordnung, sich dem Tode hin für Seine Untertanen! Von dem Kreuze herab ruft Er gleichsam allen Vorgesetzten, allen Machthabern, allen Starcken die Mahnung zu: „Ich habe euch ein Beispiel gegeben, auf daß auch ihr thuet, wie Ich Selbst getan habe“ (Joh. 17.), d. h. als Inhaber Meiner Gewalt lernet von Mir, daß der einzig rechtmäßige Gebrauch, den ihr davon machen könnt, der ist, daß ihr für eure Untergebenen euch aufopfert, daß ihr ihnen ganz und gar euch hingebet, selbst bis zum Opfer des Lebens, wenn es notwendig sein sollte!

Kaum aber hatte der himmlische Arzt diese monumentalen Grundzüge zu Heilung der tritkranken Menschheit aufgestellt, so ging Er dazu über, das verderbenbringende Uebel in seiner Wurzel zu heilen — denn jener erbarmungslose Despotismus in der staatlichen Gesellschaft war eigentlich nur die Frucht des häuslichen Despotismus des Mannes mit seinen barbarischen „Rechten“ über Frau und Kinder. Um diesen häuslichen Despotismus zu zerbrechen, wird der Familie ihr ursprünglicher Charakter wiedergegeben: Die Einheit, Unauflöslichkeit und Heiligkeit.

Ein Machtwort spricht der göttliche Erlöser, das die Stützen des jüdischen wie des heidnischen Despotismus umstoßen wird: „Es ist gesagt worden (so lautet dieses Wort), wer sein Weib entläßt, der soll ihr den Scheidebrief geben,“ — Ich aber sage euch: wer sein Weib entläßt, außer um des Ehebruchs willen, der macht, daß sie die Ehe bricht; und wer die Entlassene zur Ehe nimmt, der bricht auch die Ehe“ (Matth. 5, 31 f.). Mit diesem Machtworte verbannt der Sohn Gottes die bei den Juden eingerissene Ehescheidung und führt die Unauflöslichkeit des Ehebundes wieder ein, selbst für den Fall des Ehebruchs — denn auch in diesem bellagenerwerten Falle ist nicht etwa eine Lösung des ehelichen Bandes möglich, sondern nur der Lebensgemeinschaft, so daß keiner von beiden Ehegatten — bei Lebzeiten des anderen Teils — zu einer neuen Ehe schreiten kann.

Vergeblich verlangten die Verteidiger des Mosaischen Gesetzes Erklärungen oder Milderungen vom Gesetzgeber des Neuen Bundes. „Habt ihr nicht gelesen, — sprach Er zu diesen Juden — daß der, welcher im Anfange den Menschen schuf, als Mann und Weib sie geschaffen und gesagt hat: Darum wird der Mann Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhängen, und sie werden Zwei in einem Fleische sein? . . . Was nun Gott verbunden hat, das soll der Mensch nicht trennen,“ (Matth. 19, 5 ff.).

Fürwahr, lieber Leser, es bedurfte eines Gottes, um auf solche Weise die Rechte des schwächeren Teils in der Familie zu sichern, — der Sohn Gottes mußte vom Himmel herabkommen, um den Kampf gegen die entfesselten Leidenschaften mit Erfolg aufzunehmen und die Familie zu ihrer ursprünglichen Reinheit zurückzuführen: Der Vater ist nun nicht mehr ein selbststichtiger Tyrann; die Gewalt, seine Frau zu verstoßen, ist seinen Händen entzogen, ebenso wie das barbarische „Recht“ über Leben oder Tod der neugeborenen Kinder.

Wird darum aber das väterliche An-

sehen weniger gesichert sein? Wird die Ordnung in der Familie dadurch eine Störung erfahren? Nein, lieber Leser, nie vorher sollte die väterliche Macht heiliger und mehr gesichert sein, — nie vorher sollte die Familie tieferen Frieden und größeres Glück genossen haben, als im Schatten des Kreuzes!

S.

Allerlei vom März.

Von Elmar Kernan.

I.

Oculi — Lactare — Judica — Palmarum: diesmal fällt Alles in den März. Und diese vier Fastenstage sind noch dazu für uns identisch mit dem ersten Vorfrühling, mit dem Treiben der ersten Halme und Blattspitzen, mit der Käpchenzeit, mit dem Schwellen der Knospen, mit der Rückkehr unserer heimischen Wandervögel, mit dem ersten Lerchensang, dem ersten Schwalbenflug . . . Da wird einem das Herz weit und das Auge hell: der Winter ist überwunden und dem Frühling, der nach dem Kalender ja am 21. seinen Einzug hält, steht Thür und Thor offen.

Doch das sind wohl zu einem guten Teil meist nur Gefühle, die den Städter beschleichen. Der Landmann ist vorsichtiger, er traut dem März noch nicht so recht. Er sagt sich:

Siehst du im März zu früh,
Ist's oft vergeb'ne Müß!

oder:

Märzenstaub bringt Gras und Laub,
Manchmal wird's des Frostes Raub.

Der Landmann hat so seine Erfahrungen. Er weiß:

Auf Märzregen bleibt der Sommer trocken
Und die Hehre hocken.

Als Variante hierzu sagt er ferner:

Ist's im März feucht,
Wird's Brot im Sommer leicht.

Und nur eins kann ihn trösten und erfreuen:

Dämmerts im März
Lacht dem Bauer das Herz.

In kalt schließlich will er es auch nicht haben, denn:

Märzenschnee
Tut Frucht und Weinstock weh.

Da heißt es denn für Jeden, der mit Landwirtschaft in irgend einer Verührung steht, die guten Tage sorgfältig von den schlechten zu scheiden, an den letzteren zu ruhen, an den ersteren hingegen emsig zu arbeiten.

Während im Blumengarten der Schutz von den Rosen und Hierträuchern zu entfernen ist und Bergjähmeinnicht und Stiefmütterchen auf Beete zu verpflanzen sind, hat man im Gemüsegarten mit der Aussaat der Gemüse fortzufahren. Der Spargel, dessen Zeit ja nun bald wieder kommt, läßt sich gleichfalls am besten im März anpflanzen. Er bedarf einer der sorgsamsten Bodenüberrichtungen, die eine Pflanze überhaupt nötig hat. Sandiger oder lehmiger Boden sind ihm der liebste Aufenthalt. Die Anlage der Spargelbeete ist nun eine recht komplizierte. In einer Entfernung von einem guten halben Meter werden etwa fünf Centimeter tiefe Reihen gezogen, in die alle drei bis vier Centimeter ein keimfähiges Spargelsamenkorn gelegt wird. Es darf vorausgesehen werden, daß Jedermann die erhöhten Spargelbeete kennt. Die so ausgesäten Samen gehen etwa Mitte Mai auf. Dann sind sie peinlich sauber und stets möglichst locker zu halten, bis sie Ende Juli kräftig genug sind, um einen Dunggüß — man macht hierzu längs der Reihen Willen — zu tragen zu können. Im ersten und zweiten Winter — wo die Pflanzen noch nicht ertragfähig sind — schütze man sie sorgsam gegen Frost und bedecke die Beete mit Laub oder Strohdünger. Die Spargelkultur ist in der Nähe der Großstädte eine der einträglichsten Gemüsetreibereien: sie bringt pro Morgen

350—500 Mk., und bedarf, abgesehen von der Anlage, nur während der Monate April, Mai und Juni einer intensiveren Arbeit.

Der Obstgarten will gleichfalls in diesem Monat nicht vernachlässigt werden. Hier sind Ableger zu nehmen und zu stecken, man kann, namentlich beim Steinobst mit dem Propfen und dem Okulieren beginnen, während die Pflänzchen, die in Baumschulen kommen sollen, jetzt am besten die Versetzung aus der Saatschule vertragen. Lärchen-, Fichten- und Eschenamen sind hier am besten gegen Ende des Monats auszusäen. Doch kehren wir noch ein wenig zum Obstbau zurück!

Der Obstbau, der ja gerade in diesem ersten Frühlingsmonat — oder besser gesagt: letztem Wintermonat — einer besonderen Pflege bedarf, soll bei dieser Gelegenheit etwas eingehender behandelt werden. Die Erfahrungen, die man auf diesem Gebiete gesammelt hat, lassen sich in gewisse Regeln zusammenfassen, die für den Gartenliebhaber von ebenso hoher Bedeutung sind, wie für den Obstzüchter. Es heißt da z. B.: Schütze die Stämme gegen Wildfraß. — Will ein junger Baum nicht recht vorwärts kommen, wickle den ganzen Stamm mit Moos ein, das du bei trockener Witterung ein wenig anfeuchtest. — Pflanze einen Baum lieber zu flach, als zu tief. — Alte Bäume brauchen nur nach Johanni gegossen zu werden. — Achte darauf, daß sich die Aeste in einer Höhe von 2,50 Mtr. ansetzen. Obstbäume in feuchtem Boden bedürfen einer Epheuumrankung; sie werden dadurch fruchtbarer. — Moos und Flechten am Stamme sind Krankheitserscheinungen. — Schiefstehende Obstbäume bekommen Stammfäule, wenn die obere Fläche des Stammes (durch Stroheinbinden) nicht gegen Rasse geschützt wird. — Pfirsichbäume und Rebden sind am besten kurz vor der Blüte zu beschneiden. — Macht sich Mehltau bemerkbar, so entfernt man die Spitzen aller Sommertriebe. — Gerberlohe verbessert, namentlich bei Kirschen, zu sandigen Boden. — Bei Wallnußbäumen läßt man den Boden um den Stamm am besten unbearbeitet.

In der Feldwirtschaft ist jetzt im März die beste Aussäezeit für Sommerroggen, Erbsen, Bohnen und Wicken. Bei trockenem Wetter sind die Weizen- und Kleefelder zu eggen. Der Jmker hat jetzt die Fluglöcher zu öffnen und die Maden zu entfernen. Auch sind die Völker genau auf ihren Honigvorrat und auf ihre Weiselrichtigkeit hin zu untersuchen. An besonders warmen Tagen tut man gut daran, die Stöcke zu vereinigen. Der Jagdfreund schließlich freut sich in diesem Monat auf die Fühnerjagd. Heißt es doch jetzt:

Oculi,
Da kommen sie!

Tanzstunde.

Skizze von L. von Esche.

Hermann hatte Tanzstunde. Bisher war er ein rechter Junge, in der Zeit der Fliegeljahre befindlich, gewesen. Schlüpse und Handschuhe waren ihm schrecklich, die Mädels grüßte er einfach nicht und auf Kameraden, die für die Freundinnen ihrer Schwestern schwärmten, ihnen die Schlittschuhe trugen und sie nach Hause begleiteten, sah er mit Verachtung herab. Aber nun hatte er Tanzstunde bekommen, da änderten sich seine Ansichten allmählich.

Zuerst hatte er den Dingen keinen rechten Geschmack abgewinnen können, aber der Tanzlehrer verstand seine Sache, mit unentwegtem Ernste behandelte er die siebzehn- und achtzehnjährigen Jünglinge in den kurzen Hosen, als Herren, daß auch in den widerhaarigsten und fleghafteften der Entschluß erwachte, sich auch als Herren zu benehmen. Zu denen gehörte auch Hermann. „Herr Wagner“ das klang doch nach etwas und die Tanzstunde wurde ihm ein sehr wichtiges Ereignis. Er brauchte eine Stunde zum Anziehen, ließ sich von seiner Mut-

*) Damit sie eine neue Ehe eingehen könne.

ter Rosenseife, von seiner Schwester Abirisches Wasser und mülte sich damit ab, das Haar kunstgerecht zu scheiteln. Auch hatte er sich mit Viole, dem Mädchen, mit dem er sonst immer in Freundschaft gelebt hatte, schon ein paar Mal bitterlich erjährt, weil sie ihm nie die Lackstube blank genug rieb.

Anfangs hatte Hermann die Mädels, wie die Jungen unter sich sagten, nicht viel beachtet. Sie gehörten nun mal dazu, wenn man tanzen lernen wollte, er betrachtete sie als notwendiges Uebel, aber wählerisch war er dabei doch. Mit den kleinen, den häßlichen, oder mit denen die kein hübsches Kleid anhaben, wollte er nicht tanzen. So kam er immer rechtzeitig, hielt großartig Umschau, wen er mit seiner Hand beglücken wollte und es ärgerte ihn jedesmal sehr, wenn ihm ein anderer bei einer kleinen Dame, die er sich erwählt hatte, den Rang abließ, doch bei der vierten oder fünften Tanzstunde schloß er Freundschaft mit Anna Helmer, und nun gab es hinfort für ihn keine andere Dame mehr, er tanzte nur noch mit ihr. Ein paar gründliche Prügeleien hatte er zu bestehen, weil einige Kameraden es lachhaft fanden, immer mit derselben zu tanzen und Anna teilte ihm eines Tages mit, daß ihre beste Freundin, Leni Volt, ihr böse sei und Hanni Schmitt und Trude Möller sie nicht zu ihrer Geburtstagsgesellschaft einladen würden, weil sie ihnen ihren Tänzer abspänstig gemacht hätte.

Doch der Freundschaft that dieses keinen Abbruch. Obsthens das Gebot des Tanzlehrers trennte sie einmal, sonst blieben die beiden unzertrennlich. Polka, Polkamazuka und Rheinländer lernten sie beide sehr leicht, Meisner tanzten sie am zierlichsten von allen und bei der Francaise und der Quadrille paßten sie oft beide nicht auf, wirrten die Touren durcheinander, sodas sie Schelte vom Tanzlehrer bekamen. Auch der Walzer machte ihnen anfangs Schwierigkeit, sie konnten ihn zuerst beide nicht begreifen. Dann aber lernte Anna ihn endlich doch und ruhte nicht eher, bis sie ihn auch Hermann beigebracht hatte.

Annas Mama kam ein paar Mal um sich das Tanzen anzusehen. Sie fand Hermann sehr nett, ließ ihm während der Tanzpause ein Glas Bier kommen und behandelte ihn ganz wie einen Erwachsenen. Hermann fühlte natürlich die Verpflichtung, sich dafür zu revanchieren, er quälte seine Mutter so lange, bis sie eines Tages in Begleitung seiner Schwester erschien, um sich von den Fortschritten ihres Sohnes zu überzeugen und vor allen Dingen, Anni war natürlich lange vorher von diesem um Anna Helmer kennen zu lernen! wichtigen Ereignis unterrichtete. Sie hatte ihr hübschestes Kleid an. Rosa Schamir, mit Guipürezipfen besetzt und in Empireform gemacht, in den braunen Boden eine rosa Schleife. Sie sah wirklich ganz allerliebst aus und Mama und Schwester Maria waren denn auch sehr entzückt von ihr, ließen Schokolade und Kuchentorte kommen, zum Reid der andern kleinen Mädchen und lobten nachher zu Hause Hermann sehr wegen seines guten Geschmacks.

Im Januar begann sich eine gewisse Erregung unter den Mitgliedern der Tanzstunde bemerklich zu machen. Nun war man schon ziemlich weit in die Geheimnisse der edlen Tanzkunst eingedrungen, der Kursus näherte sich seinem Ende und damit stand der Abtanzball, der Schluß und zugleich die Krönung des Ganzen, bevor. Mitte Februar sollte er stattfinden und der Gedanke an ihn hielt alle in Aufregung.

Es wurde schon lange vorher dazu engagiert, Jeder Herr hatte sich für diesen Abend eine Dame zu wählen, die er abzuholen hatte, mit der er Polonaise, den Tischwalzer und den Kottillon tanzen mußte und die zugleich seine Tischdame war, denn es wurde ordentlich zu Tisch gegangen, es gab warmes Essen und es wurde Wein getrunken. Die anderen Tänze konnte man nach Belieben vergeben.

Die Jungen waren auch hier wieder im Vorteil gegenüber den Mädchen. Sie hatten die

Wahl, während die kleinen Damen sich wählen lassen mußten. Die hübschen und begehrten nahmen natürlich nur den, der ihnen gefiel. Wenn diese Kleinen es sonst auch den großen Leuten so ziemlich in allen Dingen nachzumachen verstanden, zu heucheln verstanden sie noch nicht so gut. „Du gefällst mir nicht, ich mag dich nicht als Herrn“, sagte manch jedes Fräulein ungentert, sie mußte sich allerdings vielleicht von dem, den sie gerne gehabt hätte, sagen lassen, daß sie ihm nicht gefiel und ein paar, die anfangs allzu wählerisch und großartig gewesen waren, blieben nachher zur allgemeinen Freude sitzen. Im großen Ganzen wußte der Tanzlehrer es aber doch so einzurichten, daß es keinen Streit und Zank gab, jedes Töpschen ein Deckelchen fand und die, die zusammen gehörten auch zusammen kamen.

Hermann hatte natürlich Anni gewählt, Sie beide lebten und webten nur noch im Gedanken an ihren Ball. Hermann hatte seit Weihnachten gepart, auch hatte er einige großmütige Gönner gefunden, so konnte er sehr nobel auftreten.

„Ich ziehe ein weiches Kleid an, ganz aus Spitzen und Zwischensätzen“, vertraute Anni ihrem Tänzer an. „Und Mama meinte, ein Kränzchen aus Bergischmeinnicht im Haar wäre am hübschesten, für Rosen wäre ich noch zu jung.“

So erschien am Mittag des Balltages, als die Familie Helmer bei Tisch saß, ein Dienstmann und gab einen wunderschönen Strauß aus Bergischmeinnicht, mit einigen zartgefärbten Rosen dazwischen, ab. „Fräulein Anna Helmer von Hermann Volkers“ stand auf der Begleitkarte.

Der Helmer schüttelte den Kopf. „O diese Kinder!“ sagte er. „Anna, ich finde, dieser Herr kompromittiert Dich, ich erwarte, daß er nächsten Sonntag antritt und um Deine Hand anhält.“

Abends um acht Uhr fuhr Hermann in einem Wagen vor, um Anni abzuholen. Die Drosche hatte Mama spendiert; er hatte zwar keinen Brack an, aber einen nagelneuen Anzug, zum ersten Mal mit langen Hosen, dazu weiße Handschuhe und einen weichen Schlips. Anni sah reizend aus in ihrem Spitzenkleid und ein Ah der Bewunderung ging durch die Reihen, als die beiden den Saal betraten.

Der Ball nahm einen wunderschönen Verlauf und alle Teilnehmer amüsierten sich auf Das Beste. Es wurde mit herrlichem Eifer getanzt. Die Herren bemühten sich, sich möglichst weilmännlich zu benehmen und die Damen ihre Fächer und parfümgetränkten Spitzentüchlein recht zierlich zu benutzen.

Um zehn Uhr wurde zu Tisch gegangen. Hermann bestellte stolz eine Flasche Roselwein. Einige der Herren Jungen trieben die Herrenhaftigkeit zwar so weit, daß sie zur Suppe und zum Tisch Roselwein tranken und dann Rotwein, ja ein paar riefen sogar, sich stolz umschauend, „Kellner, ein Budel Sekt!“ aber zu denen gehörte Hermann nicht. Er hatte von seinem Vater vorher nicht viele, aber dafür sehr genaue Weisungen bekommen und er wußte, er hatte sich danach zu richten. Doch bedurfte es bei ihm und seiner Dame keiner feurigen Getränke, sie waren auch so selig.

Der Höhepunkt des Abends war natürlich der Kottillon. Er brachte eine Fülle lustiger und interessanter Touren. Anni bekam so viele Sträußchen, daß sie sie kaum halten konnte und Hermann ging stolz einher, die ganze Brust mit Orden bedeckt.

Um zwölf Uhr war das Vergnügen vorbei. Die Musiker bliesen noch einen Tusch und die jungen Herren und Damen brachten ihrem Lehrer ein lautes Hoch aus, dann ging man auseinander.

In der Garderobe hüllte die Mama Anni in Tücher und Mantel. Hermann stand daneben und hielt Fächer und Blumen. Anni seufzte. „Ach“, sagte sie, „der Ball war ja wunderschön, doch es ist doch zu schade, daß die Tanzstunde nun vorbei ist. Ich möchte, sie finge morgen von vorne an.“

Der erste Schuß.

Skizze aus dem russisch-japanischen Kriege von H. E. Jahn.

Längs der öden und hügeligen Küste säßlich ein Haufe japanischer Flüchtlinge, Männer, Weiber und Kinder waren es im bunten Durcheinander. Sie schienen von Ju-tschien zu kommen und ihre Schritte nach Tschemulpo zu lenken, um von hier aus ihr heimisches Inselreich noch vor dem Ausbruch des Krieges zu erreichen.

Es war ein trüber, kalter Tag. Der Schnee stäubte in blühenden Kristallen aus den graubraunen, schwerlastenden Wolken und überdeckte die Klippen der starren Hügelketten mit weißen Linien. Der rauhe Nordwind peitschte den Flüchtlingen die scharfen Schnee- und Hagelkörner ins Gesicht und riß und zerpte an den bunten Tüchern, mit denen sie ihre bebenden Weiber umhüllt hatten. Die Kinder schrien und klammerten sich an die Gewänder ihrer Mütter, die unter der Last der wenigen geretteten Habseligkeiten mühsam dahinschwankten. — In der Ferne zeigten sich einzelne kleine Holzhütten in der graubraunen Luft, wie aus grauem Nebel geformt erscheinend, weiter hin eine große, graubraune Fläche, wie ein unendliches Nichts, ein Teil der graubraunen, schwerlastenden Wolken mit denen es zerrann, das war das „gelbe Meer“ und die Holzhütten dort waren die ersten Gebäude Tschemulpos. Sie hatten ihr Ziel erreicht!

Durch die engen, winkligen und schmutzigen Straßen drängte sich der Haufe japanischer Flüchtlinge mit der lautlosen Ungestalt veräugelter Vögel. Russische Matrosen und Polizeisoldaten der Konsularwache riefen ihnen Verwünschungen nach und schüttelten drohend gegen sie die geballten Fäuste.

Ein Polizeiunteroffizier stellte sich ihnen in den Weg und schlug dem vordersten Japaner, einen alten, weißhaarigen Mann, mit der Faust ins Gesicht, daß er zurücktaumelte.

„Japanischer Schelm!“ brüllte er mit etwas schwerer Zunge, „nun da Bäterchen Jar die Knute hervorholt, kriecht ihr feigen Seelen in eure Schlupfwinkel! Wir werden euch aber das Leder abziehen und uns Schuhriemen daraus schneiden!“

Die Flüchtlinge stoben mit lauten Schreien auseinander und eilten in die engen Nebengäßchen. Die Männer fluchten, die Weiber klagten und zogen ihre heulenden Kinder hinter sich her, nur bestrebt, den bätigen weißen Männern aus dem fernen Westen aus den Augen zu kommen.

Der Polizeiunteroffizier sah den Davonhastenden mit finstern Blicken nach. Dann bligte es plötzlich wild und tödlich in seinen grauen, abstöhnenden Augen auf und sich an einige, gerade vorüberkommende russische Matrosen wendend, kreischte er: „Brüderchens! Seht dort die Schelme dabonlaufen! Sollen sie mit ihrem Raub uns entriunen und uns anlachen und unser Mütterchen Kusland? Sei—hop—hei—hop! schlägt die Schelme tot! Bascholl! Bascholl!“

„Sei—hop! hei—hop!“ heulten die Matrosen und stürmten, die Säbel schwingend, den Fliehenden nach: „Schlagt die Schelme tot!“

Drei Japaner hatten sich von der Masse der Fliehenden abgezweigt und waren ziellos in einer anderen Richtung davongeeilt. Gerade auf diese schien es der Polizeiunteroffizier abgesehen zu haben, denn gerade diesen folgte er und ihm schloß sich der größte Teil der Matrosen an.

Die Japaner, zwei Männer und ein junges Mädchen, hatten einen großen Vorsprung gewonnen. Sie flogen dahin, wie gekehrte Antilopen, mit dem matten, stehenden Blick und den leichten, geschmeidigen Sprüngen derselben.

Der eine der Männer hatte schon ergraute Haare und sein gelbes Gesicht zeigte Runzeln und Falten, wie ein verdorrtes Laubblatt.

Der andere war ein Mann in den Zwanzigern, klein und fein, aber mit hellen, schwarzen Augen, aus denen eine kluge, edle Seele sprach. Das junge Mädchen war schlank und zart, mit einem länglichen, fast weißen Gesichtchen, das die Japaner: Uri-gao — Melonengesicht — nennen. Es war ein schönes Mädchen: „Hyoki ghollofju fennin no gotokku“ gleich einer Fee mit einer Haut wie Eis und mit Knochen wie Edelsteine. Dies schien auch der Polizeiuinteroffizier bemerkt und darum schien er es gerade auf diese Flüchtlinge abgesehen zu haben.

Durch die schmutzigen, engen Straßen raste die wilde Jagd. Die Koreaner eilten in ihre Hütten und verammelten die Türen, so gut es gehen wollte, ängstlich dem wüsten Geschrei der härtigen, weißen Männer aus dem fernen Westen lauschend. — Der alte Japaner strauchelte, seine Kräfte schienen zu erlahmen. Sein junger Begleiter sprang herbei und suchte ihn zu stützen. „Auf! auf! Rabuchi!“ rief er; „wir werden bald den Hafen erreicht haben und auf einem englischen oder deutschen Schiffe Zuflucht und Schutz finden!“

„Auf! Väterchen!“ hat auch das junge Mädchen mit rührender Angst in den großen, mandelförmigen Antilopenaugen.

„Yakami!“ leuchtete der Greis; „Neko (junge Kage) du kannst gut springen —! Rettet euch! Laßt mich nur liegen, wie eine verdorbene Zwafshi (Sardine).“

„Nein — Väterchen — nein!“ rief das junge Mädchen, in namenlosem Entsetzen an den schlanken, zarten Gliedern bebend, wie eine weiße Mandelblüte im rauhen Winde. Noch einmal raffte sich der alte Mann empor und schwankte, gestützt von seinen jungen Begleitern, noch einige hundert Schritte weiter, dann schlug er schwer und ächzend zu Boden.

Näher und näher gelte das „Hei — hoi!“ der Verfolger, wie das Geheul toller Wölfe auf der Fährte eines totwunden Wildes.

Gerade vor dem Schenk- und Kaufladen eines Deutschen war der alte Japaner niedergebroschen.

Der Deutsche stand vor seiner Tür, um nachzusehen, was der Lärm bedeuten möge.

Yakami, das junge Mädchen, hatte sich wehklagend und händeringend über ihren armen Vater geworfen. Dann mit den schönen, dunklen Augen wirr um sich blinkend, gewährte sie das biedere, derbe Gesicht des Deutschen, und ihre weißen, kleinen Kinderhände gegen ihn erhebend, flehte sie so rührend: „Um Jesu Christi willen, guter Mann, erbarme dich meines Vaters —! Die härtigen Männer wollen ihn totschlagen —! Wir haben ihnen alle unsere Habe schon gegeben —! Wir haben, bei Gott, nichts Böses getan! Hilf uns, guter Mann!“

Auch die Schenkwirtin war vor die Tür getreten. Ihr treues, braves Gesicht glühte vor innerer Empörung und Aufregung und mit vibrierender Stimme sagte sie zu ihrem Manne: „Georg, hörst du nicht, es sind Christen!“

Der Deutsche sah anfangs unschlüssig die Straße hinauf und hinab; dann sagte er, als habe er einen festen Entschluß gefaßt: „Du hast Recht, Marie, es sind Christen und uns schlägt die deutsche Flagge! Tretet nur ein, arme Leute, ich werde mit euren Verfolgern unterhandeln!“

Mit einem Freudenschrei hatte das junge Mädchen die rauhe Hand des Deutschen ergriffen und an ihre roten, bebenden Lippen und an ihre weiße bebende Brust gepreßt. Dann ihren Vater liebevoll unterstützend, zog sie denselben rasch in das Haus des Deutschen, wo die biedere Frau desselben sich der drei abgekehrten, geängstigten Menschen annahm.

Inzwischen klang das: „Hei — hoi!“ der russischen Matrosen näher und näher — als sie den Schenk- und Kaufladen des Deutschen erreicht hatten, blieben sie außer Atem ärger-

lich stehen, allein der Polizeiuinteroffizier sprang hervor, stieß den deutschen Schankwirt vor die Brust und brüllte wütend: „Dube von einem Dvornik (Hausknecht). Du wagst, uns kaiserlich-russischen Soldaten die japanischen Schelme vorzuhalten?“ Sich an die Matrosen wendend, fuhr er fort, den deutschen Gastwirt überschreiend: „Da drinnen hat der Dickhädel von Deutsche vielen Wodka, süß wie Milch und feurig wie Sonnenglut! Unsere Kehlen sind trocken vom Laufen und unsere Beine müde, wir wollen sie erfrischen mit seinem Wodka! Hält er nicht die japanischen Spione verborgen? Haben wir da nicht ein Recht, seinen Laden zu plündern und was wir nicht mitnehmen können, zu zerbrechen? Sprech, Brüderchen — haben wir das nicht?“

„Gewiß, Väterchen! Das haben wir!“ lärnte der wüste, halb trankene Haufe. Der deutsche Gastwirt wurde von harten, braunen Fäusten gepackt und zur Seite geschleudert und in sein Gastzimmer und in seinen Laden drängte sich die tosende, wütende Rotte. Die Schnapsflaschen wurden von den Regalen gerissen, geleert und dann zertrümmert. Die Kästen- und Schubläden des Verkaufsraumes heraufgeschleudert und das Bettvolle und Brauchbare geraubt. Dann zerfügten die sinnlos Betrunknen alle Hausgeräte und Möbel, bis endlich auf das energische Eingreifen des amerikanischen Konsuls und unter der Mithilfe mehrerer höherer russischer Offiziere dem tollen Treiben Einhalt getan werden konnte. — — —

Der Polizeiuinteroffizier wollte sein geheimes Wild nicht aufgeben. Umsonst durchsuchte er aber alle Räume in der Wohnung des Deutschen nach demselben, nirgends konnte er die Japaner finden. Da — wie er, ärgerlich und misanthropisch die Hintertür aufstieß, um auch die Stallgebäude nach den Flüchtlingen zu durchspähen, da erblickte er sie unter Führung eines braunen koreanischen Jungen, den die Wirtin ihnen mitgegeben hatte, dem nahen Strande zuweilen. Schon hatten sie ein Boot erreicht und losgebunden, und schon stießen sie es vom Ufer ab, hinaus in die graubraune, glatte Fläche des Hafens gleitend. Mit dem Wutgeschrei eines Wolfes, der die schon sicher geglaubte Beute seinen gierigen lechzenden Zähnen entrinnen sieht, war der russische Polizeiuinteroffizier davongestürzt den Entrinnenden nach, dem Hafen zu.

Mit bebenden Händen hatte er die Ketten eines Bootes gelöst und mit bebenden Händen trieb er das leichte Fahrzeug, seine ganze Kraft anspannend, den Flüchtenden nach. Noch konnte er in der graubraunen, schweren Ferne, halb geblendet durch die scharfen Schneeflocken und Hagelkörner die schlank und zarte Gestalt des jungen Mädchens in den bunten Gewändern erblicken — und jetzt — ein Wutgeschrei entrang sich seiner Brust — jetzt wurde in dem Boot der Japaner ein Segel gesetzt und pfeilschnell sah er es auf der graubraunen, glatten Fläche des Hafens dahinschießen, wie eine weiße, leuchtende Möwe.

Mit vor Zorn getrübbten Blicken sah der Polizeiuinteroffizier um sich. Dort lagen die stolzen und mächtigen Kriegsschiffe und Dampfer der verschiedensten Nationen, und die Flaggen der verschiedensten Nationen flatterten vom Topp im rauhen Nordwinde. Zwei dieser Flaggen zeigten das russische St. Georgs-Kreuz, sie wehten von dem Kreuzer „Warjag“ und dem Kanonenboot „Korejez“.

Dieses letztere lag dem Verfolger am nächsten und schien nach dem aus den Schloten aufwirbelnden Rauch zu schließen, unter Dampf zu sein.

Ein teuflischer Plan durchzuckte das Gehirn des Russen. Er knirschte mit den Zähnen und leuchtete: „Japanische Schelme, ihr sollt mir doch nicht entrinnen und sollte ich euch rund um die Welt hegen, bis nach Mitternachten Moskau!“

Dann sein Fahrzeug nach dem „Korejez“ lenkend, hatte er diesen in wenigen Minuten erreicht und enterte an dem Kalkreep empor auf Deck. Mit fliegenden Worten erzählte er dem Kapitän, daß dort in dem kleinen Boote, das in dem graubraunen, unendlichen Nichts zu schweben schien, gefährliche japanische Spione zu entwischen versuchten und daß an deren Ausbringung dem Zaren und dem Staate viel gelegen sei.

Da schrillte die Dampfpeife, das Sprachrohr erklang, da zischte der Dampf, und erst langsam, dann immer rascher und rascher glitt das Kanonenboot dahin, die graubraune, glatte Fläche mit seinem Kiel aufwühlend, daß der weiße Wisch am Vordersteven hoch emporspritzte und brausend an den grauen Eisenplanen des Dampfers dahinschoß, sich im rauschenden Wirbel hinter demselben überschließend und lange, zitternde Wellen ans Ufer sendend.

Die hüglige öde Küste trat weiter zurück, das Meer dehnte sich aus wie eine große, graubraune Fläche, wie ein unendliches Nichts, in dem das weiße Segel zu schweben schien wie eine leuchtende Möwe. Einzelne Inseln und Klippen, graubraun, wie aus Rebel gefertigt, enttauchen der Flut und scheinen daher zu schweben, wie Wollen, vom rauhen Nordwind gepeitscht. Jetzt kommen sie näher, jetzt sind sie vorüber, und neue Wolkensinseln fliegen heran über der großen, graubraunen Fläche, dem unendlichen Nichts, das sich jenseits der Planken des Dampfschiffes auszu dehnen scheint.

Das kleine, weiße Segel wird größer und größer, schon kann der am Vordersteven begierig wartende Polizeiuinteroffizier wieder die schlank, zarte Gestalt des jungen Mädchens in den bunten Kleidern erkennen, schon glaubt er ihre matten, stehenden Antilopenaugen in dem schmalen, weißen Gesichtchen zu sehen.

Da kam von Osten her über der graubraunen, großen Fläche, dem unendlichen Nichts, eine schwere, schwarze Wolke, wie eine Gewitterwolke gezogen. Es zischte und brauste und klang, wie wenn hunderte Kiele das Meer durchschneiden und rasselte und klirrte, wie von Stahl und Eisen.

Und dann flogen sie heran, viele Torpedoboote und über ihnen in den graubraunen, schwerlastenden Wolken hinein flatterten die weiße Flaggen mit blutroter Scheibe und blutroten Streifen, die japanischen Kriegsschiffe.

Vergerlich befahl der Kommandeur des „Korejez“ auf das entrinnende Boot mit den Flüchtlingen zu feuern. Grell auf bligte es am Bug und donnernd zuckte der erste Schuß den herankommenden japanischen Torpedobooten entgegen. Die glaubten, dieser Schuß gelte ihnen und hielten dies für einen Angriff, sie nahmen den Kampf furchtlos an, zwei Torpedos zischten dem russischen Schiff entgegen.

Als dann in der Ferne mehrere japanische Kriegsschiffe, die anscheinend Transportschiffe eskortierten, erschienen, ging der „Korejez“ in den Hafen zurück vor Anker.

Das war der „erste Schuß“ in dem grauen, blutigen Drama, das sich dort fern im Osten abspielt und dem alle Völker anstößt und bebend, um die eigene Sicherheit lauschen — wann wird dort der „letzte Schuß“ fallen?!

Silberrätsel.

1.

Ich trage leicht der größten Lasten Bürde;
Bald bin ich wild, bald wieder sanft und schön.

2. 3.

Der Mensch verdankt mir häufig seine Würde,
Wie er mich braucht, so wird er angesehen.

1. 2. 3.

Man schätzt mich hoch, selbst in den besten Kreisen,
Doch leider nur, um gern mich zu verpeisen.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehla.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Vierter Sonntag in der Fasten.

Evangelium nach dem heiligen Johannes 6, 1-15. „In jener Zeit fuhr Jesus über das galiläische Meer, an welchem die Stadt Tiberias liegt. Und es folgte ihm eine große Menge Volkes nach, weil sie die Wunder sahen, die er an den Kranken wirkte. Da ging Jesus auf den Berg und setzte sich daselbst mit seinen Jüngern nieder. Es war aber das Osterfest der Juden sehr nahe. Als nun Jesus die Augen aufhob und sah, daß eine sehr große Menge Volkes zu ihm gekommen sei, sprach er zu Philippus: Woher werden wir Brod kaufen, daß diese essen? Das sagte er aber, um ihn auf die Probe zu stellen; denn er wußte wohl, was er thun wollte. Philippus antwortete ihm: Brod für 200 Zehner ist nicht hinreichend für sie, daß jeder nur etwas Weniges bekomme. Da sprach Einer von seinen Jüngern, Andreas, der Bruder des Simon Petrus: Es ist ein Knabe hier, der fünf Gerstenbrote und zwei Fische hat; allein was ist das für so Viele? Jesus aber sprach: Lasset die Leute sich setzen! Es war aber viel Gras an dem Orte. Da setzten sich die Männer, gegen fünftausend an der Zahl. Jesus aber nahm die Brode, und nachdem er gedankt hatte, teilte er sie denen aus, welche sich niedergesetzt hatten; desgleichen auch von den Fischen, so viel sie wollten. Als sie aber satt waren, sprach er zu seinen Jüngern: Sammelt die übrig gebliebenen Stückelein, damit sie nicht zu Grunde gehen. Da sammelten sie und füllten zwölf Körbe mit Stückelein von den fünf Gerstenbroten, welche denen, die gegessen hatten, übrig geblieben waren. Da nun diese Menschen das Wunder sahen, welches Jesus gewirkt hatte, sprachen sie: Dieser ist wahrhaft der Prophet, der in die Welt kommen soll. Als Jesus aber erkannte, daß sie kommen und ihn mit Gewalt nehmen würden, um ihn zum Könige zu machen, stoh er abermal auf den Berg, er allein.“

Die Christliche Familie.

VIII.

„Jesus nahm die Brode, und, nachdem Er gedankt hatte, teilte Er sie denen aus, die sich gesetzt hatten.“ — Der hl. Chrysostomus († 407) wirft zu dieser Stelle die Frage auf: „Warum betet der Herr nicht, da Er den Sichtbrüchigen heilen, die Toten erwecken, das stürmische Meer stillen will, — während Er hier betet und Dank sagt? Er wollte jener Volksmenge und zugleich uns allen durch Sein Beispiel die Lehre geben, daß die, welche zu essen anfangen, vorher Gott Dank sagen sollen.“

Der alte Tertullian († um 230) aber berichtet uns, daß die ersten Christen das erhabene Beispiel des Herrn nachgeahmt und vor und nach dem Essen betend zu Dem hinaufgeschaut hätten, dem wir die Speisung verdanken: „Bevor wir uns zu Tische setzen (schreibt er), wird ein Gebet verrichtet, und ebenso stehen wir von der Mahlzeit mit Gebet wieder auf.“

Wie erhebend wirkt es auf uns, lieber Leser, wenn wir zufällig um die Mittagsstunde ein Haus betreten und treffen eine christliche Familie an, da sie, das Beispiel unseres Herrn nachahmend, das Tischgebet verrichtet: Vater, Mutter, Kinder, vereint in heiliger Andacht und Liebe. Wie oft haben begabte Künstler gerade diese Scene aus dem Familienleben mit großem Erfolge zur bildlichen Darstellung gebracht! Ich wüßte

auch kein dem Familienleben entlehntes Bild, das (an und für sich) sympathischer ein wahrhaft christliches Gemüt berühren könnte.

Welch' ein Unterschied aber zwischen dem heidnischen Haustyrannen und dem bestehenden christlichen Hausvater, der als Stellvertreter Gottes seine Gewalt ausübt: er leitet und regiert die Familie ähnlich wie der himmlische Vater die ganze Welt leitet und regiert! Ein Strahl göttlicher Macht leuchtet auf seiner Stirn; denn Gott Selbst hat durch Seinen Apostel Paulus dem Weibe die Weisung gegeben: „Du sollst dich dem Manne unterordnen, denn der Mann ist des Weibes Haupt, so wie Christus ist das Haupt der Kirche, ... und wie die Kirche Christo untergeordnet ist, so auch seien es die Weiber ihren Männern in Allem.“ (Ephes. 5, 22 ff.).

Und derselbe Gott hat durch denselben großen Apostel zu dem Kinde gesagt: „Ehre deinen Vater und deine Mutter — dieses ist das erste Gebot mit der angefügten Verheißung: auf daß es dir wohl ergehe und du lange lebest auf Erden!“ (Ephes. 6, 2 f.). Der Herr aber wird Selbst der Mäher jedes Frevels gegen die schuldige Ehrfurcht sein: „Wer seinem Vater oder seiner Mutter flucht, der soll des Todes sein!“ (Matth. 15, 4.)

Weil aber der Vater der christlichen Familie geheiligte Rechte auf die Achtung, den Gehorsam, die Liebe, die beständige Treue seiner Gattin und seiner Kinder hat, deshalb hat er

Kirchenkalender.

- Sonntag, 13. März. 4. Sonntag in der Fasten. Ernst, Abt. Evangelium Johannes 6, 1-15. Epistel: Galater 4, 22-31. ● St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der marianische Jungfrauen-Kongregation, Nachmittags 1/4 Uhr Vortrag und Andacht für dieselben. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion der Kinder der Schule an der Furststraße. ● St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marianische Dienstmädchen-Kongregation.
- Montag, 14. März. Mathilde, Kaiserin † 968.
- Dienstag, 15. März. Longinus, Martyrer † 50.
- Mittwoch, 16. März. Heribert, Erzbischof † 1022. ● St. Lambertus: Nachmittags 5 Uhr Fastenpredigt und Rosenkranz-Andacht. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 1/8 Uhr St. Josephs-Andacht. ● St. Anna-Stift: 9. Mittwoch zu Ehren St. Joseph. Nachmittags 6 Uhr Segens-Andacht.
- Donnerstag, 17. März. Gertrud, Abtissin † 659.
- Freitag, 18. März. Cyrillus, Bischof † 386. ● St. Lambertus: Morgens 7 1/4 Uhr Fastenmesse mit sakramentalischem Segen. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Morgens 7 1/4 Uhr Fasten-Segensmesse und Abends 1/8 Uhr Kreuzweg mit Predigt.
- Samstag, 19. März. Joseph, Pfleger Vater Jesu. ● St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Segens-Messe zu Ehren der hl. fünf Wunden. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Morgens 7 1/4 Uhr Hochamt.

gegen beide auch angemessene Pflichten. Wiederrum redet da der Herr durch den Mund Seines Apostels: „Ihr Männer liebet eure Weiber mit jener Liebe, mit der Christus Seine Kirche geliebt, so daß Er Sich Selbst (am Kreuze) für sie dahingegeben hat. . . . denn wer sein Weib liebt, der liebt sich selbst. Nie hat ja irgend jemand sein eigen Fleisch gehaßt, sondern er nährt und pflegt es — so auch Christus die Kirche“ (Ephes. 5, 25 ff.). — Die Männer sollen also ihre Weiber lieben mit einer unverletzlichen Liebe, denn der Mann gehört nicht mehr sich allein an, sondern auch der Frau, — mit einer edeln, opferfreudigen Liebe, die nie mit sich selbst rechnet, — mit einer heiligen, übernatürlichen Liebe, die ein Nachbild ist der Liebe des Herrn zu Seiner Braut, der Kirche, für die Er am Kreuze starb, um sie zu heiligen und zum Himmel zu führen. — Der Mann soll die Mängel der Frau ertragen, wie sie die seinigen (Gal. 6, 2), soll sich hüten, ihr ungerechter Weise Kummer und Demütigungen zu verursachen. Sie ist nicht mehr seine Sklavin, sondern seine ebenbürtige Gefährtin.

Der Welterlöser hat ferner dem Vater nicht nur streng verboten, sein Kind — nach jenem entsehlischen heidnischen Brauch — zu töten, sondern für sein geistiges und leibliches Wohlergehen so zu sorgen, als ob es für den Herrn Selbst geschehe: „Was ihr einem Meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr Mir getan“ (Matth. 25, 40). Und durch Seinen großen Apostel Paulus richtet Er an die Väter die ernste Mahnung: „Ihr Väter, erbittert eure Kinder nicht, daß sie nicht mißmutig werden!“ (Kolos. 3, 21).

Und zu den stolzen heidnischen Herren, die erbarmungslos ihren Fuß auf den Nacken unzähliger armer Sklaven gesetzt hatten, ließ der Herr durch denselben Bölkerapostel verkünden: „In Jesus Christus ist nicht Sklave noch Freier, kein (unterdrückender) Unterschied mehr zwischen Mann und Weib, — ihr seid alle Brüder in Christo Jesu“ (Gal. 3, 28). Fürwahr, lieber Leser, wollten wir den doppelten, vom Christentum in all seinen gesellschaftlichen und häuslichen Abgebungen gebrochenen Stolz des Geistes und Fleisches eingehender verfolgen, so müßten wir das ganze Evangelium ausschreiben.

Wie groß, lieber Leser, steht der hl. Paulus da, — seines Zeichens ein schlichter Weltmacher, — daß er den Mut hat, in der angeedeuteten Weise sich den Herren der Welt gegenüber zu stellen und Nein zu sagen, wo die Kaiser Augustus, Tiberius, Nero Ja sagen: die Unauflöslichkeit und Einheit der Ehe zu predigen, da die Cäsaren die Verstoßung und Ehescheidung „gesetzlich“ verteidigen; ferner die Jungfräulichkeit zu empfehlen (1. Kor. 7), da die Julianischen Gesetze Roms jedes Weib strafte, welches im zwanzigsten Jahre nicht Mutter war, oder — Witwe geworden — sich nicht wieder verheiratete, um dem Staate Bürger zu geben.

Wie kann Paulus es wagen, die Welt erneuern zu wollen, wenn der mächtige römische Kaiser für gut findet, sie zu entwirklichen? Was wird den mutigen Apostel dafür erwarten? Er soll es uns selbst sagen: „Ich weiß (sagt er,) daß nun Ketten, Folter und Tod meiner warten. . . . aber ich fürchte nichts von alledem, denn ich liebe mein Leben nicht mehr, als meine Pflicht. Was liegt mir an den Märtern, wenn ich nur den Dienst der Wiedergeburt erfülle, der mir vom Herrn Jesus anvertraut ward!“ (Apg. 20.) Ich werde sterben — will der Apostel sagen — aber die Welt wird durch das Evangelium gerettet sein!

Allerlei vom März.

Von Elmar Kernau.

II.

Den Monat in dem die Sonne in das Zeichen des Widlers tritt, nennen wir März, oder auch Lenz- und Frühlingsmonat. Dem römischen Kriegsgotte Mars zu Ehren wurde der dritte Monat — früher der erste — des Jahres also bezeichnet. Eigentlich ist nun der März aber mehr ein Winter- als ein Frühlingsmonat. Seine Temperatur liegt in den verschiedenen Städten unserer Breite dem Nullpunkt immerhin noch ziemlich nahe. Sie beträgt z. B. für Kopenhagen 1,1°; Hamburg 3,4°; Berlin 3,5°; München 2,0°; Karlsruhe 5,0°; Stuttgart 5,1°; Prag 3,2°; Wien 4,4°; Brüssel 5,4°; London 6,0°; Paris 6,0° und Basel 4,5°.

März und April sind eben so ziemlich die wetterwendigsten Monate des Jahres. Immerhin aber hat auch hier die alte ehrsame Bauernregel ihre volle Schuldigkeit getan. Da hat eben jeder Kalendertag seine eigene Bedeutung, die gewürdigt werden will.

Kunigunde hell und klar
Bringt Segen für das ganze Jahr.

Alle diese Namenstag-Prophezelungen sind günstiger Art:

Ist Gertrude sonnig,
Wird's dem Gärtner wonnig.

Auch der hl. Joseph meint es nicht schlecht:

Ist am Josephs-Tag das Wetter schön,
So ist das Jahr gut anzusehn.

Nur Vätäre steckt ein Warnungszeichen
heraus:

Ist's um Vätäre feucht,
So bleiben die Kornböden leicht.

Nun denkt freilich der hundertjährige Kalender, der gleichfalls um Rat gefragt sein will, über manches anders. Er stellt nämlich folgende Prognose: Bis zum 8. kalt, am 8. und 9. Regen und Schnee, dann wieder kalt bis zum 18., vom 18. bis 21. schönes Wetter, die letzten zehn Tage des Monats sind veränderlich. Falbs Nachschuß dokumentiert den dritten Monat des Jahres gleichfalls als einen echten und rechten Wintermonat, bei dem man besonders auf den 17. Acht geben soll, der Reizung zu kritischen Erscheinungen hat. Habenigt betont weniger den winterlichen, als den niederschlagreichen Charakter des heurigen Märzmonats.

Der März bietet in diesem Jahre auch ein astronomisches Ereignis. Am 17. findet nämlich eine ringförmige Sonnenfinsternis statt. Sie beginnt um 3 Uhr 36 Minuten vormittags, erreicht ihren Höhepunkt (das ringförmige Phänomen) in der Zeit zwischen 4 Uhr 41 Minuten und 8 Uhr 40 Minuten vormittags und endet schließlich um 9 Uhr 45 Minuten vormittags. Bei uns wird diese Sonnenfinsternis diesmal leider nicht zu beobachten sein. Die Sichtbarkeit erstreckt sich nämlich nur über die östliche Hälfte Afrikas, über den südöstlichen Teil Asiens, über den Indischen Ozean und über die Westhälfte des Großen Ozeans.

Der März ist auch einer der Monate, in dem beide Erscheinungen, 1. Nachtlänge und Tagklirze, 2. Taglänge und Nachtklirze zu beobachten sind. Sie finden ihren Ausgleich am Tage der Tag- und Nachtgleiche, dem 21. März, den der Kalender als Frühlings-Anfang bezeichnet. — Von unserem Trabanten, dem Mond, ist zu berichten, daß seine Phasen folgendermaßen fallen: 1. März (Vollmond), 9. März (letztes Viertel), 17. März (Neumond), 24. März (erstes Viertel) und 31. März (Vollmond). — Von den Planeten unseres Sonnensystems sind unsichtbar: Merkur, Jupiter und Saturn. Venus erscheint kurze Zeit als Morgenstern, Mars geht Abends

um 8 Uhr und Uranus zwischen 2 und 1/4 Uhr Morgens unter.

Das ist der März, der die Märzveilchen und das Märzvieh bringt. Schneeglocken pflegen während seines Verlaufes den ersten Frühling einzuläuten. Aber man soll ihrem Glockenton nicht trauen und den Wintermantel lieber noch nicht in's Reihhaus tragen — ein vernünftiger und bedächtiger Mensch läßt sich damit Zeit bis zu Pfingsten. Unsere Betrachtungen über den März aber wollen wir mit jener alten Bauernregel schließen, die sicher eintreffen muß:

Ist's trocken und windig, gib's Märzstaub.
Wer den Storch hört klappern, der ist nicht taub.

Die ersten Veilchen.

Novellette von Emmy Tesschau.

Komtesse Gisela von Berg stand am Fenster ihres Zimmers und sah in den Garten hinab. Von unten tönten die lachenden Stimmen der Geschwister herauf, aber sie hatte keine Lust hinunterzugehen, um mit ihnen zu tollen und zu spielen. Heute, zum ersten Mal fühlte sie deutlich: sie war kein Kind mehr.

Da tauchte unten im Garten die Gestalt eines jungen Mannes auf. Langsam und bedächtig, ein Buch in der Hand, in dem er im Gehen eifrig las, schritt er dahin und bog in die dritte Lindenallee, die nach dem Park führte, ein.

Ueber Giselas Gesicht flog ein freudiges Leuchten, endlich konnte man sich einmal ungestört sehen und sprechen; sie nahm ein Tuch, eilte die Treppe hinunter und schlug den Weg nach dem Park ein.

Herr Arnold Volker, seit etwa zwei Jahren wohlbestallter Hauslehrer auf Schloß Berg, hatte sein Gesicht eifrig über den ehrwürdigen, braunen Lederband in seiner Hand gebeugt.

Da sah er auf und dann um sich. Wie blau der Himmel, wie golden die Sonne schien! Und wahrhaftig, die Bäume und Büsche ringsum hatten schon ordentlich grüne Blättchen und ein linder Wind wehte ihm entgegen. Mit einem Male wurde es dem Herrn Hauslehrer klar: es wurde Frühling!

Nach einer kleinen Weile kam Gisela denselben Weg daher. Sie hatte ein helles Kleid an und ein weißes Tuch umgeschlagen und ihre braunen Augen wanderten hin und her, als suchten sie etwas. Nun sah sie auf einer Bank einen großen Lederband liegen, da konnte dessen Besitzer auch nicht weit sein.

Sie setzte sich auf die Bank, gerade neben das Buch, sah in die Zweige der Bäume und in den blauen Himmel, und es war ihr so eigen zu Mut.

Da tauchte aus dem dichten Gebüsch neben ihr der Arnold Volker auf. Sein Gesicht war gerötet, Schweißtropfen standen auf seiner Stirn und Moos und Blätter hingen an seinen Kleidern, aber in der Hand hielt er einen großen Strauß Veilchen, die schon von fern köstlich dufteten. Er überreichte sie Gisela.

„Es sind die ersten,“ sagte er dabei.

— Und die ersten, die ich selbst gepflückt habe, die ersten, die ich einem jungen Mädchen überreiche, — hätte er hinzufügen können, und Gisela hätte ihm antworten können — Es sind die ersten, die man mir schenkt. —

Aber sie sagten beide nichts. Er stand vor ihr und sah sie an. Wie hold sie aussah, wie jung, wie frühlingsfrisch! Selber ein erstes Veilchen.

Sie hob die Augen von den Blumen in ihrer Hand; so warm strahlten ihn die braunen Sterne an, da vergaß er alles andere.

Abends standen die Veilchen neben ihrem Bett, sie hatte die Arme unter den Kopf ge-

schoben und träumte mit selbigem Lächeln einen süßen, beglückenden Traum, der war gar verschieden von den Träumen, die sie sonst, als sie noch ein blindes Kind war, wie sie jetzt dachte, gesponnen hatte.

Früher hatte sie sich immer als stolze, reiche Schloßherrin gesehen, Diener und Karossen zur Verfügung; geschmückt mit Spitzen und kostbaren Steinen war sie zu Hofe gefahren und Bewunderung und Ehre hatten sie umgeben. Nun hatten sie ein kleines Haus für sich, unter dessen Dach die Schwalben nisteten und in dessen blanten Fensterscheiben sich die Sonne spiegelte, einen Garten sah sie, in dem Krokus und Veilchen und später Rosen, viele Rosen blühten, und ein illustres Auditorium von Damen und Herren sah sie, vor welchem in zündenden Worten ein stattlicher Professor über seine jüngste Entdeckungssprache, begeisterten Beifall ertete. Der Beifall fand in ihrem Herzen lauten Wiederhall und sie war eine glückliche, eine reiche Frau! So schlief sie ein und das Lächeln umspielte ihre Lippen und der Veilchenduft umwehte sie.

Giselas Mutter, die Gräfin Berg, war eine sehr kluge Frau. Sie pflegte nicht viel zu reden, aber sie pflegte zu handeln.

So wurde Gisela angekündigt, daß sie am ersten Mai abreisen solle, um ein Jahr in der vornehmen Schweizer Pension zuzubringen und den letzten gesellschaftlichen Schluß zu empfangen.

Anfangs erschrak das junge Mädchen, dann aber lächelte sie verträumt vor sich hin.

Es war gut so. Sie war ja noch viel zu jung und er war ja noch ein armer, unbekannter Hauslehrer. Man hätte sie beide ja doch nur verläßt. Nein, noch war die Zeit nicht gekommen, man mußte schweigen und warten!

Es regnete jetzt immer. Man konnte sich draußen nicht mehr treffen und im Bibliothekszimmer waren immer Kurt und der übermühtige Otto dabei, auch hielt die Mama das Töchterchen so viel in ihrer Nähe.

Nur beim Abschied sahen sie sich noch einen Augenblick, lag noch einmal Hand in Hand, blickte Auge in Auge. Sie war rot und er sehr blaß.

Dann fuhr der Wagen vor. Die Geschwister schrien und schwenkten die Taschentücher. Gisela nickte und lehnte sich dann in die Wagendecke und weinte.

Ein und ein halbes Jahr war Gisela vom Hause fern. Ein Jahr hatte sie in der Pension verbracht, dann war sie mit den Eltern auf Reisen gegangen. Wieviel hatte sie erlebt und gelernt.

An einem kühlen Herbsttage fuhr der Wagen, der sie heimbrachte, wieder am Schloße vor, die Geschwister, die Dienerschaft standen versammelt, sie zu empfangen. Neben Kurt und Otto stand ein hagerer Mann mit einem roten Bart und einer großen Brille.

Als er sich vor Gisela verbeugte, sagte die Gräfin wie beiläufig: „Ach ja, richtig, du kennst ja unsern guten Markwart noch nicht, Herr Voller verließ uns schon im vorigen Frühling. Er ist an eine Universität berufen worden.“

Das war alles, was Gisela von Arnold Voller erfahren konnte.

Am Sonntag fand ein großer Ball zu Ehren der jungen Komtesse auf dem Schloße statt.

In ihrem Toilettenzimmer lag ein kostbares Kleid ausgebreitet. „Nach Dich nur recht schön,“ hatte die Mutter gesagt. Gisela wußte wohl warum und für wen. Graf Hohensfels wurde erwartet. Man hatte sich unterwegs kennen gelernt, war eine Weile zusammengereist und nun war er zu diesem

Ballfest eingeladen. Er war nicht mehr jung, auch nicht schön, aber unermesslich reich und sehr vornehm.

Gisela ging ins Gewächshaus, um sich die Blumen, mit denen sie sich schmücken wollte, selbst auszusuchen.

Der Gärtner brachte sie zu einem kleinen Beet, aus dem ihr herrliche Veilchen entgegenstreteten, aber Gisela wandte sich zürnend ab. „Veilchen,“ sagte sie, „wer trägt denn Veilchen? Mit denen schmücken sich höchstens Kinder.“ Und sie zeigte auf einen Kameliendbaum, der über und über mit rotprangenden, aber duftlosen Blüten bedeckt war. „Von diesen Blumen geben Sie mir, die will ich tragen.“

Ein halbes Jahr später war Gisela Gräfin Hohensfels. Sie war eine sehr reiche und eine sehr glückliche Frau! Sie war berühmt wegen ihrer Schönheit, berühmt wegen ihrer reichen Toiletten und ihres kostbaren Schmuckes.

Sie schmückte sich gern mit Blumen und ließ sich gern Blumen darbringen, nur Veilchen liebte sie nicht. Und alljährlich wenn der Lenz kam und die ersten Veilchen blühten, ergriff sie eine Traurigkeit, in der keine ihrer Kostbarkeiten ihr Trost gewährte.

Fast gewaltsam zog es sie um diese Zeit nach dem väterlichen Schloße. Einsam durchschweifete sie dann den Park und beschwor den süßen Traum, der ihr einst die ersten Veilchen gebracht hatten, aus der Vergangenheit heraus.

Seine letzte Schneepfenzagd.

Skizze von Friedrich Sieck.

Holzwärters blondes Mädchen war ein Naturkind, frisch und blühend, lieblich wie das Heckenröschen in der geschützten Waldlichtung, mit dem nur der Morgenjonnensstrahl kostete. Wie kommt's auch wohl anders sein! Röschen war bis zum siebzehnten Lebensjahre nicht über die Heimat hinausgekommen und ihre Heimat war der Wald. Die Fremde war ihr fremd, aber den Wald, den kannte sie bis in seine geheimsten Winkel besser als mancher Forstmann. Mit den Blumen des Waldes war sie verschwägert und verstand sie, die Veilchen, Primeln, Lilien, Bergisminthe in ihrer geheimnisvollen Blumenprache. Und ebenso verkehrte sie mit dem Geier des Waldes. Im Winter fütterte sie mit ihrem Vater zusammen das Wild im Walde, und wenn dann die jungen Rehe ihr so zürlich, dankbar und vertrauensfölig die Hand leckten, dann schüttelte Holzwärter Busch vor Freude und Bewunderung wohl den Kopf und sagte zu seiner Alten im Holzwärterhäuschen: „Ist grad, als wenn sie miteinander schnacken (reden), Mutter.“

Röschen bereitete das Frühstück für ihren Vater, der mit einer Arbeitstruppe in der Aufforstung beschäftigt war.

„Heute könntest Du wohl zu Hause bleiben, Röschen. Die Holzwagen können Vater das Frühstück mitnehmen.“

Röschen sah ihre Mutter erstaunt und fremd an.

„Dann schmeckt's dem Vater nicht, Mutter. Und warum sollte ich gerade heute nicht dem Vater das Frühstück nachbringen, wie jeden andern Morgen?“

Gerade heute — heute wäre es mir lieber, wenn Du hier bleibst.“ Die Mutter sprach zögernd, — wie die Angst spricht.

Röschen merkte das, aber sie verstand es nicht. „Wenn ich nicht komme, wird Vater glauben, mir fehlt etwas; er könnte sich ängstigen und krank werden.“

„Die Holzknechte, Kind, sollen's ihm schon sagen.“

„Was denn, Mutter?“

„Ich habe einen Traum gehabt,“ sagte die Mutter.

„Traum? Mir träumt nie etwas. Das Träumen ist doch gewiß schön, nicht wahr Mutter?“

„Oder auch nicht, mein Kind.“

„Wie denn nicht, Mutter?“

Die großen unschuldvollen Augen des Naturkindes blickten die Mutter fragend an, so daß sie offen sein mußte.

„Mir träumte, ein Adler stieß aus der Luft herab auf Dich, mein Kind, und — —

Röschen lachte hell auf. Das klang wie Jubel.

„Aber Mutter, es gibt ja gar keine Adler hier. Höchstens kann mal ein Habicht oder Kolkrabe ins Revier kommen, die dann auf ein armes Häschen, oder einen Fasan oder Rebhähnchen herabstoßen könnten, und ich bin doch weder Häschen, noch Hühnchen, sondern deine mutige Tochter. Nein, Mutter, dann träume lieber nicht wieder, so ein häßlicher Traum macht Dich nur ängstlich.“

Röschen ging — so heiter wie je.

Die Mutter sah ihr nach — so traumesang, so besorgten Herzens.

Nach strengem Winter — welsch' ein wonniges Erwachen der Natur jetzt im jungen März! Die Lerchen jubelten in Wolkenhöhen und in Gipfeln der Linden und am Forsthof Lindenberg wiegten sich störend die Stoare und reckten und streckten Hälse und Flügel in erwachender Lebens- und Liebeslust. Die Knospen schwellten im Gezweige; es leimte und quoll die Hülle neuen Lebens empor aus der Erde hegendem Schoß. Ueber Nacht war ein staubfeiner Regen gefallen. Die Morgenluft war mürzweich. Im Walde herrschte ein geheimnisvolles Leben und Weben unter dem Schleier der Morgenfrühe.

Juno hob vorsichtig die Nase. — Ihr Gang war zögernd — sie streckte — sie stand schon am Waldestrand, noch ehe der Herr Forstassessor schußbereit war.

Da — der Wald erhallte vom ersten Schuß. „Bravo Juno!“ Hei, wie das Jägerherz hoch ging, als die Juno ihrem Herrn die erste diesjährige Schneepfe apportierte.

Aber die Juno hatte keine Zeit, sich Liebesosen zu lassen. — Weiter! — Das war ein Strich! — Vier Schüsse und vier Schneepfen.

Ein Glückstag fürwahr für den Forstassessor. Schon wieder stand die Juno.

Ein Blüß — ein Knall — ein kurzer menschlicher Aufschrei — dann Totensille.

Forstassessor von Arnau hielt kniend ein junges Mädchen in seinem Arm. Juno sah neben ihm, die fünfte Schneepfe apportierend, und sah ihren Herrn fragend — llegend an. Arnau war wie erstarrt — hatte er eine Leiche im Arm? — Durch das Kleid des jungen Mädchens am rechten Arm quoll Blut. Seine Erstarrung wich einem namenlosen Weh.

„Röschen!“ — —

„Die Untersuchung des Falles deckt Ihren Bericht vollständig, Herr Assessor. In solcher Gefahr sind wir Jäger nur zu oft und nicht am wenigsten auf der Schneepfenzagd. Der Fall ist bedauerndwert, aber verzeihlich. Das junge Mädchen wird bald wieder hergestellt sein nach dem Bericht der akademischen Heilanstalt. Freilich, ein künstlicher Arm ersetzt nicht den natürlichen. Die Dienstausweisung scharft den Holzwärttern bis in die Einzelheit ihre Dienstobliegenheiten genau vor. Dazu gehört auch die Fernhaltung von unberufenen Menschen aus dem Revier, soweit es dem Forstwärter möglich ist. In den Schonungen, wo der Unglücksfall sich ereignete, führt weder ein öffentlicher Weg, noch ist irgend welcher Schnittpfad dahin bemerkt worden. Das junge Mädchen hätte die Gefahr der Schneepfenzagd kennen müssen und der Vater hätte auf Grund seiner Dienstausweisung das Unglück verhüten können.“

Der Fall wird seine Verletzung zur Folge haben."

"Wenn durch meine Fürbitte die Verletzung des alten Holzwärter's Busch rückgängig zu machen wäre, Herr Forstmeister, dann möchte ich sie ausgesprochen haben."

Der Forstmeister sah den Assessor prüfend an.

"Aber wie kommen Sie dazu, Assessor? — Es ist doch die gelindeste Strafe. Jrgend welches Vergehen würde sie verschärft haben."

"Weber der Vater, noch die Tochter werden das Verständnis dafür, noch das Gefühl gehabt haben, durch das Betreten des Waldes und nun gerade dieser Schonung irgend ein Verbot übertreten zu haben. Den Teil der Dienstabweisung hat der Vater nicht begriffen und die Tochter konnte ihn nicht kennen, weil sie sich im Walde wie im Elternhause fühlte. An dem Unglückstage war übrigens der Vater im Dienst. Ich kann kein Verschulden des Holzwärter's entdecken. Meiner Ansicht nach handelt es sich hier um einen Unglücksfall, der auch die Eltern hart genug getroffen hat."

"Gefühle, Assessor — Gesetze gelten, müssen gelten. Ordnung muß sein. Bedauere, kann Ihre Ansichten nicht teilen und vertreten."

"Apropos, Assessor — ganz außerordentlich. — Gerüchtwaise habe ich gehört, daß Sie bereits im Krankenhaus gewesen, alle Kosten zu tragen sich verpflichtet haben und — sogar Ihr Herz mit auf diese Reise genommen — Herr Assessor, bedenken Sie, was Sie tun, Ihrer Karriere wegen — Ihres Namens halber. Sie heißen Ernst, Edler v. Arnau, das junge Mädchen ist eines Forstwärter's Tochter. Helfen Sie mit die Wunde heilen durch silberne und goldene Pflaster, wenn Sie wollen, aber Heirat — Heirat ist nicht, Herr, Sie sind ein Edelmann."

"Eben deshalb, Herr Forstmeister."

* * *

Die Hubertusjagd, die eineinhalb Jahre später unter persönlicher Teilnahme des Landesherrn in den Revieren der Oberförsterei Lindenberg, die der Forstassessor v. Arnau interimistisch verwaltete, abgehalten wurde, war glänzend ausgefallen.

Hohheit pflegte dann persönlich auf den Oberförstereien vorzusprechen, ohne sich anzumelden, als Zeichen des besonderen Wohlwollens.

Eines schönen Herbsttages hielt nun der fürstliche Jagdwagen auch vor dem Forsthaus Lindenberg. Leider war der Herr Assessor v. Arnau dienstlich abwesend.

Ehe man sich's versah, stand Hohheit der Frau Assessor v. Arnau im Forsthaus gegenüber. Leutselig streckte der Fürst den jungen Frau die Hand entgegen.

Frau Assessor machte ihre tiefste Verbeugung, aber — sie zitterte — ihre kalte, rechte Hand war ja eine — künstliche.

Hohheit drückte huldvoll lächelnd die warme Linke.

"Ich wollte Ihnen nur gratulieren, Frau Oberförster. Grüßen Sie Ihren Gemahl, Herrn Oberförster v. Arnau, von mir."

"Ernst! O, Ernst, wilst Du, was Hohheit mir huldvollst aufgetragen?"

"Nun?"

"Grüßen Sie Ihren Gemahl, Herrn Oberförster v. Arnau, von mir."

"Ach, Ach!"

* * *

Das war des Herrn Oberförster's letzte Schnepfenjagd.

Frühlingsboten.

Vanderei von C. Kjærböll.

Neuer Frühling ist gekommen,
Neues Laub und Sonnenschein,
Jedes Ohr hat ihn vernommen,

Jedes Auge saugt ihn ein;
Und das ist ein Mäh'n und Sprießen,
Balbesdusten, Quellenfließen,
Und die Brust wird wieder weit —
Frühling, Frühling gold'ne Zeit
Otto Roquette.

Wenn winterliches Stürmen noch die Welt bezwungen hält, und Schnee und Eis noch Berg und Tal bedecken, erhebt sich im Walde als erstes Zeichen des nahenden Lenzes das reizende Schneeglöckchen:

"Schneeglöckchen, Erstling auf der Flur,
Wo Poffnung aus der Blüte bricht,
Du zarte Bitte der Natur,
Die aus dem Wintertraume spricht."

Wegen der Blütezeit hieß die Pflanze im Mittelalter „Hornungsblume“, ein Name, der sich noch hier und da in Süddeutschland findet. In der Schweiz nennt man sie auch „Amjelblümi“, weil sie blüht, wenn die Amjel ihre Frühlingslieder zu singen beginnt. Nach der Dauer der Blütezeit bestimmen die Schweizer den Sommer; wenn die Schneeglöckchen früh, so deutet das auf einen kurzen Sommer. Nach dem Volksglauben wohnt der Pflanze auch Heilkraft inne. „Mit dem ersten Schneeglöckchen“, so behauptet ein süddeutscher Aberglaube, „das man im Frühjahr sieht, soll man sich die Augen auswachen; dann werden sie das ganze Jahr nicht krank, und wenn sie krank sind, so werden sie gesund“.

Eine große Liebhaberin von Schneeglöckchen war die russische Kaiserin Katharina II. Sie ließ einmal mitten auf dem Rasenplate an der Newa einen Posten aufstellen, um ein besonderes großes Schneeglöckchen, das sie selbst entdeckt hatte, vor dem Abpflücken zu schützen. Wie dann später dieser Posten jahraus jahrein dastand, nachdem der Anlaß zu seiner Aufstellung längst in Vergessenheit geraten war, wie er schließlich dem Kaiser Alexander II. auffiel und man nur mit Mühe noch den ursprünglichen Grund seiner Aufstellung herausbekam, erzählt uns Bismarck in launiger Weise in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ als Erinnerung an seine Petersburger Gesandtschaft.

Wenn in der ersten Märzhälfte die Schneeglöckchen bereits verblüht sind, wenn die Sonne kaum die letzten Spuren des Eises und Schnees hinweggeföhrt hat — dann legt auch das Veilchen sein zierliches Hochzeitskleid an:

Das Eis zergeht, der Schnee zerinnt,
Dann grünt es über ein Veilchen,
Und leise singt der laue Wind:
„Wacht auf, wacht auf, ihr Veilchen!“

Das Veilchen ist so recht der Herold des deutschen Frühling's und spricht nach altem Glauben unter den Tritten der Frühlingsgöttin hervor, wenn sie über die Erde dahinschreitet. Sein frühes Blühen an heimlich trauben Blüten und sein köstlich angenehmer Duft machten das bescheidene, anspruchslose Pflänzchen früh zum Liebling aller. Sein Name — das „Veil“ in der jetzt allein gebräuchlichen Diminutivform Veilchen — hat sich aus dem Mittelhochdeutschen viol entwickelt, und es ist gleichbedeutend mit dem Lateinischen viola. In alten Schriften heißt es: „Der Name viola kommt von via, der Begleite, da das Veilchen auch ungesehen den Wanderer durch seinen Duft grüßt.“ Bei den alten Persern hatte es den bezeichnenden Namen „Rosenprophet“ weil es vor den Rosen erscheint.

In früheren Zeiten galt das Veilchen im allgemeinen Sinne als Wunderblume, es sollte geheimnisvolle Kraft besitzen, verborgene Schätze anzeigen und seinen Findex in seltenster Weise beglücken. Hierauf bezieht sich eine schöne altwendische Sage. Der böse Wendengott Zernehog besaß eine kräftige Burg, auf der er tronte. Doch die christlichen Sendboten vernichteten seine Macht, er und sein Schloß wurden in einen Felsen, seine schöne Tochter aber in ein Veilchen verwandelt, das alle

hundert Jahre einmal blühen soll. Wer dieses Veilchen zu pflücken das Glück hat, der wird die schönste und reichste Tochter heimführen und ist in seinem Leben ein glücklicher Mann.

Unter Friedrich Wilhelm III. haben die Veilchen für Preußen ein historisches Interesse erlangt. Der König liebte es, das Bild seiner hochseligen Gemahlin Luise mit frischen Veilchen bekränzt zu sehen. Nach einer Tradition stand ein mit Lorbeer und frischen Veilchen umkränztes Bild der Königin am 10. März 1813 vor ihm, als er dem Baurat Schinkel den Entwurf für das Eisene Kreuz gab, das die Brust seiner treuen Krieger schmücken sollte, und noch ein anderer Hohenzoller hat dem Veilchen die Liebe bis zu seinem allzufrühen Tode bewahrt: Der Frühlingskaiser des Trauerjahres 1888, dessen wir nicht vergessen können. . .

Nicht übergehen dürfen wir hier die „liebliche Blume Primula veris“ (Genau), unsere Schlüsselblume, den „Himmelschlüssel“, der den wintermüden Menschenkindern Floras farbenprächtiges und duftiges Reich erschließt:

„Ich bin der Schlüssel zur Tempelpracht,
Die Blumen öff'n ich in warmer Nacht,
Erstliche die Herzen zu Jubel und Sonne
Im goldenen Strahle der Frühlingssonne.“

Nach ihrem botanischen Namen Primula trägt die Schlüsselblume auch die Bezeichnung Primel, das heißt soviel als kleiner Erstling, nämlich des Frühling's. Ihren deutschen Namen hat sie wohl von der Ähnlichkeit der Blüte mit einem Schlüssel der alten Zeit. Zieht man nämlich die gelbe Blumentrone heraus, so bleibt die Kelchröhre wie ein zierliches Schloß mit dem Schlüsselloch nach altdeutscher Art zurück.

Eine andere Erklärung des Namens unserer Blume weiß die Legende zu geben, sie erzählt: Als einst vor der hohen Himmelstür der Pförtner Petrus vernahm, daß man Nachtschlüssel gemacht, um das Hinterepörchen an dem Himmelsdome damit zu erschließen, entfiel vor Schreck das ganze Schlüsselbund der hl. Hand und sank von Stern zu Stern bis tief herab auf unsere Erde. Schnell sandte er denselben einen Engel nach, daß er es aufhebe und ihm zurückbringe. Doch ehe dieser den Befehl ausführen vermochte, hatten die goldenen Schlüssel bereits den Erdboden erreicht und sich in denselben eingedrückt, und aus ihnen empor war eine goldene Blume erwachsen, welche der Erde bereits den Frühlingshimmel erschlossen. Zwar nahm der Engel die Schlüssel wieder mit zurück, doch ein zarter Abdruck blieb uns zurück, und in jedem Jahre spritzen die Schlüsselblumen von neuem empor und erschließen uns den Blumenhimmel des Frühling's.

In der deutschen Volksjage wird der Schlüsselblume eine ähnliche Rolle wie der Springwurz angewiesen. Manchmal erschien nämlich denen, welche Schlüsselblumen suchten, eine hehre Frauengestalt, die Schlüsseljungfrau und verlieh den Blumen, die in ihrer Gegenwart gepflückt wurden, die Macht, verborgene Schätze zu erschließen. In der späteren christlichen Zeit ist diese Guld der Schlüsseljungfrau auf die Jungfrau Maria übertragen.

Doch wir wollen Abschied nehmen von unseren duftigen Lenzkindern; nur wenige Ausgewählte, doch echte Volksliebhaber haben wir begrüßen können. Ruhelos schreitet das Jahr vorwärts, und bald werden die Sommerblumen unsere Frühling'skinder ablösen, doch bei all ihrer Pracht und Fülle können sie weder in der Gunst der Dichter noch in der Poesie ihrer Erscheinung mit ihnen wetteifern.

Auflösung aus voriger Nummer.

Silberrätsel: Seerunge.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehfa.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Fünfter Sonntag in der Fasten (Fastens-Sonntag).

Evangelium nach dem heiligen Johannes 8, 46-59. „In jener Zeit sprach Jesus zu den Juden: Wer aus euch kann mich einer Sünde beschuldigen? Wenn ich euch die Wahrheit sage, warum glaubet ihr mir nicht? Wer aus Gott ist, der höret auf Gottes Wort: darum höret ihr nicht darauf, weil ihr nicht aus Gott seid. Da antworteten die Juden und sprachen zu ihm: Sagen wir nicht recht, daß du ein Samaritan bist und einen Teufel hast? Jesus antwortete: Ich habe keinen Teufel, sondern ich ehre meinen Vater, ihr aber entehret mich. Doch ich suche meine Ehre nicht: es ist Einer, der suchet und richtet. Wahrlich, wahrlich sage ich euch, wenn Jemand meine Worte hält, wird er in Ewigkeit den Tod nicht sehen. Da sprachen die Juden: Nun erkennen wir, daß du einen Teufel hast Abraham und die Propheten sind gestorben, und du sagst: Wenn Jemand meine Worte hält, der wird in Ewigkeit den Tod nicht kosten! Bist du denn größer, als unser Vater Abraham, der gestorben ist? Und die Propheten sind gestorben. Was machest du aus dir selbst? Jesus antwortete: Wenn ich mich selbst ehre, so ist meine Ehre nichts: mein Vater ist es, der mich ehret, von dem ich sage, daß er einer Gott sei. Doch ihr kennet ihn nicht; ich aber kenne ihn und wenn ich sagen würde: Ich kenne ihn nicht, so wäre ich ein Lügner, gleich wie ihr. Ich kenne ihn und halte seine Worte. Abraham, euer Vater hat frohlocket, daß er meinen Tag sehen werde: Er sah ihn, und freute sich. Da sprachen die Juden zu ihm: Du bist noch nicht fünfzig Jahre alt und hast Abraham gesehen? Jesus sprach zu ihnen: Wahrlich, sag ich euch, ehe dem Abraham ward bin ich. Da hoben sie Steine auf, um auf ihn zu werfen: Jesus aber verbarg sich, und ging aus dem Tempel hinaus.“

Kirchenkalender.

- Sonntag, 20. März. 5. Sonntag in der Fasten. Joachim. Evangelium Johannes 8, 46-59. Epistel: Hebräer 9, 11-15. Anfang der österlichen Zeit. ● St. Andreas: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Kongregation junger Kaufleute und Künstler, Abends 7 Uhr Aufnahme neuer Mitglieder. Morgens 8 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Gymnasialisten, Nachmittags 3 Uhr Andacht. ● St. Martinus: Gemeinschaftliche Osterkommunion. Um 1/8 Uhr für die Kinder der Schule an der Nachenerstr. und die marianische Jünglings-Kongregation und 1/9 Uhr für die Kinder der Schule an der Reutherstr. ● Karmitessen-Klosterkirche: Fest des heil. Joseph, (Patrocinium). Morgens 6 Uhr erste hl. Messe, 1/9 Uhr feierl. Hochamt, Nachmittags 4 Uhr Predigt, darnach Festandacht und Verehrung der Reliquie des hl. Joseph.
- Montag, 21. März. Benedikt, Ordensstifter † 543. ● Clarissen-Klosterkirche: 6 Uhr erste hl. Messe, 8 Uhr zweite hl. Messe.
- Dienstag, 22. März. Oktavian, Martyrer.
- Wittwoch, 23. März. Otto. ● St. Lambertus: Nachmittags 5 Uhr Fastenpredigt, nach derselben Rosenkranz-Andacht.
- Donnerstag, 24. März. Gabriel, Erzengel. (Fortsetzung siehe letzte Seite.)

Die christliche Familie.

IX.

Das Wort unseres Herrn im heutigen Evangelium leuchtet gleich einem Blitzstrahl in die verstockten Herzen der hochmütigen Pharisäer und Schriftgelehrten; ihr von Gott abgekehrter Wille wird ihnen vom Heiland mit der unwiderstehlichen Gewalt Seines Wortes als der eigentliche Grund ihres Unglaubens vorgehalten. So finden sie denn auch keine Ausflucht mehr, vielmehr werden sie herausgetrieben aus dem letzten Versteck, in das sie sich feige geflüchtet. Und weil sie sich nicht mehr auswissen, greifen sie nach Steinen — um durch dieses seltsame Argument die Wahrheit zum Schweigen zu bringen.

Der Kampf gegen Christus in Seiner Kirche ist aber derselbe geblieben, wie damals, da Er noch auf Erden wandelte: wenn Worte nicht mehr ausreichen, so greift man zur Gewalt, als dem letzten „Beweismittel“ gegen die Wahrheit. In dieser Hinsicht ist die Kirchengeschichte durch alle Jahrhunderte — von den Tagen der Apostel an — ungemein lehrreich.

Wir bewunderten bereits, lieber Leser, den apostolischen Freimut des hl. Paulus, daß er der staunenden Welt im Namen Jesu die Wahrheit verkündet über das Grundgesetz der Familie: nämlich die Einheit und Unauflöslichkeit des Ehebundes, — obwohl er sehr wohl weiß, daß die entartete Menschheit ihm nicht nur mit Schmähworten, sondern mit „Retten, Folter und Tod“

antworten wird. Ja, welcher Art nur konnten die Gefühle der, bis dahin an die zügellosesten Ausschweifungen gewöhnten, heidnischen Völker sein, als sie das neue Gesetz verkündigen sahen? Kein Zweifel, daß auch aus ihrer aller Munde der Schrei gehört wurde: „Die Worte sind hart, — wer kann sie fassen!“ (Joh. 6, 61.)

Was tat darum der große Apostel des Herrn? Nachdem er die Ehegatten mit den neuen Pflichten bekannt gemacht hatte, wies er mit Nachdruck auf den mächtigen Gnadenbeistand hin, den der göttliche Gesetzgeber den christlichen Gatten gewähren will: „Die Ehe (sagt er), ist ein großes Sakrament in Jesus Christus und in der Kirche“ (Ephes. 5, 32). Aus dem Sakrament (will er sagen) fließen, wie aus einer fruchtbaren Quelle, wahrhaft göttliche Gnaden, die den neuen Pflichten voll und ganz entsprechen: Gnaden der Kraft und der Reinheit, welche die Gatten zu Herren ihrer Reigungen machen, — Gnaden der Erleuchtung, die in dem erhabenen Bunde des Sohnes Gottes mit der Kirche das göttliche Urbild ihrer eigenen Vereinigung erkennen lassen: ein notwendiges Vorbild, dem sie sich immer mehr nähern sollen, wenn sie es auch niemals erreichen.

Nun müssen wir abermals, lieber Leser, den erhabenen Lehren aus dem apostolischen Munde der Wahrheit lauschen, die einst die Familie retteten: „Ihr Gattinnen, (sagt der Apostel des Herrn) seid untertan euren Männern, wie dem Herrn; denn der Mann ist das Haupt des Weibes, wie Jesus Christus

das Haupt der Kirche ist: Er, der Erlöser (dieses) Seines Leibes! Gleichwie die Kirche Jesu Christo untertan ist, so sollen es auch die Gattinnen ihren Männern sein in allen Dingen. — Ihr Männer, liebet eure Gattinnen, wie Jesus Christus Seine Kirche liebt, für die Er Sich bis in den Tod hingegeben hat, um sie zu heiligen, indem Er Sie in dem Bade der Taufe reinigte durch das Wort des Lebens, und um Sich eine glorreiche Kirche (als Braut) zu geben, der weder Flecken, noch Runzeln, noch überhaupt etwas der Art anhafte, sondern die geschmückt sei durch Heiligkeit und Reinheit. Derjenige aber, welcher seine Gattin liebt, liebt sich selbst. Niemand haßt sein eigenes Fleisch, sondern Jeder nährt es und trägt Sorge dafür, wie Jesus Christus für Seine Kirche tut: Denn wir sind Glieder Seines Leibes, wir sind Fleisch von Seinem Fleische und das Gebein von Seinem Gebeine. Darum wird der Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und seinem Weibe anhängen, und sie werden zwei in einem Fleische sein. Ein großes Sakrament ist es; ich sage aber: in Christus und in der Kirche. Jeder von euch liebe also seine Gattin wie sich selbst, — die Gattin aber sei voll Ehrfurcht für ihren Mann“ (Ephes. 5, 22—33).

Wie erhaben und doch wie einfach ist dieses neue Gesetz, das der Weltlöser gegeben und hier durch Seinen großen Apostel der heidnischen Welt verkündet läßt! Dieses neue Gesetz stößt die so mühsam ausgearbeitete Ehegesetzgebung der heidnischen Mächte ab, denn siegreich macht es bald die Kunde um die Welt.

Du fragst, lieber Leser, wie das zugeht? Konstantin, der auf wunderbare Weise einen glänzenden Sieg über seinen Gegner Maxentius erfochten, gelangt im Anfange des 4. Jahrhunderts auf den Thron der römischen Cäsaren. Das erste Bedürfnis seines dankbaren Herzens ist, der Religion des großen Gottes die Freiheit zu geben, der ihm das Scepter der Welt gegeben. Das Kreuz, früher das Zeichen der größten Schmach, wurde nun ein Zeichen der Ehre und des Sieges; es glänzte auf Konstantins Krone und prangte zu Rom, dem bisherigen Hauptsitze des Heidentums, hoch auf der Burg (dem Kapitol), um so den Triumph des gekreuzigten Gottmenschen der ganzen Welt zu verkünden. Der Kaiser baute prachtvolle Kirchen und erwieb den Bischöfen, besonders aber dem Bischof von Rom, große Ehre und Auszeichnung. Sein Beispiel bewog Tausende der Heiden, sich zur göttlichen Lehre des Gekreuzigten zu bekehren.

Bewunderungswürdig ist der Mut, den der Kaiser zeigt, da er, trotz allen entgegenstehenden Schwierigkeiten, die Art an die Wurzel des Heidentums legt, indem er die Vorschriften des Evangeliums zu Artikeln des staatlichen Gesetzbuches macht. Um speziell der Familie ihren edlen Charakter der Heiligkeit wiederzugeben, bekräftigt Konstantin den höhern Beruf, den das Evangelium den Ehegatten gibt. Um die Unauflöslichkeit des ehelichen Bandes zu sichern, verpönt der Kaiser die Verstoßung und die Ehescheidung: „Der Mann kann seine Frau nur auf Grund des Ehebruchs oder des veruchten Mordes verstoßen. Wenn er sie aus irgend einem andern Grunde verstoßt und eine neue Ehe eingeht, so sollen alle seine Güter und selbst das Vermögen seiner zweiten Frau zum Vorteil der ersten Frau konfiszirt werden.“

Wir sehen hier allerdings, lieber Leser, daß die ungeheure Schwierigkeit der Umstände den Gesetzgeber wider seinen Willen zwingt, gewisse Fälle auszunehmen, wo die Ehescheidung staatlich geduldet ist, — wie aber das Christentum fortfährt, seinen heilsamen Einfluß geltend zu machen, sehen wir auch diese Ausnahme mit der Zeit aus dem Gesetzbuche getilgt und die Unauflöslichkeit der

Ehe unter die doppelte Garantie des göttlichen Gesetzes wie des römischen Staatsgesetzes gestellt.

Ein Riesenkampf ward da ausgesprochen zwischen Heidentum und Christentum. Welchen Dank aber schuldet die Familie der heiligen Religion, durch die ihr Rettung wurde aus namenlosem Elend!

Aus der Weltausstellungsstadt.

Von unserem Spezialkorrespondenten.

St. Louis, 25. Febr. 1904.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Sie haben mich mit der ehrenvollen Aufgabe betraut, dem gesch. Lesepublikum Ihres Blattes eingehende und informierende Berichte über die diesjährige amerikanische Weltausstellung zu unterbreiten. Ich bin ja nun glücklich hier angekommen, obwohl die Ueberfahrt gerade nicht sonderlich reich an Annehmlichkeit war. Die Herrschaften, die die Reise im Spätfrühjahr unternehmen werden, werden von der Seefahrt sicherlich mehr Genuß haben, als ich armer Teufel, der ich mich mit winterlichen Winden und Wellen herumzuschlagen hatte.

Doch ich will meine Benüßigkeit nicht in den Vordergrund drängen. Ich habe so viel auf dem Herzen, das herunter muß, daß ich auch Ihre gesch. Leser nicht mit langen Einleitungen hinhalten will. Was ich Ihnen da heute unterbreiten möchte, das ist das, daß es im Grunde genommen hier gar nicht so „amerikanisch“ teuer ist, wie man in der Heimat anzunehmen beliebt. Ich will daher mit einigen Ratsschlägen kommen, die Ueberfahrt, Bahnfahrt und Logis betreffen.

Da ist zuerst die Ueberfahrt von einem der deutschen Häfen nach einem der amerikanischen. Der gute, sichere und komfortable Schiffe wählt — und eine derartige Wahl ist immer die beste — dem kann ich nur die Schiffe des Norddeutschen Lloyd, die von Bremen abgehen, empfehlen. Die Fahrpreise in diesen erstklassigen Schnelldampfern, die für die Ueberfahrt sieben Tage brauchen, stellen sich für ein Billet, das für die Zeit vom 1. Mai bis zum 31. Oktober gültig ist, für die 1. Kajüte 440 M., für die 2. Kajüte 240 M. Bei Retourbillets werden für die Rückfahrt 10% gewährt. Aussteller selbst haben außerdem noch ganz beträchtliche Ermäßigung. Bei einer nur durchschnittlich ruhigen See gehören Fahrten auf diesen Schiffen zu den schönsten Erholungen, die sich der vermögendste Mensch denken kann. Denn nicht nur für Essen und Trinken, sondern auch für Bequemlichkeit und Unterhaltung ist in umfassendster Weise gesorgt.

Ist man in einem der amerikanischen Häfen eingelaufen, so hat man sich für eine ziemlich große Bahnfahrt zu rüsten. Denn die Entfernung zwischen New-York und Saint Louis beträgt, selbst wenn man die schnellsten Eisenbahnen benützt, noch immer dreißig Stunden. Die Fahrpreise auf den amerikanischen Bahnen sind verhältnismäßig hohe. Sie stellen sich für die genannte Strecke für die erste Klasse auf 20 Dollars, wozu noch für Benutzung eines Bettes im Schlafwagen 6 Dollars hinzukommen.

Auch für solche Leute, die Zeit und Geld in genügendem Maße haben, ist gesorgt. Wer nämlich gelegentlich des Besuches der Weltausstellung auch den westlichen Staaten einen Besuch abstatten, oder gar die Rückreise nicht wieder über den Atlantischen Ozean machen will, der kann zum Preise für 2550 M. einen Rutsch machen, der von Bremen ausgeht, über New-York, St. Louis, St. Franzisko, Japan, China, Malaka, Ceylon, Rotes Meer, Suez-Kanal, Straße von Gibraltar nach Bremen zurückführt. Für die asiatischen Länder kann auch der Weg über Australien um Afrika herum genommen werden, der genannte Preis schließt alle Schiffs- und Eisenbahnfahrten 1. Klasse in sich; die Verpflegungskosten auf dem Schiff (exklusive Getränke) sind gleichfalls eingeschlossen. Ein derartiges Wel-

tenbummlerrundreisebillet hat eine zweijährige Gültigkeit.

Was nun Wohnung und Verpflegung in der Weltausstellungsstadt selbst anbetrifft, so ist in ausreichendster Weise dafür gesorgt, den vermögendsten Besuchern und einer geradezu enormen Besucherzahl Raum und Zufriedenheit zu bieten. Es sei gleich von vornherein bemerkt, daß die größeren Hotels ihren Gästen freien Eintritt in die Ausstellung gewähren.

Die Zimmerpreise gehen hinauf bis zu 12 Dollars den Tag ohne Verpflegung. Im Allgemeinen kann man sagen, daß man am besten tut, sich in einem mittleren Hotel mit voller Verpflegung einzulogieren, das Alles in Allem etwa 1,25 Dollars pro Tag nimmt, was nach deutschem Gelde etwa 5,50 M. bedeutet.

Wer nun ein Zimmer mietet und seine Mahlzeiten außer dem Hause zu nehmen gedenkt, hat ungefähr folgende Rechnung aufzustellen:

Room (Bett) = 0,75 Doll.
Breakfast (Frühstück) = 0,50 Doll.
Luncheon (Mittag) = 0,50 Doll.
Dinner (Abendbrot) = 0,75 Doll.
Trinkgelde = 0,40 Doll.

Summa 2,90 Doll.

Man kann also im Allgemeinen die Rechnung so aufstellen, daß man, bei nicht allzu vermögenden Ansprüchen, im allgemeinen recht gut mit drei Dollars pro Tag auskommen kann. Freilich kann man dafür nicht den ganzen Tag mit Pferd und Wagen herumfutschieren, sondern muß fleißig die billigen Fahrgelegenheiten, wie Dampfer, Omnibusse und Pferdebahnen benutzen. Was nämlich die Piafer anbetrifft, so stellt sich der Einspanner pro Person und englische Meile auf ein Viertel Dollar, der Zweispänner kostet das Doppelte.

So kann man auf der einen Seite mannigfache Ersparnisse machen, während man auf der anderen Seite ebensoviele Ausgaben machen kann. Nun auch in St. Louis heißt es: jeder nach seinem Geschmack und jeder nach seinem Geldbeutel.

Und nun die Ausstellung selbst, in der ja gegenwärtig noch Alles in vollster und emfigster Arbeit sich befindet. Wer da nur schauen und sich belehren will, was fremder Fleiß und fremde Arbeit geschaffen, der wird ebensoviele Belehrung, wie Zerstreuung finden. Er wird kaum Zeit genug finden, alles das gründlich zu schauen und zu besichtigen, was sich ihm bietet. Ihm wird die finanzielle Seite der Ausstellung nicht allzu drückend auf seinen Geldbeutel fallen.

Wer da aber das Vergnügen sucht und es auskosten will, der versehe sich mit einem recht gewickelten Ehebuch, denn der mit also löblichen Vorsätzen Reisende wird erstens Geld, zweitens Geld und drittens Geld brauchen.

Ich bin sogar in der glücklichen Lage, ihm Auskunft darüber zu geben, wo er am besten und raschesten sein Geld los werden kann. Da sind nämlich folgende „Attraktionen“:

1. Typisches Dorf aus den Tiroler Alpen.
2. Charakteristisches irisches Dorf.
3. Jerusalem.
4. Bazarstraße in Kairo.
5. Bazar in Konstantinopel.
6. Die asiatischen Wunderländer.
 - a) Ceylon.
 - b) Birma.
 - c) Persien.
7. Auf der sibirischen Bahn.
8. Eine Fahrt zum Nordpol.
9. Straße in Sevilla.
10. Gilande der Südbsee (Hawai, Samoa usw.)
11. Chinesisches Dorf.
12. Bayländer Dorf.
13. St. Louis vor 100 Jahren.
14. Auf dem Meeresboden.
15. Flüssige Luft-Pavillons.

Es ist also, wie man versteht, für den Geschmack eines Jeden gesorgt. Die zahllosen Theater, Varietés und sonstigen Vergnügungsetablissemens zählen ja bei diesem Riesenjahr-

markt überhaupt nicht mit. Wer genügend Geld hat, kann auch sie nach allen Richtungen hin durchlösen und genießen.

Und nun genug für heute. Gelehrter Herr Redakteur, ich hoffe, daß ich Sie und Ihr gesch. Lesepublikum für das Erste wenigstens befriedigt haben werde. Wenn hier erst mehr „Leben in die Buden“ gekommen sein wird, schreibe ich mehr. Für heute seien Sie und die liebe deutsche Heimat auf das herzlichste gegrüßt von Ihrem

T. Z.

In der Festung.

Novellette von Adolf Hüllerl.

Der Lehrsaal der Universität Bonn, in dem Professor Gottfried Kinkel Vorlesungen hält, ist überfüllt. Mit Begeisterung folgen die Studenten den klaren, mit schlagenden Beweisen durchsetzten Ausführungen des beliebten Lehrers, und der eifrigste und aufmerksamste Hörer ist Karl Schurz.^{*)}

Er studiert Philologie und Geschichte. Nüchtern und mäßig, hat er wenig oder gar keinen Sinn für die gewöhnlichen Vergnügungen der Universitätsjugend. Nur seinen Studien hingegeben, zählt er zu den Freunden seines Lehrers, mit dem er geistig auf gleichem Boden der Bildung und Weltanschauung steht.

Die Märztage von 1848 werfen ihn mit Kinkel in dieselbe Bewegung. Er geht ein Jahr später nach dem verunglückten Aufstande in die Pfalz, wohin Kinkel folgt, und jetzt vertauscht der Schüler seine Rolle mit dem Lehrer. Während Kinkel als gemeiner Landwehrmann eintritt, hat es Schurz bereits zum Offizier gebracht; er ist Kinkels Vorgesetzter und Adjutant im Stabe Liebemanns.

Da nahte die Katastrophe von Naikatt. Unter den meist Gravierten befand sich Schurz. Er wurde gefangen nach der Festung gebracht und in die Kasematten eingeschlossen. Seine Verurteilung war sicher. Er wußt es und sann auf Flucht, die ihm gelang. Dem Standrechtstode entging er dadurch, daß er mit einigen Schicksalsgenossen durch einen unterirdischen Gang der Festung floh, den sie zum Teil mit bloßen Händen erweitern mußten. Glücklicherweise in der Schweiz angelangt, war sein ganzes Bestreben darauf gerichtet, Kinkel, von dessen traurigem Schicksal die Zeitungen berichteten, zu befreien. Die Mittel waren kaum in seiner Hand, als er auch schon an das kühne Werk schritt.

Eines Tages meldete sich bei dem Gefängnis-Inspektor der Festung Naugardt ein Mann, der um Aufnahme als Gefängniswärter bat. Es war Karl Schurz. Der dem Tode entronnene Flüchtling wagte sich auf die Gefahr hin, erkannt und verraten zu werden, trotzdem in die Höhlenhöhle.

Der Gefängnis-Inspektor wünschte seine Papiere zu sehen und sprach, als er sie gelesen hatte: „Eine Gefängniswärterstelle ist augenblicklich nicht frei, aber Ihr könnt als Holzhaacker in der Festung Arbeit finden. Wollt Ihr das?“

Schurz ging mit Freuden darauf ein. Es war ihm hauptsächlich darum zu tun, in die Festung zu kommen. War er einmal drin, so hoffte er auch Kinkel zu Gesicht zu bekommen. Dieser Wunsch blieb aber lange Zeit unerfüllt, weil er eben im Holzschuppen des Zwingers beschäftigt wurde und so nie Gelegenheit fand, die Gefangenen zu sehen.

Da erkrankte der Küchenjunge, und an seine Stelle kam Schurz vorübergehend zur Hilfe.

Jetzt wurde es ihm möglich, sich in der Festung näher umzusehen, und da er sich in seinen freien Stunden erbot, den Mägden

beim Säubern der Gänge behilflich zu sein, dauerte es nicht lange, und er hatte die Zelle Kinkels entdeckt. Eine seiner Obliegenheiten bestand darin, die Portionen des Gefängnisessens mit zu verteilen und in die mit eingepreßten Nummern versehenen Blechschüsseln und Teller zu legen. Darauf baute er seinen Plan. Er nahm ein Brot, höhle es künstlich aus und legte einen Brief hinein, in dem er Kinkel mitteilte, daß er sich in der Festung befinde und nur eine passende Gelegenheit abwarte, ihn zu befreien. In den nächsten Tagen sollte er wieder Nachricht erhalten, und auch „der goldene Schlüssel“, mit dem Schurz den Nachschlüssel meinte, würde ihm in der gleichen Weise in einer Brothülle zugehen.

Eine schöne, sternhelle Nacht. Totenstille, nur unterbrochen durch den gleichmäßigen Schritt der vor den Schilderhäusern auf und abgehenden Wachtposten, herrscht in der Festung Naugardt.

Schurz wartet mit einem Bündel Kleidungsstücke hinter einem Mauervorsprung der Festung und zählt bangen Herzens die träge dahinfließenden Stunden, die die Uhr des Gefängnisturmes hell und klar verkündet. Es schlägt zwölf Uhr; Kinkel erscheint nicht. Es wird ein Uhr, zwei Uhr, und noch immer sieht er nichts, hört er nicht das verabredete Zeichen, das in dem heiseren Rufe einer Dohle bestehen sollte. Grau und feucht dämmert der Morgen heran, die Sterne am Himmel erbleichen, und noch immer herrscht Grabesstille. Jetzt muß Schurz an seine eigene Rettung denken, denn jeden Augenblick kann die Ablösung der Wache erfolgen, und man würde ihn bei der Helle des Morgens ganz sicher entdecken. Er schlich sich daher mit seinem Bündel wieder fort und legte sich ein paar Stunden schlafen.

Als er am anderen Morgen die Portionen verteilen half, fiel ihm auf, daß die Schlüsselnummer Kinkels fehlte. Er fragte den Gefängnis Koch, warum der Gefangene auf Nr. 23 kein Essen erhielt, und mußte zu seiner größten Bestürzung erfahren, daß Kinkel über Nacht nach der Festung Spandau abgeführt worden wäre.

Ein wundervoller Tag. Glanz und Sonnenschein liegt in der Luft, aber im Kerker ist es dunkel und erstickend.

Gegen Abend hinkt auf einem Stelzfuße, in grobem, abgetragenen Kittel und breitem Schlapphute ein Leierkastenmann durch die Tore Spandaus. Lustig klingen bald seine munteren Weisen über die dumpfen Mauern und Gräben zu den kleinen, vergitterten Fenstern hinauf, hinter denen die Gefangenen sitzen und wehmütig vergangener, schöner Tage gedenken oder voll banger Sorge über die Gestaltung ihrer Zukunft grübeln.

Da erkönt ein wunderschönes, eigenartiges Lied. Tief und klar, ernst und stimmungsvoll zittert es durch die laue Luft des dunkelnden Abends, und diesmal begleitet es der Leierkastenmann mit seiner Stimme. Er singt:

In klarer Frühlingsabendbracht,
Wenn schon der Sterne Heer erwacht,
Wenn kühl der Mond im Ost sich hebt,
Die Flur mit blauem Duft umweht,
Indes im West des Abends Strahlen
Den Himmel heiß mit Purpur malen;
Wenn Nachtigallenschlag erschallt
Und drein im Nachthauch rauscht der Wald;
Wenn in der Uferweiden Dunkel
Der Esen Chor den Reigen schlingt,
Und aus dem Strom ein leis Gemunkel
Der Rigen auf zum Dichte klingt:
Das ist die zauberhafte Stunde,
Wo Tag und Nacht im gleichen Bunde
Dich kränzen mit dem schönsten Schein,
Du Fürst der Ströme, traunter Rhein!

Kinkel, der in seiner Zelle dem Liede folgt, springt bei den ersten Klängen wie elektrifiziert von seiner Bank auf. Das Lied ist von ihm und die Musik von seiner Gattin Johanna.

Er eilt von seinem Webstuhle weg nach dem Fenster und lauscht . . .

„Dich kränzen mit dem schönsten Schein,
Du Fürst der Ströme, traunter Rhein!“
wiederholt der Sänger unten, dann verklingen die letzten Akkorde wie Windeswehen, und still wird es wie vorher . . .

* * *

Am nächsten Tag kommt der Leierkastenmann wieder. Er singt das gleiche Lied, und jetzt fällt ein Stückchen Kalk aus Kinkels Fenster vor seine Füße. Am dritten Tag fallen zwei Stückchen Kalk herab. Das war ein Zeichen, daß Kinkel wußte, wem das Lied galt, und daß Freunde seiner harreten.

Eine geraume Zeit ließ der Leierkastenmann verstreichen; kein Mensch dachte mehr an ihn. Da auf einmal erschien er wieder und sang zum Schluß das bekannte Lied.

Diesmal wurde aus Kinkels Zelle ein Bindfaden heruntergelassen, an den Schurz schnell ein Briefchen band. Es war in einen Federkiel gerollt und enthielt die Mitteilung, daß noch nicht alles zur Flucht reif sei; Kinkel möge sich noch einige Zeit gedulden. Auf gleiche Weise erhielt der Dichter eine Laubsäge, um die Gitter seines Fensters zu durchsägen, und eine Strickleiter.

Der Tag der Befreiung rückte heran, aber auch diesmal mißlang die Flucht. Schurz stürzte in jener Nacht bei dem Versuche, über die Mauer zu klettern, herab. Seine Freunde glaubten, daß er sich das Bein gebrochen habe, was sich nicht bestätigte; es war nur verrenkt. Wochenlang lag er darnieder. Kaum genesen, ging er von neuem an sein Werk. Auch diesmal sollte es ihm noch nicht gelingen. Von ehemaligen Studenten erkannt, mußte er fliehen. In neuer Verkleidung lehrte er zurück und erschöpfte alle Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, bis seiner bewunderungswürdigen Ausdauer und Umsicht, seinem Mut und seiner Verachtung jeder persönlichen Gefahr endlich das Werk der Flucht gelang. Schurz mußte selbst das Opfer bringen, seine Eltern in völliger Ungewißheit über sein Schicksal und seinen Aufenthalt zu lassen. Er brachte es, wenn auch mit schwerem Herzen.

* * *

Eine stockfinstere Nacht. Ein Windstoß folgt dem andern, und die Wetterfahnen auf den Festungstürmen, drehen sich in raschem Kreise. Mit hohen, schweren Wasserstiefeln und einer Bolzenbüchse auf dem Rücken, durchwaltet Schurz den Schlamm des Festungsgrabens und steigt über die Mauer. Die Turmuhr schlägt die Mitternachtsstunde. Vorsichtig späht er nach allen Seiten. Jetzt nimmt er die Büchse vom Rücken und schießt einen Bolzen durch Kinkels Fenster. Es war das verabredete Zeichen zum Ausbruch. Gleich darauf öffnete es sich, und in seinem Rahmen erscheint Kinkels Gestalt. Er befestigt an die Stümpfe des abgesägten Fenstergitters eine Strickleiter und steigt an ihr hinab. Schurz hilft ihm über die Mauer in den schlammigen Festungsgraben. Aber jetzt verlassen Kinkel die Kräfte. Ohnmächtig bricht er zusammen.

Die ungewohne Kost und die schlechte Gefängnisluft hatten den kräftigen Mann völlig heruntergebracht. Schneeweiß war Haar und Bart, und der erst Vierunddreißigjährige sah aus wie ein angehender Sechziger!

Schurz sprang auch jetzt wieder rettend ein. Mit Riesenkraft zog er den Ohnmächtigen aus dem Schlamm und brachte ihn glücklich ans Ufer. Er war gerettet!

Als Kinkel auf sicherem Boden stand und seinen mutigen Freund gerührt umarmte, sagte er mit Tränen in den Augen: „Noch ein Jahr, und ich hätte als ein Stumpfsinniger im Spinnhause geendet.“

*) Karl Schurz, der vor wenigen Jahren auch von Kaiser Wilhelm II. empfangen wurde, feierte am 2. März seinen 75jährigen Geburtstag.

Großmütterchens Traum.

Eine Frühlingsgeschichte von Julius Berger.

„Kind,“ sagte die alte Dame, die sich so eben nach ihrem gewohnten Mittagsschlafchen vom Divan erhoben hatte und zu ihrer kaum zwanzigjährigen Enkelin ans Fenster getreten war, wo das hübsche Mädchen auf einem Stuhle saß, stückte und ihre großen, blauen Augen über die Landschaft draußen gleiten ließ, mir scheint, wir haben jetzt beide geträumt! Ich hatte einen schönen Traum, und, wenn ich mich nicht täusche, war auch der Deine nicht übel!“

„Großmutter,“ erwiderte das Mädchen erötend, woraus schließt Du, daß ich geträumt, oder aber, daß ich einen schönen Traum gehabt habe?“

„Je nun, Lisbetchen,“ hilstete die Dame freundlich und streich ihrer Enkelin dabei lieblosend über das lange, goldblonde Haar, ich war doch auch einmal jung und, wie die Leute damals behaupten wollten, nicht gerade häßlich. Siehst Du, und wenn man sich seines Gesichtchens wegen nicht zu verstecken braucht, so finden sich immer bald Verehrer und Schwärmer, die einem dieserhalb die Rone machen. Herzchen, in solch junger Zeit, weißt Du, in der Frühlingzeit des Lebens, da wird es einem manchmal ganz wirt im Kopfe. Ganz, wie draußen jetzt in der Natur, da es sich unter jedem Krümchen Erde, unter jedem Stein, in jedem Ast und Zweige regt, lebt und bebt da alles im jungen Menschenkinde durcheinander, daß es ihm eben ganz wie im Kopfe werden muß. So geht's den jungen Fräulein, so geht's den jungen Herren. Schon ein hübsches Auge, ein zierlicher Mund und eine liebliche Nase können sie konfus machen, ins Herz freilich quadt man in jener Zeit nicht, das ist da noch Nebenache. Siehst Du, Lisbetchen, in einer solchen Zeit träumt man gerne und mit offenen Augen, zwölf Stunden am Tage und zwölf Stunden in der Nacht. Und was das für Träume sind! Hab's ja auch durchgemacht, Kind! Und darum weiß ich es, daß Du jetzt auch so einen hübschen Traum gehabt hast!“

„Und doch habe ich jetzt nicht geträumt, Großmütterchen,“ meinte lächelnd und doch etwas verlegen das junge Mädchen, ich habe überhaupt noch nichts von so schönen Dingen geträumt. Ich weiß es, daß ich kein Recht dazu habe: erstlich bin ich ein armes Mädchen, und zweitens habe ich meinen, ach, viel zu früh heimgegangenen Eltern hoch und heilig versprochen, über Deinem alten Leben zu wachen, da Du Herzensgüte bereinst auch Deine ganze Kraft zum Wohle und Segen unserer Familie opferst. Ich danke dem lieben Gott auf den Knien, daß er Dich mir wenigstens erhalten hat, sodas ich nicht allein zu stehen brauche in der kalten, Hebeleeren Welt; und ich bitte ihn täglich, daß er Dich mir noch recht, recht lange erhalten möge.“

„Herziges Kind,“ seufzte die alte Dame und weinte leise, diese Wendung sollte unsere Unterhaltung allerdings nicht nehmen. Komm setze Dich zu mir auf den Divan, denn meine alten Füße halten das lange Stehen nicht mehr aus, so, so, und nun lege Dein Strickzeug fort und höre mir zu.“

„Gern, Großmütterchen,“ erwiderte das Mädchen, nur ermüde Dich nicht zu sehr beim Erzählen.“

Und die alte Dame, welche sich ihre Tränen abgewischt hatte, begann: „Ich danke es Dir, Kind, daß Du mir, der alten, hilflosen Frau, nunmehr fast schon drei Jahre so an der Hand bist und es auch noch länger sein willst. Aber siehe, wenn ich mal sterbe, kannst Du doch unmöglich gleich mit mir kommen, damit Dich der liebe Gott auch gleich dort oben reichlich belohne für alles, was Du Gutes auf Erden getan hast. Also, es wird Dir dann schon nichts anderes übrig bleiben, als weiter zu leben. Und daß Du dann

recht, recht glücklich sein möchtest, glaub es mir, das ist der einzige Wunsch, den ich alte Frau hier auf Erden nur noch habe. Am liebsten wäre es mir freilich, und mein Tod wäre einst ein leichterer, wenn ich es noch erleben könnte, daß Du so recht glücklich würdest. Siehst Du, Herzenskind, und vorhin träumte ich nun davon, daß Du genau so glücklich geworden warst, wie ich es mir so eigentlich gedacht habe. Höre! Ich sah Dich im Schmucke einer Braut am Altare stehen...!“

„Großmutter,“ wehrte das Mädchen, wiederum tief erötend, wie kannst Du nur so etwas träumen!“

„O, o, warte doch nur,“ sagte die alte Dame, die wieder heiterer geworden war, es kommt ja noch viel schöner. Also, Du standest als Braut am Altare, und Lisbetchen, weißt Du auch, wer neben Dir stand?“

„Nein, Großmütterchen,“ brachte das Mädchen leise und offenbar erregt hervor, das weiß ich nicht!“

„Nun denke Dir bloß meinen schönen Traum, Lisbetchen,“ sprach die alte Dame eifrig weiter, unser lieber Freund, der junge Doktor war es, der sich nun schon seit fast drei Jahren regelmäßig zu mir, der alten Frau bemüht und dessen Kunst ich es neben Gott und Dir allein verdanke, daß ich noch atmen darf.“

„Über geliebte Großmutter, wie kommt Du auf den Doktor?“ fragte das junge Mädchen, und ihre Wangen wurden bei dieser Frage noch röter und glühten noch mehr, als vordem schon.

„Um, wie ich auf den Doktor komme?“ Dabei drohte sie dem Mädchen lächelnd mit dem Finger, sehr einfach. Das habe ich schon lange herausgemerkt, daß Du ihm nicht gleichgültig bist!“

„Aber er weiß doch, daß ich arm bin, daß wir beide nichts haben, als die kaum zu erwähnende Rente und das bißchen, das ich mit meiner Hände Arbeit verdiene,“ entgegnete Lisbet rasch, „und er ist doch ein Mann in bevorzugter Lebensstellung, kann die höchsten Ansprüche hier im Städtchen mit machen, ist unschwarz und gefeiert von all den reichen jungen Damen!“

„Unschwarz“, hier hob die alte Dame ihren Zeigefinger erneut und gewichtig. „Das ist's, was ich dir vorhin sagen wollte. Er ist Arzt, ein hübscher, feiner und angenehmer Mann, der wird natürlich unschwarz! Was meinst du, Lisbetchen, wie viele Damen unserer Gesellschaft von unserem lieben Herrn Doktor träumen mögen, genau, wie ich dir vorhin erzähle? Ob sie dabei aber auch mit einer Silbe nur daran denken werden: „Drum prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet!“ Ich glaube nicht, Kind, daß sie es tun! Er aber, unser lieber Doktor, er wird daran denken, er ist keine oberflächliche Natur, soweit kenne ich ihn. Er sieht aufs Herz, und nicht allein auf Auge und Haar, am allerwenigsten aufs Geld! Und wir, Lisbet, geliebtes Kind, wenn er gleich mir den Reichtum entdeckt hat, den du in deinem guten, edlen Herzen trägst?“

„Großmütterchen,“ sagte das Mädchen bescheiden, ich tue doch nur meine Pflicht!“

„Ein Herz, das seine Pflichten kennt, ist eben ein reiches Herz“, sagte die Großmutter lächelnd und mit einer Freudenträne im Auge, „und Lisbetchen, glaub es mir, diesen Reichtum schätzt unser lieber Doktor jedenfalls höher, als den andern, den man verlieren, oder der verbrennen kann. Doch, abgesehen davon, Lisbet, mein Herz, hattest du vorhin wirklich nicht an unseren lieben Doktor gedacht, als ich aufwachte und dich so gedankenvoll hinausblücken sah in die erwachende, herrliche Frühlingnatur?“

„Ich will nicht lügen, Großmütterchen,“ entgegnete das Mädchen leise und barg ihr heiß erglühendes Gesicht an der Brust der alten Dame, „gedacht habe ich in jenem Augenblick allerdings an den Doktor, aber nicht

geträumt habe ich von ihm: ich sah ihn vielmehr im Geiste von Haus zu Haus gehen wo man seiner bedarf, und überall Hilfe, Trost und Hoffnung bringend!“

„Ha, ha, ha,“ lachte die alte Dame aus vollem Herzen, „geliebtes Kind, das ist ja eben geträumt, mit offenem Auge geträumt! Und ist das kein schöner Traum, wenn man an Hilfe, Trost und Hoffnung denkt? Ja, ja, das macht der Frühling! Da läßt sich das Herz einmal nicht halten! Dann will auch die Liebe heraus aus der engen Brust und hin zu dem andern Herzen, das dazu gehört und von Gott dazu bestimmt ist, das reine, hohe und himmlische Glück der Liebe auferstehen zu lassen.“

„Großmütterchen phantasiert ein Klein wenig“, lächelte das Mädchen, „jetzt, da gerade draußen die Glocken erklingen!“

„Ach ja“, rief verzückt die alte Dame, „es ist wahr, die Glocken klingen soeben! Ach Kind, auch bei mir war es einst zur Frühlingzeit, als ich deinem Großvater, meinem seligen Manne, das Versprechen gab, sein Weib zu werden. O, laße mich jener Zeit ein Weilchen gedenken, die Erinnerung ist ja so süß!“

Dabei legte die alte Dame ihren Kopf leise zur Seite, und bald lag sie in süßem Schummer. Das junge Mädchen öffnete das Fenster und ließ einen Augenblick den Frühling hinein ins Zimmer und der Glocken Klang!

Dabei hatte sie überhört, daß die Zimmertür aufgegangen und ein junger Mann angesichts der schlafenden Dame leise eingetreten war, der sich nun in unmittelbarer Nähe von Lisbet befand.

Sein Gruß ließ sich die junge Dame umwenden: „Herr Doktor!“

„Fräulein Lisbet“, sagte er kurz und entschlossen, „darf ich mit ihnen ein Wörtchen reden?“

Die beiden Menschenkinder redeten mit einander nicht lange. — — —

Großmutter erwachte, sah das schöne Bild der Liebenden vor sich, sagte nichts, und weinte bloß vor Müd und Freude.

„Dein Traum, Großmütterchen!“ jubelte glückselig das Mädchen, und der alten Dame zitternde Hände segneten das junge Paar.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung).

Freitag, 25. März. Maria Verkündigung. Gebotener Feiertag. Evangelium nach dem heiligen Lukas 1, 26—38. Epistel Ijob 7, 10—15.
● St. Andreas: Titularfest der marianischen Kongregation junger Kaufleute und Künstler. Abends 6 Uhr Predigt mit Andacht.
● St. Martinus: Morgens 1/8 Uhr gemeinschaftliche Kommunion für die Schüler an der Kronprinzenstraße. Abends 6 Uhr Fastenpredigt. ● Karmeliten-Klosterkirche: Titularfest der marianischen Jungfrauen-Kongregation. Morgens 1/8 Uhr (Anrede) Vortrag. 6 Uhr heilige Messe, 1/9 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 4 Festpredigt und feierliche Festandacht. ● Ursulinen-Klosterkirche: Morgens 8 Uhr Hochamt, Nachmittags 6 Uhr Andacht. ● Klosterkirche der Schwestern vom armen Kinde Jesu: hl. Messen um 6 1/2, und 8 Uhr. Nachmittags 3 Uhr Kongregationsandacht mit Predigt, 5 1/2 Uhr Andacht zu Ehren der allerheiligsten Jungfrau Maria.
● St. Anna-Stift: Haupt- und Titularfest der marianischen Dienstmädchen-Kongregation. Während der hl. Messe um 6 Uhr gemeinsch. hl. Kommunion.

Samsstag, 26. März. Ludgerus, Bischof + 809.
● St. Lambertus: Morgens 9 Uhr hl. Messe mit sakramentalischem Segen zu Ehren der hl. fünf Wunden. ● Karmeliten-Klosterkirche: Nachmittags 6 Uhr Salve-Andacht.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehla.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

(Palmsonntag).

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 21, 1-9. „In jener Zeit, da sich Jesus der Stadt Jerusalem näherte, und nach Bethphage am Oelberge kam, sandte er zwei Jünger ab und sprach zu ihnen: Gehet in den Flecken, der euch gegenüber liegt, und ihr werdet sogleich eine Eselin angebunden finden, und ein Füllen bei ihr; machet sie los und führet sie zu mir. Und wenn euch Jemand etwas sagt, so sprecht: der Herr bedarf ihrer; und sogleich wird er sie euch überlassen. Dieses alles aber ist geschehen, damit erfüllt würde, was gesagt ist durch den Propheten, der da spricht: Saget der Tochter Sion: Siehe, dein König kommt sanftmüthig zu dir und sitzt auf einer Eselin, und auf einem Füllen, dem Jungen eines Lastthieres. Die Jünger gingen nun hin und thaten, wie ihnen Jesus befohlen hatte. Und sie brachten die Eselin mit dem Füllen, legten ihre Kleider auf dieselben und setzten ihn darauf. Sehr viel Volk aber breitete seine Kleider auf den Weg; und andere hieben Zweige von den Bäumen und streuten sie auf den Weg. Und die Schaaren, die vorausgingen und nachfolgten, schrien und sprachen: Hosanna dem Sohne Davids; hochgelobt, der da kommt im Namen des Herrn.“

Die Karwoche.

Den Schluß der vierzigtägigen Fastenzeit bildet die Karwoche. In der lateinischen Kirchensprache heißt sie die „größere Woche“ (in asor hebdomada), und diesen Namen führte sie auch schon in der alten griechischen Kirche, wie der hl. Chrysostomus († 407) bezeugt. Die Bedeutung und der Bezeichnung „Karwoche“ ist zweifelhaft; wahrscheinlich heißt es so viel als Trauerwoche, von dem alten Worte Char oder Kar, d. i. Trauer, Schmerz. Und in jeder dieser Bezeichnungen weist deutlich genug auf die großen Geheimnisse hin, die gerade in dieser Woche das Christenherz beschäftigen sollen; sie steht einzig da, denn keine andere vereint in sich eine solche Fülle von Herrlichkeit und erhabener Größe und andererseits von Schmerz und Trauer. Sie ist dazu bestimmt, in unseren Herzen das innigste Mitleid mit unserm leidenden und sterbenden Erlöser und eine entsprechende dankbare Gegenliebe zu erwecken.

Die wichtigsten und denkwürdigsten unter den Tagen dieser hl. Woche sind — neben dem Palmsonntag und Karfreitag — der Gründonnerstag und der Karfreitag, über deren Liturgie wir hier Einiges folgen lassen:

Gründonnerstag.

Am diesem Tage vergegenwärtigt uns die Kirche die Einsetzung des hl. Abendmahles, die Jesus am Tage vor Seinem Leiden vollbracht hat. Es ist durch alte Denkmäler und Schriften hinlänglich erwiesen, daß die Christen der ersten Zeiten diesen Tag mit besonderer Feierlichkeit begangen haben.

Ein Tag von so großem Momente, von solcher Erinnerung an das heiligste Geheimnis und an die unaussprechliche Liebe, womit sich der Helland Selbst als Speise der Seele hin-

gegeben, mußte natürlich den Gläubigen der ersten christlichen Zeiten vorzüglich heilig sein. Sie kamen daher an diesem Tage zusammen, wie die alte Uebersetzung bezeugt, opferten Brot und Wein zur Konsekration und empfingen den heiligen Leib und das heilige Blut im heiligen Sakramente.

So ward dieser Tag bis zum zwölften Jahrhundert als ein Festtag gefeiert; allein seit dieser Zeit unterläßt die Kirche über ihren Tränen ob der Verführungsleiden ihres göttlichen Bräutigams den Ausdruck der Freude über die Einsetzung des genannten Sakramentes, indem sie ihn auf das Fronleichnamsfest verchiebt. So leidet uns die Kirche selbst an, daß wir heute bloß in stillem Nachdenken uns an das allerheiligste Liebes Sakrament erinnern und in inniger Nahrung des Herzens der unendlichen Liebe Jesu gedenken sollen, vermöge der Er Sich Selbst vor Seinem Leiden uns zur Speise und zum Unterpfande des ewigen Lebens gab, um die jubelvolle Feier dieses Geheimnisses im Triumphzuge am Fronleichnamsfeste zu begehen.

Auch die Fußwaschung läßt die Kirche, wenigstens in den bischöflichen Kathedralen, an diesem Tage wiederholen, um ihren Gläubigen die demüthige Liebe Jesu ins Gedächtnis zu rufen, der nicht gekommen war, sich bedienen zu lassen, sondern Selber zu dienen und Sein Leben zur Erlösung für Alle dahin zu opfern, damit wir nach dessen Vorbild zu gleicher, demüthiger Selbsterleugnung und zur dienenden Liebe uns entschließen mögen.

Auch werden an diesem Tage, wo das hl. Messopfer, der Mittelpunkt des katholischen Kultus und die Quelle aller hl. Sakramente, eingesetzt worden, seit undenklicher Zeit von dem Bischöfe die heiligen Oele zur Auspendung mehrerer heiliger Sakramente geweiht. Bei dieser feierlichen Handlung ste-

Kirchenkalender.

Sonntag, 27. März. Palmsonntag. Rupertus, Bischof † 718. Evangelium Matthäus 21, 19. Epistel: Philipp 2, 5-11. ● St. Lambertus: Nachmittags 4 Uhr Predigt, nach derselben bei gütlicher Bitterung Römerfahrt. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Morgens 9 1/2 Uhr Palmweihe. ● Karmeliten-Klosterkirche: Morgens 6 Uhr erste heilige Messe, 7 1/2 Uhr zweite hl. Messe. Nachmittags ist die Andacht um 3 Uhr anstatt um 4 Uhr, wegen der Römerfahrt, welche von der St. Lambertus-Kirche auszieht. ● Ursulinen-Klosterkirche: Vortrag für den Marien-Verein. ● Pfarrkirche zu Volmerswerth: Morgens 1/10 Uhr Weihe der Palmen, Prozession und Hochant. Nachmittags 1/3 Uhr Christenlehre und Kreuzweg-Andacht.

Montag, 28. März. Felix, Martyrer † 256.

Dienstag, 29. März. Eustasius, Abt † 628.

Mittwoch, 30. März. Quirinus, Martyrer † 103. ● St. Lambertus: Nachmittags 5 Uhr Betstunde. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 7/8 Uhr letzte St. Josephs-Andacht. ● Karmeliten-Klosterkirche: Die Nachmittags-Andacht fällt aus.

Donnerstag, 31. März. Balbina, Jungfrau † 130. Gründonnerstag. ● St. Andreas: Morgens 9 Uhr Hochant und Oster-Kommunion. Nachmittags von 1-2 Uhr Betstunde für die Schulkinder, von 5-6 Uhr Rosenkranz und Lamentation, von 7-8 Uhr Stationen Gebete und Prozession.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

hen dem Bischof zwölf Priester, sieben Diakonen und ebensoviele Subdiakonen und andere Kirchendiener zur Seite, in deren Verein er die Weihe der heiligen Oele mit verschiedenen Gebeten, die gleichfalls aus hohem Altertume stammen, vornimmt. — Das erste dieser geweihten Oele ist das Kranken-Oel, welches bei jenem Sakramente Verwendung findet, das die Kranken auf ihrem Schmerzenslager stärken soll. Das zweite dient zur Einweihung der Täuflinge. Der Chrysam ist das dritte dieser heiligen Oele, in dem der Christ nach der Taufe zum Geweihten des Allerhöchsten erhoben und in der Firmung in dieser hohen Bestimmung gekräftigt wird; zugleich erhalten mit dem Chrysam die Bischöfe, die Priester und die dem göttlichen Dienste geheiligten Dinge die Salbung, damit die Gnade des Himmels in Fülle über sie und durch sie über die Christenheit herabkomme.

Karfreitag.

Am Karfreitag vergegenwärtigt die Kirche die Thatfache der durch den Tod Christi am Kreuze bewirkten Erlösung. In Todes-trauer ist deshalb das Heiligtum des Herrn gehüllt; stumm und tief erschüttert versammelt sich die Christenchar; aller Blicke wenden sich zum Kreuzesholze hin, und der Tod ihres Erlösers, erduldet für die Rettung des Menschengeschlechtes, ergreift Herz und Geist aller Jünger des Gekreuzigten. Deshalb entspricht auch der ganze Gottesdienst am Karfreitage dieser Trauer: das Kreuz ist mit schwarzem Flor umhüllt, der Priester erscheint in schwarzem Gewande, immer noch schweigen Glocken und Orgel, und kein Gesang ertönt, als bloß, wenn das Kreuz als Siegeszeichen enthüllt und öffentlich gezeigt und das Allerheiligste zum Hochaltar zurückgetragen wird. An dem Todestage unseres göttlichen Erlösers wird auch von der katholischen Kirche nicht, wie sonst täglich, die Feier der heiligen Messe begangen, weil heute Jesus Christus, als oberster Priester, sich selbst am Stamme des heiligen Kreuzes blutiger Weihe geopfert hat, und das ganze Werk der Versöhnung durch Ihn vollendet worden ist. Er ist an diesem Tage am Kreuze gestorben und tot im Grabe gelegen, darum geziemt es sich nicht wohl, daß man Ihn durch eine neue Konsekration lebendig aufopfere. Es ist auch die Messe ein Freuden- und Trostopfer, daher wird nur die heilige Hostie, welche am vorhergehenden Einsegnungsfeite des heiligen Abendmahls konsekrirt wurde, auf den einfach zubereiteten Altar zurückgetragen.

Eine ganz besondere Verehrung wird dem heiligen Kreuze, als dem Werkzeuge unserer Erlösung, dem Zeichen des errungenen Sieges, an diesem Tage erwiesen: Gleichwie Moyses die Schlange in der Wüste erhöhet hat, so muß der Menschensohn erhöht werden (Joh. 3). Also sprach Jesus selbst zu Nikodemus, der ihn zu nächstlicher Stunde aufgesucht hatte. Erhöhet mußte der Menschensohn werden. Die eiserne Schlange war als Sinnbild des belebenden Todes Christi schon in den frühesten Zeiten des Gesetzes gewählt; denn wie der Anblick der eiserne Schlange das Volk in der Wüste von den Bissen giftiger Schlangen heilte, die zur Strafe ihrer Vergehungen über sie gekommen, also sollte der Anblick und die Kraft des Kreuzes das menschliche Geschlecht von den Bissen der alten Schlange heilen. Erhöhet mußte der Menschensohn werden; denn obschon die Weisheit des Allerhöchsten das sündige Menschengeschlecht auf vielseitige Weise erlösen konnte, so hätte doch keine andere Erlösungsweise die Verachtung und Verleumdung, welche die Sünde des Ungehorsams der göttlichen Majestät zugefügt, so vollkommen ersetzt, keine andere die Größe, die Gerechtigkeit, die Heiligkeit Gottes und Seinen ewigen Haß gegen die Sünde ausgedrückt und so laut verkündet, keine andere Seine ewige Güte so deutlich offenbart und Seine Weisheit und Glorie in so erhabenem Glanze gezeigt wie gerade dieser schmähliche Tod des Gottmenschen am Kreuze.

Erhöhet mußte Er ferner werden, weil dieser Tod das geeignetste Mittel war, die fürchterliche Schuld der Sünde in ihrer ganzen Größe, sowie nicht minder die schrecklichen Strafen zu zeigen, die ihrer harren. Denn wenn man das am „grünen Holze“ thut, was wird mit dem „dürren“ geschehen? d. h. wenn der Gerechteste und Heiligste solchen grausamen Leiden hingegeben wird, was haben dann wohl die Bösen, die Gottlosen zu erwarten? der leidende Erlöser wollte somit, daß wir Mitgenossen Seiner Leiden werden sollen, sofern wir Mitgenossen Seiner Herrlichkeit werden wollen. Er wollte schon durch Seine äußerliche, wenngleich schmähliche Erhöhung, mit Seinen ausgestreckten Armen zeigen, wie Er uns mit den Banden des vollkommensten Zutrauens, des lebendigsten Dankgefühls und der zartesten Liebe anziehen möchte. Dies will die Kirche denn heute den Gläubigen besonders zur Erwägung geben; deshalb wird das Kreuz, als das Zeichen des Sieges, enthüllt und der andächtigen Versammlung der Gläubigen als jenes löstliche Holz gezeigt, an dem das Heil der Welt gehangen. — Bei der Enthüllung des Kreuzes wird die Gemeinde zur dreimaligen Anbetung des Gekreuzigten aufgefordert, indem der Priester dreimal in höherem Tone singt: „Sehet das Holz des Kreuzes!“ die Diener antworten: „An dem das Heil der Welt gehangen ist“ und der Chor: „Kommet laßt uns anbeten!“

So erreicht die Feier des Leidens unseres Erlösers in der Liturgie des Karfreitag ihren vollsten Ausdruck: Orienten wir uns, lieber Jesu, mit der Kirche in die tiefen Geheimnisse derselben — denn die nachfolgende Osterfeier wird nur dann zu einer wahrhaft zu Herzen gehenden Freudenfeier sich gestalten können.

S.

Palmsonntagsgebräuche.

Kulturgeschichtliche Blanderei von Dr. L. Kessel.

Die Linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht
Sie schaffen an allen Enden,
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich alles, alles wenden.

Unsere heimischen Begriffe von dem Beginn des Frühlings setzen gewöhnlich mit dem Palmsonntag ein. Das Volk schert sich wenig um den kalendrisch astronomischen Frühlingsbeginn. Das erste grüne Blatt am braunen Zweige ist ihm mehr, als aller gelehrter Krimskram. Und die goldgelbe Butterblume, das silberweiße Gänjebüchlein redet zu ihm lauter von der erwachten Natur, als gelehrte Abhandlungen über Äquinotialstürme. Der Tag mit dem all das einzutreten pflegt, was dem Volk zu einem regelrechten ersten Frühling gehört, ist der Palmsonntag.

Ein Frühlingsfest ist dann der Palmsonntag denn auch in allererster Hinsicht. Die Nacht des Winters konnte nun als endgiltig gebrochen angesehen werden, hatte doch das Schneeglöckchen schon längst den Lenz eingeläutet. Um aber den Frühling würdig zu begrüßen, mußte man ihm auch Opfer darbringen, die seiner wert waren. Meist bestanden diese Opfer bei unseren Vorfahren aus Eiern und Blumen. Erst später schmückte man Haus und Heim, Altar und Kirche mit Palmensymbolen, die an den Einzug des Heilandes in Jerusalem erinnern sollten. Die Stechpalme, die mitunter hierbei zur Verwendung kommt, soll nicht an die Palmen, die man Christus bei seinem Einzuge streute, erinnern, sondern an die Dornenkrone.

Der Volksmund nennt den Sonntag vor Ostern nicht bloß Palmsonntag, sondern auch „Grüner Sonntag“, „Blumensonntag“, „Goldener Sonntag“, usw. Deshalb ist auch dieser Tag eigentlich ein Tag für die Kinderwelt. Er erhält dadurch auch noch eine größere Weihe, daß an diesem Tage vielfach Umzüge abgehalten werden, bei denen es recht

lustig zugeht; sogar theatrale Aufführungen im Freien werden veranstaltet.

Wenn wir zu den Palmsonntagsgebräuchen der einzelnen Volksstämme übergehen, so stoßen wir sonderbarerweise zuerst in Niederbayern auf einen Palmsonntagsgebrauch, der eigentlich ein Totensonntagsgebrauch ist. Man schmückt nämlich an diesem Tage die Gräber der Verstorbenen mit Palmzweigen. In Tirol befestigt man Palmbüschel an den Marksteinen auf den Feldern. Das soll das Wachstum bedeutend fördern. Am Niederrhein werden Palmzweige an den Stallthüren befestigt, was das Vieh gegen Krankheit und Unglück schützen soll. Um Blitzegefahr von den Häusern abzuwenden, steckt man in Südfrankreich, Italien und Spanien Delbaumzweige an alle Mauervorsprünge, an die Balkongitter und auf das Dach. In England tritt häufig die Weiden- oder Weidenbaumzweige. In Rußland schließlich muß mitunter sogar der Fingstbaum, die Birke, einen Zweig zum Palmsonntagschmuck hergeben, obwohl an ihm kaum noch die ersten Blattknospen sichtbar entwickelt sind.

Die schönsten Palmsonntagsfitten brauchen wir aber nicht im Auslande zu suchen, wir finden sie in Deutschland selbst am vollsten und schönsten entwickelt. Die Wälder des Böhmerwaldes haben da so machen schönen Gebrauch. Ist das Wetter kurz vor Ostern nur einigermaßen günstig, so werden schon am Latare Sonntag die mit Kästchen behangenen Zweige der Pfahlweide geholt. Diese Zweige werden möglichst in die Sonne gelegt, damit sie ihre Blüten noch reicher entfalten können. Dann werden aus ihnen die mit farbigen Bändern oder buntem Papier geschmückten Palmbesen gebunden. Dabei sucht jeder seinen Besen so groß und hoch als nur irgend möglich zu machen. Alle Palmbesen wandern in die Kirche, wo sie um den Altar herum ein wahres Palmenmeer bilden. Ueberall sieht man diese Palmenzweige, an jedem Fenster, jeder Thür, in jeder Hand und auf jedem Hut. Streicht man mit einem derartigen Palmenzweig, der in der Kirche geweiht ist, dreimal ums Haus, so muß man ihn durch das Stubenfenster dem Hausherrn übergeben, der ihn seinerseits sofort auf den Boden zu tragen und unter einem Dachbalken aufzubewahren hat. Dann kann kein Raubtier mehr dem Kleinvieh schaden. Außerdem aber kann man auch noch jedes Gewitter unschädlich machen, wenn man beim Ausziehen des Unwetters ein Kästchen von dem untern Dachbalken verborgenen Palmzweig ins Feuer wirft. Ebenso können die Felder durch Palmzweige vor Hagelschaden geschützt werden. Sich selbst seit man gegen Gefahr und Krankheit gleichfalls dadurch, wenn man Palmkästchen ungelaut herunterschluckt.

Der Wälder des Böhmerwaldes kann freilich froh sein, daß er sich am Palmsonntag nach der Weidenzweige bedienen kann. Ueberall ist das nicht so. Je weiter wir nach Norden zuschreiten, desto ärmtlicher wird der Zweig, der an der Stelle des stolzen, echten Palmblattes tritt.

Den Ursprung des Palmgebrauchs am Sonntag vor Ostern charakterisiert am besten das Ev. Joh. (12, 12—15). Dasselbst heißt es bekanntlich: „Des anderen Tages, viel Volks, das auf das Fest gekommen war, da es hörte, daß Jesus kommt gen Jerusalem, nahmen sie Palmzweige und gingen hinaus, ihm entgegen, und schrien: Hosanna, gelobet sei der da kommt in dem Namen des Herrn, ein König von Israel! Jesus aber überkam ein Eselin und ritt darauf! wie denn geschrieben steht: Fürchte Dich nicht, Du Tochter Sions, siehe Dein König kommt reitend auf einem Eselsfüllen.“

In Anschluß an diese Worte der Bibel lassen sich am besten die meisten der mitteleuropäischen Palmsonntagsgebräuche verstehen. So jener Brauch vom „Palmeiseln“. Das Mittelalter kannte noch große Palmeseprozessionen. Die oströmische Kirche ließ einen

Patriarchen auf einem Palmesel den Einzug in die Stadt halten. Der Kaiser selbst schritt nebenher und führte das Tier am Zügel. Ähnliche Bräuche konnte man vor einigen Jahrhunderten auch noch in England, Schottland, Holland und in den nordischen Reichen beobachten. Die Esel, an deren Stelle in den letzten Jahren meist ein künstliches Gebilde trat, waren gewöhnlich reichlich mit erstem Blattgrün und Frühlingsblumen geschmückt. Selbstverständlich nimmt die Palmenweihe wohl nirgends auf Erden einen erhabeneren Charakter an als in Rom selbst.

Palmsontag ist der erste Frühlingssonntag. Er bereitet auf das Auferstehungsfest vor, kündigt die Thronbesteigung des jugendlichen Königs Lenz an, der die finsternen Winter-nächte endgültig überwunden und in die Nacht geschlagen hat. Wenn fielen da nicht Badenstedts herrliche Verse ein, die gerade so treffend die Palmsonntag-Stimmung charakterisieren:

Wenn der Frühling auf die Berge steigt
Und im Sonnenstrahl der Schnee zerfließt;
Wenn das erste Grün am Baum sich zeigt
Und im Gras das erste Blümlein spricht;
Wenn vorbei im Tal
Nun mit einem Mal
Alle Regenszeit und Wintersqual:
Schallt es von den Höhen
Bis zum Tale weit:
O wie wunderschön
Ist die Frühlingszeit!

Wer ist es, der da am Palmsonntag nicht
mit einstimmen möchte in den jubelnden Ruf:
O wie wunderschön
Ist die Frühlingszeit!

Die Reise des Kaisers nach dem Mittelmeer.

Auf See, 12. März 04.

Die lichten Farben des Rotefand-Leuchtturms glänzen weithin unter den Strahlen der Frühlingssonne. Weißgrau flimmernd, wie geschmolzenes Blei, nur leicht gekräuselt vom frischen Winde liegt die Nordsee da, und darüber spannt sich ein blauer Himmel aus, so frühlingsblau und jugendfrisch, wie nur ein nordischer Himmel sein kann. Der mächtige Dampfer, der, von der Weser kommend, dem Leuchtturm durch Flaggensignal, das er am Fockmast hißt, als Reichspostdampfer „König Albert“ des Norddeutschen Lloyd sich zu erkennen gibt, fährt am Großmast die deutsche Kaiserstandarte. Er hat seit heute morgen Kaiser Wilhelm II. mit seinem Gefolge an Bord, um ihn nach den Gehaden des Mittelmeeres zu tragen. Halbwegs zwischen Bremerhaven, das um 8 Uhr verlassen worden war, und dem Rotefand-Leuchtturm war der Dampfer und mit ihm das Begleitschiff, der große Kreuzer „Friedrich Karl“, durch Nebel einige Stunden festgehalten worden. Aber die Frühlingssonne hatte endlich die schwer und dick auf dem Wasser liegende Nebelschicht getrennt und vertreiben, so daß der Dampfer seine Fahrt zur See hatte fortsetzen können. Allerdings der Kreuzer hatte vorerst noch vor Anker liegen bleiben müssen, weil er bei seinem größeren Tiefgang das erst um 6 Uhr abends eintreffende Hochwasser abwarten mußte. Inzwischen war durch Funkentelegraphie der Marinestation in Wilhelmshaven befohlen worden, als zeitweiligen Ersatz ein Torpedoboot zu schicken. Noch ist nichts von ihm zu sehen. Aber das Kaiserschiff muß doch bereits erblickt worden sein, denn vom Jadebusen her dröhnt schwer und dumpf Kanonendonner; es ist der Gruß der Kriegsmarine an ihren kaiserlichen Herrn.

Der Kaiser steht auf der Kommandobrücke, sein Fernrohr in der Rechten, und blickt suchend in die Ferne. Er freut sich sichtlich der frischen Seeluft, die ihn umweht, des herrlichen Frühlingssonnenscheins, der Schiff und See umflimmert. Häufig ruft er den diensttuenden Marineoffizier heran, um ihm Depeschen für die Funkentelegraphie zu geben, die den Dampfer noch mit dem Land und mit dem auf der Weser liegenden Kreuzer verbindet. Da taucht auf Backbordseite vor-

aus ein mächtiger Dampfer auf. Bald sind vier gewaltige Schornsteine zu sehen. Er hält seinen Kurs direkt auf unsern Dampfer zu. Jetzt erkennt man ihn als den Schnelldampfer „Kaiser Wilhelm der Große“, der, von Newyork kommend, heute noch seinen Heimathafen erreichen will. Dem Kaiser zu Ehren hat er festlich über den Toppen geslaggt; lustig flattern die bunten Fähnchen im Winde. Hunderte und aberhunderte von Passagieren und Mannschaften stehen an der Backbordreele. Jetzt sind beide Dampfer einander in unmittelbarer Nähe, die Flaggen am Bug senken und heben sich zum Gruße und ein dreifaches, brausendes „Hurra“ begrüßt den Kaiser, der freundlich salutierend auf der Brücke steht und freundhellen Blickes dem stolzen Dampfer nachschaut, der den Namen des von ihm so hochverehrten Heldenkaisers trägt und allzeit in Ehren getragen hat. Nun werden auch, in der Richtung auf dem Jadebusen zu, dicke, dunkelschwarze Rauchwolken sichtbar und bald erkennt man mit dem Glase das von Wilhelmshaven herbeorderte Torpedoboot. Mit gewaltiger Anstrengung arbeitet das kleine Dampfboot vorwärts, aber es scheint ihm nicht gelingen zu wollen, den „König Albert“ einzuholen. Deshalb stoppt der Dampfer auf 10 Minuten und jetzt rauscht das schwarze Boot längsseit, die kaiserlichen Befehle erwartend.

Mit dreimaligem „Hurrah“ begrüßt das kleine Häuflein der Mannschaft den Kaiser. Der das Torpedoboot kommandierende Offizier meldet herüber, daß sie für drei Tage Kohlen an Bord haben, und erhält den Befehl, bis auf weiteres im Kielwasser des Dampfers zu folgen. Mit voller Kraft geht's jetzt voran, immer weiter in die Nordsee hinein. Altkendrot taucht die Sonne hinter dem Wolkenbunde unter, das den Horizont umsäumt, die Nacht senkt sich allmählich herab und legt auf die hellgrüne See tief schwarze Schatten. Vom festlich erleuchteten Speisesaal her, in dem der Kaiser mit seinem Gefolge an blumengeschmückter Tafel zu Abend speist, tönen frohe Stimmen und herzliches Lachen. Ruhig, aber unaufhaltsam eilt das Schiff vorwärts. Schon zeigt sich backbordwärts das Leuchtturm von Vorkum etwas zurück das von Nordern, und weit zurück auf Steuerbordseite strahlt das mächtige Feuer von Delgostrand. In eiliger Flucht jagen am Schiffsbord vorbei die schwarzen Wasser nach rückwärts. Wie ein untrennbarer Schatten folgt das dunkelschwarze Torpedoboot, qualmend und stampfend. Nur seine Toplaterne strahlt in freundlichem Lichte und sein Steuerbordlicht legt auf dem dunklen Wasser eine smaragdgrün schimmernde Märchenbrücke vom Begleitschiff herüber zum Kaiserdampfer.

Sonntagmorgen. Auf der dunkelgrünen, leicht gekräuselten See liegt tief herunter die graue Wolkenbede. Im ruhigen Gange bahnt sich der Dampfer durch die Wasser seinen Weg. Seit 5 Uhr früh folgt wieder der Kreuzer „Friedrich Karl“ an Stelle des Torpedobootes als Begleitschiff. Um 1 Uhr hatte er mit elektrischem Scheinwerfer, nach dem Schiffsbord, der „Position“ des „König Albert“, angefragt, um 3 Uhr war die Funkentelegraphische Verbindung zwischen den beiden Schiffen hergestellt, so daß der Kreuzer genau den Ort und Kurs des Dampfers erfahren konnte. Jetzt fährt er wieder im Kielwasser mit einem Abstand von 600 Meter.

Auf 10 Uhr hat der Kaiser Gottesdienst anfragen lassen. Im Hintergrund des Speisesaales ist ein Gebetpult errichtet worden, über dem die deutsche Reichsflagge ausgebreitet ist. Ernst und feierlich sieht von der Vorderseite das große schwarze Kreuz her. Die rückwärtige Wand schmückt ein Aufbau von grünen Pflanzen. Die Schiffskapelle nimmt in der Saalecke Aufstellung; dann kommen die Herren des kaiserlichen Gefolges, die meisten in schwarzem Zivilgehrock, nur wenige in Marineuniform, ferner die geladenen Gäste und die dienstfreien Schiffsoffi-

ziere; auch die Dienerschaft des Kaisers und des Gefolges stellt sich ein.

Nun tritt der Kaiser, in ordnungsgemäßer Admiralsuniform, in den Saal herein an das Gebetpult. Zum Beginn des Gottesdienstes läßt er die zwei ersten Verse des Chorals „Ach bleib mit deiner Gnade“ unter Begleitung der Schiffskapelle singen. Dann verliest er mit fester, klarer Stimme die verschiedenen Schrifttexte des heutigen Sonntags. Der Ton seiner Worte läßt eine tieferste, andächtige Stimmung erkennen. Durch scharfe Betonung und markiertes Absetzen läßt der Kaiser wichtige Worte und Sätze außerordentlich pointiert hervortreten. Es liegt eine packende Ueberzeugungstreue in seiner Art zu lesen. Auf die Verlesung der Schriftworte folgt der Gesang der ersten zwei Verse von „Ein feste Burg ist unser Gott“. Wie schon vorher singt der Kaiser auch jetzt kräftig mit. Dann verliest er eine in einfachen, schlichten Worten voll zuversichtlicher Glaubensstreue und festen Mutes verfaßte Predigt über die zwei letzten Verse von 1. Korinther 15. Darauf singt die Versammlung den 8. Vers von „Ein feste Burg“, worauf der Kaiser das Glaubensbekenntnis, das Vaterunser und den Segen spricht. Zum Schluß rauschen durch den Saal die siegesgewissen, melodienreichen Klänge des „Niederländischen Volksliedes“: „Wir treten zum Beten vor Gott In Gerechten.“

Gegen Mittag hat das Wetter sich aufgeklärt. Wie frisches Gletscherwasser, hellgrün mit milchigem Schimmer, ist jetzt die Nordsee. Ringsum, wohin das Auge blickt, sieht es Segler mit geschwellten Segeln und Dampfer in allen Formen und Größen. Die Luft ist milder und weicher geworden. Jetzt schimmern die Kreidefelsen, die Dover nordwärts umgeben, aus dem lichten Dunst hervor. Schon kann man die Befestigungen, die den Bergkranz krönen, mit bloßem Auge erkennen. Bald liegt der Dampfer dem Hafen gegenüber; rasselnd geht der Anker zur Tiefe. Und da liegt auch schon der Tender längsseit, mit der deutschen Reichsflagge am Mast und dem Union Jack am Flaggenstock. Er bringt den deutschen Konsul von Dover und zwei englische Offiziere, die den Kaiser begrüßen wollen, sowie Depeschen und Briefe aus Deutschland. Nach einem nur halbständigen Aufenthalt, währenddem der Kaiser mit den besuchenden Herren in seiner lebenswichtigen Weise sich unterhalten hat, fährt der Tender, dem auch Depeschen an die Heimat mitgegeben worden sind, wieder ab; der Anker wird gelichtet, die Flaggen senken und heben sich zum Gruße, und weiter geht es in voller Fahrt der englischen Küste entlang. Im Westen erhebt sich hinter der hellgrauen Wolkenhülle, die noch immer den Himmel überzieht, ein flimmerndes Leuchten, im Zenith blickt der blaue Himmel siegreich hindurch und dehnt sich immer weiter und weiter nach allen Seiten aus; die Wolken am Horizont färben sich tiefviolett und fliehen mit dem violetten Rande der weißgrünen See in eins zusammen. Und jetzt strahlt auch noch die Sonne einen kurzen Gruß herab und breitet auf die See vom weißlichen Horizonte her bis an die Spitze des Schiffes heran einen breiten Weg flüssigen Goldes. Dann senkt sich, als freundlicher Vorbote der Nacht, eine Fülle durchsichtigen, lichten Dunstes herab und legt auf die grüne See, die weißen Kreidefelsen der Küste und das helle Blau des Himmels einen violetten Schein, das Wasser und Himmel und Erde in harmonischer Farbenharmonie leuchten.

14. März.

Unter funkelndem Sternenhimmel ist der Dampfer in der Nacht von Sonntag auf Montag von der englischen Küste über den Kanal herüber der Nordwestküste Frankreichs zugeeilt. Um 8 Uhr erblickte man wieder Land. Schon ist auch der Kaiser auf der

Brücke. Er ist in frohster Laune; die Fahrt, die immer noch so ruhig ist, daß die Bewegung des Schiffes kaum zu spüren ist, und die herrliche Seeluft, die jetzt beinahe von Stunde zu Stunde milder wird, so daß die Pelzmäntel längst verschwunden sind, und viele Herrn schon in einfachem Rock auf Deck sich bewegen, bekommen dem Kaiser sichtlich vorzüglich. Mit großem Interesse beichtigt er die zerklüftete, klippenreiche Küste von Cap Queissant, auf deren kahlen, felsigen Hügeln einige Leuchttürme und zahlreiche Fischerwohnungen stehen. Herrlicher, warmer Sonnenschein liegt auf der spiegelnden See, die, durch eine schwache Dünung kaum merklich bewegt, leicht zu atmen scheint. Die gelben Segel der zahlreichen Fischerboote, die zwischen den Klippen hindurchstauern, leuchten freundlich herüber.

Nach kurzem Frühstück beichtigt der Kaiser unter Führung des Schiffskapitäns den Dampfer aufs genaueste. Er geht durch die Mannschaftszimmer und das Zwischendeck, durch die Räume der zweiten Kajüte, in welcher die ministeriellen Beamten, sowie die Dienerschaft untergebracht sind, dann durch die Küchen-, Kühl- und Provianträume hinab in den Maschinenraum bis zum Wellentunnel. Er ist von der Besichtigung hochbefriedigt und spricht wiederholt seine vollste Zufriedenheit über die Zustandhaltung des Dampfers aus.

* * *

Bigo, 15. März.

Der Golf von Biscaya macht diesmal seinem Rufe wenig Ehre. „Halten Sie das wirklich für den Golf von Biscaya?“ fragt scherzend der Kaiser auf der Brücke den Schiffskapitän, indem er lächelnd auf die tiefblaue, spiegelglatte Fläche weist. Erst gegen Abend, nachdem ein kleiner Regen herniedergegangen, wird die See mäßig bewegt und schaukelt eine Zeitlang den Dampfer leicht auf und ab. Dafür zeigt sie aber andere eigenartige Schönheit. Ueber der dunkel-schwarzen glänzenden See wölbt sich ein schimmernder Sternenhimmel. In den vom Schiffskiel aufgewühlten, weißschäumenden Wassern entsteht ein Leuchten und Glühen, als ob der Schein von zahllosen, elektrischen Lichtern darauf fiel. Besonders am Heck, wo die zwei Schrauben das Wasser zu wildem Schäumen durcheinander wirbeln, ist ein zauberhaftes Glühen. Lange steht der Kaiser mit seiner Begleitung auf dem Achterdeck und kann sich nicht trennen von dem wunderbaren Anblick des Meeresleuchtens.

Am andern Morgen, am Dienstag, gegen 5 Uhr — 21 Stunden, nachdem zum letztenmal Land gesichtet war —, erscheint das Leuchttfeuer von Kap Bilano an der Nordwestküste Spaniens. Um 8 Uhr ist ihm der Dampfer quer gegenüber, und deutlich ist, schon dem bloßen Auge, das hochanstiegende, felsige Küstenland Galiciens, dem der Dampfer nunmehr entlang fährt, zu erkennen. Der Kaiser ist wieder auf der Brücke. Die Luft ist so milde, daß die Ueberzieher vollständig verschwunden sind. Die Sonne lacht freundlich herab auf die mäßig bewegte See. Und ruhigen, gleichmäßigen Laufes eilt der Dampfer weiter, so daß der Kaiser mehrmals die Vortrefflichkeit des Schiffes betont und meint, er wünschte sich nur eine Yacht von solch ruhigem Gang und so bequemen Einrichtungen. Denn daß man für das ungestörte Wohlbehalten sämtlicher Gäste des „König Albert“ auch dem wackeren Dampfer selbst ein gut Teil Dank schuldet, sieht man deutlich an dem begleitenden Kreuzer, der tüchtig hin und hergeworfen wird. Bei Cap Finisterre läßt der Kaiser durch Flaggen-signale an die Kaiserin nach Berlin ein längeres Telegramm abgehen, in welchem er seiner großen Befriedigung über den Verlauf der Reise und sein Wohlbehalten Ausdruck gibt.

In langer Kette ziehen nun die scheinbar direkt aus dem Meer heraussteigenden Berge der spanischen Küste, die in zarten, schimmernden Düst gehüllt sind, vorüber. Wie Coulissen schieben sich die Höhenzüge und Felsengräte

hintereinander zusammen. Immer neue reizvolle Gebirgsbilder bieten sich dem Auge dar.

Um 1 Uhr Mittags biegt der Dampfer in die von hohen Bergen umsäumte, fjordartige Bai von Bigo ein. In strahlendem Mittagssonnenglanze liegt sie da; ihr leicht gekräuseltes, von weißen Schaumkränchen belebtes Wasser glänzt in tiefgrünen und violetten Farben. Von den mit blauem Hauche überzogenen Bergen herab grüßen freundlich blinkend weiße Ortschaften und Häuschen. In naher Entfernung von der Stadt, die in frohem Farbenschmuck prangt, geht der Dampfer vor Anker. Donnernd rollt der Kanonengruß des Begleitschiffs über die Bucht hin und halt von den Bergen wieder, donnernd antwortet das im Hafen liegende Kriegsschiff und die über die Stadt herragende Citadelle.

Die historische Entwicklung des Handwerks.

Von K. A. Liegert.

Es ist eine einfache Erfahrungsweisheit, daß der Mensch, will er existieren, essen und trinken, sich bekleiden und irgendwo eine Wohnstätte haben muß. Diese notwendigsten der wirtschaftlichen Bedürfnisse befriedigten in den frühesten Zeiten die einzelnen Familiengemeinschaften durch eigne Arbeit. Alles, was für das Haus gebraucht wurde, stellte man auch selbst im Hause her, und aus diesem Grunde hat man auch diese erste Form gewerblicher Produktion das Hauswerk genannt. Mit der fortschreitenden Entwicklung des menschlichen Geistes, mit der Bildung von Stämmen und Völkern steigerten sich die Kulturbedürfnisse. Der Kreis der Hausgenossen wurde durch Sklaven oder Hörige erweitert und es entstand nach und nach eine vielseitige Arbeitsteilung. Der Einzelne bildete sich allmählig in einer bestimmten Technik aus und so mochte es wohl vorgekommen sein, daß in der einzelnen Hauswirtschaft über den einzelnen Bedarf gewerbliche Güter hergestellt und die Ueberflüsse unter den verfähigen Hauswirtschaften ausgetauscht wurden. Es konnte nun auch nicht ausbleiben, daß sich namentlich besonders tüchtige Handwerksarbeiter allmählig eine eigene unabhängige Existenz gründeten, freilich immer noch keine solche, wie wir sie später im Handwerk finden. Diese selbständigen Hauswerksarbeiter besaßen nur ihr eigenes, einfaches Werkzeug und bearbeiteten die Rohstoffe, die ihnen vom Auftraggeber geliefert wurden, und zwar gegen Tages- oder Stücklohn. Damit hatte sich das Hauswerk zum Lohnwerk entwickelt und dieses wieder ward die Vorstufe zum Handwerk, derjenigen Form der Materialherstellung, die durch den Meister geschah, der sowohl den Rohstoff wie die Arbeit lieferte.

Dieser neuen Betriebsform ist nun die politische Entwicklung fördernd entgegengekommen. Mit der Gründung von Städten begann das Handwerk Domizil zu finden, in denen ihm später eine maßgebende Rolle zu spielen beschieden war. Die Leitung der Stadtgemeinden erachteten es als ihre erste Aufgabe, für eine reichliche Versorgung der Bürger durch eine genügende Anzahl von Handwerkern zu sorgen. Fehlte es in einzelnen Berufen an Handwerkern, so zog man solche unter besonderen Vergünstigungen von auswärts heran. Wenn es den Handwerkern an Betriebskapital fehlte, wurden von Stadtwegen Mühlen, Tuchmacherwerkstätten usw. angelegt. Man befreite auch die einzelnen notdürftigen Gewerbe von Abgaben. So wurde, um nur ein Beispiel anzuführen, in Woldau i. S. im Jahre 1440 einem Ratzimmermeister die Anlage einer Bretmühle nebst Wehr zu bauen gestattet und, wie es in der Urkunde heißt, „gedachte Mühle für des Müllers Ledzeiten von Abgaben befreit“. Ebenso befreite der Rat im Jahre 1450 das Meisterhaus des Handwerks von sämtlichen Abgaben und bürgerlichen Leistungen.

Freilich war es dem Handwerker verboten, sich auf dem Lande ansässig zu machen, wie

er auch nur in der Stadt seine Waren verkaufen durfte.

Der Handwerkerstand wäre aber bei einer freien, regellosen Konkurrenz erdrückt worden, um dieses zu verhindern, mußten Beschränkungen geschaffen werden, die sowohl auf den ganzen Handwerksbetrieb, wie auf die, das Handwerk ausübenden Personen bestimmten Einfluß hatten. So entstand die Zuchtorganisation des Handwerks. Ueber den Zeitpunkt und die Art des Entstehens sind uns genauere Mitteilungen nur soweit sie von der lokalen Forschung ermittelt werden konnten, überliefert. Zumeist lernen wir die Zünfte erst in ihrer vollen Entfaltung, in ihrer Blütezeit kennen und da sind sie, wie Dr. Jäger so schön in seinem Werke „über die Handwerkerirrage“ schreibt, „die Weiterbildung der mit dem Menschen selbst geborenen sozialen Idee durch den Geist des Christentums und im Rahmen der allgemeinen mittelalterlichen Zustände“.

Diesen entstehenden Organisationen wandten auch die Stadtverwaltungen ihre besondere Aufmerksamkeit zu, indem sie die Ordnungen der einzelnen Handwerke bestätigten und sie dadurch rechtskräftig machten. Aber auch nur insoweit ließen sich die damaligen Handwerker in ihren Angelegenheiten dreinreden. Mit den Zünften hat sich auch die besondere Standesehre im Handwerk gebildet und durch sie wurde diese Standesehre, deren Philosophie darauf hinaus lief, daß Gott der Herr verschiedene Stände geordnet habe, höhere und geringere, gefordert.

Fortsetzung folgt.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung).

Donnerstag, 31. März. Balbina, Jungfrau † 130

● St. Lambertus: Morgens 9 Uhr feierliches Hochamt, nach demselben stille Betstunden. Abends 7 Uhr Schluß-Andacht. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Morgens 7 $\frac{1}{2}$ Uhr Hochamt, Abends 7 $\frac{1}{8}$ Uhr Lamentationen. ● Karmeliterinnen-Klosterkirche: Morgens 7 Uhr feierliches Hochamt, Nachmittags 3 Uhr Andacht, Abends 8 Uhr sakramentale Andacht und Lamentation. ● Pfarrkirche zu Bolmerswerth: Morgens 7 Uhr Hochamt, Prozession und Uebertragung des Allerheiligsten auf dem Ruttergottes-Altar, Abends 7 Uhr sakramentale Andacht.

Freitag, 1. April. Hugo, Bischof † 1132. Char-

freitag. ● St. Andreas: Morgens 9 Uhr Pashio Adoratio Praesant Messie, Nachmittags von 1—2 Uhr Betstunde für die Schulkinder, von 5—6 Uhr Betstunde für die Kongregation der Kaufleute, von 6—7 Uhr Rosenkranz und Lamentation, 7 Uhr Predigt, Station Gebete und Prozession. ● St. Lambertus: Morgens von 6 Uhr stille Betstunden, 9 Uhr feierl. Gottesdienst, nach demselben wieder stille Betstunden. Abends 7 Uhr Lamentationen mit abwechselnden Gebeten, 8 Uhr Predigt, nach derselben Schluß-Andacht. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Beginn der hl. Feier um 7 $\frac{1}{2}$ Uhr. Abends 7 $\frac{1}{8}$ Uhr Kreuzweg-Predigt. ● Karmeliterinnen-Klosterkirche: Morgens 7 Uhr Beginn des Gottesdienstes, Abends 8 Uhr Kreuzweg-Andacht und Lamentation, 7 $\frac{1}{9}$ Uhr ist Predigt. ● Pfarrkirche zu Bolmerswerth: Morgens 7 Uhr Cerimonien-Messe, Abends 7 Uhr Rosenkranz-Andacht und Predigt.

Samstag, 2. April. Franz von Paula, Ordens-

stifter † 1508. Charfreitag. Donnerstag, Freitag und Samstag sind Fast- und Abstinenz-tage, Fleischgenuß ist nicht gestattet. ● St. Andreas: Morgens 7 $\frac{1}{8}$ Uhr Segnung des Feuers und der Osterkerzen, 9 Uhr feierliches Hochamt, Nachmittags 4 Uhr Auferstehungsfeier. ● St. Lambertus: Morgens 7 Uhr Segnung des Tauf-Wassers, gegen 9 Uhr feierl. Hochamt, Nachmittags 4 Uhr Auferstehungsfeier. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Beginn der Feier um 7 $\frac{1}{2}$ Uhr. ● Karmeliterinnen-Klosterkirche: Morgens 7 $\frac{1}{7}$ Uhr Beginn des Gottesdienstes, 7 $\frac{1}{2}$ Uhr feierliches Hochamt. Die Nachmittags-Andacht fällt aus. ● Pfarrkirche zu Bolmerswerth: Morgens 7 $\frac{1}{4}$ vor 7 Uhr Weihe des Feuers, der Osterkerzen und des Taufwassers, 8 Uhr Hochamt.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehla.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

St. Ostersfest.

Evangelium nach dem heiligen Markus 16, 1-7. „In jener Zeit kaufte Maria Magdalena und Maria, Jakob's Mutter, und Salome Spezereien, um hinzugehen und ihn (Jesus) zu salben. Und sie kamen am ersten Tage der Woche in aller Frühe zum Grabe, da die Sonne eben aufgegangen war. Und sie sprachen zu einander: Wer wird uns wohl den Stein von der Thür des Grabes wegwälzen? Als sie aber hinblickten, sahen sie, daß der Stein weggewälzt war: er war nämlich sehr groß. Und da sie in das Grab hineingingen, sahen sie einen Jüngling zur Rechten sitzen, angethan mit einem weißen Kleide, und sie erschrafen. Dieser aber sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht! Ihr sucht Jesus von Nazareth, den Gekreuzigten: er ist auferstanden und ist nicht hier, sehet den Ort, wo sie ihn hingelegt hatten. Gehet aber hin, saget seinen Jüngern und dem Petrus, daß er euch vorangehe nach Galiläa: daselbst werdet ihr ihn sehen, wie er euch gesagt hat.“

Allelnja.

Nun ist die Nacht verschwunden,
 Ringsum ist Osterlicht!
 Herr, mit verklärten Wunden,
 Du läßt die Deinen nicht!
 Und giebst Du uns auch Wunden
 Und grimmes Streites Not:
 Den Streitern, Dir verbunden,
 Wird Ostermorgenrot!

Ausgerungen hatte die Natur; vorübergegangen war ihr Schmerz, den sie beim Tode des Welterlösers auf so erschütternde Weise zur Schau getragen; das Gleichgewicht der wankenden Welt war wieder hergestellt, und das große Gestirn des Tages, das in so auffallender, nie gesehener Erscheinung Zeugnis für die Wahrheit abgelegt hatte, erschien wieder in gewohnter Pracht und Herrlichkeit. Wie in heißer Sehnsucht sandte die Sonne am Ostermorgen ihre ersten Strahlen an jenen Ort, wo der heilige Leichnam des Herrn gebettet gewesen. Und siehe! Geschmolzen sind die Siegel herabgefallen, die das starre, hartköpfige Judentum, in den letzten Zuckungen seiner ohnmächtigen Wut, an das Grab gelegt, um „die Stimme des Rufenden, die von Oben ausgegangen war“, zum Schweigen zu bringen — um den „Blick“ zu verbergen, „der vom Aufgange ausgeht und bis zum Niedergange leuchtet“ (Matth. 24). Vergebens haben diese verstockten Juden mit williger Sorgfalt das Grab versiegelt, umsonst römische Soldaten hingestellt, um Wache zu halten: Der, dem diese Vorsicht galt, hatte ja schon das „Siegel“ weggebrochen vom Geheimnis des Alten Bundes! Und, lieber Leser, was sollten einige bewaffnete Krieger für Den, der da ist der Herr der Heerscharen, dem die Legionen der Engel zu Gebote stehen? Furcht und Schrecken hat die römischen Soldaten niedergeschmettert; Männer, die in manch' heißer Schlacht dem andringenden Feinde kühn und furchtlos ins Antlitz geschaut, sind hier von höherer Macht

überwältigt und bezwungen. Engel des Lichtes haben sie vor sich erscheinen sehen, — deren Glanz blendet ihre Augen und sie sind zu Tode erschrocken, wie der Evangelist berichtet.

Ueber Judentum und Heidentum ist an diesem herrlichen Ostertage ein Sieg errungen worden, dessen „Triumpfbogen“ der Zahn der Zeit nicht zerbröckeln wird, weil er bis in die Ewigkeit hineingeschaut. Reunzehn Jahrhunderte sind bereits dahingegangen, und ebenso oft hat die Christenheit der ganzen Welt in Freude und Jubel den Tag gefeiert, an dem die Macht des Todes gebrochen ward! Eben darum, lieber Leser, verjammeln auch wir uns heute in unsern Tempeln und singen und jubeln dem Auferstandenen entgegen in heiliger, seliger Freude.

Hast du schon, lieber Leser, einen teuren Toten zu beweinen gehabt? Dann machst du dir recht lebhaft vorstellen können, wie den heiligen Frauen zu Mute war, als sie bei Anbruch des Tages zum Grabe des geliebten Herrn und Meisters hinstelten, um nach damaliger Sitte Ihm durch die Salbung mit kostbaren Spezereien die letzte Ehre zu erweisen. Vielleicht hat ihr Schmerz sie vergessen lassen, daß das Grab versiegelt ist und von römischen Soldaten bewacht wird. Nur eine Sorge beschäftigt ihre Seele: „Wer wird uns den schweren Stein von der Thür des Grabes wegwälzen?“ Sie waren durchdrungen von wahrhaft göttlicher Liebe, ohne sich dessen bewußt zu sein; sie ehrten in Jesus nur den Herrn und Meister, nur den großen, heiligen, wundertätigen Propheten und hatten das mächtige Wort nicht verstanden, das der Herr noch kurz vor Seinem Tode gesprochen: daß „der zerstörte Tempel wieder aufgebaut sein soll in drei Tagen!“

So schreiten sie, unter der Führung der Maria Magdalena, dahin durch die noch menschenleeren Gassen Jerusalems. Kein Wunder, daß die Einwohner noch der Ruhe

Kirchenkalender.

Sonntag, 3. April. Heiliges Ostersfest. Richard, Bischof † 1253. Evangelium Markus 16, 1-7. Epistel: 1 Korinther. St. Lambertus: Nachmittags 1/2 6 Uhr Rosenkranz-Andacht, 5 Uhr Fest-Predigt und nach derselben feierlicher Komplet. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Hl. Kommunion der Kinder der Schulen an der Ader- und Lindenstraße. St. Martinus: Morgens 1/2 6 Uhr Auferstehungsfeier mit Umzug, 6 Uhr Beginn des Wundigen Gebetes. St. Adolfskirche: Abends 6 Uhr Predigt mit Andacht. Karmelitesen-Klosterkirche: Morgens 6 Uhr erste hl. Messe, 1/2 9 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 4 Uhr feierliche Komplet. Ursulinen-Klosterkirche: Morgens 8 Uhr Hochamt. Nachmittags 6 Uhr Andacht. Herz Jesu-Kloster: Morgens 7 Uhr hl. Messe. Nachmittags 1/2 4 Uhr Andacht.

Montag, 4. April. Ostermontag, gebotener Feiertag. Isidor, Bischof † 536. Evangelium Lukas 24, 13-35. Epistel: Apostelgeschichte 10, 37-43. St. Lambertus: Nachmittags 1/2 5 Uhr Rosenkranz-Andacht, 5 Uhr Fest-Predigt und nach derselben feierliche Komplet. St. Adolfskirche: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion für die Kongregation von der hl. Familie. Karmelitesen-Klosterkirche: Morgens 6 Uhr hl. Messe, 1/2 9 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Fest-Andacht.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

pflügen; denn nach langen Wirren und Tumulten ist es ja die erste Nacht, in der die Juden sich wieder im gewohnten Geleise bewegen und sich ruhigem Schlafe überlassen können: ihr Machedurst war gestillt, und zum Ueberflusse der Leichnam des verhassten Nazareners sorgsam bewacht. Ach! wie täuschten sie sich! Wie sollte der andbrechende Tag die geträumte Ruhe und Sicherheit durch erstaunliche, nie gehörte Ereignisse jäh zu Schanden machen!

Wir schließen uns, lieber Leser, den heiligen Frauen an auf ihrer Wallfahrt zum Grabe des Herrn: wer aus uns aber will ihr Erstaunen beschreiben, da sie bei der Ankunft am Grabe den schweren Stein hinweggewälzt sahen? Mutig gehen sie hinein in die Grabeshöhle und finden einen Jüngling zur Rechten sitzend, der mit weißen Kleidern angetan ist. Der Anblick erschreckt sie: statt des Leichnams, den sie salben wollen, finden sie einen himmlischen Voten in seiner blendenden Schönheit; statt des Toten einen Verflüchtiger des Lebens — das Grab aber ist leer, und nur Leichentücher liegen da. Der Engel weiß das Entsetzen der Frauen zu bannen: „Fürchtet euch nicht (sagt er), ihr suchet Jesum von Nazareth, den Bekreuzigten! Er ist auferstanden, und ist nicht hier: sehet da den Ort, wo sie ihn hingelegt hatten! Gehet aber hin und saget Seinen Jüngern und dem Petrus, daß Er euch vorangehe nach Galiläa; daselbst werdet ihr ihn sehen, wie er euch gesagt hat.“

Welch' freudiges Entzücken mag die Frauen erfaßt haben bei dieser himmlischen Botschaft! Scheu und furchtsam eilen sie davon, ganz überwältigt von dem, was sie gesehen und gehört. Freilich, eine Wolke des Zweifels liegt noch auf ihrem Gemüte, die aber sehr bald zerfliegen soll vor dem hellen Lichte der Anschauung: denn sie wurden noch in derselben Stunde gewürdigt, den auferstandenen Erlöser Selbst von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Wohl mögen bei der Anrede des himmlischen Voten die Salbengefäße ihren zitternden Händen entfallen sein, so daß die köstliche Marde — Wohlgeruch ringsum verbreitend — hingegossen ward auf die geheiligte Erde: „Auch wir sollen — (sagt der hl. Gregor — von dem Wohlgeruche der Tugenden erfüllt, mit frommer Gesinnung in diesen Tagen den Herrn aufsuchen und unser feuriges Gebet ausgießen im Tempel Gottes, auf geweihten Boden, auf daß der Wohlgeruch desselben zum Allerhöchsten emporsteige.“ (Dom. 21).

S.

„Auf der Eierwiese.“

Eine Ofternovellette von Emma Klinge.

Am Karfreitagabend, als der Priester in der Klosterkirche sein „Christus ist erstanden“ anstimmte und die gläubige Menge jubelnd einfiel, da kniete Demoiselle Beate an der Bank eines Seitenaltars und barg ihr tränenüberströmtes Antlitz in beiden Händen. — Ihr war nicht österlich zu Mute. Für ihr Herz gab es kein Aufersiehen, sondern bange, düstere Grabesnacht. —

Mit leuchtenden Augen, voll heimlicher Sehnsucht, hatte sie am Karfreitage den, nach langer Abwesenheit heimgekehrten Jugendgespielen begrüßt; aber das Willkommenlächeln auf ihrem holden Gesichtchen war förmlich erstarrt, vor dem Zuge eisiger Abwehr, der auf Martins braunem, männlich gewordenem Gesichte gelegen.

Ihre Hand, die sie ihm freudestrahlend entgegengestreckt, war schlaff herabgesunken, um sich in die Falten ihres Gewandes zu krampfen.

„Ihr seid groß und schön geworden, Demoiselle Beate, seit unserem Scheiden; möge ihr ebenso glücklich werden, wünsche vergnügte Oftertage!“

Das war sein kalthöflicher Gruß gewesen. Fast höhnisch hatte er gellungen, dieser Gruß, und feindselig fast verächtlich waren seine Blicke dabei über sie hinweggeglitten. — Stumm hatte sie sich abgewendet und war gegangen; getroffen bis ins tiefsterste Herz. Gewaltig kämpfte sie ein Schluchzen nieder, das ihr die Kehle zerreißen wollte.

Welch ein Wiedersehen! Die ganze Zeit seines Fernseins war für sie nur ein einziger Tag des Wartens auf ihn gewesen. Tage und Stunden hatte sie gezählt, seit ihr sein Ohm mit püffigem Schmunzeln die Rückkehr gemeldet, und nun? Hatte er in der Fremde sie ganz und gar vergessen? Vergessen, wie sie beide zusammen getollt, gewieft, geweint, gelacht? — Sie sah ihn noch vor sich, den kleinen Gerbersjungen und sich, das wilde Mädel, wie sie in seines Ohms Hofe, barfuß die braunen Vohläse gestampft, hörte ihn dazu pfeifen, im Takte. Dann war die gute Base Kirchgartin mit zwei mächtigen Besperbrotten gekommen, die so herrlich gemundet.

„Ich und du, wir beiden Waisenkinder wollen immer zusammenhalten! Immer! Und wenn ich groß bin, mache ich dich zu meiner Frau Gerbermeisterin!“

Also hatte er oft gesagt, und sie mit seinen braunen, ehrlichen Augen fest angeblickt. — Alles vergessen!

Aber sie wollte ihn nicht merken lassen, was er ihr angetan! Ihr Stolz würde ihr helfen! — — —

Als eine der letzten verließ Beate die Kirche.

„Ah, charmant, Demoiselle Beate, lege mich ihr ganz gehorsamt zu Füßen!“

Den Dreispitz unterm Arm, im schokoladenfarbenen Kirchenrock und reisebegrüner Brokatweste, die dünnen Beine in weißseidenen Zwifelskrämpfen, breite silberne Schnallen auf den tiefausgeschnittenen Saffianschuhen, trat ihr draußen der wohlblühliche Kaufmann und Ratsherr Anselm Ohnesorg entgegen, machte seine zierlichste Referenz und begann artig zu charmieren, während seine beiden ältesten Schwestern, die in ihren dunkelgrauen Redingoten riesigen Plebermäusen gingen, Beate gleichfalls wortreich begrüßten. Valbina und Gertrude schwapten wie die Elstern, indes die kleine Gruppe weiterschritt.

„Von dem wohlgeratenen Festkuchen, — von der schön zubereiteten Hammelleule, — von dem morgigen Eierwerfen —, wen man alles dort zu treffen hoffte, — sicherlich auch die reizende Luigarde, des Bürgermeisters jüngste Tochter, die so in Anselm verliebt war, der aber doch nur Augen für eine Gewisse habe.“ — Hier Pause und bedeutames Nicken und Augenzwinkern nach der stillen, in sich versunkenen Beate hinüber.

Würde man bei der ungewöhnlich warmen Bitterung Lakonett-Kleidchen tragen, oder die merino Redingoten wählen? Beate würde sich ihnen natürlich anschließen?“

Hier unterbrach Anselm seine Schwestern und sein lederfarbenes Gesicht nahm eine wärmere Färbung an.

„Demoiselle werden unter unserem Schutze dieses Plaisier mitmachen, wie? Es wird superbe werden! Ganz superbe! Beim Ringelreihen kommen Doppelseier zum Wurf, und da dürfte es denn gewiß an eventuellen Klüßchen nicht fehlen! Hi, hi!“

Er lüchelte diskret, und sein breiter Mund schmunzelte, während seine kleinen Auglein nach dem schweigenden Mädchen hinüberfunkelten.

Demoiselle Beate war im Begriffe, sich zu verabschieden. Man war am Ende der Kloster-gasse angelangt, wo das Haus stand, darin Beate bei ihrer alten, weitläufig verwandten Base der ehrbaren Wittib Kirchgartin wohnte.

„Ei, was seh ich, der Gerbersjunge ist auch wieder im Städtchen?“ Demoiselle Valbinas Stimme überschlug sich fast, und die graublonden Schläfenlocken ihrer hochtoupirten Frisur läuteten Sturm.

Der erstaunte Ruf galt dem Jugendgespielen

Beatens, der soeben vorbeiging und höflich gemessen grüßte.

„Ich traf ihn gestern schon!“ meinte wegwerfend Demoiselle Gertrude. „Wie vulgär er aussieht! Pi done! Ich rieche Gerbers-lohe. Valbina, mein Nieschläschchen! a propos, Anselm, waret ihr nicht Schulgenossen?“

Dieser hüftelte verlegen. Er mochte nicht gern daran erinnert werden, denn der Gerbersjunge hatte immer die Schularbeiten für ihn gemacht, für ihn, den jetzigen Ratsherrn. Welcher Affront!

Herr Anselm überhörte die Frage, und wandte sich dienernd mit süßlichem Lächeln an Beate:

„Auf Morgen also, Demoiselle, wir werden uns avec permission das Vergnügen geben, euch abzuholen!“

Herr Anselm legte die rechte Hand auf's Herz, küßte tief seinen Dreispitz, und die beiden Schwestern knigten:

„Auf Morgen, Beate!“

Beatens Gegengruß fiel weit herzlicher aus, als sie gewünscht hatte! Mochte „er“ hören und sehen, wie ihr hoffiert wurde! —

Ein fast übermütiges „auf morgen!“ rief sie den Geschwistern nach, das Herr Anselm veranlaßte, noch einmal zurückzuzwinkern, und einen verstoßenen Fußfinger zu werfen. Beate lächelte, aber es war ein starres unbewußtes Lächeln, das Herz tat ihr dabei wehe.

Draußen aber, im Gerbershause wurde laut-trachend die Haustüre zugeworfen.

* * *

Ein köstlicher Oftertag war angebrochen. Es roch nach frischer Erde, nach Beilchen und hervorquellendem Grün, lau und warm war die Luft wie im Mai und das Rückenwolk summt und brummt seine sidelen Weisen. Der weite Plan der Eierwiese war überhaucht von einem zarten Graugrün, aus dem hier und dort vorwühige Blumenknospen lugten, und wie eine mächtige blauschimmernde Glocke hing der wolkenlose Frühlingshimmel darüber.

Auf dem grügestrichenen Brettergerüst saßen die Spielleute und siebelten lustig darauf los. Die jungen Mädchen trippelten in ausgeschnittenen Stöckelschuhen in den, mit vielen Falbeln besetzten, buntgeblühten Kleidchen über die Wiese, und warfen Eier in die Luft; unter Röcheln und Geschrei, wenn einer der Kavaliere ihnen Fadassen sagte, oder eines der Zöpslein der Herren im Eifer des Spieles zu nahe Bekanntschaft mit dem Weidengebüsch machte.

Auf roh gezimmerten Bänken saßen dicht gereiht die älteren Männer und Frauen, und tranken heißen Jugwerwein, in den sie Schmalzküchlein tunkten. Dann gab es auch noch lange, am Spieß gebratene Schafswürste, und stark duftenden Erdäpfelschnaps, der aus kirbisähnlichen Gefäßen geschenkt wurde.

Herr Anselm geruhte zwischen zwei alten Ratsherren zu sitzen, die seiner Jugend ein treffliches Relief gaben, und gestikulirte mit seinen in wildledernen Stulpenhandschuhen steckenden Händen heftig hin und her, daß sein Zöpslein im Nacken wippte, wie eine Bachstelze. Er hatte schon viel des Würzweines getrunken und seine Auglein folgten begehrlig der schlanken Gestalt Beatens, die mit seinen Schwestern soeben vorbeiwanderte. „Sittig und honett, wie es sich für das zukünftige Ehegespons eines Ratsherrn geziemt“, folgerte er sehr zufrieden.

„Ihr brauchet bei uns nicht zu arbeiten!“ sagte Demoiselle Valbina. „Wir, Gertrude und ich, schaffen alles. Wir kennen auch am besten den Geschmack unseres Bruders und sind im rechnen sehr genau. Wir kochen die Seife, ziehen die Lichte, fieden das Wachs, bauchen die Wäsche. Wir backen das Brot, bauen den Garten, und nähen die Busenspenzer. Wir spinnen und bleichen das Linnen, garnieren mit Geschmack unsere Schänblein, und gehen jeden Morgen zur Messe. Euer

Bermögen zu dem Anselms getan, wird ein erkleckliches Silbchen geben, und das Nadelgeld wird er euch nicht vorenthalten. Freilich, am Spinett dürft ihr nicht spielen, denn Anselm liebt die Musik eben so wenig wie wir Beide, und eure Base Kirchzartin darf unser Haus nicht betreten. Anselm hat eine Abneigung gegen das — Scheuerweib, das nicht in unsere Sippe paßt. Also ihres Umgangs mühtet ihr euch entraten!"

"Apropos!" Hier unterbrach Demoiselle Geit ab den Redeschwall Balbinens. "Ihr hattet ja wohl mal ein Faible für den Gerbersjungen, doch, das war eine Dummheit, weiter nichts. — Ich habe es ihm auch vorgestern gleich gesagt. Er soll sich mit euch keine Pläne machen und alle Flatterie lassen, denn ihr seiet so gut wie versprochen mit meinem Bruder, und er hat mir sein Wort gegeben, die zukünftige Braut eines anderen nicht zu behelligen — doch — hört — da tönt die Fanfare zum Ringelreihen!"

Beate wollte das Herz stille stehen, sie wandelte wie im Traume. Dann aber jagte das Blut stürmisch durch ihre Adern. Das war ja ein schreckliches Schwesternpaar! —

Ohne weiteres hatten sie über ihre Person verfügt. Sie sollte Herrn Anselm heiraten, sie, die nur für den andern gelebt, bis sein kaltes Wesen, dessen Grund sie jetzt durchschaute, ihren Stolz wachgerufen hatte.

Ein tiefes Aufatmen löste den Bann, der auf ihr gelastet.

Soeben begann der Ringeltanz. Wie ein Verzweifelter war Herr Anselm herumgehüpft, seine Schöne zu suchen, aber Demoiselle Beate war verschwunden! Zuletzt mußte er mit Luigarde, dem Bürgermeisterstöchterlein, das ihn süß anlächelte, in den Reigen treten, nach außen vergnügt, innerlich wütend über die launische Demoiselle, die ihm versprochen, im Reigen seine Partnerin zu sein.

Beate hatte sich geschickt durch die Menge gewunden, war durch das dichte, die Weise umsäumende Weidengebüsch geschlüpft, und saß nun in dem kleinen, von Baumrinde, Moos und morschen Balken zusammengefügtten Hüttchen, das im Sommer dem alten Feldhüter auf seinen Gängen Schutz vor Sonnenhitze und Kälte bot. Diese Flucht war ihr Bedürfnis gewesen. Sie mußte allein sein, mußte — an Martin denken. Von der Eierweise herüber scholl der Reigengesang:

Ringel, ringel reihe, ich wech der Eier zweie,
Weß' Ei neben meinem niederfällt,
Deß Berjer süß ich vor aller Welt
Ein Kuß in Ehren! —
Wird niemand wehren.

Luftig klang die Weise, und hell schmetterte die Musik. Wie buntschimmernde Vögel schwirrten die Eier in der Luft, und fielen nieder, begleitet vom Jubel der Menge. Beate's scharfe Augen konnten die sich küssenden Pärchen erkennen, und sie schauderte unwillkürlich zusammen, als sie Herrn Anselm sich gegen Demoiselle Luigardens neigen sah — Wuh! Nicht um die Welt hätte sie das lederfarbene süßlich lächelnde Gesicht des Rathherrn küssen mögen.

Blumps!

Vor dem Eingang des Hüttchens fiel ein Ei nieder. Es war von feinstem englischem Marzipan und trug als Leibbinde einen rosafarbenen Papierstreifen, darauf in winziger, zierlich verchnörkelter Schrift die Worte standen;

"Du bist mein, ich bin dein, deß' sollst du gewiß sein
Du bist verschlossen in meinem Herzen,
Verloren ist das Schlüßlein;
Du mußt immer darin nun sein."

Demoiselle Beate hatte es aufgehoben, und sah verwirrt auf den Vers, dessen Schluß ein großes "M" zierte. "Martin?" Nur wie ein Hauch, kam der Name von ihren Lippen. Aber als hätte dieser Hauch

genügt den Besitzer desselben herbeizulocken, stand Martin auf der Schwelle des Hüttchens.

"Kannst du mir verzeihen, Liebster?"

"Der Demoiselle Beate noch nicht — aber der künftigen Frau Gerbermeisterin!" lachte Martin und küßte sein erglühendes Bräutchen.

Neues Leben.

Novellette von M. Frigge-Brost.

Auf ihrem Fensterplatz in dem behaglich ausgestatteten Zimmer konnte man tagaus, tagein die in der ganzen Stadt bekannte Justizrätin Wiedemann sitzen sehen. Die Jahre hatten ihr Haar gebleicht, die hohe Gestalt ging gebeugt und den dunkelumrandeten Augen konnte man ansehen, daß sie viel Tränen geweint. Heute nun blickten dieselben noch trauriger als sonst; der Garten vor dem Fenster entfesselte umsonst seine frühlingstblühende Pracht, der Vögel Sang ging ungehört am Ohr der alten Dame vorüber, sie feierte ihren Geburtstag, den 65. Welch herber Kontrast zwischen einst und jetzt!

Die wenigen alten Freunde des Hauses hätten freilich nur zu gern ihre Glückwünsche dargebracht, aber man wußte und hatte erfahren müssen, daß die Justizrätin keinerlei Beweise von Teilnahme ließe. Sie wollte den Tag allein begehen wie ach, so lange schon.

"Warum mich nur der Tod vergift," sagte sie vor sich hin, die Hände müde in den Schoß gelegt, "bin doch zu nichts mehr nütze in der Welt."

Die alten Augen wurden feucht.

Was war von einem langen tätigen Leben übrig geblieben? Zwei Gräber auf dem Friedhofe draußen und sie die alte, vom Leben müde gewordene Frau.

Vom Nebenzimmer tönte ein feines Stimmchen, die Justizrätin hörte es nicht, Erinnerung suchte sie heim und ließ sie für den Augenblick der traurigen Gegenwart vergessen.

Nicht immer war sie so einsam gewesen, wie jetzt. Wie hatte ihr junges Herz höher gepocht in lauter Lust, als sie vor vielen Jahren hier ihren Einzug hielt, als junge glückliche Frau. Mit welchem Stolz führte ihr Mann sie in das kleine freundliche Haus vor der Stadt, das sie heute noch bewohnte. Und dann ward Werner geboren, ihr Einziger, ein Prachtbub, der seiner Eltern Glück ausmachte, durch viele Jahre.

Bis dann die Zeit herankam, wo ihm das Vaterhaus zu enge wurde und er hinauszog in die weite Welt, dem Ruhm und Glück entgegen. Daß er sein Glück nicht auf den Wegen des Berufes suchen mochte, gab wohl den ersten Anstoß zu der Entfremdung zwischen den Beiden, die ihm die Liebsten waren, und die Entfremdung wuchs immer mehr. Die Mutter konnte ihrem Goldsohn nicht zürnen, daß er lieber Maler werden wollte, als ein mittelmäßiger Jurist. Ein Künstler wollte er werden, ein Gottbegnadeter, einer von denen, die eine Welt zu ihren Füßen sehen.

Wie hatte sie an ihn geglaubt, mit ihm gehofft, selbst als das Glück ausblieb und der Erfolg nicht kommen wollte.

"Werner ist kein Genie." Wie oft hatte der Justizrat ihr das vorge sagt. "Genies werden geboren, das lernt sich nicht. Im besten Fall hat unser Junge ein mittelmäßiges Talent, er täuscht sich über seine Gaben."

Zum Glück hatte der alte Herr es nicht erleben müssen, daß seine Worte sich bewahrheiteten. Erst wurde die Mutter, dann der Sohn selber irre an seiner Berufung zur Kunst und als der Justizrat auf dem Sterbett die Hand des Sohnes in die seine zog, und mit brechender Stimme bat: "Rehere nun, Werner und werde ein brauchbarer

Mensch, es gibt nichts Traurigeres, als ein verfehltes Leben," da hätte Werner gern eingelenkt. Allein er schämte sich vor seiner Mutter und vor den Kameraden, denen er oft in tönenden Worten von künftiger Größe gesprochen. Er suchte eine andere Kunstschule auf und dachte, nun müßten sie kommen, Glück und Erfolg.

Einzuweilen aber brauchte er nur Geld und wieder Geld. Die Mutter gab, was sie geben konnte, legte sich sogar Entbehrungen auf, in der Hoffnung, endlich werde der Werner doch verdienen. Sie deutete ihm brieflich einmal schlichtern an, daß es ihr nicht leicht falle, ihn über Wasser zu halten, aber da war Werner böse geworden, fürchtbar böse. Ob sie denn kein Opfer bringen könne, der Kunst zu Liebe, er habe nicht geglaubt, daß auch ihr jedes Verständnis fehle. . . Kunst gehe nicht nach Brot, das könne sie nachgerade wissen. Die Justizrätin klagte seitdem nie mehr, sie nahm, als abermals die Mittel knapp wurden, mit blutendem Herzen eine 2. Hypothek auf ihr Hänschen auf und quälte sich mit Zweifeln an Werner's Begabung.

Die wurden noch stärker, als ihr und ihres Gatten Freund, der alte Sanitätsrat Heim von ihrer Hypothek erfuhr und sie auszuscherlen kam. Er sagte ihr beinahe die Freundschaft auf. Sie solle und dürfe nicht die Ruhe ihres Alters aufs Spiel setzen, eines Phantoms willen, denn Werner's Bestreben könne man mit der Zeit kaum anders nennen.

"Wer es in 10 Jahren nicht zum Künstler gebracht hat, dem helfen 10 weitere des Studiums auch nicht dazu. Werner sollte sich bescheiden und ein Ende machen. Um eine Stelle als Mal- und Zeichenlehrer auszufüllen, habe er sicher genug gelernt."

Frau Wiedemann mußte dem alten Herrn beipflichten, und was sie bis dahin nie getan, sie machte sich auf, um Werner zu besuchen. Derartiges spreche man mündlich ab, meinte sie.

Drei Tage später lehrte sie aus München zurück, eine alte, gebrochene Frau. Sie erzählte keinem, wie sie ihren Sohn angetroffen, und was er zu ihrem Vorschlag gesagt habe. Es mußte aber nichts Gutes sein, denn seit der Zeit sprach sie fast nie mehr von ihm, er kam nicht mehr nach Haus, und der Briefwechsel schloß auch langsam ein.

"Ich habe meinen Sohn verloren und er sich selbst, Doktor", das war das Einzige, was Heim erfuhr.

Die arme Mutter lebte ihre Tage freudlos und verlassen dahin, pflegte die Blumen in ihrem Garten und schmückte mit ihnen das Grab auf dem Friedhof; dorthin ging sie jeden Morgen früh.

Da brachte der Postbote eines Tages einen Brief, die alte Magd, die Freud und Leid mit ihrer Herrin geteilt, schlich sich nach gerammer Zeit neugierig ins Zimmer, weil ihre Köchin nicht zum Vorschein kam. Sie fand sie ohnmächtig am Boden, die Todesnachricht ihres Sohnes in der eiskalten Hand. Als sie zu sich kam, stand der Sanitätsrat an ihrem Bett, von der Trauerkunde überrascht, denn Werner Wiedemann hatte das 30. Jahr kaum erreicht. Der Doktor wollte seine Freundin trösten, fand aber zu seiner Verwunderung, daß sie des Trostes kaum bedürfte.

"Nun hab ich ihn wieder," sagte sie mit trübem Lächeln in dem blassen Gesicht, "nun ist mein Werner wieder mein. Kommen Sie, Doktor, wir holen ihn, wenn es Ihnen recht ist."

Ob's ihm recht war! Noch am selben Abend fuhren die Beiden ab, um mit der Leiche zurückzukehren. Die ganze Stadt nahm an dem Schmerze der Mutter teil; Alt und Jung folgte dem Sarge, und als der Abend des Begräbnistages kam, konnte man Frau Wiedemann wieder an ihrem gewohnten Platz am

Fenster sitzen sehen, minder betrübt wie sonst, hatte sie doch den Sohn wieder, der ihr so lang verloren war.

Der Sanitätsrat kam noch zu ihr. Er wollte hören, wie sie sich mit der Tatsache abfinde, daß Werner eine Witwe hinterließ; unterwegs hatte er nicht darüber sprechen müssen.

Mit Scham bekannte die alte Frau, daß eben Werners Ehe der Grund ihres Zerwürfnisses gewesen sei, und ein schimmerndes Rot trat in ihr Gesicht und verjüngte es förmlich: Es war damals nichts weniger als eine Ehe. Und weil ich das nicht leiden mochte und heftig dawider sprach, ließ Werner sich hinreißen, mich einen Einblick in sein Leben tun zu lassen, der mir zeigte, daß wir uns nimmermehr verstehen konnten. Er hat sie später doch geheiratet, aber" und sie stockte einen Moment, "da hatte ich längst bereut, daran auch nur gedacht zu haben, seitdem war vollends alles aus."

"Kinder sind nicht aus dieser Ehe?" fragte der Arzt zögernd. "Gesehen haben wir wenigstens keins."

"Gesehen haben wir die Frau auch nur das eine Mal, bei dem sie uns mit einer Vereitwilligkeit Werners Leichnam überließ, die mich entsetzte. Das hätte nichts besagt. Zum Glück ist aber der kleine Knabe, der damals das Licht der Welt erblickt hatte, tot."

"So haben Sie mit dieser Frau nichts mehr zu tun?"

"Nichts, gottlob, das hätte ich kaum ertragen, wir haben jetzt nichts mehr gemein." "Als den Namen", wollte Heim sagen, aber er schwieg.

Plötzlich hörte er von den Lippen der Frau, die eben noch so wunderbar gefast dagestanden, ein qualvolles Schluchzen. "Verkommen und verdorben, mein einziger Sohn", weinte sie leise.

Heim stand auf. Der Mutterschmerz war ein heiliger, den durften fremde Augen nicht mit ansehen, auch die seinen nicht.

Nachdem nahm das Leben in dem kleinen Hause vor dem Tore seinen Fortgang. Nach wie vor konnte man die Rätin des Morgens zum Friedhofe wandern sehen, nur daß sie statt des einen jetzt zwei Gräber pflegte. Nur Dora, die alte Magd, fand, ihre Herrin sei noch stiller geworden, und gehe jeder Abweichung des Hergebrachten aus dem Wege.

Dahin gehörte auch die Feier ihres Geburtstags. Dora hatte sich fein gemacht und einen Kapfuchen gebacken, den sie mit ein paar Glück wünschenden Worten auf den Frühstückstisch gestellt. Aber da war die Frau beinahe grob geworden und hatte gesagt: "Wenn du mir was wünschen willst, so wünsch mir den Tod, hier unten hab' ich nichts mehr zu tun."

Und Dora schlich in ihre Küche zurück, innerlich ebenso ärgerlich wie ihre Frau, aber mit besserem Grund. Wie man nur so reden konnte, während doch...

Fünf Jahre waren seit dem Tode ihres Sohnes vergangen, da schneite eines Tages ein kleines Mädchen als holde Frühlingsgabe ins Haus.

Sie sei die Tochter ihres verstorbenen Sohnes, schrieb Werners Frau, die sich seither nie um die Schwiegermutter gekümmert, wenige Monate nach des Vaters Tode zur Welt gebracht.

Die Justizrätin glaubte nicht daran. Das war eine grobe Lüge der Frau, die sich rächen wollte, weil sie sie nie beachtet hatte. Der Sanitätsrat aber prüfte die Papiere der Kleinen, sie waren alle in Ordnung und bekundeten, daß die Witwe die Wahrheit rede. Johanna Elisabeth Wiedemann war der Justizrätin rechtmäßiges Enkelkind.

Die Mutter des Kindes, das ins 8. Jahr ging und ein allerliebtestes Ding war, dem man gut sein mußte, hatte von Anfang an keineswegs die Absicht gehabt, die Kleine von sich zu tun. Auf ihre Art hatte sie die kleine Elli sogar recht lieb gehabt, wenn sie auch

ihrem Vater nicht lange nachtrauerte. An seiner Statt fand sich ein Anderer, der sie jung und schön genug fand, um sein Leben mit ihr zu teilen. So blieb denn zum Trauern keine Zeit. Allmählich mußte sie indes einsehen, daß Ellis Dasein ihr hinderlich sei. Sie trug's aus einer Art gedankenloser Mutterliebe, Elli war ja noch so klein, sie konnte noch nichts verstehen und dann, sie hing an ihrer Mama, so selten die auch Zeit für das Kind fand.

Sie hätte es nie von sich gegeben, wäre nicht ihr Freund gewesen, einer, der Werner noch gekannt. Der behauptete, das Kind gehöre seiner Großmutter, es habe dort in jedem Fall mehr Pflege und Erziehung, und dann passe es ihm auch nicht, fortwährend an den toten Vater gemahnt zu sein.

Ein kurzer Kampf im Herzen der Frau und dann siegte die Lust am Leben über das Muttergefühl.

Ein aufklärender Brief, der die nötigen Papiere einschloß, ging zu gleicher Zeit mit der Kleinen ab, die sie zum Schluß noch recht niedlich ausgestattet. Mochte die fremde Großmama sehen, wie sie mit der Ueberraschung zurecht kam. Sie schuldete ihr noch Revanche für die Ueberraschung ihres Besuches von damals.

Als sich der Sturm im Herzen der plötzlich zur Großmama Gewordenen gelegt hatte, nahm sie das Kleine gütlich, doch ohne Herzenswärme auf. Sie war die Einsamkeit und Stille um sich her nun schon so gewohnt, daß sie jede Unterbrechung derselben als etwas Feindliches empfand. Dennoch trug sie nach Kräften Sorge für Elli, indem sie sie Dora überließ, der das blondlockige kleine Mädchen in kürzester Frist wahrhaft ans Herz wuchs.

Sie selber sah geistlich zur Seite, so oft Dora die Anmut des Kindes pries, sie mochte nicht mehr lieben, die alte, vergrämte Frau, die immer nur auf den Tod wartete, der nicht kam.

Soweit war die alte Dame in ihren Gedanken gelangt, da wurde sie plötzlich munter, der Ton der Hausglocke weckte sie. Zu gleicher Zeit drang Ellis Stimmchen an ihr Ohr. "Ich fürcht' mich so," klagte das Kind.

"Wirst dich nicht fürchten, Herzchen," beschwichtigte sie die alte Magd. "Es ist ja die Großmama und sie hat dich lieb, wenn sie es auch nicht sagen will. Komm Kind, bis an den Baum geh ich mit dir und von dort..."

Die Stimmen verhallten, da die Zwei sich entfernten.

Die alte Frau warf einen erstaunten Blick nach der Uhr, als ob von dort jemand kommen sollte. Einen zweiten Blick nach der Uhr. "Schon elf," rief sie aus, nahm den Hut von der Kommode, die kleine Gießkanne vom Blumenbrett und schickte sich an, ihren täglichen Gang zum Friedhof anzutreten. Er war nicht weit. Sie brauchte nur durch den Garten zu gehen, der stieß an die Mauer, hinter der die Toten schliefen. Noch ein paar Schritte, und sie beugte sich tief über die beiden Gräber, die dichter Ephen deckte. Eine Weile verharrte sie im Gebete, dann entfernte sie sorgsam jedes welcke Blatt, trankte die Blumen, die zu Häupten wuchsen und strich losend mit der Hand über die kalten leblosen Steine.

Das trostlose Gefühl des Verlassenseins überkam sie aufs Neue mit verdoppelter Macht. Die Lippen bebten, die Augen wurden naß.

"Allein, mutterseelenallein in der Welt," schluchzt sie plötzlich. Da legen sich zwei weiche Kinderarme um ihren Hals und ein seltnes Stimmchen flüstert schon und doch gestärkt durch das Gefühl eigener Wichtigkeit an ihrem Ohr:

"Willst Du mich lieb haben, Großmama, weil ich doch auch allein bin, wie Du?"

"Eli, mein Kind!"

Mehr vermögen ihre Lippen nicht zu stammeln, aber die alte Frau umfaßt das junge Kind, als wolle sie es nie mehr lassen, und jenes schmiegt sich vertraulich an.

Elli richtet das blonde Köpfchen zuerst empor. "Weißt Du, Großmama," sagte sie halb schen, halb beglückt, "Dora hat noch gesagt, daß Dein Geburtstag ist und daß ich Dir Glück wünschen soll, und Du sollst lange leben auf Erden für mich. Da weinstest Du und da hab ich alles vergessen, Du bist doch nicht böse darum?"

"Daß ich lang leben soll auf Erden für Dich," wiederholte die Justizrätin bewegt. Sie sagte die Kinderhand fester. "Komm jetzt, mein Kind, Du hast Deine Großmama zur rechten Zeit gemahnt. Sie ist ja nicht allein auf der Welt und die Zwei," sie zeigte auf die Gräber, "werden nun noch ein Weilchen warten müssen, bis ich komme, weil Du erst groß werden sollst."

Charade.

Mein erstes drängt sich aus dem Munde
Bewunderungsvoll dann in dein Ohr,
Wenn zu dem Zweiten in der Runde
Dein Glaubensblick sich hebt empor.
Das Ganze, ach, hat viel gelitten
In dieser so betrübten Zeit,
Sein eigenes Dasein wird bestritten
Von Frevlers Mund jetzt weit und breit!
Doch blendend strahlt im Himmelsglanze,
Wie Hoffungsgrün im Frühlingskleid,
Den Spöttern an das große Ganze
Das Morgenrot der Christenheit.

Logogryph.

Der Inhalt eines schönen Wortes
Ist Stiftung höchsten Heils,
Das wir uns trösten unsers Wortes
Als unsers besten Teils;
Doch änderst du sein s in h,
So steht ein schlimmes Wörtchen da,
Und was es sagt, zu hören,
Macht, den's betrifft, empören.

Rätsel.

Wer ist's der meinen Wandersmann
Beim rechten Namen nennen kann?
Willkommen ist er jedes Jahr
Und richtet Freud' an, wo er war.
Mit Liedern weckt er die Natur,
Es sproßt, es blüht auf seiner Spur;
Wohin er seine Schritte lenkt,
Ein jedes ihn zu halten denkt.
Doch unaufhaltbar immerdar
Zieht er davon, es hilft kein Fleh'n,
Und tröstend meint er, über's Jahr
Werd' er vielleicht uns wiederseh'n.

Somonym.

Ich wohne in der Erde Tiefen
Ich strahle in der höchsten Kron';
Wenn Lieb' und Güte dich entschließen,
So nennst du mich mit bitt'rem Ton.
Mit Füßen tritt mich, wer's nur kann, —
Bin doch ein edler deutscher Mann.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung).

Montag, 4. April. Ostermontag. • Ursulinen-Klosterkirche: Morgens 8 Uhr hl. Messe mit Predigt. Nachmittags 6 Uhr Andacht. • Herz Jesu-Kloster: Morgens 7 Uhr hl. Messe. Nachmittags 1/4 4 Uhr Andacht.
Dienstag, 5. April. Vincenz, Ferrerius, Dominikaner † 1419. • St. Martinus: hl. Messen wie an Sonntagen. Zum Schluß des 40stündigen Gebetes, Abends von 7—8 Uhr Komplet mit Umzug, Te Deum und Segen.
Mittwoch, 6. April. Sixtus, Papst und Martyrer † 258.
Donnerstag, 7. April. Hermann, Joseph, Prämonstratenser † 1236.
Freitag, 8. April. Walter, Abt † 1092. • Maria Himmelfahrt: Pfarrkirche: Abends 1/8 8 Uhr Herz Jesu-Andacht. • Herz Jesu-Kloster: Nachmittags 6 Uhr Herz Jesu-Andacht.
Samstag, 9. April. Maria Knecht. • St. Lambertus: Morgens 6 Uhr hl. Messe mit sakramentalischem Segen.



Bätter für den Bamilientisch

Verantwortl. Redakteur: Anton Stehls.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Erster Sonntag nach Ostern. (Weißer Sonntag.)

Evangelium nach dem heiligen Johannes 20, 19-31. „In jener Zeit, als an demselben Tage, am ersten nach dem Sabbath, Abend geworden, und die Thüren (des Ortes) wo die Jünger sich versammelt hatten, aus Furcht vor den Juden verschlossen waren, kam Jesus, stand in ihrer Mitte und sprach zu ihnen: Friede sei mit euch!“ Und als er dies gesagt hatte, zeigte er ihnen die Hände und die Seite. Da freuten sich die Jünger, daß sie den Herrn sahen.“ Er sprach dann abermal zu ihnen: Friede sei mit euch! Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.“ Da er dies gesagt hatte, hauchte er sie an, und sprach zu ihnen: Empfanget den heiligen Geist. Welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen: und welchen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten.“ Thomas aber, einer von den Zwölfen, der Zwilling genannt, war nicht bei ihnen, als Jesus kam. Da sprachen die andern Jünger zu ihm: Wir haben den Herrn gesehen. Er aber sagte zu ihnen: Wenn ich nicht an seinen Händen das Mal der Nägel sehe, und meinen Finger in den Ort der Nägel, und meine Hand in seine Seite lege, so glaube ich nicht.“ Und nach acht Tagen waren seine Jünger wieder darin und Thomas mit ihnen. Da kam Jesus bei verschlossenen Thüren, stand in ihrer Mitte und sprach: Friede sei mit euch!“ Dann sagte er zu Thomas: Lege deinen Finger herein, und steh meine Hände, und reiche her deine Hand, und lege sie in meine Seite und sei nicht ungläubig, sondern gläubig.“ Thomas antwortete und sprach zu ihm: Mein Herr und mein Gott!“ Jesus sprach zu ihm: Weil du mich gesehen hast, Thomas, hast du geglaubt: selig, die nicht sehen, und doch glauben.“ Jesus hat zwar noch viele andere Zeichen vor den Augen seiner Jünger gethan, welche nicht in diesem Buche geschrieben sind: diese aber sind geschrieben, damit ihr glaubet, Jesus sei Christus, der Sohn Gottes, und damit ihr durch den Glauben das Leben habet in seinem Namen.“

Der weiße Sonntag

hat seinen Namen, lieber Leser, von der, in der Kirche von alters her üblichen lateinischen Bezeichnung Dominica in albis (zu ergänzen: depositis) d. h. „Sonntag der (abgelegten) weißen Gewänder.“ Von der Taufe am Karfreitag an nämlich hatten die Täuflinge weiße Gewänder getragen, mit denen geschmückt sie während des Gottesdienstes in der Ostersoktav um den Altar herumstanden. Sehr schön sagt der hl. Augustinus von jener Feier in der alten Kirche: „Die Neugeborenen wechseln ihre Kleider, jedoch so, daß zwar die weiße Farbe der Kleider abgelegt wird, die Unschuld im Herzen aber bleibt.“ — Und der Bischof betete über jeden einzelnen Täufling: „Möge die unsichtbare Reinheit Jesu Christi allzeit in deiner Seele sein; möge sie dieselbe nie verlieren.“

Das heutige Evangelium, lieber Leser, weist einen besonders reichen Inhalt auf. Du staunst vielleicht darüber, daß Jesus bei verschlossenen Türen plötzlich erschien. Der hl. Gregor sagt darüber folgendes: „Die erste Frage, die sich bei der Lesung des heutigen Evangeliums dem forschenden Geiste aufdrängt, ist diese: wie konnte Christus, der nach Seiner Auferstehung bei verschlossenen Türen plötzlich vor den Aposteln erschien, einen wahren Leib haben? ... Wisse, (sagt er) daß jener Leib, der da bei verschlossenen Türen zu den Aposteln eintrat, kein anderer ist, als derjenige, der bei Seiner Geburt ohne Verletzung der Jungfräulichkeit Maria's vor den Augen der Welt erschien.“

Was ist also daran zu verwundern, wenn der zum neuen Leben Erstandene durch verschlossene Türen eintrat, da Er schon bei Seiner Geburt für das sterbliche Leben geheimnisvoll den Mutterschoß verließ?“

Weil jedoch (fährt er fort) der Anblick Seines Leibes in den Aposteln Zweifel erweckte, so zeigte ihnen der Herr sofort Seine Hände und Seine Seite; Er ließ jenen Leib mit Händen berühren, den Er durch verschlossene Türen einführte. In dieser Handlung aber offenbarte Er zwei wunderbare, sich ganz entgegengesetzte Tatsachen, indem Er nach Seiner Auferstehung Seinen Leib als unsterblich und doch als greifbar zeigte. Denn was man (mit Händen) greifen kann, das muß vergänglich sein, und was nicht verweslich ist, das kann man nicht belasten. Indem nun der Herr nach Seiner Auferstehung durch ein Wunder Seinen heiligsten Leib berühren ließ, wollte Er dadurch dem schwachen Glauben der Apostel nachhelfen, und indem Er durch das Eindringen bei verschlossenen Türen die Unsterblichkeit Seines Leibes zeigte, wollte Er sie auf den Lohn ihrer einstigen Verklärung hinweisen. Und der Herr zeigte Seinen menschlich betastbaren und zugleich verklärten unsterblichen Leib, um dadurch zu beweisen, daß dieser Leib nach der Auferstehung der Natur (dem Wesen) nach derselbe sei, wie vor der Auferstehung — ein anderer aber hinsichtlich der Glorie.“

So der hl. Gregor. Nach der Auferstehung kommt der Herr nur dann und wann zu

Kirchenkalender.

- Sonntag, 10. April. 1. Sonntag nach Ostern. Ezechiel, Prophet. Evangelium Johannes 20, 19-31. Epistel: 1. Johannes 5, 4-10. Ende der kirchlich geschlossenen Zeit. ● St. Andreas: Morgens 7 Uhr Feier der ersten hl. Kommunion der Elementarschulkinder. ● St. Lambertus: Feier der ersten hl. Kommunion der Kinder. Morgens 5 Uhr 1. hl. Messe, 6 Uhr Beginn der Feier. Nach der Feier um 7, 10 Uhr Hochamt. Nachmittags 3 Uhr Rosenkranz-Andacht, 4 Uhr Predigt nach derselben Andacht für die Kinder. ● St. Martinus: hl. Messen um 6, 8 und 11 Uhr. 7 Uhr Beginn der Feier der ersten hl. Kommunion, 10 Uhr Hochamt. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Feier der Kinder-Kommunion. Morgens 7 Uhr Zug zur Kirche von der Schule an der Ackerstraße aus. Nachmittags 5 Uhr Andacht. ● St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marianische Dienstmädchen-Kongregation.
- Montag, 11. April. Leo der Große, Papst † 461. ● St. Andreas: Morgens 7, 10 Uhr Dankgottesmesse. ● Maria Himmelfahrt-Pfarrkirche: Morgens 7, 9 Uhr Dankmesse.
- Dienstag, 12. April. Julius 1. Papst † 352.
- Mittwoch, 13. April. Hermenegild, Martyrer † 586.
- Donnerstag, 14. April. Liburnius, Martyrer † 229.
- Freitag, 15. April. Anastasia, Martyrin † 66. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 7, 8 Uhr Kreuzweg.
- Samstag, 16. April. Julia, Martyrin † 439. ● St. Lambertus: Morgens 8 Uhr heilige Messe mit sakramentalischem Segen.

Seinen Jüngern, und zwar nicht wie ein gewöhnlicher Mensch, sondern mehr wie eine „Erscheinung“, man könnte sagen „geisterhaft“, so daß sie ihn öfters nicht gleich erkannten und sich vor ihm fürchteten. Er zeigte auch nicht mehr die irdischen Leibesbedürfnisse: Er tat, als ob Er esse, um den Aposteln zu beweisen, daß Er es wirklich sei; Er ließ sich von ihnen berühren, damit sie ihn erkennen sollten, und verschwand dann wieder u. s. w. — mit einem Worte: Er verkehrte mit den Seinen ganz anders, als vor der Auferstehung.

Es ist nicht schwer, lieber Leser, den Grund hierfür zu finden: Er liegt in der Verklärung des Leibes und des Lebens des Auferstandenen. Der Auferstandene kann nicht mehr wirklich und wesentlich, sondern nur scheinbar sich sterblich zeigen, indem Er seine Verklärung verhüllt und, soweit dies zulässig ist, tut, als ob Er noch im sterblichen Leibe wandle. Der Herr wollte noch auf Erden verweilen und nicht sofort nach der Auferstehung in den Himmel auffahren, um Seine Kirche zu gründen, Alles in ihr einzurichten und die Apostel nach und nach in dieses neue Reich und in ihre Stellung in demselben einzuführen. Zu diesem Zwecke mußten die Apostel lernen, von ihrem Meister sich allmählig zu trennen und selbstständiger zu werden. Sie mußten lernen, die für sie bestimmten Ämter im Reiche Gottes zu übernehmen, geistliche Vollmachten zu verstehen und zu gebrauchen, kurz: ihre hohe Mission zu erkennen und anzutreten. Vor allem aber mußten sie die niedrigen Träumereien von einem irdischen Messiasreiche und von irdischen Ehrungen und Beförderungen ihrer selbst in diesem Reiche ablegen; sie mußten Verständnis gewinnen für das wahre Messiasreich, die heilige Kirche, deren Grundpfeiler sie (und ihre Nachfolger) sein sollten bis an das Ende der Zeiten.

Hieraus, lieber Leser, erklärt sich das ganz veränderte Benehmen und Wandeln des Herrn nach der Auferstehung. Christus konnte und durfte in den Augen seiner Apostel nicht mehr der sterbliche, der verachtete, dem Tode geweihte Messias sein, — Er mußte jetzt der glorreich erstandene sein, der verkörperte, der siegreiche Ueberwinder des Todes, das glorreiche Haupt seiner neuen Brant, der Kirche. Und die Apostel anderseits durften nicht die alten Juden bleiben: sie mußten gottbegeisterte, helbemüthige Fürsten der Kirche Jesu werden, — diese Umgestaltung aber vollendete der Heil. Geist wenige Tage nach der Himmelfahrt des Herrn: am Pfingstfeste.

Lebendig und herrlich, lieber Leser, steht der Herr dort im Saale zu Jerusalem vor den staunenden Jüngern, — ganz in seiner wirklichen Gestalt und zugleich von lichter Verklärung und Majestät umflossen; und mit unbefreiblicher Milde klingt das erste Wort des geliebten Meisters an ihr Ohr: „Der Friede sei mit euch!“ Fürwahr, ihr bewegtestes Herz bedurfte gerade dessen so sehr, was der Herr ihnen wünschte und brachte!

Auch eine nach Tausenden zählende Kinderschaaar aus allen Pfarren der Stadt und ihrer nächsten Umgebung sehnt sich heute nach dem Frieden und der Freude in Jesus, dem auferstandenen Heilande! Seit mehreren Monaten, die einer sorgfältigen Vorbereitung geweiht waren, haben die Kleinen diesem Tage entgegengeharrt, der sie mit dem göttlichen Kinderfreunde im hochheiligen Sakramente der Liebe aufs innigste vereinen soll, — haben sich gesehnt nach diesem schönsten Tage im Leben eines Christen. Und siehe! der Herr wird wahrhaft zu ihnen kommen, wird (innerlich) mit ihnen reden, wird bei ihnen verbleiben, wie es (nach dem Evangelium) einst den Jüngern geschah im Abendmahls-Saale zu Jerusalem. Und wie einst die Herzen der Apostel von seliger Freude erfüllt waren (Joh. 20), so wird auch ihr jugendliches Herz überströmt werden mit

früher, heiliger Freude, — und ihre guten Eltern und alle, die ihnen nahe stehen, werden diesen Tag segnen, an dem der Herr so Großes an den glücklichen Kindern tun will in seiner unendlichen Liebe.

Die Hygiene im April.

Von Dr. Max Werler.

Der Monat April nimmt in der Hygiene keine sonderlich gute Stellung ein. Die Krankheits- und Sterbestatistik läßt ihn als einen der ungünstigsten Monate erscheinen. Wie der März schon einer Anzahl von Kranken sonderlich gefährlich ist, wie es von diesem schon heißt, daß der Tod unter Kranken, Schwachen und Greisen Umschau halte, so ist's beim April noch im verstärkten Maße der Fall. Es kommt dies nicht nur daher, weil der April unter ähnlichen Temperaturschwankungen steht, wie der März, nur daß dieselben im April oft noch plötzlicher und viel greller in ihrem Abstand zu Tage treten, sondern es scheint sich um diese Jahreszeit noch eine Erscheinung bemerkbar zu machen, die noch der vollkommenen Aufklärung bedarf und welcher von ärztlicher Seite erst seit kurzem Beobachtung geschenkt wird, ohne daß man irgendwelche Mittel zu ihrer Beseitigung oder Vorbeugung zu finden mag: das ist die allgemeine Müdigkeit und Erschlaffung, die auch völlig Gesunde im Frühling befällt, mehr freilich die Schwachen und Kinder, als die Kräftigen. Schon in alter Zeit wußte man von solcher Erschlaffung der Menschen zu erzählen, die sich zu der schönen Jahreszeit einstellen, „wenn der Acker blüht“. Man hat allerlei Erklärungen dafür gesucht; viele glaubten an eine Betäubung durch den Duft im Reiche der Natur. Indessen tritt jene Frühlingsemüdigkeit schon vor der Baumbüthe ein und macht sich auch da bemerkbar, wo kein Baum und Strauch weit und breit zu sehen ist. Eine näher liegende Erklärung schien zu sein, wenigstens für viele Menschen, daß nach dem reichen Vergnügungs- und geselligen Leben des Winters die Reaktion sich bemerkbar macht. Insbesondere zeigt sich dies auch in der Tat wohl bei nervösen Menschen, die sich so lange kräftig fühlen, als jene Unterhaltungen des Winters sie anregen und ihr Nervensystem in einer künstlichen Anspannung erhalten, und welche plötzlich dann zusammenklappen, wenn jene Reizmittel fehlen.

Da sich aber auch jene Erschlaffung einstellt bei Kindern und anderen Personen, bei denen von solchen Vergnügungen des Winters nicht die Rede sein kann, so sind doch die Ursachen der Frühlingsemüdigkeit in anderen Dingen zu suchen. Zum Teil läßt sie sich dadurch erklären, daß die frische Luft an sich auf den denselben entwöhnten Körper erschlassend und ermüdend wirkt. Auch wer zu einer anderen Jahreszeit nach langer Pause plötzlich an die frische Luft kommt, wird leichter ermüdet und oft geradezu betäubt, als wenn er täglich im Freien ist. So kommt es dann wohl, daß wir im Frühjahr, wo wir mehr als bisher im Winter uns im Freien bewegen, durch die frische Luft angestrengt erscheinen, bevor wir uns daran gewöhnt haben. Indessen ist das noch keineswegs die vollkommene Erklärung dafür. Es scheint vielmehr, daß sich auch im Menschen ebenso wie im Tier und in der Pflanze ein Regenerationsprozeß in dieser Jahreszeit vollzieht, den wir bei diesen, bei zahlreichen Tieren nämlich und bei fast allen Pflanzen, deutlich wahrnehmen, während er beim Menschen nicht so offensichtlich ist, und das diese körperliche Revolution unsere Kräfte so außerordentlich in Anspruch nimmt. Ganz besonders ist diese Frühlingsemüdigkeit im Kindes- und Jünglingsalter bemerkbar; Schüler, die zu den fleißigsten gehörten, lassen um diese Zeit vielfach nach und bedürfen besonderer Anspannung. Vor allem klagen die Lehrer um diese Zeit über mangelnde Aufmerksamkeit der Schüler, die offensichtlich nicht in Zerstreutheit der Kleinen,

sondern in Müdigkeit begründet ist. Noch mehr als im Kindesalter zeigt sich jene Müdigkeit aber in dem Alter von 15 bis 21 Jahren, und zwar ebenso beim männlichen, wie beim weiblichen Geschlecht, beim letzteren vielleicht etwas früher beginnend und demgemäß früher aufhörend. Nicht selten wird bei jungen Mädchen diese Erschlaffung als ein Symptom der Bleichsucht und Blutarut angesehen und dann möglichst viel Bewegung angeordnet, was aber natürlich nur die Erschlaffung erhöht.

Ein Mittel gegen diese Frühlingsemüdigkeit gibt es nicht; das einzige Mittel, weniger im Freien sich zu bewegen, wäre keineswegs anzuerkennen, würde auch nicht einmal immer helfen, da von jener Müdigkeit auch diejenigen befallen werden, welche sich wenig im Freien bewegen.

Aber das, was von ärztlicher Seite anzuerkennen wäre, ist, daß man den üblichen Folgen einer solchen Erschlaffung möglichst entgegenarbeitet, daß man erstens sich in dieser Zeit, also ganz besonders im April, und in der ersten Hälfte des Mai, vor übermäßigen körperlichen Anstrengungen hütet, daß man ferner in dieser Zeit den Körper gut und regelmäßig nährt und dafür Sorge trägt, daß man eine gute und möglichst ausgedehnte Nachtruhe hat. Das heißt also: man kann getrost in dieser Zeit früher schlafen gehen, als zu anderen Zeiten, zumal ja auch der Tag früher beginnt, und man früher aufstehen muß. Man soll aber auch in dieser Zeit möglichst erregende Lektüre, Spiel und Theaterbesuch vermeiden. Natürlich ist das besonders für Personen der bezeichneten Altersstufen gesagt, indessen auch für schwächliche und kranke Personen in höheren Altersklassen.

Der April ist auch besonders gefährlich für die Infektionskrankheiten der Jugend, Scharlach, Masern, Diphtherie, weil die Kinder jetzt häufiger ins Freie und auf Spielplätzen miteinander in Berührung kommen, wodurch die Ansteckung nur zu leicht erfolgt. Andere Gefahren für die Gesundheit birgt die Tatsache, daß viele Hausfrauen nicht genügend darauf Acht geben, daß jetzt in der wärmer werdenden Jahreszeit viele Lebensmittel sich nicht mehr so gut und lange konservieren lassen, wie bisher. Das Eis und der Eisfrank treten natürlich noch nicht in Aktion, aber gleichwohl ist an manchen Tagen die Wärme doch schon groß genug, um einzelnen Lebensmitteln Verderben zu bringen, zumal diese Wärme oft plötzlich und ungeahnt eintritt, wenn die Speisekammern gefüllt sind.

Viele Kranke auch sehnen sich schon, in die Bäder zu reisen, nachdem der Winter ihnen lange Leiden gebracht hat. Insbesondere füllen sich im April die Badeorte, in denen heiße Heilquellen sich befinden, Wiesbaden, Baden-Baden u. a., wo die offizielle Saison zwar erst am 1. Mai beginnt, aber Tausende sich schon um die Mitte April, ja früher einfänden, denn wer der Heilung bedarf, sehnt sich nach derselben. Und doch kann auch nicht genug vor dem „Zu früh“ gewarnt werden; wenn auch jene Rheingegend warm ist und insbesondere der Norddeutsche sich dort im April recht wohl fühlt, so bringt doch dieser wechselvolle Monat auch dort so kalte und nasse Tage, daß oft ein solcher Tag die Heilung vollständig illusorisch machen kann. Auch kommt noch ein Umstand dazu. Bei vielen Rheumatismus- und ähnlichen Kranken, welche diese Badeorte aufsuchen, tritt nach den ersten paar Bädern, welche sie nehmen, die Erscheinung auf, daß sich das Leiden verschlimmert anstatt verbessert zu haben scheint. Diese Kranken, die, wenn sie in die Badeorte kommen, noch gut zu Fuß sind, fühlen sich nach den ersten Bädern wie gelähmt und müssen Rollstühle benutzen. Natürlich ist dies bei feuchter und kalter Witterung oft sehr wenig zuträglich, ja geradezu schädlich, während es ihnen bei andauernd warmer Witterung im Mai nichts schaden würde. Wer also aus irgend einem Grunde doch schon im April

die Badeorte aufsucht, dem sei geraten, mit den Bädern erst zu beginnen, wenn die Bitterung eine andauernd warme sein beginnt.

Ueberhaupt gibt es Leute, die nicht zeitig genug reifen können und schon im April alle möglichen Reisepläne unternehmen. Aus dem im Eingang Gesagten ergibt sich, daß der April für Reisen der denkbar ungünstigste Monat ist, denn jede Reise bedingt eine körperliche Anstrengung. Aber abgesehen davon ist auch der April wegen des wechselvollen Wetters höchst ungünstig für alle derartigen Unternehmungen, und abgesehen von kurzen Osterferien möge man das Reisen unterlassen. Die Erholung wird leicht ins Gegenteil gewandelt.

Die historische Entwicklung des Sandwerks.

Von L. A. Liebert.

(Fortsetzung.)

In richtiger Erwägung dieser Tatsache hielten die Handwerker sich in ihrem Stand und Wesen nicht schlechter als Reiche und Vornehme. Ebenso wie der Stand dieser Gesellschaftsklassen, war auch ihr Stand von Gott eingeseht. Jedes Gewerbe suchte womöglich an eine göttliche Einsegnung im Paradies, oder an eine Bibelstelle, oder etwa an einen Heiligen anzuknüpfen, der einst desselben Gewerkes war. Mit Stolz beriefen sich die Schneider auf den Befehl Gottes im Buche Exodus: „Das sind die Kleider, die sie machen sollen: das Schildelein, Leibrock, seidnen Rock, engen Rock, Hut und Gürtel.“ Auch die Kürschner beriefen sich auf jene Stelle, gerieten aber darüber mit den Fleischerhauern in Differenzen, welche meinten, daß „doch erst die Lämmlein haben müssen geschlachtet werden, ehe aus den Fellen Hocklein gemacht worden.“

Die Kannegießer nahmen das Wort des Propheten Ezechiel: „Blei und Zinn tut man zusammen, daß es schmelze“ für sich in Anspruch. Die Drechsler waren stolz, daß Kaiser, Könige, Prälaten, Fürsten und Herren sich in freien Stunden mit der edlen Drechslerkunst vergnügt hätten. Die Ehre, die dem Gewerbe widerfahren, war auch dem einzelnen angeht, und umgekehrt hat oft ein einzelnes Mitglied einer Kunst zur Belohnung persönlicher Verdienste um ein Ehrenzeichen oder eine Gnade für die Zunft. So wird in einem alten Zeremoniellbuch der Messerschmiede erzählt, daß Kaiser Karl IV. Anno 1350 diesem Handwerk zum Wappen einen Rubinroten Schild darauf 3 Schwerter mit einer goldenen Krone zu führen gestattete, weil ein Messerschmied namens Georg Springenfließ, der sich 1295 in seinen Kriegsdiensten so tapfer erwiesen hatte, daß er nicht nur geadelt, sondern auch zum Stadthauptmann von Prag ernannt wurde, solche Begnadigung erbeten habe.

Wie weit der Handwerkerstolz jener Zeit ging, läßt sich erkennen aus einer alten Geschichte, in der behauptet wird, daß eines Schmiedemeisters Sohn, der studiert hatte und vor seinem Doktorexamen stand, von seinem Vater in einem Brief gewarnt wurde, seinem Vaterland den Schimpf nicht anzuhängen und etwas Neues anfangen, da es in der Stadt nicht Herkommen sei, daß der Schmiede Kinder Doktoren würden.

Eine Folge jener besonderen Standesehre war das Bestreben, die Kunst rein zu erhalten. Wer eine Kriminalstrafe erhalten hatte, wurde nicht mehr im Handwerk geduldet, ebenso schaffte man sich die Püschler sehr praktisch vom Leibe, wie aus folgenden zwei Beispielen hervorgeht. In der oben erwähnten Stadt hatte im Jahre 1382 ein Schneider eine Zoppe falsch gemacht. Er wurde deshalb der Stadt verwiesen und die Zoppe öffentlich verbrannt. Ebenso erging es einem anderen Schneider im Jahre 1414, weil er eine Zoppe nicht mit dem richtigen Futter versehen hatte.

Die Zünfte und Innungen hatten eine zusammenhängende hierarchische Gliederung. Der Lehrlinge sollte auch im Kreise der Familie Gehorsam lernen. Er mußte zur Aufzucht, die in feierlicher Versammlung der Innung stattfand, seinen Geburtsbrief beibringen. In einem solchen bescheinigen Bürgermeister und Rat, daß Vorzeiger dieses vom Meister N. N., weisend auch unserm Bürger, als seinem rechtlichen, natürlichen Vater und Frau N. N., desselben Ehefrau, christlichen Eheleuten rechter Leutlicher, untadelhafter Art, Geburt, herkommens, die nach Gottes, der hl. Christl. Kirche Ordnung und Gewohnheit sich mit einander in den heiligen Ehestand begeben, in wäherender Ehe geboren sei; daß auch benannte Eltern keines leichtfertigen noch tadelnswürdigen Geschlechts, so man auf ehrlichen Handwerkern, Zünften und Innungen jetziger Zeit zu tadeln und zu verwerfen pflegt, gewesen und haben sich jetzbenannte seine Eltern die Zeit ihres Lebens und Wandels allhier, benebeust ihrem Sohne, ehrlich und redlich, aufrichtig, wie frommen, ehrliebenden Väterleuten gezeuget, verhalten, an Ehr und Rechten unverleumdet, und sie ihnen also anders nichts, denn Ehre und Redlichkeit und alles Gutes nachzusagen wissen.“ Der aufzuziehende Lehrling mußte aber außer diesem gewiß peinlich genau abgefaßten Geburtsschein einen oder zwei Bürgen für sein künftiges Wohlverhalten stellen. Die Zahl der Lehrjahre wie der Lehrlinge war übrigens genau bestimmt. Waren die Lehrjahre vorüber, wurde der Lehrling freigesprochen und trat in den Gesellenstand.

Zwei Riesenbahnen.

Von Dr. Ph. Malukow.

Zwei große Bahnprojekte beschäftigen seit etwa zwei Jahrzehnten die Welt: die große afrikanische Bahn, die Kapstadt mit Alexandria verbinden soll, und die große sibirische Bahn, die eine schnelle und bequeme Verbindung zwischen Paris und Wladiwostok, d. h. zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozean schaffen soll. Beide Bahnen haben in erster Linie rein wirtschaftliche, in zweiter Linie strategische Bedeutung. Während aber die Afrikabahn vor der Hand nicht viel mehr als ein lohnendes Projekt ist, das seiner Ausführung noch entgegenharrt, stehen wir bei der sibirischen Bahn vor einer in ihren Grundlinien bereits fertigen Trace, deren Bedeutung in Anbetracht der gegenwärtigen gespannten Beziehungen zwischen Rußland und Japan enorm in die Höhe schnell.

Von einer rein wirtschaftlichen Bedeutung der sibirischen Bahn zu sprechen, ist wenig angebracht. Die Strecken, die die Schienen durchmessen, gehören meist noch jungfräulichen Boden an. Hier und da ein wenig Bergbau, hier und da eine Sägemühle oder eine Transfiederei, im günstigsten Falle ein etwas lebhafter Handel mit fossilem Eisenstein, Fellen und Fischen — davon kann eine Bahn nicht leben. Das wußte wohl auch die russische Regierung, als sie dem Bahnprojekt näher trat. Und was sie in erster Linie zum Bau dieser Riesenbahn veranlaßt haben dürfte, wird wohl mehr aus strategischen, als aus ökonomischen Gründen geschehen sein.

Nichts verteidigt sich schwerer, als eine ausgedehnte Landgrenze, besonders in dem Falle, wenn man diese Verteidigung für die erste Zeit unzuverlässigen, halbwilligen Volksstämmen anvertrauen muß. Und gerade dies trifft für Sibirien zu und wird dadurch noch erhöht, daß sich die Grenze weilenweit durch Steppen- und Wüstenland zieht. Der Bahnbau war also gewissermaßen aus Selbsterhaltungsgründen für Rußland eine unbedingte Notwendigkeit.

Schon die Geschichte dieser Bahn ist interessant genug. Der erste Plan zu diesem Riesenprojekt tauchte bereits 1837 in dem Hirn eines englischen Ingenieurs auf, der Nischnij-Nawgorod mit dem Stillen Ozean verbinden wollte. Aber es blieb vor der Hand nur bei

dem Projekt. Erst 1891 schritt man zur Verwirklichung des Planes, und zwar vonseiten der russischen Regierung, die sich mit dieser Idee bereits vier Jahre lang beschäftigt hatte. Als Ende der Bauzeit hatte man das jetzige Jahr, 1904, ins Auge gefaßt.

Der Plan der Bahnanlage ist ungefähr der folgende: Von Tscheljabinsk aus zweigt eine Trace nach Jekaterinburg, eine zweite nach Biisk und Kusnez, eine dritte vom Baikalsee nach Kiachta.

Da diese Strecke jedoch außerordentlich schwierig zu bauen war, schloß man mit der chinesischen Regierung einen Vertrag, wonach der Schienenweg durch die chinesischen Provinzen Fengtien, Kirin und Heilungtschi geführt werden durfte, ein Vertrag, der nebenbei gesagt, die Wurzel der gegenwärtigen ostasiatischen Wirren sein dürfte, denn durch ihn bekamen erst die Russen Gelegenheit, sich in eigenem Interesse in ostasiatischen Verhältnisse einzumischen.

Die einzelnen Bahnstrecken vereinigt, ergeben eine Länge von 7112 Werst und erfordern einen Kostenaufwand von über 350 Millionen Rubel.

Mit dem Ausbau der sibirischen Bahnstrecke allein, wäre nun freilich bei dem fortwährenden Wachstum des moskowitzischen Kolosses der russischen Politik wenig gedient gewesen. Man mußte den Schienensträngen nicht nur eine west-südliche, sondern auch eine nord-südliche Richtung geben. Eine Verbindung zwischen Chodschent und Baku-Tiflis einerseits, sowie eine Verbindung zwischen Chodschent und Orenburg-Samara andererseits, hatte man bereits. Jetzt galt es eine Verbindung zwischen Zentralasien und den größeren sibirischen Städten herzustellen. Diese Projekte reifen rasch und werden in absehbarer Zeit bereits fertig gestellt sein. Omsk-Semipalatinsk-Bjernig wird die eine Strecke, Kolywan-Semipalatinsk-Bjernig die andere Strecke sein. Diese Strecken werden dann höchstwahrscheinlich bis Kofhand durchgeführt werden, so daß dann über Bochara und Merw, eine Verbindung zwischen Sibirien und Indien, zwischen dem nördlichen Eismeer und dem Indischen Ozean geschaffen sein und zugleich der größte der fünf Erdteile von Schienenwegen durchschnitten sein wird.

Mit ganz anderen Mitteln hat die transafrikanische — wenn man so sagen darf — Bahn zu rechnen. Tropische Urwälder bilden einen zäheren und nachhaltigeren Widerstand für jegliche Kulturarbeit, als Wüste und Steppe. Und eine halb wilde, auf der untersten Kulturstufe stehende Bevölkerung ist gleichfalls ein Faktor, der im negativen Sinne schwerwiegender in Betracht gezogen werden muß, als Halbkultur, die sich doch leichter eines Besseren belehren läßt, weil sie vor allen Dingen bereits einzusehen versteht, welche Vorteile ihr die Kultur in ökonomischer Hinsicht zu bringen vermag. Und schließlich ist noch in Betracht zu ziehen, daß sich die Sibirische Bahn — sie bewegt sich zwischen dem 50. und 60. Grad nördlicher Breite im großen und ganzen in einer einheitlichen, klimatischen Lage befindet, während die große afrikanische Bahn sehr großen klimatischen Schwankungen unterworfen ist, da sie sich vom 35. Grad südlicher Breite bis zum 30. Grad nördlicher Breite erstrecken wird.

Verfolgen wir den Lauf des großen Afrikabahnbauprojektes, so bekommen wir, wenn wir die Reise von Süden nach Norden machen, etwa folgendes Bild (Es sei hier von vorneherein bemerkt, daß die Trace noch keineswegs festgelegt ist.): Die Schienenlinie wird im äußersten Süden des englischen Südafrika beginnen, ihren Weg durch die ehemaligen Burenstaaten nehmen und sich durch die nördliche Region des südafrikanischen Englands bis hinauf zur deutsch-ostafrikanischen Grenze nach dem Tanganjika-See ziehen. Hier wird ein regelmäßiger Dampferverkehr den Bahntransport unterbrechen, der erst von Kowala, am Ostufer des Sees, ab, durch deutsche Gebiete nach Moskolo am Südufer des Ukerewe-

Nyanga geleitet werden wird. Hier wird wieder der Dampfer in das Recht der Lokomotive treten. Vom Nordufer des Ukerewe-Nyanga wird es dann durch englisches Sudangebiet und durch Flußsystem des Bar el Ghafal, nach El Obeid, der Hauptstadt Kordofans gehen, von wo aus eine Verbindung mit Chartum geschaffen werden wird. Von Chartum aus wird der Nil bekanntlich schiffbar. Aber trotz dieser Schiffbarkeit wird eine Linie Chartum—Wadi—Galsa—Kairo—Alexandria durchgeführt werden. Die Länge dieser den ganzen schwarzen Erdteil durchquerenden Schienenlinie wird rund 8000 Kilometer betragen.

Durch beide Bahnen, sowohl durch die sibirische, wie durch die afrikanische, wird Europa mit den beiden Erdteilen, die ihm doch bisher noch verhältnismäßig entfernt standen, bedeutend näher in Berührung kommen. Nicht nur Landesprodukte, sondern auch Menschenmaterial wird reger, als dies bisher der Fall war, ausgetauscht werden. Eine neue kulturelle Epoche dürfte für die „alte Welt“ beginnen, ein Aufschwung, wie ihn Handel und Wandel nur zur Zeit der Auffindung des Seeweges nach Ostindien um das Kap der Guten Hoffnung und nach der Eröffnung des Suezkanals gesehen. Während die große asiatische Bahn mehr für Nordeuropa in Betracht käme, würde die große afrikanische für Südeuropa von hoher Bedeutung sein. Ein halbes Jahrhundert aber dürfte immerhin noch vergehen, bis die asiatischen und afrikanischen Früchte reif sind.

„Zedröck.“

Von Gustav Hochstetter.

Da war damals in einem der größten Geschäfte von Nachen eine Verkäuferin, die alte Kopp nannte man sie, eine Verkäuferin — so etwas gibts überhaupt nicht wieder. Wenn eine Dame in den Laden kam, die einen halben Meter Futterstoff kaufen wollte, verkaufte ihr die „alte Kopp“ ein seidenes Kleid. Und wenn ein Herr hereinkam, der einen Seiflappen zu erstehen beabsichtigte, dann verließ dieser Herr — vorausgesetzt, daß er der „alten Kopp“ in die Hände fiel, — den Laden nicht eher, als bis er sich mindestens Stoff für einen neuen Anzug gekauft hatte. Dabei war die alte Kopp eigentlich garnicht alt. Vielleicht zweiundzwanzig. Man sagte nur so, weil noch eine jüngere Schwester von ihr mit im Geschäft war.

Die alte Kopp war eine Menschenkennerin. Sie machte mit den Kunden einfach, was sie wollte. Sogar die dickköpfigen, eigensinnigen Bauersfrauen, die aus den umliegenden Dörfern an den Markttagen hereinkamen, sogar die verstand die alte Kopp glatt und spielend um den Finger zu wickeln. Da war zum Beispiel ein Fall, die Sache mit dem „Zedröck“.

Jaso. Ich vergaß, daß meine verehrte Leberjchaar keine Ahnung davon haben wird, was „Zedröck“ ist. Ich will dieses melodische Wort, das den Ton auf der zweiten Silbe hat, eingehend erklären. „Zedröck“ ist der rheinische Provinzialausdruck für „Blaudruck“. Blaudruck hinwiederum ist ein glattgewebter baumwollener Kleiderstoff, der mit indigoblauem Farbstoff so reichlich bedruckt ist, daß aus diesem tiefen Blau nur noch kleine weiße Muster heraussehen: Tupfen, Kreise, Kreuze oder dergleichen. Zur Herstellung eines jeden Dessins bedarf es einer besonderen Druck-Walze. Der Blaudruck ist furchtbar billig, und deshalb lohnt sich das Drucken eines neuen Musters für den Fabrikanten erst dann, wenn davon viele tausend Meter bestellt werden. — Mein Privatissimum über „Zedröck“ ist zu Ende. Also zur Sache!

Eine Bauersfrau kam eines Tages in den Laden und begehrte sechs Meter „Zedröck“ zum Kleide. Die junge Kopp bediente sie. Nun war die junge Kopp hübsch, sehr hübsch; so hübsch, daß drei Duzend junge Bürgersöhne in sie verschossen waren und daß sie

auch später wirklich einen Millionär zum Mann bekam — aber, alles was recht ist, eine gute Verkäuferin war sie nicht. Die alte Bauersfrau hatte sich in ihrer dürftigen Phantasie ein eigenes „Zedröck“-Muster ausgedacht, das sie der jungen, hübschen Kopp durch allerhand seltsame Hand-Verrentungen markieren wollte. Das hübsche Mädchen versuchte der guten Frau klar zu machen, daß ein derartiges Muster nicht existiert. Aber das hielt die alte Bäuerin für eine schwerwiegende Art von persönlicher Beleidigung und sie schwur, nicht nur kein anders-gemustertes „Zedröck“ zu kaufen, sondern mit der ganzen, langen Liste von Einkäufen, die sie sich für heute vorgemerkt hatte, zur Konkurrenz zu gehen. Es sei eine Schande, daß man hier in dem Geschäft nicht bekommen könne, was man wolle. Sie werde es in ihrem ganzen Dorf zu Hause erzählen. . . . Da rief die hübsche, junge Verkäuferin verzweiflungsvoll ihre ältere Schwester zu Hilfe.

Die „alte Kopp“ trat mit unerschütterlichem Gleichmut an die erregte Bauersfrau heran, tanschte mit ihr zunächst ein paar heffinnige Bemerkungen über die derzeitigen Wärme- und Feuchtigkeitsverhältnisse der Luft aus und ging nur ganz vorsichtig und schrittweise zu dem eigentlichen Gegenstand der Unterredung, dem „Zedröck“-Muster, über. Sie ließ sich von der jetzt schon etwas milder gestimmten Kundin das gewünschte Dessin ausführlich erklären, heuchelte dann aber noch immer eine gewisse Verständnislosigkeit und breitete schließlich auf dem Ladentisch einen großen Bogen Pack-Papier aus mit der Bitte, die Bauersfrau möge mit Bleistift das Muster hier aufzeichnen, genau so, wie sie sich's im Kopf zurechtgedacht habe. Die Bauersfrau entsprach diesem Wunsche und malte mit einem großen Bleistift, nachdem sie ihn wiederholt an ihren breiten Lippen beschnitten hatte, ein Muster auf das Pack-Papier. Ein Muster, so ganz und gar unmöglich, daß jeder Blaudruckfabrikant, der es gesehen hätte, sofort in Krämpfe gefallen wäre.

„Ei, ei!“ meinte die alte Kopp mit scheinheiliger Anerkennung, „Ein sehr nettes Dessin! Wissen Sie was? Das schick ich an unsern Fabrikanten, der macht Ihnen das, und in acht Tagen haben wir's hier. — Herr Quickenbohm“, rief sie dann zum Geschäftsführer hinüber, ohne die Bestätigung der Kundin abzuwarten, „bestellen Sie von diesem Muster hier bitte sofort acht Meter! Ein sehr hübsches Dessin, nicht wahr, Herr Quickenbohm?“

Da erstrahlte ein breites Grinsen stolzer Zufriedenheit auf dem Antlitz der Bäuerin. Ja, ja — dieses hübsche Muster hatte sie erstanden! In acht Tagen wird sie es in ihren Händen halten! Und sie kauft jetzt alles, was auf ihrem zerknitterten, nicht übermäßig reichlichen Zettel vorgemerkt ist. Reichlich. Sogar noch Manches mehr. Gott, wenn man so behandelt wird!

Acht Tage später.

„Is ming Zedröck jetzt jekomme?“

Selbstverständlich ist es nicht gekommen und wird auch nie kommen. Aber die alte Kopp weiß sich zu helfen. „Unser Fabrikant hat geschrieben, es sind ihm so viele Arbeiter krank geworden. An der Influenza. Da dauert es diesmal noch acht Tage länger. . . .“ Und wieder kauft die brave Frau den ganzen Zettel herunter, den sie jeden Sonntag Nachmittag zu Hause vollfreit, damit sie ihn Montags früh, ehe sie nach der Stadt geht, nur in die Tasche zu stecken braucht.

Am nächsten Montag.

„Wie is dat hüt met ming Zedröck?“

„Ach denken Sie, gutes Frauchen, nun hat der Fabrikant selbst auch die Influenza bekommen. Kann einem das nicht leid tun? Nun dauert's halt noch eine Kleinigkeit länger. Aber Sie haben's ja sicher, nicht wahr? Was brauchen Sie denn sonst heute Schönes?“

Und die Bauersfrau, die vor vierzehn Tagen dem Geschäft für ewige Zeit hatte den

Rücken kehren wollen, kaufte wieder den ganzen Zettel herunter.

Als sie diesmal gegangen war, da war es Allen klar, daß am nächsten Montag die Katastrophe hereinbrechen müsse. Der Chef, der Geschäftsführer und neunzehn Verkäuferinnen waren sich einig darüber, daß die Frau sich mit ihrem „Zedröck“ nicht mehr länger hinhalten lassen und den Praten jetzt riechen werde. Nur die alte Kopp blieb kühl bis ans Herz hinan.

Wie die alte Kopp am nächsten Montag früh ins Geschäft kam, hatte sie ein winziges Paketchen bei sich; da war eine halbe Zwiebel drin. Und als die Bauersfrau zu Tür hereinkam, stand die alte Kopp in der hintersten, dunkelsten Ladenecke und roch ein paar Mal heftig an der halben Zwiebel.

„Is ming Zedröck jetzt endlich jekomme?“ fragte die Ostvertrostete noch halb in der Ladentür.

Da schoß die alte Kopp aus der dunkeln Ecke hervor. Ihre Augenlider waren stark gerötet, helle Tränen hingen ihr in den Wimpern.

„Ach liebe Frau, gute Frau —“ schluchzte sie und ergriff dabei wie unwillkürlich die Hände der erstaunten Kundin. „Ach, Sie werden Ihr Zedröck nie bekommen! Denken Sie sich bloß: unser Fabrikant ist an der Influenza gestorben. Der arme, arme Mann! Ach — und es war ein so feiner, netter, gebildeter Mensch. Wenn Sie ihn bloß gekannt hätten.“ Und sie schien in Schmerzen zerfließen zu wollen, während das ganze Personal rings umherstand und sich auf die Lippen biß, um nicht hell aufzulachen.

Die Bauersfrau hatte ein gutes Herz. Es tat ihr weh, das brave Mädchen, das ihr schon so viele schöne Sachen verkauft hatte, so bitterlich weinen zu sehen. Sie tröstete die Schluchzende und sprach ihr Mut zu. In das Unvermeidliche müsse sich der Mensch fügen und gegen Freund Hain sei kein Kraut gewachsen und sie hätte eigentlich heute noch etwas kaufen wollen, aber unter diesen betäubenden Umständen wolle sie lieber nicht länger stören. . .

Da wurde die alte Kopp gleich wieder munter. „Ach ja, Sie haben Recht!“ sagte sie, indem sie sich die Tränen abwischte. „Man soll sich vom Schicksal nicht unterkriegen lassen. Kommen Sie, ich werde mich zusammennehmen und Sie bedienen, als ob nichts passiert wäre. Zeigen Sie mal her, was haben Sie denn heute alles auf Ihrem Zettel?“

Als die biedere Bauersfrau, nicht ohne der alten Kopp noch ein paar Worte des Trostes zu spenden, sich mit einem riesigen Paket unterm Arm verabschiedet hatte, rief der Chef die Verkäuferin ins Privatkontor.

„Fräulein Kopp“, sprach er da streng und kalt, „Sie wissen, mein erstes Geschäftsprinzip heißt Keelität, an dem ersten Querbalken im Laden steht angeschrieben: „Tue Recht und scheue niemand“. Es wäre doch sehr zu wünschen, daß Sie diesen Querbalken von jetzt ab etwas mehr im Auge behalten möchten. . .“

Die alte Kopp schnitt ein sehr komisches Gesicht.

Der Chef beendigte seine Rede mit den Worten: „Und, Fräulein Kopp, was ich Ihnen dann noch sagen wollte: am nächsten Ersten. . .“

„Kann ich gehen?“ fragte betrübt die Verkäuferin.

„Das nicht“, sagte der Chef, „aber eine Gehaltszulage bekommen Sie.“

Auflösungen aus voriger Nummer.

Zweifelbige Charade: Ostern.

Logogryph: Veröhnung — Veröhnung.

Rätzel: Frühling.

Synonyme: Stein.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Tageblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zweiter Sonntag nach Ostern.

Evangelium nach dem heiligen Johannes 10, 11-16. „In jener Zeit sprach der Herr Jesus zu den Pharisäern: Ich bin der gute Hirt; der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe.“ „Der Mietling aber, der kein Hirt ist und dem die Schafe nicht zugehören, sieht den Wolf kommen, verläßt die Schafe und flieht; und der Wolf raubt und zerstreut die Schafe. Der Mietling flieht, eben weil er Mietling ist, und ihm an den Schafen nichts liegt.“ „Ich bin der gute Hirt, und kenne die Meinen und die Meinen kennen mich.“ „Wie mich der Vater kennt, und ich den Vater kenne; und ich gebe mein Leben für meine Schafe.“ „Auch ich habe noch andere Schafe, welche nicht aus diesem Schafstalle sind: auch diese muß ich herbeiführen, und sie werden meine Stimme hören: und es wird Ein Schafstall und ein Hirt werden.“

Jesus, der gute Hirt.

Was unser Herr, lieber Leser, im obigen Evangelium von sich aussagt, das hat Er durch die Tat bewiesen, indem Er Sein Leben für Seine Schäflein dahingab: zunächst in der Krippe zu Bethlehem, wo Er Sein göttliches Leben gleichsam an die Menschheit auslieferte; dann am Kreuze, wo Er Sein sterbliches Leben für uns in den Tod gab, und endlich im allerheiligsten Opfer und Sakramente des Altars, wo Er sich ganz, mit Gottheit und Menschheit, mit Leib und Seele, mit Fleisch und Blut, zur Speise hingibt bis an das Ende der Tage.

Jesus, der gute Hirt, ist das erhabene, aber unerreichbare Vorbild aller derer, denen Seelen zur Behütung und Pflege anvertraut sind, ganz besonders also der Bischöfe und Priester: sie sollen bereit sein, wenn es nötig wird, selbst das Leben für ihre Herden hinzugeben. In der Tat weist die Geschichte von den Tagen der Apostel an zahlreiche Beispiele des Heldenmutes solcher Hirten auf, die nicht gezögert haben, Kerker und Banden, Mißhandlungen und Entbehrungen, ja selbst den Tod für die Herde Jesu Christi zu erleiden. Und viele unserer Leser selbst haben noch Bischöfe und Priester gekannt, die hierin das Beispiel des guten Hirten nachgeahmt: die für das Wohl der ihnen anvertrauten Schäflein nicht nur ihr Vermögen, ihr Einkommen, sahen liegen, sondern selbst ins Gefängnis oder in die Verbannung wanderten, den härtesten Entbehrungen vielfach ausgesetzt waren und nicht selten eines frühzeitigen, ja, eines wahren Märtyrer-Todes starben. Sie genießen nun zweifellos den Lohn für ihre Treue beim guten Hirten in Dessen ewigem Reiche.

Hirt und Herde! Welch' schönes Bild führt der Herr uns da vor! Gerade das Lamm weist Eigenschaften auf, durch die es vor allen Tieren würdig erscheint, als Sinnbild Christi und Seiner treuen Herde zu dienen. Wie lieblich, aber auch wie lehrreich ist der Anblick einer Herde von

Schäflein, die enge zusammengeschlossen ihrem Hirten auf dem Fuße folgen, wohin er geht. Er braucht sich kaum umzusehen; läßt höchstens seinen treuen vierfüßigen Begleiter zuweilen die Herde umkreisen, damit kein Schäflein zurückbleibe, keines vom Wege abirre. Langsam geht der Hirt voran, und alle Schäflein folgen ihm. Kein anderes Tier ist so geartet; kein anderes läßt sich so sanft, so ruhig, so mühelos führen. Eine Herde von Kindern oder Ziegen muß man vor sich hertreiben; sie würden niemals, wie eine Schafherde, dem Hirten folgen. Die Tiere des Waldes aber fliehen vor dem nahenden Menschen nach allen Richtungen, als ob sie wüßten, daß nicht der Hirtenstab, sondern das todbringende Rohr des Jägers nach ihnen zielt. Und erst die Vögel des Himmels und die Fische des Meeres und der Flüsse führen ein so freies Leben, daß von „Hirt und Herde“ bei ihnen erst recht nicht die Rede sein kann. Nur das Lamm folgt getreulich seinem Hirten.

Nun ein anderes liebliches Bild: Der Hirt, der auf grüner Flur die Herde weidet! Wie ruhig und sorglos grasen die Tierchen auf der Weide; ruhig und wachsam steht der Hirt da, den treuen Hund zur Seite, die ganze Herde sorgsam behütend. Seine Augen folgen ihren Bewegungen, und so wie ein Schäflein den angewiesenen Weideplatz überschreitet, greift er wohl zu seiner Schippe, um mit einer kleinen Erdscholle nach dem Tiere zu werfen; aber er zielt kaum einmal auf das Schäflein, sondern über dasselbe hinaus, denn er will ihm nicht wehe tun, sondern nur es erschrecken und zur Herde zurücktreiben. — Wer aus uns denkt hier nicht unwillkürlich an das, was uns das Evangelium des Ostermontags erzählt: Zwei Schäflein trennen sich von der Herde Jesu; irrend befinden sie sich auf dem Wege nach Emmaus; aber der gute Hirt geht ihnen nach, weist sie mit liebevollem Ernste zurecht und führt sie wieder zu Seiner Herde zurück. Und wie viel tausendmal wiederholt

Kirchenkalender.

- Sonntag, 17. April. 2. Sonntag nach Ostern. Rudolf, Märtyrer † 1287. Evangelium Johannes 10, 11-16. Epistel: 1. Petri 2, 21-25. ● St. Andreas: Nachmittags 3 Uhr Offizium für Verstorbene der Männer-Sodalität. ● St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Jungfrauen-Kongregation, Nachmittags 1/4 Uhr Vortrag und Andacht für dieselben. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion und Versammlung der Jungfrauen-Kongregation.
- Montag, 18. April. Cleutherius, Bischof und Märtyrer † 126.
- Dienstag, 19. April. Emma, Witwe.
- Mittwoch, 20. April. Victor, Märtyrer † 84. ● St. Andreas: Morgens 1/11 Uhr hl. Messe für Verstorbene der Sodalität.
- Donnerstag, 21. April. Anselm, Erzbischof † 1109.
- Freitag, 22. April. Soter, Papst und Märtyrer † 177. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 1/8 Uhr Kreuzweg.
- Samstag, 23. April. Georg, Märtyrer † 303. ● St. Lambertus: Morgens 6 Uhr heilige Messe mit sakramentalischem Segen.

sich namentlich in der hl. Osterzeit diese Liebestat des guten Hirten! Wie viele irrende Schäflein müssen Jahr für Jahr zur Heerde wieder zurückgeführt werden!

Den guten Hirten nachzuahmen und in seinem Sinne tätig zu sein, sollen sich aber nicht nur die eigentlichen Seelsorger angelegen sein lassen, sondern auch jeder Hausvater. „Der Teufel (sagt der Apostel Petrus) geht umher wie ein (vor Hunger) brüllender Löwe, suchend, wen er verschlinge“ (1. Petr. 5). Wenn nun — zumal in unsern Tagen — in der Familie anstatt eines guten Hirten ein „Miebling“ das Regiment hat, der nur an sich und sein Behagen und sein Vergnügen denkt und die wachsame Sorge namentlich für die jüngeren Familienglieder außer Acht läßt, so kann es kaum ausbleiben, daß die ihm anvertraute kleine Heerde „zerstreut“ werde und Schaden leide.

Jesus sagt uns u. a. auch im heutigen Evangelium mit klaren, deutlichen Worten, daß es nur Eine wahre Heerde gebe. Wer also durch seine Schuld dieser wahren Heerde des göttlichen Hirten nicht angehört, wie will er sich einst vor seinem Richterstuhl wohl rechtfertigen? Wie albern und töricht ist deshalb das Gerede: es sei Alles eins, ob man dieser oder jener Religion angehöre — ob man in oder außer der Kirche Jesu stehe — wenn man sich nur an das halte, was man gelehrt worden, möge es wahr oder unwahr sein! Aber wenn der Mensch sich selber die Religion machen und durch Werke, die ihm gut dünken, das ewige Leben erlangen könnte, wozu wäre dann der Sohn Gottes einst auf Erden erschienen? Weshalb wäre der gute Hirt auf die Erde herab gekommen, um Seine Schäflein in Seiner heiligen Kirche zu sammeln und zu weiden? Darum wehe dem, der in der Kirche Jesu geboren und erzogen ist, der in ihr die Stimme des göttlichen Hirten vernommen hat und dennoch in seiner Hartnäckigkeit sich von der Heerde entfernt!

Wer entfernt sich denn, lieber Leser, von der Heerde des göttlichen Hirten? Offenbar der, welcher sich schämt, die heiligen Sakramente zu empfangen, — wer in seinem Dünkel, in seiner Aufgeblasenheit meint, der Gottesdienst und die Predigt seien nur für das „gemeine“ Volk, aber nicht für ihn, — der, welcher nach der Lektüre von einigen abgeschmackten Romanen oder andern schlechten Büchern, sich zu den „Gebildeten“ rechnend, meint, über die christlichen Glaubenswahrheiten und die heiligsten Einrichtungen der Kirche in der feindlichsten Weise aburteilen zu dürfen. Ich wiederhole: Wie wird ein solcher Mensch sich einst vor dem Richterstuhl des Herrn einschuldigen können, wenn er in dieser Torheit verharrt? Wird er sagen können: dieses oder jenes Buch, diese oder jene Gesellschaft hat mich ins Verderben gebracht? Nein! wird es ihm entgegenschallen: Du selbst und nur du allein bist an deinem ewigen Unglücke schuld, weil du die Regungen der Gnade, weil du die Stimme des guten Hirten unbeachtet gelassen. „Meine Schäflein kennen mich und hören auf meine Stimme,“ sagt der gute Hirt. Gerade die würdige hl. Osterkommunion ist zunächst für uns, lieber Leser, ein sicheres Kennzeichen, ob wir in Wahrheit zu den Schäflein des guten Hirten uns zählen dürfen.

Die historische Entwicklung des Handwerks.

Von A. A. Liebert.
(Fortsetzung.)

Für die Aufnahme in den Gesellenstand war ein ausführliches und seltsames Ceremoniell vorgeschrieben, das dem Comment der Studenten nichts nachgab.

Die Messerschmiede und auch die Schuhmacher gaben den Lehrlingen nach uraltem Gebrauch ein paar Maulschellen mit den Worten: „Die leide von mir und von keinem anderen.“

Diese historischen Maulschellen sollen sich auch aber ohne die Worte in unsere Zeit herübergerettet haben. In anderen Gewerken gab man den Freizusprechenden gute Lehren auf den Weg. Bei den Buchbindern mußte der Lehrling einen ganzen Prozeß von Bindung eines Buches auswendig hertragen.

Der Gesellenstand jedes Gewerks bildete eine in sich geschlossene Korporation, deren Mitglieder sich als eine große Bruderschaft betrachteten, in der es für jede Betätigung ein besonderes Ceremoniell gab. Der Gruß galt als Erkennungszeichen, z. B. die Töpfer nannten sich *Wetter*. Auf deutschem Grund und Boden war der wandernde Geselle allenthalben zu Hause, wo eine Herberge seines Gewerkes ihren Arm mit dem Schilde ausstreckte. Der Handwerksbursche hatte sich nur seiner Innung gegenüber auszuweisen. Auf der Herberge angekommen schickte er nach dem Umschauer, einem Gesellen der Innung, der Umfrage bei den Meistern halten mußte, „so weit das Handwerk ehrbar war“, ob etwa einer des Fremden bedürfte. Das Umschauen war in verschiedenen Zünften das Amt bestimmter Gesellen, in anderen ging die Reihe um. Daher die Vorschrift in manchen Zunftartikeln, daß kein Geselle vor 3 Uhr Nachmittags einwandern dürfe, damit „die Gesellen bei dem Meister nicht an der Arbeit verhindert werden.“ Hand der Umschauer keine Arbeit, so wünschte er dem Fremden „Glück in's Feld“, verschaffte er ihm Unterkunft, so wünschte er ihm „Glück zum reichen Meister“. Solange der Geselle an einem Orte in Arbeit stand, war er Mitglied der Innung. Alle 4 Wochen oder 14 Tage versammelten sich die Gesellen eines Handwerks um bestimmte kleine Abgaben in die Lade zu entrichten, oder auch, um unter sich Polizei und Gericht zu üben. Bei diesen Gelegenheiten spielte die Lade eine bedeutende Rolle. Wenn sie geöffnet wurde, entblühten alle Anwesenden die Häupter. Jeder mußte ehrbar an den Tisch herantreten auf dem sie geöffnet stand. Fluchen und Schwören vor offener Lade war doppelt verpönt. Niemand durfte sprechen, bevor er „mit Günst“ um das Wort gebeten und es erhalten hatte. Die Abgaben waren bestimmt zur Verpflegung mittelloser Kranken und Reisenden. Wurde der Geselle krank, so war er also weder sich selbst noch der staatlichen Wohltätigkeit überlassen. In den Versammlungen, wurden wie schon erwähnt, auch Streitigkeiten unter den Gesellen erledigt. Auch hierfür war ein äußerst interessantes und für den milden Gerechtigkeitsinn und die hohe Auffassung der Standesehre in damaliger Zeit ein glänzendes Zeugnis gebendes Ceremoniell vorgeschrieben. Wenn alle diese Angelegenheiten verhandelt waren, so wurde die Lade feierlich geschlossen, so z. B. bei den Bäckern mit folgenden Worten: „Mit Günst, wenn keiner nichts mehr weiß, so weiß ich auf diesmal auch nichts mehr. Und also wollen wir auf diesmal einen frischen, fröhlichen Feier-Abend machen. Ehre zuvor Gott dem Allmächtigen; zum anderen dem Herrn Vater, Frau Mutter, Bruder und Schwester, Ehre ein guter Bruder den anderen. Werden wir dieses tun, so werden wir alle wohlfahren: im Namen Gottes d. V., d. S. und d. hl. G. Amen. Damit habt ihr euren Bescheid.“

Wie die Gesellen, so bildeten auch die Meister geordnete Korporationen. Wer Meister werden wollte, mußte ordnungsmäßig gelernt haben, losgesprochen sein und ein Meisterstück liefern. Auch war es nötig, daß er vorher zwei oder drei Wanderjahre überstanden hatte, daß des Meisters Sohn oder Schwiegersohn, oder der Geselle der eines Meisters Witwe heiratete, gewisse Vorteile beim Meisterwerden genoss will ich nur nebenbei bemerken. Wie die Gesellen, so hatten auch die Meister ihre Artikel, deren Verletzung scharf verpönt war.

Allmählig schlichen sich nun auch trotz der

Artikel, trotz des strengen Ceremoniells Uebelstände ein, die dann noch von der geistigen Revolution, die zu Anfang des 16. Jahrhunderts ansbrach, begünstigt wurden. Immer mehr bröckelte der neue Zeitgeist, die wachsende Vermehrung der Bevölkerung von den alten Zunftbestimmungen ab, und diese Erscheinungen und die Tatsache, daß sich die Handwerker nicht zeitig genug den veränderten Verkehrs- und Wirtschaftsverhältnissen anpaßten, führte zum Verfall des Handwerks. Wie aber auch von Staatswegen der neuen Zeitrichtung zu Ungunsten der alten, guten, religiösen Zunftgebräuche Rechnung getragen wurde, geht aus dem preussischen Gesetz vom Jahre 1703 hervor, daß den frommen Schlußspruch des Altgesellen bei Schließung der Lade, als einen großen Mißbrauch und eine schwere Entheiligung des göttlichen Namens bezeichnet und verbot, zumahlen, wie es in dem Gesetze heißt, da viele christliche Herzen dadurch scandalisiert und gärgert werden.

Friedrich Wilhelm I. befahl ebenfalls, die Lade nicht mehr als etwas besonderes anzusehen und 1811 verlegte die preussische Gesetzgebung dem Zunft- und Innungswesen den Todesstoß, indem sie die in Frankreich seit 1789 angenommenen Grundsätze in Bezug auf die Gewerbefreiheit nach Deutschland verpflanzte. 1864 fanden die liberalen Weltverbesserungs-Ideale: uneingeschränkte Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, Handelsfreiheit, uneingeschränktes Recht der Berechtigung, Annahme, und damit waren jene Grundsätze er neut staatlich sanktioniert.

Fortsetzung folgt.

Schade!

Skizze von Anna Gade.

Als Lore Dorubach achtzehn Jahre alt war, hatte sie „ihn“ kennen gelernt. Ihr Vater war Justizrat und „er“ Assessor im Städtchen, so kamen die beiden jungen Leute viel zusammen.

Und Assessor Fahlbrook war ein schöner Mann. Was ihn Lore aber besonders interessant machte, war, daß der Assessor weder tanzte noch Lawn Tennis spielte und keine weißen Flanellanzüge trug. Das imponierte ihr. Und Lore, die mit achtzehn Jahren sehr für Individualität schwärmte, „studierte“ den Assessor.

„Ein Typus, wie Maximil. Schmidt die trozig herben Alpenmenschen malt“, so hatte sie ihn, den Helden ihrer ersten heimlichen Novelle, charakterisiert, die ihr kurzlebige Ephemere das sein, noch kaum geboren, auch wieder ausgehaucht.

Jeder Zug seines Gesichtes war Charakter. Wie sie meinte. Denn so ungefähr mußte doch der Seelenadel, der innere Wert des Menschen nach außen in Erscheinung treten. So männlich stolz das lähne Profil, so zwingend die dunkeln Augen, so aristokratisch die selbstbewusste Haltung, so distinguiert die eisig höfliche Reserve. Mithin ein Rassenmensch.

Und Seelenstudien an einem schönen „rätselhaften“ Mann sind für ein achtzehnjährig Mädchenherz ein gar gefährlich Ding. Und Lore war denn auch noch viel zu ehrlich und naiv, um ihre Bewunderung und ihre junge Liebe verheimlichen zu können. Liebkosend umschmeichelten bei Tag und Nacht ihre sehnsüchtigen Gedanken ihn, den Herrlichsten von allen.

Daß aber der Assessor trotz seiner „Frauenverachtung“ nicht ganz so gleichgültig und blind war, wie sie es ihm angedichtet, das ahnte Lore nicht. Ein spöttisches Aufblitzen der „zwingenden“ Augen, ein leises Zucken um die braunen Schnurrbartspitzen, wenn sie, erglühend und wie ein hilfloser Bäckfisch, bei seiner Anekdote zusammenfuhr. Er wußte, nur einen Finger brauchte er auszustrecken, und das Mädchen das war sein.

Aber Affessor Fahlbrook, den eine bewegte Vergangenheit blaß gemacht und den Geschmach sehr hoch geschraubt, verlangte nicht danach. Man wußte auch im „Deutschen Haus“, daß er nur Müdesheimer oder Margangrand vin liebte, daß er nur stark gewürzte Speisen aß.

Mädchen wie Lore, so wenig kompliziert, waren nicht sein Genre. Er forderte „mehr“ von der Frau, die ihm Interesse abgewinnen sollte. Dies rührend einfach konstruierte kleine Mädchen würde ihm als Frau natürlich den Himmel auf der Welt bereiten, nichts weiter wollen und können, als ihn mit ihrer unglaublichen Verliebtheit quälen, vom Morgen bis zum Abend ihn küssen und lieblosen und nebenbei auch noch vorzüglich für ihn kochen.

Für solch ein Idyll aber war er nicht geschaffen. Ueberhaupt — was sollte er schon mit einer Frau, und wenn sie, wie z. B. Lore, auch noch so niedlich war! Das hatte noch gute Weile. Und eines Tages erschien er in Lack und Claque in Lore's elterlichem Salon, um ihr Adieu zu sagen.

Sie sah so eigentümlich bleich aus, und sie dauerte ihn ein wenig. Die Kleine hatte es so gut mit ihm gemeint. Und da Abschiednehmen immer eine etwas rührselige Sache ist, so ging es auch dem Affessor für einen Augenblick während er die schlanke Mädchenhand mit seinem Glace umfaßt hielt und in das weiße erloschene Antlitz sah, zum erstenmal so durch den Sinn, als stecke in dem Mädchen vielleicht doch etwas mehr als Heiratsgedanken und Häkelmuster.

Sie sah bisher so zum Verwechseln ähnlich mit all den andern höhern Töchtern ihm erschienen, die mit dem zur Zeit allein selig machenden Blusenschnitt, dem peinlich übereinstimmenden Griechentknoten, ob nun der Scheitel blond oder braun, das Näschchen klaffend oder stumpf, so einen rührend innegehaltenen Verwandtschaftstyp aufwiesen, eine so verblüffende Assimilation, wie nur die stagnierende Luft der kleinen Stadt sie zeitigen konnte.

Und sie, die kleine Lore — klein, wie man so ein Mädel nun mal nennt, und wenn es reichlich auch so groß wie ein ausgewachsener Affessor ist — die kleine Lore sollte am Ende doch, trotz des uniformierenden Blusenschnittes, des unvermeidlichen Griechentknotens, statt eines Seelchens eine Seele und eine Individualität haben?!

„Schade!“ Das war das Gedankenresümee, als er, mit einer höflichen Abschiedsphrase auf den Lippen, zum letzten Mal in diese grünlich klaren Augen sah. Augen, die bei den überschwenglichen Poeten für „unergründlich“ gelten. Mit denen die Heldinnen der Romane ihr Opfer zu Grunde richten, nachdem sie es gequält so sehr.

Er hatte diese Augen bislang für seichtes Wasser gehalten. Sollten sie am Ende doch „geheimnisvoll und unergründlich“ sein?!

„Schade!“ So dachte er noch einmal, als er die Treppe hinunterging.

Und was war schade? — Er wußte es eigentlich selber nicht und ventilerte auch die Frage nicht noch weiter, denn wenige Augenblicke später hatte er Lore und ihre schönen Augen beinahe schon vergessen.

* * *

Zehn Jahre waren vergangen. War das wirklich Lore, die schwärmerische kleine Lore Dornbach von ehemals? Die ihn so rührend liebte und verehrte und mit neunzehn Jahren schon eine Novelle verbrochen hatte, in der eine blühende Mädchenphantasie ihn, den Affessor Fahlbrook und jetzigen Regierungsrat und Landtagsabgeordneten, eine mit allen körperlichen und seelischen Vorzügen verschwenderisch ausgestattete Heldenrolle spielen ließ. Denn von seiner Identität mit der schmeichelhaften Photographie in Lore Dornbachs literarischen Versuchen war damals,

trotz aller Vorsicht und des Pseudonyms der Autorin, doch etwas durchgesickert.

Wie sie unglaublich sich verändert, unglaublich sich entwickelt hatte! Dieser undefinierbare Charme, dieses Parfüm der Weltkugel, das sie heut umgab! Und dieser Schick, die raffinierte Einfachheit des silbergrauen Empiregewandes.

War sie inzwischen älter, oder war sie jünger geworden?

Es war schwer festzustellen. Vor allem aber war sie ja eine gefeierte, eine anerkannte Größe heut.

Sie schrieb schon lange keine Eintagsnovellen mehr, in denen die Helden „bildschön“ waren und gerade so aussahen, wie einst Affessor Fahlbrook. Und seit ihre Menschen ganz alltägliche, ja meistens sogar häßliche und unscheinbare Geschöpfe waren und keine Affessor Fahlbrooktypen mehr, hatte die Kritik die junge Schriftstellerin entdeckt und ernst genommen.

Merkwürdig, wie das Schicksal sie so nach Jahren auf der Reunion des Geheimrats, hier in der fernen Großstadt wieder zusammenführte.

Im Laufe des Abends gelang es endlich dem Regierungsrat, sich an das silbergraue Empiregewand, das stets von Fracks und Uniformen wie umringt war, heranzupürschen. Und sie erkannte ihn sofort in lebenswürdigster Weise.

Fast kam ihm eine Verlegenheitsanwendung.

Ob er noch heute ihr gefiel? Dem Geiste ihrer Novellen nach zu urteilen, wohl kaum.

Aber, du lieber Gott, die Schriftsteller und Künstler — man müßte die nicht kennen! Grundsätzlich, sie etwa nach ihren Nachwerken beurteilen zu wollen.

Ob daher Lore, trotz aller Wandlungen, im Grunde nicht doch die alte war?

Und sie umschwärmte und liebte ihn doch einst mit allen Fasern, und Frauen vom Schlage Lore's pflegen sich treu zu sein. Ein ganzes Leben oft.

Sie schien, trotz aller Huldigungen, die man ihr darbrachte, bis heute noch ledig geblieben zu sein.

Wenn es darum noch so wäre, wie einst!

Doch das war wohl nicht gut möglich in all den Jahren ihrer Drennung, und noch dazu bei der Entwicklung, die sie durchgemacht.

Aber, wenn er im Stande wäre, ihr heute von neuem das wieder einzulösen, was er einstmals geringschätzig belächelt hatte. Es wäre der Mühe wert gewesen.

Und er machte den Versuch. Sehr raffiniert, sehr vorsichtig, während er die schlanke geschmeidige Frauengestalt, die in der Fensternische neben einer Palmengruppe in lässiger Anmut lehnte und lächelnd zu ihm auf sah, mit unverhohlener Bewunderung schmeichelnd und wie lieblosend mit seinen Blicken umging.

Er sprach auf sie ein in leise vibrierendem, heimlichem Flüsterton, wie er zur Stimmung und zu Situation gehört, wenn unter träumenden Salonpalmen, im weichen Dämmerlicht einer Schleiervlampe und bei den lockenden Klängen der „Rosen aus dem Süden“ gemeinsame Erinnerungen auferstehen.

Da lachte sie plötzlich unbarmherzig fröhlich auf, ob schon es die Stimmung, den Zauberbau gemeinsamer Erinnerungen fraglos zerstören mußte.

„Wissen Sie auch noch, Herr Regierungsrat, daß Sie einstmals meine erste große, schwärmerische Liebe waren, um die ich, angesichts ihrer Hoffnungslosigkeit, in kummervollen Nächten mein Kopfkissen mit bitteren Tränen netzte?“

Er wußte nicht gleich etwas zu erwidern, nicht gleich den richtigen Ton zu finden. War das Scherz, Ironie oder was sonst? Vielleicht die raffinierteste aller Verstellungen?

Aber ebenso unbefangen fuhr sie fort: „Ich bin Ihnen daher heute noch zu aufrichtigem Dank verpflichtet; denn wenn Sie damals — aus irgendwelchen Gründen — mich einfältiges Mädel zu ihrer Frau erhoben hätten, dann wäre ich fraglos, zu Anfang wenigstens, in meiner grenzenlosen Schwärmerie ein ganz unbändig glückseliges Geschöpfchen geworden, aber“, so setzte sie mit seinem Lächeln noch hinzu, „berühmt, um Ihren schmeichelhaften Ausdruck zu gebrauchen, wäre ich dabei nicht geworden, und das zieht ja, so heißt es wenigstens allgemein, die moderne Frau doch tausendmal dem sogenannten Glücke vor.“ —

Doch der Regierungsrat gab noch nicht jede Hoffnung auf. Konnte in solch einem Frauenherzen nicht schließlich doch bei aller Virtuosität der Verstellung, der Unbefangenheit des Tons, so was wie eine zersprungene Saite mitschlingen, nicht doch ein Grab verborgen sein, aus dem der treue Tote zu neuem Leben auferstand?!

Schwer, sehr schwer würden die Wiederbelebungsversuche freilich werden, aber gerade das reizte umsomehr zu dem Versuch.

„Dürfte ich also in Erinnerung an gemeinsam erlebte schöne Zeiten und mit dem Recht eines alten Bekannten wohl darauf hoffen, in Gnaden in Ihren Freundeskreis wieder aufgenommen zu werden?“ so überging er lächelnd ihren Einwurf.

Da sah sie ihn plötzlich an, ernst und mit großem, freiem Blick.

„Als lebenswürdiger Gast werden Sie zu allen Zeiten in meinem — in unserem künftigen Heim herzlich willkommen sein, aber Freunde . . .“

„Ich habe nur einen einzigen“, setzte sie leuchtenden Auges hinzu, „und das ist mein Verlobter, der Professor Dernburg, der zur Zeit leider auf einer Reise begriffen ist, und dem ich aber demnächst schon in sein Heim zu folgen gedenke. Vermutlich wußten Sie noch nicht darum. . . .“

Als der Regierungsrat durch die eifige Winterluft nach Hans fuhr und in sein elegant ödes chambre garnio-Heim trat, hatte er eine Vision.

Er sah in einem vornehmen, mit feinem, kunstverständigen Geschmacke ausgestatteten Gemach eine feingliedrige Frauengestalt in losem, entzückendem Empiregewand, vom Schein einer hohen Schleiervlampe rosig verklärt, auf blühendem Silberfamowar den Tee bereiten. Da trat über den weichen kostbaren Perserteppich der Mann hinzu, dem das junge Weib in Liebe und Treue für alle Zeit gehörte. Und er zog die Frau in seine Arme und küßte sie auf den roten Mund.

Und der Mann war häßlich, und die Frau war schön. Aber das Glück, das aus beider Augen leuchtete, war an dem Bild das Schönste. —

„Schade!“ so murmelte der Visionär. Und diesmal wußte er auch, was schade war.

Ihn fröstelte, und er warf noch einen Buchenscheit in den Kamin.

Der Nebenbuhler.

Von Hans v. Barga.

Leutnant Sehehorn war auf Wache. Grund genug für ihn, möglichst schlechter Laune zu sein. Die Kameraden, die ihn pflichtgemäß besucht hatten, waren gegangen, sie hatten noch anderweitige Verpflichtungen. Der Leutnant passete, daß seine Wachtube ganz blaulich war von seinem Zigarrenrauch, er trank eine Flasche Bier nach der anderen, versuchte in dem neuesten Roman zu lesen, aber er konnte die richtige Stimmung nicht finden, warf das Buch bei Seite, streckte sich auf die Matratze und versuchte zu schlafen — aber auch das wollte nicht gehen. Immer schwebten ihm abseits die Gedanken, zwar

nicht das Land der Griechen, aber doch den Salon der geheimen Kommerzrätin Schröder mit der Seele suchend. Er war auch geladen gewesen — aber dieses schreckliche Pech — er hatte auf Wache ziehen müssen! Und sie war da, Theudelinde v. Schenk, die er seit langem verehrte. Und er, Kuno Segekorn, war sich seiner Sache so gar nicht sicher. Er war ja noch so jung, erst seit zwei Jahren trug er die Achselstücke, und sie, sie war ja auch erst einundzwanzig Jahre alt, aber ihm in allen Stücken so sehr überlegen. Er hielt sich für einen leidlich schneidigen Kerl, aber wenn er an sie dachte, so kam er sich doch noch geradezu wie ein Schuljunge vor. Er fragte sich oftmals, ob er überhaupt ein Recht dazu besäße, sein Auge zu der kolossal reichen Waise zu erheben, die von so vielen Bewerbern umschwärmt war, darunter von Söhnen des ältesten Adels. Zwar daraus machte sie sich nichts, man hielt sie für sehr starkgefigt mit einem unberohlenen Hang zur Emanzipierten, ja, man wollte sogar wissen, sie habe, nachdem sie das Mädchen-Gymnasium durchgemacht, mit ihrem seit nunmehr drei Jahren verstorbenen Vater einen harten Kampf geführt, weil der ihr nicht habe erlauben wollen, Medizin zu studieren. Ob sie sich jetzt nach dem Tode des Vaters die Sache anders überlegt oder an den vielen Huldigungen all der schneidigen, eleganten Kavaliere Gefallen gefunden hatte, das wagten selbst die bestinformierten Fivo o' clock tea-Besucherinnen nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Na, einerlei, stolz war sie wenigstens nicht, auf keinen Fall geldstolz. Und was ging denn überhaupt das alles ihn an, er konnte mit gutem Gewissen sagen, daß er nicht um des Geldes Willen ihr den Hof machte und was sollte einem Offizier nicht alles erlaubt sein? Nun gut, er würde sie weiter verehren, bis sie ihn deutlich ihre Abneigung gezeigt haben würde, und das hatte sie bis jetzt noch nicht getan. Freilich, er hatte an ihr auch noch nichts merken können, was auf eine wirkliche Neigung hätte schließen lassen. Manchmal allerdings glaubte er sogar zu bemerken, daß sie ihm gegenüber ein gewisses tautenhaftes Wohlwollen an den Tag legte, und das war es, was ihn ärgerte und ihn mutlos machte. Aber einerlei, er liebte sie und würde es ihr auch sagen, wenn er seiner Sache etwas gewisser war. Es wäre ihm auch auf einen Korb nicht angekommen, denn er war ganz sicher, daß sie diskret sein werde und irgend etwas Positives war immer noch besser, als diese leidige Ungewißheit.

Heute Abend hatte er sich aussprechen wollen — und nun dieses Pech, nun mußte er auf Wache! Na, einerlei, war es heute nicht, dann machte es sich wohl ein anderes Mal — ein sicheres Zeichen übrigens würde es geben, wie die zu erwartende Antwort ausfallen werde und das war das, ob sie ihre Begleiterin, die sie als Dame d' honneur bei sich hatte, wegschicken würde oder nicht.

Und wieder legte sich der Leutnant auf die Matratze zurück und versuchte, ob er sich denn nicht von ihrem Wilde in süßen Schlaf hinübergaukeln lassen könnte. Aber merkwürdig, es ging nicht.

Was mochte wohl in jener Gesellschaft vorgegangen sein? wenn man morgen nur jemand fragen könnte. Aber wer war denn wohl dagewesen? Er wußte ja auch nicht einmal, ob sein älterer Bruder, der Referendar, dort gewesen, denn er hatte ihn, bevor er auf Wache zog, nicht einmal mehr sprechen können. Ueberhaupt dieser Bruder machte ihm recht viel Kopfschmerzen. Nicht, daß er ein schlechter Soldat gewesen wäre. Aber wie kam der Unglücks Mensch denn eigentlich dazu, gerade sein Jahr in der Kompagnie abzudienen, in welcher er, Kuno, als Leutnant stand. Er machte so viele dumme Streiche, und er, Kuno, wollte den älteren Bruder, der ihm so oft Nachhülfezeiten erteilt und mit dem er stets auf dem herzlich-

sten Fuße gestanden, nicht ohne weiteres abkiffeln oder gar melden. Und doch half es nichts, einmal mußte es geschehen — Kuno mußte ja für ihn seine Karriere aufs Spiel setzen. Er, Kuno, würde beim nächsten Fall den Bruder noch einmal ernstlich vermahnen, ihn dann beim nächsten Male unerbittlich reinschicken lassen.

Jetzt aber wurden draußen schwere Tritte laut, kurze Kommando-Rufe und Stimmengewirr — die zurückkehrende Patrouille!

Aber das allein konnte, durfte es doch auch nicht sein, denn mit so viel „Krach“ durfte das auf einer Wache auch nicht vor sich gehen, oder es müßte eben ein siedendes Donn . . .

Eben wollte der Leutnant aufspringen, um sich zu überzeugen, was eigentlich los sei, als der Unteroffizier eintrat, um zu melden, daß man einen Arrestanten aufgegriffen habe, der mitten in der Nacht ohne Urlaubskarte aufgegriffen wurde.

„Bringen Sie den Kerl herein,“ brauste der Leutnant auf, „ich werde ihm . . .“

Der Unteroffizier, obwohl er sich im Dienste befand, wagte es, ganz leise zu lächeln.

„Zu Befehl, Herr Leutnant, aber es sind da noch zwei Damen, die bei ihm waren, als er arretiert wurde und die er wahrscheinlich nach Hause hat bringen wollen. Sie wollen durchaus mit ins Wachlokal hinein und den Herrn Leutnant sprechen.“

„Das fehlte mir noch gerade!“ brauste Kuno auf, „mag 'ne nette Sorte von Damen sein! Jagen Sie sie weg, und wenn sie nicht gutwillig gehen wollen, so arretieren Sie sie und sperren sie in die Arrestzelle!“

„Das wollten wir ja auch, Herr Leutnant, aber die sagten, wir sollten sie Ihnen nur melden und haben uns auch Ihre Karten gegeben. Hier sind sie.“

Der Leutnant nahm eine der Karten aus der Hand seines Untergebenen, warf einen Blick darauf und — wäre fast der Länge nach hingeschlagen.

„Mensch,“ fuhr er den Untergebenen an, „woher haben Sie diese Karten?“

„Von den Begleiterinnen des Arrestanten“ antwortete der Untergebene seelenruhig. „Und wer ist der Arrestant?“ fragte der aufgeregte Offizier mit einer Spannung weiter, die durch dienstlichen Eifer allein nicht zu rechtfertigen war.

„Es ist der Einjährige Segekorn, Herr Leutnant“, klang es ebenso ruhig zurück.

„Segekorn?“ rief der Leutnant fassungslos, „dann“, — aber zur rechten Zeit besann er sich noch, daß ja der Untergebene noch im Zimmer stand, der kein Wort von dem hören durfte, was nun vor sich gehen würde — denn auf der kleinen schmalen Wistnertafel, die er noch in der Hand hielt, stand mit feinen Buchstaben zu lesen: Theudelinde v. Schenk!

„Mensch, was stehen Sie noch hier? Bringen Sie die Damen sofort herein, sagen Sie ihnen meine Entschuldigung für den unhöflichen Empfang und — ach was, ich komme gleich selber“ — und er stülpte den Helm auf und stürzte an dem lächelnd dabei stehenden Unteroffizier vorbei zur Tür hinaus.

„Posten,“ brüllte er nun förmlich, „wollen Sie wohl die Damen da herein lassen? Ah, Bardon, meine Damen, ich kann nichts für die Dummheit des Mannes!“

„Aber nicht doch, Herr Leutnant,“ tönte ihm da eine helle Stimme entgegen, bei deren süßem Tone es ihm ganz warm ums Herz wurde, „mit dem Manne schelten Sie nicht, er hat nichts gethan, als nach seiner Instruktion gehandelt, und dafür verdient er Lob statt Schelte. Und nun wäre es uns wirklich ganz angenehm, wenn wir einen Augenblick bei Ihnen eintreten dürften, denn hier draußen ist es wirklich nicht angenehm.“

„Aber bitte, meine Damen,“ rief er eifrig, „kommen Sie doch, kommen Sie“ — und er verschwand mit ihnen in der Tür des Offizierswachzimmers, die ein Muskettier dienstfertig geöffnet hatte. Die zurückbleibenden Soldaten grinsten verständnisvoll.

Drinne nahmen die beiden Damen ohne Umstände auf den ihnen angebotenen Stühlen Platz und die jüngere begann ohne Umschweife das Gespräch:

„Herr Leutnant, ich verlange von Ihrer Ritterlichkeit, daß dieser Einjährige straffrei ausgehe.“

„Mein gnädiges Fräulein,“ erwiderte er galant, „das genügt mir und ich hoffe, daß meine Bemühungen, Ihren Wunsch zu erfüllen, von Erfolg gekrönt sein werden.“

„Das ist brav von Ihnen, daß Sie so bereitwillig sind, uns zu helfen, noch ehe Sie wissen, worum es sich eigentlich handelt. Also hören Sie, ich habe mich heute Abend mit Ihrem Herrn Bruder verlobt . . .“

„Was . . .?“

„Ja, da staunen Sie nun. Aber ich habe mich auch nicht so ohne weiteres ergeben, er sollte erst eine Probe seines Mutes geben. Ich forderte ihn also auf, uns nach Hause zu begleiten, ohne eine Drohschke zu nehmen . . .“

Und er war so leichtsinnig, darauf einzugehen, und ist dabei von einer Patrouille aufgegriffen worden. Ja, wissen Sie, meine Gnädige, das wußte ich vorher nicht, und da dürften meine Bemühungen, zugunsten meines Bruders zu intervenieren, doch vergeblich sein. Natürlich will ich alles tun . . .“

„Bardon, Herr Leutnant, aber lassen Sie sich nicht anlachen! Sie wollen gar nichts tun, Sie werden aber den Versuch machen, weil Sie's versprochen haben, und zwar aus Unlust, weil Sie es nicht aus Liebe zu ihm tun . . .“

„Ich kann Sie versichern, meine Gnädigste, ich will. Aber ich weiß faktisch kein Mittel . . .“

„Aber ich. Und wenn Sie sich von dem Verdacht reinigen wollen, als seien Sie jetzt nur so lau, weil es einem glücklicheren Nebenbuhler zu helfen gilt . . .“

„Nebenbuhler?“ fragte er mit einem Anflug von Spott, um seine Niederlage nicht merken zu lassen, „um Sie von Ihrem Irrtum zu heilen, sagen Sie mir den Ausweg und ich bin der erste, der ihn mit Freuden gehen wird.“

„Ah bion, Sie schicken, wenn Sie nicht Ihren Burschen hier mit auf Wache haben, den Kalfaktor zu sich nach Hause, lassen sich einen anderen Paletot und Säbel holen, Ihr Bruder zieht das an und bringt uns so nach Hause . . .“

„Ihr Wille ist mir Befehl, Gnädigste, obwohl die Geschichte mir meine Karriere und meinem Bruder die Schnüre kosten kann.“

Nach einer Viertelstunde war der Kalfaktor mit den gewünschten Sachen zurück und in wenigen Sekunden die Verwandlung des Leutnants geschehen. Schon wollte man aufbrechen, als ein donnerndes Raus! alle erschrecken machte.

„Der Ronde-Offizier,“ rief Kuno, „Erwin, hebe die Damen aus dem Fenster, bis er hierherkommt, kannst Du damit fertig sein. Springe nach oder bleibe, ich stelle Dich als irgend einen auswärtigen Kameraden vor.“

Raus war er . . . und gerade hatte Erich erst Theudelinde und dann mit deren Hilfe auch die etwas beleibte Tante aus dem Fenster gehoben, als der Ronde-Offizier, ein jovialer Oberleutnant eintrat. Er blieb nur kurze Zeit, freute sich aber allgemein, in dem „Bettler“ des Wachthabenden einen Kameraden aus seiner früheren Garnison kennen zu lernen.

Die Geschichte kostete Kuno nicht die Karriere und Erwin nicht die Schnüre — sie kam nicht raus. Aber wenn Kuno seinen Bruder besuchte, dann erinnerte dessen schöne junge Frau ihn immer lachend an die Geschichte von dem Nebenbuhler.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Tageblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dritter Sonntag nach Ostern. (Schutzfest des hl. Joseph).

Evangelium nach dem heiligen Johannes 16, 16-22. In jener Zeit sprach der Herr Jesus zu seinen Jüngern: Noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht mehr sehen, und wieder eine kleine Weile, so werdet ihr mich wieder sehen; denn ich gehe zum Vater. Da sprachen Einige aus seinen Jüngern untereinander: Was ist das, daß er zu uns sagt: Noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht mehr sehen; und wieder eine kleine Weile, so werdet ihr mich wieder sehen, und: Denn ich gehe zum Vater? Sie sprachen also: Was ist das, daß er spricht: Noch eine kleine Weile? Wir wissen nicht, was er redet. Jesus aber wußte, daß sie ihn fragen wollten und sprach zu ihnen: Ihr fraget unter euch darüber, daß ich gesagt habe: Noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht mehr sehen; und wieder eine kleine Weile, so werdet ihr mich wieder sehen. Wahrlich, wahrlich sage ich euch, ihr werdet weinen und wehklagen; aber die Welt wird sich freuen. Ihr werdet traurig sein; aber eure Traurigkeit wird in Freude verwandelt werden. Das Weib, wenn es gebärt, ist traurig, weil ihre Stunde gekommen ist; wenn sie aber das Kind geboren hat, so denkt sie nicht mehr an die Angst, wegen der Freude, daß ein Mensch zur Welt geboren worden ist. Auch ihr habet jetzt zwar Trauer, aber ich werde euch wieder sehen, und euer Herz wird sich freuen, und eure Freude wird Niemand von euch nehmen.

Jesus, der gute Hirt.

II.

Es war in der letzten Nacht, die Jesus mit Seinen Jüngern zubrachte; wenige Stunden darauf begann Er Sein bitteres Leiden. Da hören wir, lieber Leser, wie der gute Hirt Seine geliebten Schäflein auf die bevorstehende Trennung vorbereitet, — aber auch vorbereitet auf die schwere Prüfung die ihrer harret, wenn sie Zeugen sein werden, wie der gute Hirt Sein Leben hingibt für Seine geliebte Heerde: „Ihr werdet traurig sein; doch eure Traurigkeit wird in Freude verwandelt werden!“

Wir begreifen leicht, lieber Leser, daß die Worte des Herrn den Jüngern rätselhaft vorkamen und sie in Verwirrung brachten. Für uns Christen, die wir seit unsem Kindertagen den Verlauf des Erlösungswerkes — Leiden, Tod und Auferstehung Jesu — kennen, ist es selbstredend nicht so sehr schwer, die Worte des guten Hirten zu erfassen. Wir denken sofort, daß das Wort „über eine kleine Weile werdet ihr Mich nicht mehr sehen“, von jenen Tagen des Todes Jesu zu verstehen sei, — das andere Wort aber „und über eine kleine Weile werdet ihr Mich wiedersehen“, von der Zeit nach Seiner Auferstehung.

Aber diese Erklärung kann nicht ganz befriedigen, weil der Herr hinzufügt: „Ich gehe zum Vater“. Hier ist ja zweifellos von Seiner Himmelfahrt die Rede, und die obige Deutung reicht also nicht aus. Deshalb soll der hl. Augustinus uns wieder die Erklärung geben. Er sagt so: „Die kleine Weile bedeutet den ganzen Zeitraum, den die Jahrhunderte dieses Erdenlebens durch-eilen. Durch Sein „Hingehen zum Vater“

(bei der Himmelfahrt) bewirkte der Herr, daß die Apostel Ihn nicht mehr sahen. . . Wenn der Herr aber weiter sagt: „Und wieder eine kleine Weile, so werdet ihr Mich wiedersehen“, so war das eine Verheißung an die ganze Kirche, gleich jener anderen Verheißung: „Sehet, Ich bin bei euch bis ans Ende der Welt“. — Und der Herr ärgert nicht, Seine Verheißungen zu erfüllen. Es wird nur eine kurze Zeit dauern, und wir werden Ihn dort sehen, wo wir nichts mehr zu bitten, nichts mehr zu fragen haben werden, weil nichts mehr zu wünschen und nichts mehr zu forschen übrig bleibt. Diese „kleine Weile“ scheint uns allerdings jetzt, während wir darin leben, lange zu dauern; wenn sie aber zu Ende sein wird, dann werden wir auch einsehen, wie kurz sie tatsächlich war.“

„Indessen — fährt St. Augustin fort — ist der Herr auch während dieser „kleinen Weile“ unseres Erdenlebens und während der ganzen Dauer dieser irdischen Zeit den Seinigen nicht ganz entschwunden; denn wir sehen Ihn ja im Glauben, sehen Ihn in den Gnadenwirkungen, sehen Ihn in Seinen Stellvertretern, sehen Ihn vor allem auf ganz wunderbare Weise im hochheiligen Sakramente des Altars. Und das ist die Erfüllung jener anderen Verheißung: „Siehe, Ich bin bei Euch alle Tage bis ans Ende der Welt.“

So der hl. Augustinus. Nun wirft sich aber hier eine weitere Frage auf. Der Herr kennt ja genau die hangen Zweifel der Apostel, die Seine Worte herborgerufen haben — warum geht Er darüber gewissmaßen hinweg und sagt in feierlichem Tone: „Wahrlich, wahrlich sage Ich euch: ihr werdet weinen und wehklagen, die Welt aber wird sich freuen; ihr werdet

Kirchenkalender.

- Sonntag, 24. April. 3. Sonntag nach Ostern. Schutzfest des hl. Joseph. Evangelium Johannes 16, 16-22. Epistel: 1. Petrus 2, 11-19.
- St. Andreas: Nachmittags 3 Uhr Offizium für Verstorbene der Männer-Sodalität. St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der marianischen Jünglings-Kongregation, Mittags 12^{1/2} Uhr Vortrag und Andacht für dieselben. Maria Himmelfahrt: Pfarrkirche: hl. Kommunion und Versammlung der Jünglings-Kongregation.
- Montag, 25. April. Markus, Evangelist und Martyrer † 68. St. Andreas: Morgens 7^{1/2} Uhr hl. Messe für Verstorbene der Männer-Sodalität.
- Dienstag, 26. April. Adalbert, Bischof und Martyrer † 997.
- Mittwoch, 27. April. Anastasius, Papst † 401. St. Andreas: Morgens 7^{1/2} Uhr heilige Messe zu Ehren des sel. Petrus Canisius.
- Donnerstag, 28. April. Vitalis, Martyrer † 62.
- Freitag, 29. April. Petrus von Mailand † 1255. Maria Himmelfahrt: Pfarrkirche: Abends 8 Uhr Kreuzweg.
- Samstag, 30. April. Katharina von Siena, Jungfrau † 1380. St. Lambertus: Morgens 6 Uhr hl. Messe mit sakramentalischem Segen.

traurig sein, aber eure Traurigkeit wird in Freude verwandelt werden? Warum gibt der gute Hirt hier eine ganz andere Antwort, als die geängsteten Schäflein verlangen?

Es ist eben die göttliche Weisheit, lieber Leser, die da spricht, und zwar spricht mit siegender Macht und Gewalt. Der Herr macht Seine Apostel aufmerksam auf die Hauptsache, die Er ihnen mitzuteilen hat: nämlich auf ihre hohe Mission und auf die ernste und schwere Aufgabe, die ihnen dadurch erwachse. Er will sagen: Ihr macht euch große Sorge um die „kleine Weile“, von der Ich gesprochen. Diese „kleine Weile“ aber ist es nicht so sehr, worauf Ich eure Aufmerksamkeit lenken wollte, sondern viel mehr sind es die Beiden, Trübsale und Verfolgungen, die ihr als Meine Apostel werdet zu tragen haben. Damit ihr indes nicht mutlos werdet und damit ihr euren Trost und eure Stärke nicht in Meiner leiblichen Anwesenheit suchet, sondern im Glauben an Mich und im Vertrauen auf Mich, — darum habe Ich gesagt: „Ueber eine kleine Weile werdet ihr Mich nicht mehr sehen, und wieder über eine kleine Weile werdet ihr Mich wiedersehen.“ — Also nur eine kleine Weile werden eure Leiden, Trübsale und Verfolgungen dauern, dann aber werdet ihr nach überstandener Prüfung Mich immer und ewig sehen in der unendlichen Freude und Seligkeit des Himmels. Während ihr aber leidet und duldet, wird die Welt — d. h. Meine Feinde und die Verfolger Meiner Kirche — „sich freuen“, ihr aber werdet „Trauer haben“; doch tröstet euch: „Die Freude der Welt wird ebenso kurz sein, wie eure Trauer“. Eine kleine Weile werdet ihr Mich nicht mehr sehen, und wieder eine kleine Weile, und ihr werdet Mich wiedersehen, und dann wird eure Freude in Ewigkeit niemand von euch nehmen!

Welch herrliche Trost Worte des guten Hirten an Seine geängsteten Schäflein! Ihre bange Frage nach dem Kleinen übergeht Er in Seiner Weisheit und gibt Aufschluß über das Große, worüber sie nicht gefragt hatten; das kleine Bedenken räumt Er aus dem Wege, indem Er das große Hindernis überwinden hilft. Fürwahr, das ist erhaben, das ist des guten Hirten würdig!

Und wie lehrreich, lieber Leser, für uns alle! Wie oft hören wir von rechts und von links die Klage: „Warum muß gerade ich so viel durchmachen, so viel leiden?“ „Wo habe ich es doch verdient, und wann wird mein Elend endlich einmal ein Ende haben?“ — Armes, kleingläubiges Menschenkind! Hörst du denn nicht das Wort des guten Hirten, der also zu Seinen Schäflein spricht: „Eine kleine Weile nur werdet ihr Mich nicht mehr sehen, und nach der kleinen Weile werdet ihr Mich wiedersehen, und dann wird niemand mehr die Freude von euch nehmen!“ Der ganze Inhalt deines Leides, das dir jetzt so groß, so unerträglich scheint, ist nur eine Kleinigkeit im Vergleich zu dem Lohne, der deiner wartet, wenn du Geduld übst. Eine Kleinigkeit sind darum, richtig aufgefaßt, alle körperlichen Leiden, alle Entbehrungen, alles Ungemach des Lebens im Vergleich zu jener Freude, die der treuen Schäflein des guten Hirten im Jenseits wartet. Die Leiden dieses irdischen Lebens (sagt der Herr) sind gleichsam der Mutterchoß, aus dem die unendlichen Freuden des ewigen Lebens hervorgehen.

Gehirnkrankheiten.

Von Dr. med. Ebing.

Nächst der Nervosität nehmen in unserer Zeit die Gehirnkrankheiten einen erschreckenden Aufschwung. Die Degeneration des Menschengehirns nimmt leider immer mehr zu in physischer, wie in psychischer Hinsicht. Die physische Degeneration herrscht in allen Krei-

sen. Wir sehen Prinzen und Arbeiter vor dem Strafrichter, vor den Geschworenen stehen, beide Parteien, Prinz wie Arbeiter, krankend an psychischer Entartung, die sie wider Willen oder ohne Bewußtsein auf die Bahn des Verbrechens trieb.

Die physische Entartung hat ihren Ursprung im Gehirn. Würde der Anfang einer Geistesstörung bald erkannt, so wäre eine Heilung in den meisten Fällen wenigstens so weit möglich, daß die Patienten nicht dem Irrenhause anheim fielen. Leider aber herrscht der Umstand vor, daß die physische Entartung nur sehr langsam zum deutlichen Ausdruck gelangt. Die Veränderungen im Denken, Fühlen und Handeln sind anfangs so unmerklich, daß sie der Umgebung entgehen und erst dann, wenn sie stärker hervortreten, erregen sie Angst, Besorgnis und Verdacht.

Die geistigen Tätigkeiten, die man zusammen mit dem Namen Geist zu benennen pflegt, kommen nur mit Hilfe eines ganz bestimmten Organs zustande, sie sind die Arbeit dieses Organs, und dieses heißt das Gehirn. Der Mensch, welcher das vollkommenste Gehirn von allen Geschöpfen besitzt, hat dadurch auch die Fähigkeit, die höchste geistige Tätigkeit entwickeln zu können.

Das Gehirn wird eingeteilt in das große Gehirn, im oberen Teile des Schädels, in das kleine, im Hinterkopf, und in das Mittelhirn, die Verbindung beider.

Die Stärke des Verstandes, des Willens, Bewußtseins und des Fühlens, kurz, der höhere Grad der geistigen Kraft hängt von der mehr oder weniger vollkommenen Entwicklung der Gehirnerden ab. Größe und Gewicht des Gehirns stehen stets im Verhältnis zum geistigen Vermögen. Mit dem wechselnden Gewicht und zunehmenden Größe des Gehirns in den verschiedenen Lebensaltern ändert sich auch das geistige Tun und Treiben des Menschen.

Beim Kinde entwickelt sich der Geist nur langsam in dem Maße, als sich das gallertartige Gehirn festigt und vervollkommnet. Erst gegen das siebente Jahr ist seine Festigkeit eine solche, daß es stärkere, geistige Einbrüche ohne Schaden ertragen kann. Zwischen dem vierzigsten und fünfzigsten Jahre erreicht beim Menschen das Gehirn das Maximum seines Umfanges, um von da ab wieder abzunehmen. Ausnahmen, wie sie bei großen Menschen vorkommen, bestätigen nur die Regel.

Der äußere Umfang des Kopfes beweist nicht die höhere Fähigkeit, denn es kann ein Dummer einen dicken Kopf und ein Kluger einen dünnen haben; das hängt oft von der Schädelgröße, der Schädelform oder der Größe der Statur ab. Das edlere Gehirn bewährt sich stets in der Gleichmäßigkeit und der inneren Schärfe seiner Bauart, sowie in der Menge seiner grauen Substanz. Wichtig vor sich gehen kann die geistige Tätigkeit nur dann, wenn das Gehirn in seiner Größe, seinem Bau, seiner Zusammensetzung und seiner Ernährung keine Störung erleidet. Es verhält sich mit dem Gehirn genau so wie mit den anderen Organen. Ein guter, genügender und rascher Stoffwechsel ist auch hier notwendig. Dauernde fieberlose Störung des Gehirns nennt man Geistes- oder Seelenstörung. Die hauptsächlichsten sind folgende:

Dummheit äußert sich durch schwaches Erkenntnisvermögen, durch Unfähigkeit, die Gedanken auf mehr als einen Punkt zu richten, wodurch falsche Vorstellungen entstehen. Gewöhnlich ist ein starkes Begehrungsvermögen und eine bis zu tierischer Heftigkeit gesteigerte Begierde damit verbunden.

Der Stumpf sinn äußert sich durch Unfähigkeit zur normalen Betätigung aller geistigen Funktionen.

Blödsinn ist die höchste Schwäche des Erkennens, Empfindens und Begehrens.

Wahnsinn ist eine krankhafte, dauernde und fieberlose Steigerung des Wahrnehmungsvermögens und des Selbstgeföhls (Größenwahn) und des Gemüts, die zu falschen Vorstellungen Veranlassung geben.

Tobsucht ist die krankhafte, fieberlose und

länger andauernde des Wollens und des Handelns.

Mit der Bildung des Verstandes ändert sich auch die Fähigkeit, Sinneseindrücke wahrzunehmen und zu verarbeiten. Während solche Eindrücke bei Kindern oder Unverständigen rein äußerlich beschränkt bleiben, erregen sie bei Erwachsenen und Verständigen Gedanken und Bestrebungen der verschiedensten Art und Dauer und erzeugen so das Gemüt und den Charakter.

Einseitige Verstandesübung schafft Egoisten, einseitige Gemüts- und Phantasietätigkeit Schwärmer.

Durch sein Arbeiten nutzt sich das Gehirn natürlich ab wie jedes Organ, welches gebraucht wird, deshalb muß es von Zeit zu Zeit ruhen. Diese Ruhe ist der Schlaf.

Die Erscheinungen des Schlafes bestehen in Zeichen, welche kund geben, daß die Erregbarkeit des Gehirns und bald auch die des ganzen vom Gehirn abhängigen Nervensystems abgenommen hat.

Jeder gesunde Mensch hat einen gesunden Schlaf, wer an Schlaflosigkeit leidet, der ist krank, bei dem sind die Gehirnerden krankhaft gereizt. Jede Erregung des Gehirns bei Nacht bedeutet Schlaflosigkeit, die erste Stufe zu Gehirnerkrankungen und Krankheiten. Schlaf wirkt nur heilsam, wenn er ruhig ist, je ruhiger und traumloser, desto erquickender und stärkender ist er.

Die Ursachen der Schlaflosigkeit können sehr verschieden sein, aber immer wirken sie auf das Gehirn hin.

Chronische Schlaflosigkeit entsteht durch anhaltende körperliche oder geistige Ueberanstrengung, durch großen Kummer und schwere Sorgen und bittere Not. Eheleute, die in solchen Zuständen Eltern werden, legen leicht bei ihren Nachkommen den Grundstein zur Degeneration. Daher bann man möglichst durch Willensstärke und Gemütsberuhigung die schlimme Schlaflosigkeit. In leichten wie in schweren Fällen von Schlaflosigkeit sollen Schlafmittel vermieden werden. Leider aber greifen die meisten Menschen lieber zu solchen Gewaltmitteln, als daß sie auf natürlichem Wege, durch entsprechende Diät, sich von ihrem Leiden befreien. Viele nehmen sogar Morphium und Chloralhydrat, wo noch ein einfaches Hausmittel, wie kalte Umschläge auf die Stirn, Trinken von kaltem Baldriantee schlafbringend wirken würde. Ein sehr gutes Beruhigungsmittel ist die einfache Baldriantinktur mit etwas Bromkalium. Man löst in hundert Gramm Baldriantinktur zehn Gramm Bromkalium und nimmt von dieser Lösung kurz vor Schlafengehen, am besten im Bett 50 bis 100 Tropfen auf Zucker oder in kaltem Wasser.

Alle Gehirnleiden können nur vom Arzte behandelt werden, sogar nur vom Spezialarzt.

Viele Aerzte rechnen außer den oben genannten Krankheiten auch noch folgende zu den Gehirnleiden: Epilepsie, Hysterie und Somnambulismus, doch können diese Krankheiten erfolgreich durch jeden Arzt, ja selbst durch den Patienten allein behandelt werden.

Die Waldmeister-Bowle.

Saison-Blauderei von C. v. Langfeldt.

Vom klaren Himmel strahlt die Frühlings-sonne kräftig hernieder, ungestört umschmeichelt sie das junge, zarte Grün, die wenigen Bangschläfer aus dem Reich der Pflanzen feuert sie noch an zu eiligem Wachstum, und bald ist dann das letzte kahle Gezweig im süßigen Blätterenschmuck gehüllt. Dann erwacht auch in den feuchten, quelligen Gründen des Buchenwaldes der wohlriechende Waldmeister *Asperula odorata*, ohne den die Maibowle ein erst zu entdeckender Genuß sein würde, aus seinem leichtesten Schlummer. Der köstliche Duft dieses vegetabilischen Maikönigs ist in dem Grade mit unserm Erinnerungsbild vom Frühling ver wachsen, daß er uns selbst im dicksten

Winter augenblicklich an Malienluft und Waldesgrün gemahnt.

Was zunächst den Namen „Waldmeister“ betrifft, so dürfte derselbe seine Grundform in den Namen Meeske, Möske oder Mösch haben, welche in verschiedenen Gegenden Norddeutschlands gefunden wird, und vom altdeutschen Worte „mösen“, nach Sumpf und Biese duften, abzuleiten sein. Daran schließen sich die Formen Meiserich und Meiserich, woraus Meister entstand.

Wenn wir nun nach der Bedeutung des Waldmeisters für die Gastronomie fragen, so müssen wir zunächst erwähnen, daß die Malibowle schon im 16. Jahrhundert in Deutschland, Oesterreich und Holland an der Tagesordnung war, doch war der Malitranke damals noch ein halbes Arzneimittel; im 18. Jahrhundert vertrat sie sozusagen die Stelle des Champagners und bildete im Mai und Juni den Abschluß jeder guten Mahlzeit, und auch in neuerer Zeit hat sie nicht an Beliebtheit verloren, es sollte denn bei denjenigen sein, die wie der Sänger von „Waldmeisters Brautfahrt“, so oft in Waldmeisterbowle haben Bescheid tun müssen, daß der leibliche Würztrank ihnen zum schrecklichsten der Schrecken geworden ist.

Man hat zur Mai-Bowle eine Menge mehr oder weniger gut zusammengefügter Rezepte. Ein einfaches, aber bewährtes ist folgendes: Man tut eine Handvoll möglichst frischgepflückten, sauber verlesenen Waldmeister, der noch keine Blüten haben darf, in eine Terrine, gießt zwei Flaschen Moselwein, der sich dazu am besten eignet, oder irgend einen anderen leichten und reinen Weißwein, der aber nicht sauer sein darf, darüber, deckt die Terrine zu und läßt den Wein höchstens eine halbe Stunde an einem möglichst kühlen Orte damit ziehen, nimmt den Waldmeister dann heraus, verfährt den Wein mit 125—150 Gramm Zucker, rührt ihn gut um, damit sich der Zucker löst, setzt schnell eine halbe Flasche guten Schaumwein zu und serviert das duftig-aromatische Getränk. Noch angenehmer wird dasselbe, wenn man eine oder zwei Apfelsinen, die während der Waldmeister-Saison am reifsten und süßesten zu haben sind, sorgsam abschält, in Scheiben zerteilt und mit in die Bowle legt. Auf diese einfache Art bereitet, ist der Malitranke entschieden am besten, weil man so das unverfälschte Aroma des Waldmeisters erhält; nur muß man sich wohl in acht nehmen, denselben nicht zu lange in dem Wein zu lassen, da der Malitranke sonst leicht Kopfschmerz verursacht.

Den köstlichen Malitranke auch im Sommer und im Herbst genießen zu können, wird sich wohl mancher Freund der Malibowle wünschen. Auf folgende Weise bereitet man einen guten Waldmeisterzucker. Am besten pflückt man den Waldmeister selbst, um die Gewähr seiner Frische zu haben. Man verliest ihn, wäscht ihn und trocknet ihn sorgfältig zwischen zwei Tüchern. Auf jedes Kilo feingestohlenen Zucker rechnet man 300 Gr. Waldmeister. Man füllt ein großes Einmacheglas abwechselnd mit einer Lage Zucker und Waldmeister, wobei Zucker den Anfang und Beschluß machen muß, worauf man das Glas mit Pergamentpapier überbindet und an kühlem Ort aufhebt. Beim Gebrauch wird der Zucker, der völlig das Waldmeisteraroma angenommen hat, genommen.

Ein Waldmeisterextrakt wird gewonnen, wenn man Wasser, Wein und Spiritus, von jedem 1/2 Liter, über eine große Menge frisch gepflückter und sauber gereinigter Malitranke gießt und eine halbe Stunde ziehen läßt. Diese drei Flüssigkeiten werden nicht etwa zusammen sondern jede einzeln für sich über den Waldmeister gegossen, da jede andere Bestandteile des Waldmeisters löst und aufnimmt. Man gießt nach der angegebenen Zeit die Flüssigkeiten ab, vermischt sie und füllt sie in große Flaschen, die so lange geschüttelt werden müssen, bis keine der verschiedenen Flüssigkeiten mehr hervortritt.

Man schließt die Flaschen gut und bewahrt sie kühl auf. Allerdings besitzt der gleich fertige Malitranke selten den Wohlgeschmack des frisch aufgesetzten, ja Kenner wollen gar behaupten, daß er wie Selterwasser mit Zucker mundet, wie Fusel benebelt und dem Trinker am Ende bekommt wie dem Hund das Gras. Dixi et animam salvavi.

Man blüht ein Blümelein.

Humoreske von Anna Hesselbach.

Es war so etwa zehn Jahre vor der Neubegründung des Deutschen Reiches, als ich, wohlbestallter Sekonde-Leutnant des siebenten hannoverschen Infanterie-Regiments vom ersten zum zweiten Bataillon versetzt wurde.

Das war für mich ein ganz bedeutender Kerger, da das zweite Bataillon seit einer Reihe von Jahren als Stiefkind des Regiments galt.

Früher waren die zwei Bataillone in einer größeren Garnison vereinigt gewesen, seit aber Sr. Majestät die Gnade gehabt hatten, das erste Bataillon nach Eimshagen, das zweite nach dem etwa drei Wegstunden entfernten Nordbrunn zu versetzen, waren in dem sonst so einigen Offizierkorps alle bösen Geister losgelassen!

Der Stein des Anstoßes war die Regimentskapelle.

Da nämlich der Regimentsstab sich beim ersten Bataillon befand, behauptete dieses auch ein unantastbares Recht auf die Regimentsmusik, während das zweite Bataillon sich mit einer Anzahl Trommelschlägern und Signalbläsern begnügen mußte, und wenn wir je auch einmal ein Fest feiern wollten, so schickte man die Kapelle leihweise von Eimshagen nach Nordbrunn.

Wie uns dieses reizte und verbitterte, läßt sich schwer beschreiben.

Nun waren beim zweiten Bataillon zufälligerweise lauter begüterte Offiziere, und als wir eines schönen Sommerabends im Kasino-garten bei einer Bowle beisammen saßen, rief Leutnant von Hardeggen nach einer abermaligen Debatte über die Benachteiligung des Bataillons plötzlich energisch: „Wozu, meine Herren, sollen wir uns noch länger die Galle ins Blut ärgern? Wer kann uns verwehren, aus eigenen Mitteln eine Kapelle zu gründen? Unser Tambour-Major ist gelernter Kapellmeister, der wird seinen Trommelschlägern und Bläsern schon etliche Märsche und Vieklein beibringen. Viel braucht's ja nicht zu sein. Hundert Taler zur Anschaffung von Instrumenten stelle ich sogleich zur Verfügung.“

„Famos! Ausgezeichnet! Ich gebe zwanzig Taler — —“

„Ich fünfzig — —“

„Ich dreißig — —“

„Sachte meine Herren — das ist ganz schön ausgedacht, aber der Bataillonskommandeur erlaubt's nicht, aus Sorge, daß der Dienst leidet,“ meinte Regimentsadjutant Leutnant Vöbberau bedenklich, als die Wogen der Begeisterung sich allmählich zu legen begannen.

„Ei, man muß ihm die Sache nur geschickt beibringen.“

„Wollen Sie's sagen, Hardeggen?“

„Ich gebe hundert Taler — — — das genügt.“

„Ohne die Erlaubnis des Bataillonskommandeurs nützen die gar nichts.“

„Sie sind Adjutant, Vöbberau, Sie stehen dem Gewaltigen am nächsten — —“

„Jawohl — mich schmeißt er am ungerneisten —“

„Wer steckt den Kopf in des Löwen Nacken?“

„Am besten paßt man die Gelegenheit ab.“

„Wir überraschen ihn mit dem fait accompli.“

„Und das ganze Offizierkorps wandert in Arrest.“

Vor allen Dingen müßten wir doch einmal

Bagel fragen, was seine Leute zu leisten im Stande sind.“

„Wenn wir Bagel den Kapellmeistermittel versprechen, wirkt er Wunder.“

„Bagel muß her — — —“

„Aber es ist Ritternacht — der Mann schläft längst — — —“

„Schadet nichts — wenn Warm geblasen würde, müßte er auch heraus.“

„So erwischt er wenigstens noch ein Glas Bowle.“

„Und die Aussicht auf eine stolze Zukunft.“

„Also her mit dem Bagel — tot oder lebendig.“

Von zwei Ordonnanzen aus dem Bett getrommelt, erschien Bagel und versprach goldene Berge. Unsere Trommler und Bläser beim Bataillon waren nach Bagels Aussage samt und sonders musikalische Genies, fehlte also nur die Einwilligung des Bataillonskommandeurs, um eine eigene Kapelle zu begründen.

Keiner der Herren aber unternahm es, dem Höchstgestellten, Major von Limburg, die Einwilligung zu entringen.

Nichtsdestoweniger aber hatten wir vor dem Stadttor alsbald einen entlegenen Schuppen gemietet, wo Bagel nach Beendigung des Dienstes allnachtsmäßig seine Schar für die höhere Kunst drückte und als nach etlichen Übungswochen der künftige Kapellmeister meldete, seine Leute seien so weit vorgeschritten, daß man die Melodie zu erkennen vermöge, da zogen wir Väter dieses Unternehmens in geschlossener Reihe hinaus, hockten stundenlang auf den von irgend wo her geschafften Blöcken und lauschten andächtig auf die schlüchtern sich hervor wagenden Tonwellen eines sentimentalen Marsches, der sich „Blau blüht ein Blümelein“ benannte und nach einem damals in Spinnstuben viel gesungenen Volkslied zu militärischen Zwecken eingerichtet war.

Die Mehrzahl der Kameraden hatte sich zwar für die Erkeinstudierung des Kadetly-Marsches ausgesprochen, aber der durchaus lyrisch angehauchte Hardeggen machte sich als Hauptanzähler für die Instrumente ungeschicklich breit und drückte sein „Blau blüht ein Blümelein“ mit unerhörter Fähigkeit in den Vordergrund.

Aber da die Musiker von gewaltiger Begeisterung für die Sache getragen, wirklich recht bemerkenswerte Fortschritte machten, schüteten wir uns mit der Wahl bald aus und „Blau blüht ein Blümelein“ beherrschte bei allen Zusammenkünften, im Kasino, auf Spaziergängen, bei Marschübungen unsere Unterhaltung. War einer mit des Sanges Gabe begnadet, summt er die Melodie sicherlich gefühlvoll vor sich hin, während minder Begabte sich mit Pfeifen begnügten. Aber auf irgend eine Weise machte jeder seinen Herzen Lust.

Wenn nur der Bataillonskommandeur nicht gar so unzugänglich gewesen wäre!

Denn war der Major von jeher ein ernster einflussreicher Charakter, so erschien die Abschlossenheit und Eigentümlichkeit seines Wesens in letzter Zeit geradezu beängstigend. Nach beendetem Dienst war er für uns einfach aus der Welt, dazu unternahm er von Zeit zu Zeit Reisen, deren Endziel wir nicht kannten, so daß wir allmählich auf den Gedanken kamen, Herr von Limburg wolle den Dienst quittieren und sehe sich nach einem Ruhehafe um.

Oder war er am Ende gar verlobt?

Des Rätsels Lösung ließ nicht allzulange auf sich warten.

Eines Morgens wurde das Städtchen Nordbrunn durch sein gestohene Karten, auf denen Major von Limburg seine Verlobung mit Fräulein Emma Selteneck bekannt machte, überrascht, und wohl jedermann freute sich über dieses späte Herzensglück des Majors. Nur unser Fährlich Hippentropf, dessen Rufname die Dame war, ließ den Kopf gewaltig hängen.

gen und auf kameradschaftliches Befragen er-
fahren wir, daß Fräulein Selteneck die Jugend-
liebe unseres Kleinen war. Wie sollte er's
ertragen, die Geliebte an eines Andern Seite
glücklich zu sehen?

Wir sprachen dem Fähnrich nach Kräften
Trost zu und begannen sodann, ihm die Vor-
teile dieser Verbindung fürs Bataillon zu schil-
dern. Ihm, dem Jüngsten, war es durch seine
Verwandtschaft mit der künftigen Bataillons-
mutter vorbehalten, die Schmerzen des Batail-
lons zu stillen, dem „Blau blüht ein Blüme-
lein“ zum Daseinsodem zu verhelfen. Durch
ihn mußte die Dame die Wünsche des Offizier-
korps erfahren, durch ihn mußte sie zur Bun-
desgenossin geworden werden.

In etwa drei Monaten sollte die Hochzeit
stattfinden, zu welchem Zeitpunkt wir einen
wunderschönen Plan erfunden hatten.

Das junge Paar sollte am ersten Morgen
in der Heimat durch ein Ständchen über-
rascht werden.

Ein bescheidenes Programm von drei bis
vier Nummern versprach Bagel mit der neu-
erstandenen Kapelle glanzvoll durchzuführen
und unseres tapfern Tambour-Majors einzi-
ger Nummer war, daß er, da die Kapelle so
klein war, nicht einzig die Kapellmeisterwürde
vertreten durfte. Er hatte auch noch die erste
Trompete auf sich nehmen müssen. Aber dies
war nur Uebergang. Mit dem sieghaften
Ausdruck der Eroberer wandelte Bagel unter
uns Sterblichen und beantwortete jede Frage
nach der Zuverlässigkeit seiner Kapelle mit
hochmütigem Lächeln.

* * *

Der große Tag war gekommen, Major's
sind von der Hochzeitsreise in ihr tannen-
umwundenes, blumenumkränzttes Heim einge-
zogen.

Das Regiment hat sich ungeheuer ange-
strengt und eine prachtvolle, echte Bronze-
statue geschenkt, die je zwei Offiziere vom er-
sten und zweiten Bataillon zu überreichen be-
stimmt sind. Einer der vier Herren ist meine
Benignität.

Zur ersten Morgenstunde sollte die Depu-
tation antreten.

Der Major war wie umgewandelt, eitel
Glück und Verklärung, die junge Frau von
sonniger Güte und Herzlichkeit. Um ihren
Mund zuckten tausend Schelme — der Fähn-
rich hatte seine Schuldbigkeit getan.

Aber wie ward uns beiden Herren vom
zweiten Bataillon, als nach geschehener Ue-
bergabe und Gratulation der Major seine
Gattin aufforderte, die Deputation zum Früh-
stück einzuladen.

Dableiben! — in der Höhle des Löwen dem
kommenden Ereignis entgegenzusehen!

Der Boden brannte uns längst unter den
Füßen. Jeden Augenblick konnte das Batail-
lon, das unter den Klängen des „Blau blüht
ein Blümelein“ die lange Straße entlang
ziehen und am Haus des Majors vorüber de-
filieren sollte, anmarschieren. Die Musik
sollte dann abschwenken, Aufstellung nehmen
und ihr Programm herunter spielen, während
das Bataillon weiter zog.

Nun saßen Lüttenau und ich droben beim
Major in der Halle. Gott steh uns bei!

Mit entzückender Anmut machte die junge
Frau die Honneurs, Lüttenau und ich hatten
kein Auge dafür. Wie geistesabwesend stierten
wir in die Ferne, daher das Unheil kommen
mußte. Wenn uns doch der Erdboden ver-
schlungen hätte.

„Lieber Elmar“, sagte Frau von Limburg
plötzlich, indes der Schalk um ihre Mund-
winkel zuckte, „wann erhalte ich denn meine
erste Morgenmusik? Wie ein Kind freue ich
mich daran.“

„Ach liebe Emma — Du denkst doch nicht,
daß das Bataillon eigene Musik hat? Die
Musik ist beim Regimentsstab —“

„Keine Musik? Aber das ist ja das schönste

im militärischen Leben. Die Morgenmusik,
der Vorbeimarsch des Bataillons mit der
Musik an der Spitze — die Abendunterhal-
tung im Kasino. Du scherzest Elmar. Ohne
Musik ist gar kein Militär denkbar.“

Ich glaube, hätte der Major vermocht, er
hätte in diesem Augenblick eine Kapelle aus
dem Erdboden gestampft. Da horch! —
Musik!

Erst fern, dann näher und näher klang sie
durch die Morgenstille des Städtchens.

„Ei, sollten die Einsidhagener so aufmerksam
sein?“ sagte der Major, stichtlich angenehm
überrascht. „Treten wir auf den Balkon.“

Und die Balkontüre öffnend, führte er seine
Gemahlin hinaus, während die Deputation
mit hängenden Ohren geknickt hinter her
schlich.

„Alle Wetter — das ist ja Bagel“, sagte
der Major plötzlich.

Träumte er oder wachte er?

Er setzte den Klemmer auf die Nase, guckte
die Straße entlang, fuhr sich über die Stirne,
aber das ist wahrhaftig Bagel, der da, Trompe-
te blasend und die Beine nach allerberühm-
testen Mustern schmeißend, dem Bataillon
voran marschiert, dann der dicke Hartung als
Bosannengel, Beckmann mit der Klarinette
— lauter bekannte Gesichter — — —

Hinter der Musik aber, in prächtigster,
herzerfreuender Linie, in erster Garnitur,
flott nach dem Takte der Musik marschierend
das Bataillon.

Neben den Soldaten aber zieht alles, was
im Städtchen nicht gerade eben aus den
Fenstern guckt. Das Bataillon mit eigener
Musik! Das ist Weltereignis! Der dicke
Bürgermeister hält Schritt mit dem das
Bataillon führenden Hauptmann, Bürger
ohne Mühe, ihren Häusern entlaufen, folgen,
Dienstmädchen mit dem Korb am Arm,
Schulkinder, die Polizei des Dertchens, alles,
alles schließt sich an.

Und jetzt, während das Bataillon weiter-
zieht, die Klängen der Offiziere sich vor der
jugendlichen Frau auf dem Balkon senken,
schwenkt die Musik ab, die Marschweise fällt
in die wohlbekannte Melodie:

Blau blüht ein Blümelein.

Bis dahin haben die Götter die Leistungen
der neugebauten Kapelle gnädig in Obhut
genommen, aber nun das Auge des Gewal-
tigen über seiner Schaar ruht, ist's plötzlich,
als ob die Musik dünner erklänge. Kein
Zweifel — Zittern und Zagen befällt etliche
der Künstler. Die Hymne auf die Blau-
blümelein tönt magerer und magerer. Bagel
rollt die Augen, winkt mit der Hand, dreht
den Kopf nach allen Seiten, vergebens! Das
zuerst wohlwollende Antlitz des Majors zeigt
plötzlich Sturm. Er ahnt fürchterliches.

Die Klarinette, die bis dahin anmutig im
Chore geklopft, verliert plötzlich die Courage
und verstummt.

Man vernimmt einen unterdrückten Fluch
des Majors. Bagels Antlitz erhält den Aus-
druck eines Markuriers. Er sieht seine Illu-
sion, die Idee, für die er gekämpft, dahin
sterben. Aber ohne Kampf unterlegt er
nicht. Wie der Fahnenträger sinkt er mit der
Fahne.

Bagel bläst, bläst, daß man meint, die
Backen müßten zerpringen! Ob die zweite
Trompete, das Jagot treulos abfallen, Bagel
macht Spektakel für vier. Der Major gibt
ein Zeichen, daß die Musik schweigt, worauf
alles in Entsetzen erstarrt, bis auf den Fli-
stisten und Bagel, der unentwegt weiter
freit!

„Blau blüht ein Blümelein.“

Bagels Trompete tönt, als ob eine halbe
Kapelle im Gang wäre. So muß einst die
Bosanne von Jericho geklungen haben, wie
der Wutschrei dieses tapfern Musikers, der
sich nicht ergeben will. Er sieht nicht das
empörte Abwinken des Majors, nicht das
krampfhaftes Lachen der Umstehenden. Bagel

würde blasen bis zum jüngsten Gericht, wenn
einer unserer Offiziere ihm nicht schließlich
wutentbrannt in die Ohren geschrien hätte!
So halten Sie doch endlich Ihr verflüchtiges
Mundstück. — Nun aber war alles rettungs-
los verloren.

„Meine Herren, ich fordere eine Erklärung
über dieses Fastnachtsspiel“, sagte der Major
mit zornrotem Antlitz ins Zimmer zurück
tretend. „Wer hat diese unerhörte Geschichte
angezettelt?“

„Herr Major — wir alle — das Offizier-
korps dachte — — —“ stotterte Lüttenau.

„Ach so.“ Das Offizierkorps hat gedacht.
Glauben Sie nicht auch, meine Herren, daß
dies Ereignis ein Vergnügen für das ganze
Königreich abgibt. Und ich bin der Blamierte
— der Blamierte! So'n Meßensandal!“

„Herr Major — es ging so gut — keiner
dachte —“

„Ja keiner dachte! Da haben Sie Recht,
Herr Bataillonsadjutant! Ich werde den Ab-
schied nehmen — oder ich werde Sie alle bei
Sr. Majestät verklagen —“

„Es sollte eine Freude sein“, wagte Lütten-
au mit gepreßter Stimme zu bemerken.

„Hahahaha — ich danke für diese Freude
— ich —“

Im tiefsten Grade niedergeschmettert
standen wir alle beim Jornaubruch des
Kommandeurs und Gott allein weiß, was
wir noch für angenehme Schmeicheleien zu
hören bekommen hätten, wenn nicht plötzlich
etwas ganz unerwartetes sich ereignet hätte.

Flott, frisch, sicher, von aufrichtiger Be-
geisterung getragen, schmetterte plötzlich die
uns so wohl bekannte Marschweise des „Blau
blüht ein Blümelein“ in die Lüfte. Und ehe
noch der Major sich von dem abermaligen
Schreck erholt hatte, erschien die holde Frau
vom Balkon in unserer Mitte und sagte
lächelnd: Verzeih, lieber Elmar, — ich wollte
nicht um mein Ständchen betrogen werden.
Auf meinen Wunsch ist nochmals angefangen.
Die Leute spielen allerliebste. Nur aus Angst
vor dir ist's vorhin schief gegangen. Bitte
Elmar, mach' ein freundlich Gesicht. Es
wird gut gehen. Die Herren Offiziere haben
es so gut gemeint, als sie sich diese Ueber-
raschung für meinen Einzug ausdachten.
Mein Wetter, der Fähnrich, erzählte ihnen
von meiner Leidenschaft für die Musik — —
— lieber guter Elmar — — —

„Die Kerle bleiben wieder stecken — du
wirfst es erleben“, stöhnte der auf einen Sessel
gesunkene Gewaltige.

„Du wirst sehen es geht.“

Und es ging. Die holde Frau hatte durch
die Macht ihrer Erscheinung, ihr herzegwin-
nendes Lächeln den erstarrten Mut unserer
Künstler derartig belebt, daß nicht nur „Blau
blüht ein Blümelein“, auch die Arie der
Norwa, das Erwachen des Löwen und der
Radekly-Marsch tadellos von statten gingen.
Des Majors Antlitz ward von Minute zu
Minute freundlicher und mit dem Abschluß
des Ständchens war die Existenz der Ka-
pelle gesichert.

Frau von Limburg aber, die durch ihr
schnelles liebreiches Eingreifen die Angelegen-
heit gerettet hatte, ward vom Offizierkorps
auf Händen getragen.

So lange es uns verstattet war, denn einige
Jahre darauf vernichtete das Jahr 66 unsere
politische Existenz und die eben geschilderte
Gemütlichkeit unsres kleinstaatlichen Lebens.
Das Bataillon flog auseinander, ebenso die
Kapelle, die uns übrigens, noch manche reine
Freude bereitet hatte. Aber noch heute wenn
ich auf einem alten Leierkasten noch einmal
die alte sentimentale Melodie höre „Blau blüht
ein Blümelein“ die wie eine Geistermahnung
der Vergangenheit mein Ohr berührt, zieht
jene heitere Episode, zieht der Jugendzeit
unvergesslicher Glanz mir vorüber.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Tageblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Vierter Sonntag nach Ostern.

Evangelium nach dem heiligen Johannes 16, 5-14. „In jener Zeit sprach der Herr Jesus zu seinen Jüngern: Ich gehe hin zu dem, der mich gesandt hat und Niemand von euch fragt mich: Wo gehst du hin? sondern weil ich euch dies gesagt habe, hat Traurigkeit euer Herz erfüllt.“ — „Und ich sage euch die Wahrheit: Es ist euch gut, daß ich hingehe: denn wenn ich nicht hingehe, so wird der Tröster nicht zu euch kommen: gehe ich aber hin, so werde ich ihn zu euch senden.“ — „Und wenn dieser kommt, wird er die Welt überzeugen von der Sünde und von der Gerechtigkeit, und von dem Gerichte: von der Sünde nämlich, weil sie nicht an mich geglaubt haben; von der Gerechtigkeit aber, weil ich zum Vater gehe, und ihr mich nicht mehr sehen werdet; und von dem Gerichte, weil der Fürst dieser Welt schon gerichtet ist.“ — „Ich habe euch noch Vieles zu sagen, aber ihr könntet es jetzt nicht tragen. Wenn aber jener Geist der Wahrheit kommt, der wird euch alle Wahrheit lehren; denn er wird nicht von sich selbst reden, sondern, was er hört, wird er reden, und was zukünftig ist, euch verkünden. Derselbe wird mich verherrlichen; denn er wird von dem Reinen nehmen und es euch verkünden.“

Jesus, der gute Hirt.

III.

Das heutige Evangelium schließt sich inhaltlich sehr schön an das Evangelium vom verflorenen Sonntage an. Wir hörten dort, lieber Leser, wie der gute Hirt seine geängsteten Schäflein tröstet; wie Er sie vorbereitet auf die kommenden Prüfungen durch den Hinweis auf die bald — nach einer kleinen Weile — folgenden ewigen Freuden. Heute weist der Herr wieder hin auf die kommenden himmlischen Freuden, aber auch auf die Geheimnisse Seines Erlösungswerkes und auf die Ankunft des Heil. Geistes.

Der Herr läßt es auch an einem zarten Verweis nicht fehlen: „Ich gehe nun zu dem (sagt Er), der mich gesandt hat, und niemand von euch fragt mich: Wohin gehst Du? Sondern weil ich euch dieses gesagt habe, erfüllt Trauer euer Herz.“ — Dieser von Behmut getragene Vorwurf hat etwa folgenden Sinn: O meine lieben Apostel, wie seid ihr doch so egoistisch, so selbstsüchtig! Ihr denkt nur an euch und nicht an mich, euren Hirten! Es bekümmert euch nur, daß ich euch verlassen muß; aber es bekümmert euch nicht, wohin ich gehe und was aus mir werde. O meine Schäflein, wie kleinlich, wie niedrig, wie irdisch gesinnt ist doch euer Herz! Ihr hängt an Meiner leiblichen Gegenwart, weil sie euch wohltut; und ihr werdet ängstlich und betrübt, weil ihr hört, daß diese Meine leibliche Gegenwart euch nun entzogen werden soll. Ihr seid noch so irdisch gesinnt, wie jene Volksmenge, die mich zum Könige machen wollte, weil ich sie auf wunderbare Weise mit Brot gespeist hatte, und die traurig und enttäuscht war, als ich mich ihr entzog. O meine lieben Apostel, wie wenig Einsicht und Begriff habt ihr noch von Meiner und von eurer hohen Aufgabe!

Wo ihr Geistesfreude, Himmelssehnsucht und apostolischen Tatendrang bekunden solltet, da zeigt ihr euch menschlich traurig, niedergeschlagen und kraftlos, unfähig zur Arbeit wie zum Ertragen. Darum ist es Zeit, daß ich hingehe, damit ihr Meiner persönlichen Gegenwart entwöhnt und mit der Kraft des Heil. Geistes erfüllt werdet, um Meine mutigen, wahren Apostel zu werden, die die Welt zu mir befehlen.

Wie oft, lieber Leser, hätte der gute Hirt alle Ursache, uns ähnliche Vorwürfe zu machen! Auch wir hängen viel zu sehr an dem, was unser leibliches Auge sieht, was unser leibliches Ohr vernimmt. Das Erdengut und der Trost, den wir bei den täglichen Mißheiligkeiten und kleinen Leiden bei Menschen suchen, hält uns ab, auf die Stimme des guten Hirten zu hören, der uns einladet, das uns aufgelegte Kreuz ihm geduldig und ergeben nachzutragen. Die Hoffnung auf die unvergänglichen ewigen Güter will in uns nie recht lebendig werden, geschweige zum Wachstum kommen. Wir geben den uns zu meist so, als ob wir ewig auf dieser Welt bleiben, und vergessen ganz, daß wir vom guten Hirten berufen sind, Seiner himmlischen Herde „nach der kleinen Weile“ dieses Erdenwallens eingereicht zu werden.

Unsere Schwachheit, lieber Leser, gibt sich kund, so oft uns irgend ein Leid zustoßt, eine Krankheit uns befällt, ein Mißgeschick oder ein Verlust uns bedroht, kurz, so oft der Herr nur ein kleines Opfer von uns verlangt. In diesen und hundert andern Fällen verlieren wir alsbald den Mut, versinken in maßlose Trauer und meinen, der Herr habe uns ganz verlassen, weil wir — wenn ich so sagen soll — Seine leibliche Nähe, Seinen (fühlbaren) irdischen Trost und eine sinnliche Erleichterung in unsern Leiden nicht gleich verspüren. Anstatt den Blick aufwärts zu richten, ergehen

Kirchenkalender.

- Sonntag, 1. Mai. 4. Sonntag nach Ostern. Philippus und Jakobus, Apostel. Evangelium Johannes 16, 5-17. Epistel: Jakobus 1, 17-21. St. Andreas: Titularfest der marianischen Jungfrauen-Kongregation. Nachmittags 4 Uhr Aufnahme in dieselbe. Morgens 8 Uhr heilige Kommunion der Gymnasiasten, Nachmittags 3 Uhr Andacht für dieselben. St. Lambertus: Während des Monats Mai ist Morgens 6 Uhr hl. Messe verbunden mit Mai-Andacht und sakramentalischem Segen zum Schluß und Nachmittags 5 Uhr feierliche Andacht. Maria Himmelfahrt. Pfarrkirche: Heilige Kommunion der Kinder der Schule an der Alder- und Lindenstraße. Dominikaner-Klosterkirche: Nachmittags 3 Uhr Versammlung des 3. Ordens vom hl. Dominikus. Erteilung der Generalabsolution. Ursulinen-Klosterkirche: Gemeinschaftliche hl. Kommunion des Marienvereins.
- Montag, 2. Mai. Athanasius, Bischof † 373.
- Dienstag, 3. Mai. Kreuz-Auffindung. Alexander, Martyrer † 119. Clarissen-Klosterkirche: Vollkommener Ablass. Morgens 7¹/₂ Uhr Hochamt und Segen.
- Mittwoch, 4. Mai. Monika, Witwe † 387.
- Donnerstag, 5. Mai. Pius V., Papst † 1572.
- Freitag, 6. Mai. Johannes vor der latein. Pforte. Johannes Dainoscenus, Kirchenlehrer † 786. Maria Himmelfahrt. Pfarrkirche: Morgens 7¹/₂ Uhr Hochamt und Abends 7¹/₈ Uhr Andacht zum hl. Herzen Jesu.
- Samsstag, 7. Mai. Stanislaus, Bischof und Martyrer † 1079.

wir uns dann in unnützen, maßlosen Klagen. Und doch steht es fest, daß es gerade die Leiden sind, worin der Herr Sich uns am nächsten zeigt, wodurch Er uns nach oben ziehen will zu den wahren, zu den himmlischen Gütern.

Möchte ich hier eine kleine Episode aus dem Leben eines klugen Seelenhirten ganz am Platze. Zu dem guten Pfarrer kam eines Tages ein schon ziemlich betagtes Elternpaar, dem einige Stunden vorher der einzige Sohn durch den Tod entrissen worden war. Die schwergeprüften Leuten waren schier untröstlich; sie brachten ihren Pfarrer anfangs in nicht geringe Verlegenheit, da sie seinen Trostworten gar kein Gehör schenkten. Da kam ihm ein kluger Gedanke: „Liebe Leute, (sagte er) mir scheint, daß der liebe Gott es mit euch macht, wie ein klugerhirt mit seinen Schafen. Wenn diese Schwierigkeiten machen und durch die Tür des Schafstalls nicht eintreten wollen, so nimmst er ein Lamm auf den Arm und trägt es hinein; dann folgt zunächst die Mutter des Lammes und dieser die ganze Heerde willig und anstandslos in die Hürde. Seht, Gott der Herr hat euren braven Sohn in den Himmel aufgenommen: nun folgt ihr ihm nach; sorgi, daß ihr zu eurem Kinde in den himmlischen Schafstall des guten Hirten einziehen dürft!“

Einer kurzen Erklärung bedürfen auch die folgenden Worte des Herrn an die Apostel: „Es ist gut für euch, daß Ich hingehe; denn wenn Ich nicht hingehe, wird der Tröster nicht zu euch kommen. — Um dies recht zu verstehen, müssen wir, lieber Leser, an die von Ewigkeit her feststehende Ordnung und Planmäßigkeit der Großtaten Gottes denken, im Besondern an die von Ewigkeit her feststehende Planmäßigkeit des Erlösungswerkes. Ein Vergleich mit der für die sichtbare Schöpfung festgesetzten Ordnung wird das klarstellen: Gleichwie auf den Winterschlaf der umgebenden Natur ihre Auferstehung im Frühling mit der ganzen Fülle des neu erwachenden Lebens folgt, — wie dem blütenreichen Frühling der Sommer folgt, der mit seiner Sonnenwärme die Früchte zeitigt, — wie dann der Herbst mit seinen ausgereiften Früchten zur Ernte einladet: so mußte — gleichwie dort nach den Naturgesetzen — so hier nach den Gesetzen der Gnade, auf das Leben und den Todes schlaf des göttlichen Erlösers Seine glorreiche Auferstehung, auf den Karfreitag der Ostertag folgen; und nach denselben göttlichen Gesetzen mußte wieder der Auferstehung des Herrn Seine Himmelfahrt und endlich diesem Geheimnisse die Sendung des Heil. Geistes folgen. Der Heil. Geist aber hat das gnadenvolle Amt übernommen, das Erlösungswerk des guten Hirten fruchtbar zu machen und Seinen Schäflein zuzuwenden bis ans Ende der Tage.

Der Mai im Volksmunde.

Von Elmar Kernau.

Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus. Da bleibe, wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus.

Der schönste Monat des Jahres ist gekommen. Er, auf den Jung und Alt sehnsüchtig gewartet, ist endlich wieder bei uns eingekehrt. Da kennt der Jubel kein Ende: Nachtigall singt und schmettert ihr Lied, der Kuckuck ruft und die Drossel schlägt, der Maikäfer surrt, die Falter flattern und die Menschen sind — verliebt.

Uralte Aeltertraditionen knüpfen sich an den Verlauf des Maimonats. In „Mailagern“ und auf „Maifeldern“ wählten die alten Germanen ihren „Mailkönig“ oder ihren „Mailgrafen“, „Maikreuten“ fanden statt. Jedes Dorf pflanzte seinen „Maibaum“ auf, der

mit Schleifen und Bändern, mit Tüchern, Gebäck und jungem Grün geschmückt wurde. „Maikreuten“ wurden ausgeteilt, „Maifeuer“ wurden angezündet.

In allen deutschen Gauen wurde ehemals am ersten Maitage ein großes Frühlingstfest abgehalten. An diesem Tage wurde das Vieh zum ersten Male auf die Weide getrieben. Dem Boten wurden an diesem Tage Opfer dargebracht. Auch Goethe erinnert noch an diesen Brauch:

Es lacht der Mai — der Wald ist frei
Von Eis und Reifgehänge.
Der Schnee ist fort;
Am grünen Ort
Erschallen Luitgesänge.
Ein reiner Schnee
Liegt auf der Höh';
Doch eilen wir nach oben,
Begeh'n den alten, heiligen Brauch,
Allwater dort zu loben!

Der Volksmund hat sich manches von all diesen alten Bräuchen und Sprüchen aufbewahrt. Alte Chroniken und Spinnstuben wissen manches zu erzählen. Hierher gehören auch die Bauernregeln, die auf den Mai Bezug nehmen. Einige davon seien hier genannt:

Kühle und Abendtau im Mai
Bringen Wein und vieles Heu.

Ähnliches besagt der folgende Reim:

Mailentau
Macht grüne Au.
Nachtfröste
Unnütze Gäste.

In Bezug auf den folgenden Monat heißt es:

Der Mai kühl, der Brachmond naß,
Die füllen Scheunen und Faß.

Regen will der Bauer haben:

Mailregen auf die Saaten,
Dann regnet es Dulaten.

Auch Blitz und Donner kann garnicht genug kommen:

Viel Gewitter im Mai
Singt der Bauer Hochheil!

Auch die Tiere haben ihre prognostische Bedeutung:

Ein Bienenschwarm im Mai
Ist wert ein Fuder Heu.

Oder:

Sieht Du am 2. Mai
Die Kräh im Korn nicht mehr,
Dann kommt der Sommer bald
Mit reicher Ernt' einher.

Die einzelnen Kalenderheiligen haben gleichfalls ein Wörtchen mitzureden:

Wie das Wetter am Himmelfahrtstag,
So auch im ganzen Herbst hernach.

Bankratius und Servatius, zwei von den drei Eisheiligen, sagen:

Bankratius und Servatius
Die bringen Kälte und Verdruß.

Ein anderes Verslein heißt:

Bankraz und Urban ohne Regen,
Die bringen vielen Segen.

Zum Schluß noch die folgende Bauernregel:

Kein Reif nach Servaz,
Kein Schnee nach Bonifaz.

Wir wenden uns jetzt zu der astronomischen Betrachtung des Maimonats oder Bonnemonds, wie er eigentlich auf deutsch heißt.

Der Mai ist einer der Monate, die eine 31tägige Dauer aufweisen. Die Sonne tritt in ihm in das Zeichen der Zwillinge. Die Phasen des anderen großen Himmelsgestirns, des Mondes, fallen folgendermaßen: Letztes

Viertel (7. Mai), Neumond (15. Mai), erstes Viertel (22. Mai) und Vollmond (29. Mai). Von den Planeten ist der Merkur im Anfang des Monats Abends eine gute halbe Stunde lang sichtbar, der Jupiter ist den ganzen Monat über zu beobachten. Saturn ist am Ende des Monats am Morgenhimmel aufzufinden. Uranus geht vor Mitternacht auf. Venus und Mars hingegen glänzen durch Abwesenheit.

Der Landwirt hat im Bonnemond mancherlei Arbeiten zu verrichten, wenn auch in diesem Monat die Arbeiten nicht gerade mehr so sehr drängen, als im vorhergehenden und nachfolgenden Monat. Im Gemüsegarten sind Kürbisse, Gurken und Buschbohnen zu legen, Zwiebeln sind zu stecken, und Kohl, Salat und Kohlrabi sind zu verpflanzen. Im Obstgarten ist jetzt die beste Zeit zum Düllieren; junge Bäume sind fleißig zu begießen. Der Feldwirt hat jetzt Säener und Tenne herzurichten. Auf die Weiden ist nach trockenen und hellen Tagen Nachts Wasser zu schaffen. Kartoffelacker sind zu eggen, Welschkorn, Mohn und Buchweizen ist auszusäen.

Zwiler haben im Mai neue Wohnungen für die zu erwartenden Schwärme einzurichten, sobald sie sehen, daß sich vor dem Flugloch die Bienen in großen Mengen ansammeln. Im Viehstall sind jetzt die Schafe zu waschen und zu scheren; die Stuten und die Fohlen sind, namentlich wenn die Bitterung anhaltend milde bleibt, auf die Weide zu treiben, ebenso wie das übrige Jungvieh.

Was den Jagd- und Angelfreund anbelangt, so hat der Jagdliebhaber an die Rehkälber zu denken und der Angelfreund daran, daß in die Dauer des Bonnemonds die Laichzeit der folgenden Fischearten fällt: Blei, Karpfen, Barbe, Hecht, Schlei, Makrel, Barsch, Blöke und Rotauge. Beide Sportliebhaber tun gut daran, im eigensten Interesse, diese Laich- und Wildschonzeit zu beobachten.

Ein paar praktische Winke für den Landwirt mögen hier diesen allgemeinen Feld- und hauswirtschaftlichen Hinweisen noch hinzugefügt sein.

Da ist ein, den Mai besonders charakterisierendes Tier, über das der Landwirt ebensoviel flucht, als wie sich die Kinder über dasselbe freuen: der Maikäfer. Diese Maikäfer sind nun nicht nur Spielzeug und schädliches Gewürm, sondern sie sind auch nützlich. Für Fühner, Puten und Enten sind sie nämlich ein vorzügliches Futtermittel. Sie können frisch und getrocknet verfüttert werden. Das Letztere rentiert sich mehr als das Erstere, schon aus dem Grunde, weil man die Tiere in Form von Maikäferschrot den ganzen Winter über aufbewahren kann. Dieses Maikäferschrot wird folgendermaßen hergestellt. Man tötet die gefangenen Tiere in heißem Wasser, dörrt sie und treibt sie dann durch ein Haarsieb, die im Siebe zurückbleibenden Teile werden fortgeworfen. Die durchsiebten Bestandteile werden in Flaschen oder Blechbüchsen gefüllt, die gut verschlossen, am besten an luftigen Orten aufbewahrt werden. Selbstverständlich muß die aufzubewahrende Masse ganz trocken sein, da sie sonst leicht zum Schimmlichwerden neigt.

Auch das Spargelstechen, das ja im Mai seinen Höhepunkt erreicht, bedarf einiger Hinweise. Hauptsache beim Spargelstechen ist ein gerades, meißelartiges Messer, das nach oben abgeschragt ist. Ob man nun am rationellsten die Spargel sticht, bricht oder schneidet, ist Erfahrungssache des Züchters und hängt eng mit der Bodenbeschaffenheit und der Art der Anzucht zusammen. Wichtig aber ist das folgende, bisher noch wenig Bekannte und wenig Beachtete. Man lege die geernteten Spargelstangen in angefeuchteten Sand, niemals aber in Wasser, da das Wasser den Stangen des aromatische Asparagin entzieht, sie also minderwertig, für Kenner und Liebhaber völlig wertlos macht.

Eine Kultur, deren Ernte mit der des Spargels in dieselbe Zeit fällt und finanziell

recht vorteilhaft ist, ist die Rhabarberzucht. Für Rhabarberstengel werden heutzutage ganze Preise gezahlt. Die Anlage einer Rhabarberplantage ist außerdem bedeutend billiger und anspruchsloser, als die einer Spargelzucht. Am besten gedeiht die Rhabarberpflanze auf feuchtem Boden. Die einzelnen Pflanzen müssen immer gut einen Meter auseinanderstehen. Erst im zweiten Jahre beginnt die eigentliche Ernte, denn im ersten sind die Blattstiele noch nicht kräftig genug. Besonders im Frühjahr müssen die Blattstiele sorgfältig beachtet werden; sie sind, wenn sie ein Drittel Meter hoch geworden sind gründlich zu entfernen. Wasser im Sommer und kurzgehaltener Düng im Herbst sind Hauptlebensbedingungen für die gedeihliche Entwicklung einer Rhabarberplantage.

Zum Schluß wenden wir uns zu der meteorologischen Seite des Maimonats. Die drei gestrengen Herrn bilden ja gewöhnlich einen Rückfall in die kalte Jahreszeit. Die drei Heiligen die auf den 11., 12. und 13. Mai fallen heißen Mamertus, Pancratius und Servatius. Die Kälteerscheinung dieser Tage, die für die Vegetation oft recht verberlich ist, ist auf die kalten, nordwestlichen Winde zurückzuführen, die von Grönland und Labrador zu uns hinüberstreichen. Ueberhaupt hören die Nachtfröste in unseren Breiten endgültig erst mit dem 25. Mai, dem St. Urbanstage, auf. Sonst ist der Mai der eigentliche Blütemonat, seine Temperatur ist eine angenehme zu nennen; jedenfalls aber ist sie noch keineswegs so sommerlich, wie sie von den Dichtern geschildert wird. Die mittlere Maitemperatur gestaltet sich in den nachstehenden Städten folgendermaßen: Hamburg 11,8°, Berlin 13,2°, München 11,6°, Karlsruhe 13,8°, Stuttgart 13,8°, Prag 14°, Wien 15,7° und Basel 13,6°. Nach Falb ist der Verlauf des Maimonats ein ziemlich normaler, im mittleren Drittel soll es Regen geben; Habennicht nennt die ganze erste Hälfte des Monats geneigt zu Niederschlägen. Der hundertjährige Kalender schließlich stellt die folgende Prognose: am 1. und 2. schön, dann trübe und kühl bis zum 8., vom 9. an wieder einige Tage gelinde, vom 14. bis zum 20. kalt, vom 21. bis zum 29. warm, am 30. und 31. Reif.

Mit der Witterung ist's eben eine eigene Sache, denn schon die Bauernregel sagt:

It's im Mai recht kalt und naß,
Haben die Maitäfer wenig Spaß.

Im Sereroland.

Von Erich Berger.

Beim Mittagsappell hatte der Feldwebel von Neuem jene Ordre verlesen, in welcher Freiwillige zum Eintritt in die Schutztruppe für Deutsch-Südwestafrika gesucht wurden. Richard Böhm hatte in der üblichen strammen Haltung zugehört und dabei hatte er an den Brief denken müssen, den er heute von zu Hause erhalten hatte. Der Inhalt eröffnete ihm wenig gute Aussichten für die Zukunft. Wenn er „treu gedient seine Zeit“, dann mußte er sich als Gefelle wieder Arbeit suchen und am Schraubstock schuften, was nur immer das Zeug hielt. Verdient wurde dabei ganz nach der neuen Orthographie sehr klein geschrieben. Aber wenn er da mit hinauszog über das blaue Meer, da lagen alle Verhältnisse günstig: doppelte Löhnung, Funktionszulagen, Avancement im Galopp. Und als Richard am anderen Morgen wieder auf der staubig-sandigen Landstraße in der Kolonne einhertrabte, als er wiederum auf dem staubig-sandigen Exerzierplatz die Arie beim Parademarschreiten durchdrücken mußte, und als er sich ausmalte, daß dieser Drill noch wochenlang fortbauern würde, — da war sein Entschluß gefaßt: er wollte Südwestafrikaner werden.

Richard meldete sich vorchriftsmäßig beim Bezirkskommando wurde vom Arzt für tro-

pentlich erklärt und da sich die übrigen Formalitäten schnell und glatt erledigten, war er bald in Berlin neu „eingepöckelt“, in einen Transport eingestiegt und nach den Abschiedshurrah's ging es hinaus in die blaue See.

Die „Lucie“ glitt schlängelnd durch die schaumgekrönten Bogen des Kanals. Es stand ein steifer Nordost auf, der dem Dampfer arg zusehte. Richard hatte sich auf den Deckel eines Futterkastens gequetscht, an dem er sich krampfhaft festhielt. Rechts und links von ihm hockten seine Kameraden, welche für diese Nacht als Stallwache kommandiert waren zu den beiden Offizierpferden, denen an Bord ein improvisierter Stall gezimmert worden war.

„So hat's bei uns auf der Doffe selbst beim stärksten Gewitter nicht geschaukelt.“ meinte Richard und stützte mit der linken Hand seinen Kopf, der eben etwas dröhnend gegen die Zwischendeckwand geprallt war.

„Gargott, Mannchen, wer hätte das gedacht,“ stöhnte sein Nachbar, dessen Wiege in „Albing“ gestanden hatte.

Am nächsten Morgen war die Seekrankheit überstanden und frohe Zuversicht erfüllte die deutschen Krieger. Der gemeinsame Dienst führte die beiden Kameraden immer enger zusammen, sodas es jedem leicht wurde, den Rest der Ueberfahrt zu ertragen.

„Swokopmund in Sicht. Flaggen-signale, Begrüßungssalut. Die „Lucie“ erzitterte unter der Kanonade.

„So arg hat's beim Lauffeuer bei unserem Königschießen doch nicht gefnallt,“ meinte Richard.

„So'n Geprassel, — in „Albing“ noch nicht dagewesen“, bestätigte der Ostpreuße.

Die Kolonne wurde ohne Zeitverlust an Land gesetzt und eine Musterung folgte der anderen. In der Hafenstadt herrschte eine fleberhafte Tätigkeit; an der dringlichen Hast, mit welcher der Weitertransport betrieben wurde, war zu merken, daß aus dem Innern nicht die besten Nachrichten eingetroffen sein mußten. Die knapp bemessene freie Zeit wurde benutzt, um die glückliche Ankunft nach Haus zu melden und nochmals Grüße nach Deutschland zu senden. Dann kam die Ordre: „Morgen früh 6 Uhr vor dem Bahnhof stellen zur Weiterfahrt über Karibib.“ Das Verladen in das „Zügelche“ hatte seine Schwierigkeiten und wurde nur dadurch möglich, daß Jeder auf jede Bequemlichkeit verzichtete. Und dann begann die Fahrt . . . die Lokomotive schleppte ihre Last ähzend und leuchend im Schneckentempo durch trostloses Flachland, gegen welches eine deutsche staubig-sandige Landstraße noch vorteilhaft abstach. Dabei schaukelten, ruckten und stießen die Wagen, daß sich die Soldaten auf einen neuen Ausbruch der Seekrankheit gefaßt machten.

„Ich hab' zwar ja auf unserer „stillen Pauline“ auch schon was erlebt,“ meinte Richard, „ich bin mit dem Zuge von Paulinenaue bis Neuruppin um die Wette gelaufen und eher angekommen denn das „Zügel“, aber da verfahren dort im Vergleich zu hier doch die reinen Blüthlinge.“

„Mannchen“, pflichtete ihm der Ostpreuße bei, „sollten erst mal zu uns kommen: zwischen Albing und Marienburg — hat, wie zwei Donnerwetter.“

Auf den Stationen wurde so wenig Aufenthalt wie möglich genommen. Dieselben waren überfüllt von klüchtigen Farmern; große Heerde Viehvieh grasen die paar dünnen Halme ab, man nahm sich kaum die Mühe einer Begrüßung, jeder hatte mit sich selbst vollauf zu tun. Als nach einer Tag- und Nachtfahrt der Zug endlich hielt, ging ein Seufzen der Erleichterung durch die Mannschaften, die froh waren, wieder in den freien Gebrauch ihrer Glieder gelangt zu sein.

Neben einem notdürftig errichteten Wärrerhaus mußte bivouaciert werden, darüber hinaus waren die Schwellen aufgerissen und die Schienen lagen kreuz und quer durcheinander: die Feinde hatten die Strecke zerstört. Am nächsten

Morgen mußte also zu Fuß weiter vorgedrungen werden. Die Kolonne wurde in kriegsmäßiger Weise gesichert, — Reiterpatrouillen klärten das Vorterrain auf, deckten die Flanken, so daß ein leidliches Marschtempo beibehalten werden konnte, so lange man noch den Spuren der Fahrstraße zu folgen vermochte. Nach einigen Stunden waren weder Schwellen noch Schienen mehr zu erblicken, und schließlich verlor sich auch die Spur des letzten Saumpfadens.

Noch einmal wurde Kriegsrat gehalten, die Karten wurden ausgebreitet und bis auf das J-Tipfelchen studiert; die Chargierten erhielten die genauesten Instruktionen, vor allem wurde ihnen eingeschärft, ihre Leute zusammenzuhalten. Die Gewehre wurden geladen, denn ging es hinein in die psadlose Wüste. Die Sonne lag glühend über dem Dorngrasstrüpp, das von Zeit zu Zeit durch eine Sandbrache unterbrochen wurde, in welche der Fuß bis über den Knöchel einsank.

„Das ist ja des südafrikanischen heiligen Reiches Streusandbüchse“, knurrte Richard und trocknete sich den Schweiß von der Stirn.

„Dann'ch jetzt een Albinger Rainauge hätte“, seufzte der Ostpreuße, „und einen Schlud Goldwasser dazu“, — dabei spuckte er nach rechts und links, als ob ihm das Wasser im Munde zusammenlief.

Das Signal „Halt“ durchzitterte die Luft. Jeder warf sich vor Erschöpfung nieder, wo er gerade gestanden hatte. Am Horizont türmte sich ein Gebirge empor, rechts ragten die Mauern einer zerstörten Farm in die Luft, der Weg nach vorn war durch ein unpassierbares Gestrüpp gesperrt. Es wurde Befehl zum Bivouacieren gegeben. Die Reiter kehrten mit der Meldung zurück, daß alle Anzeichen auf die Nähe eines überlegenen Feindes deuteten. Das Nachtquartier wurde unter den größten Vorsichtsmahregeln aufgeschlagen, die vier Transportwagen, welche die Kolonne begleiteten, dienten als Flankendeckungen, für die Mannschaften war Allarmbereitschaft angeordnet.

Die Nacht verlief wider Erwarten ruhig. Als der Morgen graute, wurden neue Dispositionen getroffen. Die Kolonne sollte in der Richtung nach Dreika rechts abbiegen, möglichst geschlossen vordringen und jedem Angriff des Feindes standhalten. „Unteroffizier Brendicke“ kommandierte der Leutnant noch geben Sie sofort sechs Mann zur Bedeckung der Bagage. Diese Transportkarren kann man schließlich noch brauchen. Da ist ja der Kerl, der . . . hm, Namen vergessen. . . . wissen schon, der krummbeinige Dadel mit der roten Nase . . .“

„Der Train-Cugen, Herr Leutnant“, ergänzte der Unteroffizier.

„Richtig“, lachte der Leutnant, „den kommandieren Sie also ab und der soll sich seine übrigen Leute aussuchen.“

„Soldat Eugen Niemayer“, rief der Unteroffizier.

„Hier“, antwortete es aus den vorderen Reihen.

Der Unteroffizier übermittelte den Befehl des Leutnants. hm, daß sich Eugen seine Leute selbst wählen durfte, weckte in ihm das Gefühl einer hohen Befriedigung. Er ließ sich natürlich seine beiden alten Bekannten und noch drei Soldaten schicken.

Die Kolonne brach auf. Hinter der Staubwolke des Gros knarrten die Räder der Transportwagen, die teils mit Pferden, teils mit Ochsen bespannt waren.

„Dast's famos gefingert“, bestätigte Richard, „wenn ich einen Schlud „Artilleriefener“ hätte, würde ich einen auf dein Wohl trinken.“

„In „Goldwasser“ läme ich nach“, versicherte der Ostpreuße.

Langsam wurden die Gefährte vorwärts geschleppt. Die Hitze machte die Zugtiere schlapp und oft gar mußten kräftige Häufte in die

* Scharfe Schnapsmischung, Posens Spezialität.

Speichen der Räder greifen, damit dieselben nicht im Sande stecken blieben.

Möglich dröhnte ein scharfer Knall durch die Luft, . . . noch einer, zehn, zwanzig folgten, bis eine Salve um die andere über die Ebene knatterte.

Vorn entwickelte sich ein veritables Gefecht. Hinter jedem Geschütz, jedem Fels stiegen Pulverwolken empor, Reiter kamen im Galopp hinter die Front gesprengt, — man sah Schützenlinien ausschwärmen, das Feuer nahm an Heftigkeit zu.

Die Uebermacht der Gegner war augenscheinlich. Zwar unternahmen die Truppen mit Todesverachtung Vorstoß um Vorstoß, aber sie vermochten nicht, sich nach allen Seiten hin Luft zu verschaffen: immer neue Scharen der Gegner tauchten auf. Zu einem ernsthaften Angriff fehlte ihnen aber doch der Mut und so kam das Feuergefecht nach und nach zum Stehen.

„Schwarze Sippschaft“, räsionierte der Train-Eugen. „Aber! nu aufgepaßt. Zugtiere abkloppen! Zurückfahren! Und nun die Karren umgekippt, Räder hoch nach anse!“ Unter gewaltigen Anstrengungen gelang es, den ersten Wagen umzulegen derart, daß seine Räder ein Bollwerk bildeten gegen jeden Ansturm der Hereros. Bald reichten sich die andern an, so daß ein Heerlager mitten im freien Feld errichtet war. „Rahmen hoch“, kommandierte Train-Eugen weiter und die deutsche Flagge flog auf dem mittleren Wagen empor, der eine rote Kreuz-Flagge hinzugefügt wurde.

Auf abgehettem Tier kam der erste Reiter: Blutspuren mischten sich in die Schweißtropfen, die ihm von der Stirne perlten. Raum hatte er das schützende Bollwerk erreicht, als er bewußtlos vom Pferde glitt. „Das Ganze halt“ und „Sammeln“ wurde draußen geblasen. Langsam, durch die Nacht gedekt, zog sich die Kolonne nach dem improvisierten Lager zurück, in welchem den zum Tode Erschöpften Erquickung und Ruhe winkten.

Als einer der Letzten suchte auch der Leutnant das Lager auf. Er konnte sich zwar kaum aufrecht erhalten, aber während er die letzten Befehle zum Ausstellen der Nachtposten erteilte, meinte er: „Unteroffizier Brendickel! Das war 'ne geistreiche Idee das mit dem Umkippen der Transportkarren. Das hat ja der Kerl gemacht, der . . . na, Namen vergessen . . . wissen schon, der krummbeinige Dackel mit der roten Nase . . .“

„Na, das ist der Train-Eugen, Herr Leutnant.“

„Nichtig, sagen Sie ihm, daß ich ihm meine Anerkennung ausspreche. Werde ihn zum Avancement vorschlagen . . . Kredit Medaille . . .“ und totmüde streckte sich der Leutnant auf seine Decke . . .

Eine feine Partie.

Humoreske von Adolf Thiele.

Alles bekommt man einmal überdrüssig, die einen das Junggesellenleben, die andern den Ehestand; der Unterschied ist nur der, daß die ersteren ihren Schaden schneller reparieren können als die letzteren.

Auch Max Winter, seines Zeichens ehrsamer Buchhalter, war an jenem Punkte angelangt, wo man sich nach einem eigenen Heim sehnt, das man sich dann möglichst tranlich ausmalt. In jüngeren Jahren hatten mancherlei Zerstreungen die Ehe lust überläßt, aber allmählich wurden sie immer farbenreicher, jene Bilder eines gemütlichen Heims mit einem netten Frauchen und lieblichen Kinderchen — ach, dem Junggesellenherzen wurde so weich und weh!

Aber wen nehmen? Max tanzte nicht, konnte sich also nicht auf diesem beliebten Wege eine Braut antanzen. Die paar jungen Damen, die er kennen gelernt, waren nicht sein Geschmack: auf die eine paßte zu sehr

daß „Du bist wie eine Blume“, denn viel gescheiter wie eine Blume war sie nicht, eine andere war so schlant wie eine Erbse, so daß Max bei ihrem Anblick immer dachte: „Achtung, Dampfvalze!“, eine dritte war eifrige Radfahrerin und bekam keinen Mann, weil sie sich die ehemalige Rundlichkeit unwiederbringlich heruntergeradelt hatte, und von der vierten sagte sich Max: „Das Mädchen ist zwar nicht hübsch, spielt aber schlecht Klavier!“

Rein, mit diesen vier war es nichts, und eine fünfte tauchte an Maxens Horizont nicht auf.

Es war im Herbst, wo beim Fallen der Blätter die Heiratsgedanken ebenso mächtig emporstiegen, wie im Wonnemond die Liebesgefühle.

Max sah eines Abends allein in einem Restaurant und kam sich so verlassen vor, wie der mit Recht so beliebte „Stein auf der Straße“.

Da trat ein Herr ein, den er im Getriebe der großen Stadt flüchtig kennen gelernt hatte, ein Geschäftsmann, Agent oder dergleichen. Beide waren allein, und daher setzte sich Herr Jüngler zu ihm. Sie unterhielten sich über das Neueste vom Neuen, plötzlich aber sagte der lebenswürdige Mann: „Sie sind nicht verheiratet?“

Max verneinte.

„Wollen Sie denn immer allein bleiben?“ fragte der Andere weiter. „Ich wüßte eine feine Partie für Sie!“

Max lachte.

„Eine feine Partie? Wo dient sie denn?“

„Spaß bei Seite!“ flüsterte Herr Jüngler.

„S ist ja eigentlich nicht mein Geschäft, aber hier und da macht man derartige Bekanntschaften. Die junge Dame ist sehr hübsch und dabei — hier“, und der Bäckere machte die leichtfertige Bewegung des Daumenrührens.

„So?“ lachte Max. „Wie schwer ist sie denn?“

„So eine dreißigtausend Mark“, flüsterte Herr Jüngler geheimnisvoll.

„Vor dem Gelde würde ich mich nicht fürchten“, sagte Max. „Schielt sie denn?“

„Wo denken Sie hin?“ erfuhr der Agent.

„Wie aus dem Ei gepellt, sage ich Ihnen.“

Max zeigte sich nun „nicht abgeneigt“, und der Agent schmiedete das Eisen, das so schön warm war. Zunächst murmelte er etwas von größeren Unkosten.

„Natürlich komme ich dafür an“, beteuerte der Ehelustige.

„Nun gut“, sagte Herr Jüngler mit edler Bescheidenheit. „geben Sie mir zwanzig Mark, wenn ich Sie beide zusammenführe, und wenn sie Ihnen gefällt, zahlen Sie mir noch fünfzig!“

Max erklärte sich dazu bereit, und Herr Jüngler schmiedete sein Eisen weiter:

„Und wenn sich dann die Sache realisiert: ein Prozent vom Kapital!“

Max versprach auch dies, und beim Abschied sagte Herr Jüngler noch: „Die glücklichsten Ehen kommen auf diese Weise zu Stande!“

— Einige Tage darauf trafen sich die beiden auf Verabredung im Park. Der dienstwilige Geist zeigte dem Ehestandskandidaten eine junge Dame, die auf einer Bank saß, und Max ließ in die Hand seines Schutzengels eine Doppelkrone perlen, worauf dieser entschwebte.

Max schritt auf die junge Dame zu und grüßte sie. War das einmal ein reizendes Wesen: eine schlante und doch kräftige Figur, und dann diese zarte Jungfräulichkeit in Blick und Rede!

Max begann ein Gespräch über den Wechsel der Jahreszeiten, und das holde Wesen, das zuerst allerdings etwas schüchtern erschien, war bald in ein Gespräch mit ihm verwickelt, das sie mit munterem, doch höchst taktvollem Wesen weiterspann. Max promenierte mit ihr durch die Gänge des Parks, in denen schon das Laub raschelte, und war entzückt, als sie ihm noch ein Selbigein zusagte.

Die Herbststürme brausten und das Pärchen traf sich daher in einem Restaurant. Max, der immer verliebter wurde, bat sich aus, daß er Frieda zu Hause bei ihrer Tante besuchen dürfte, und begleitete das liebe Mädchen bis zu ihrer Wohnung.

Als er am nächsten Sonntag-Vormittag den verabredeten Besuch machte, war die Tante zufälligerweise nicht zu Hause. Max war bezaubert. „Diese schlichte, aber saubere und angenehme Häuslichkeit!“ sagte er sich, als er die Treppe hinabstieg. „Und dieses bescheidene, anmutige Mädchen! Süßer Käfer!“ Und ein wahrer Taumel des Glückes erfaßte ihn.

Als er am nächsten Tage zu Tisch ging, traf ihn Herr Jüngler.

„Nun, wie gefällt sie Ihnen?“ fragte der rührige Mann.

„Ausgezeichnet“ erwiderte Max. „Bitte, kommen Sie heute Abend 6 Uhr wieder hierher; Sie wissen — die fünfzig Einmichen!“

Und wieder perlten die Goldstücke in die Hand des diskreten Geschäftsmannes.

Als Max an einem schönen Herbsttage Frieda wieder im Park traf, erlaubte er sich, ihr eine geschmackvolle Brosche zu überreichen, und mit tiefem Erröten nahm sie das Geschenk an. Zärtlich drückte er ihr beim Abschied die Hand — mehr wagte er nicht, stüßte ihm doch ihre zarte Jungfräulichkeit hohe Achtung ein.

Mehrere Tage darauf erhielt Max einen dicken eingeschriebenen Brief.

„Sehr geehrter Herr!“ las er mit Erstaunen.

„Verzeihen Sie einer Unwürdigen, die mit Ihnen ein frivoles Spiel getrieben! Ich bin ein blutarmes Mädchen und wurde von dem Mann, der uns zusammengeführt, bezahlt, daß ich die Herren, die ihn in die Falle gingen, an der Nase herumführte. Zuerst machte mir dies Spaß, jetzt aber verabscheue ich es. Gestern habe ich Arbeit gefunden und mache dieser häßlichen Beschäftigung ein Ende. Ihre Brosche sende ich Ihnen zurück. Verzeihen Sie mich, das ist das einzige, um das ich Sie bitte.“

„Ha, die Treulose!“ mit diesen nicht ungebrauchlichen Worten warf Max die Brosche auf den Tisch. Lange sann er nach. War sie denn treulos? Hatte sie nicht teils aus Not, teils aus unbesonnenem „Spaß“ diese Rolle gespielt? Und machten sich nicht so viele Mädchen den Spaß, die Männer an der Nase herumzuführen?

In der Seele des vereinsamten jungen Mannes klappte eine Lücke, und es gelang ihm nicht, den Wunsch des jungen Mädchens, sie zu vergessen, nachzukommen. Er suchte ihr Haus auf und erfuhr von der redseligen Portiersfrau nur Gutes über sie.

Am nächsten Tage machte ihr Max wieder einen Besuch und fand sie mit einer Näharbeit beschäftigt.

Ihre tödliche Verlegenheit zeigte ihm ihre Reue und — noch mehr!

Max verzieh, er verzieh sogar so sehr, daß beide ein glückliches Paar wurden, glücklich nicht nur im landläufigen Sinne.

— Großartig waren die Listen, mit denen Herr Jüngler Max stets auszuweichen wußte.

Einmal stellte ihn der junge Ehemann aber doch.

„Hier“, sagte er feierlich, „zahle ich Ihnen Ihre Provision — ein Prozent, nicht wahr?“

Und dabei berührte er mit daumenrührender Bewegung den Handteller des verlegenen Agenten.

Bald aber sagte sich dieser.

„Wie ich höre“, sagte er mit üblicher Unverfrorenheit, „leben Sie ja sehr glücklich! Na, was habe ich Ihnen gesagt: Eine feine Partie!“



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Tageblatt“,
G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Fünfter Sonntag nach Ostern.

Evangelium nach dem heiligen Johannes 16, 23-30. „In jener Zeit sprach der Herr zu seinen Jüngern: „Wahrlich, wahrlich sage ich euch, wenn ihr den Vater in meinem Namen um etwas bitten werdet, so wird er euch geben. Bisher habt ihr um nichts in meinem Namen gebeten. Bittet, so werdet ihr empfangen, auf daß euer Freude vollkommen werde.“ — „Dieses habe ich in Gleichnissen zu euch geredet: es kommt aber die Stunde, da ich nicht mehr in Gleichnissen zu euch rede, sondern offenbar vom Vater euch verkünden werde.“ — „An jenem Tage werdet ihr in meinem Namen bitten: und ich sage nicht, daß ich den Vater für euch bitten werde.“ — „Denn der Vater selbst liebt euch, weil ihr mich geliebt und geglaubt habet, daß ich von Gott ausgegangen bin.“ — „Ich bin vom Vater ausgegangen und in die Welt gekommen: ich verlasse die Welt wieder und gehe zum Vater.“ — „Da sprachen seine Jünger zu ihm: Siehe, nun redest du offenbar, und sprichst kein Gleichnis mehr. Jetzt wissen wir, daß du Alles weißt, und nicht nötig hast, daß dich Jemand frage: Darum glauben wir, daß du von Gott ausgegangen bist.“

Ueber das Gebet.

Mit dem heutigen Sonntag („Rogate“) beginnt die sog. Bittwoche, in der die Kirche Gottes uns besonders mahnt und anhält, den Herrn um Seine Gnade und Seinen Segen zu bitten. Und damit wir uns nicht durch den Kleinmütigen Gedanken: Gott erhört mich doch nicht — abschrecken lassen, vielmehr ein festes Vertrauen auf Erhörnung in uns erwecken, läßt die Kirche uns das heutige Evangelium vorlesen, in dem Jesus uns die Erhörnung unseres Gebetes in bestimmten Worten verspricht: „Bittet (sagt Er), und ihr werdet empfangen! Wahrlich, wahrlich sage ich euch, wenn ihr den Vater in meinem Namen um etwas bitten werdet, so wird Er es euch geben!“ Durch diese trostvollen Worte will der gute Hirt Seinen Jüngern nicht nur, sondern all Seinen Schäflein, jenes feste, kindliche Vertrauen einflößen, das Er stets so nachdrücklich verlangt und dessen Mangel Er an Seinen Aposteln so oft getadelt hat.

Bevor wir uns aber, lieber Leser, über die Wirksamkeit des Gebetes unterhalten, scheint es mir gut, über dessen Notwendigkeit zunächst etwas zu sagen. Ich hoffe dadurch in Dir, lieber Leser, die Ueberzeugung hervorzurufen, daß es für Jeden — vermöge dieses Mittels — verhältnismäßig leicht sei, sein ewiges Heil zu erlangen.

Unser oberster Gesetzgeber Jesus Christus hat uns in Bezug auf das Beten ein Gebot hinterlassen: „Man muß (befiehlt Er) immer beten und nicht davon ablassen“ (Luk. 18, 1), und dieses Gebot unseres göttlichen Erlösers ist nur zu sehr gerechtfertigt. Jeden Augenblick unseres Lebens sind wir arm vor Gott; es ist daher ganz und gar gerechtfertigt, wenn Gott uns jeden Augen-

blick auch als Bettler vor Sich sehen will. Er sagt darum auch geradezu im Buche Sirach: „Den hochmütigen Armen haßt Meine Seele (Sir. 25, 3). Wer sind denn, lieber Leser, diese hochmütigen Armen? Es sind die, welche in großer geistiger Not und Dürftigkeit dahinschmachten und sich doch nicht beugen wollen — d. h. sich nicht entschließen können, von ganzem Herzen ihre Zuflucht zu Dem zu nehmen, der allein im Stande ist, ihnen Hilfe zu bringen. Damit also Gott uns Seine Liebe nicht entziehe, macht der Heiland es uns zur Pflicht, immer zu beten“.

Ferner der Psalmist sagt: „Du, o Herr, öffnest Deine Hand und erfüllst alles, was da lebt, mit Segen“ (Psalm 144, 16). So ist es ja: Die Vögel des Himmels und die Tiere des Feldes und die Fische im Meere und in den Flüssen empfangen aus Gottes sorgender Hand unablässig Wohlthaten. Aber, lieber Leser, wenn sie immerfort Wohlthaten empfangen, so ist doch keines unter ihnen, das sie erbitten könnte — dieses Vorrecht auf Erden ist allein uns Menschen gegeben. Wenn daher Gott auf unsere Bitten hin uns eine Wohlthat gewährt, so zeigt Er dadurch an, daß wir auch würdig sind, sie zu erbitten: „Erheben wirst Du zum Herrn dein Angesicht; du wirst Ihn bitten, und Er wird dich erhören“ (Job 22, 26).

Und dies um so mehr, lieber Leser, da das Flehen zu Gott von der an die Fürsten der Erde gerichteten Bitte sich unendlich unterscheidet. Erlangt man nämlich von ihnen das Gewünschte nicht, so war die Bitte eine verlorene Mühe — bei Gott aber ist das Bitten selbst schon ein Gewinn. Wieso denn? Nun das Bitten selbst bringt einen außerordentlichen Gewinn wegen der herrlichen Tugendübungen, die das Gebet be-

Kirchenkalender.

Sonntag, 8. Mai. 5. Sonntag nach Ostern. Michael Erhöhung. Evangelium Johannes 16, 23-30. Epistel: Jakobus 1, 22-27. ● St. Andreas: Titularfest der Bruderschaft vom guten Tode. Morgens 9 Uhr feierliches Hochamt, Nachmittags 4 Uhr Andacht mit Predigt. ● St. Martinus: Hl. Messen um 6, 7 und 8 Uhr, desgleichen um 11 Uhr; um 9 Uhr Bittgang nach Stoffeln, daselbst Predigt und heilige Messe. Nachmittags 1/4 Uhr Andacht und Ansprache für die marianische Jünglings-Kongregation. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Hl. Kommunion der Kinder der Schule an der Flurstraße. An allen Wochentagen Abends 1/8 Uhr Mai-Andacht. ● Karmeliten-Klosterkirche: Morgens 6 Uhr erste hl. Messe, 1/9 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Predigt, darnach Fest-Andacht. — Jeden Abend außer Donnerstag ist Abends 8 Uhr Mai-Andacht. ● Dominikaner-Klosterkirche: Während des Mai-Monats ist jeden Abend 7 1/2 Uhr Mai-Andacht mit sakramentalem Segen. ● Klosterkirche der Schwestern vom armen Kinde Jesu: Während des ganzen Mai-Monats ist Morgens in der hl. Messe um 6 1/2 Uhr Mai-Andacht und Abends 6 1/2 Uhr Rosenkranz-Andacht mit sakramentalischem Segen. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Jeden Abend 7 Uhr Mai-Andacht. In der hl. Messe um 1/9 Uhr ist sakramentalischer Segen.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

gleiten, wenn es in gehöriger Weise verrichtet wird (St. Thomas). Man kann daher keine an Gott gerichtete Bitte als eine vorläufige Mühe bezeichnen: „Einer ist der Herr Aller, freigebig gegen Alle, die Ihn anrufen,“ sagt der hl. Paulus (Röm. 10, 12) — freigebig nämlich gegen die, welche das erbetene Gute erhalten, aber nicht minder freigebig gegen jene, die es nicht erhalten — der Herr gibt ihnen dafür das, was für sie notwendiger ist zu ihrem ewigen Heile.

Der Umstand endlich, daß wir die göttlichen Gnaden und Segnungen vorzugsweise durch Bitten und Flehen, durch häufiges und inbrünstiges Gebet erlangen, bewirkt auch, daß wir diese Gnaden höher achten und mehr in Wert halten. Du glaubst wohl kaum, lieber Leser, wie viel an dieser Hochschätzung gelegen ist. Ein Beispiel, aus dem Leben gegriffen, soll dies klar stellen. Woher kommt es, daß die leidenschaftlichen Spieler gewöhnlich so wenig Wert legen auf das Geld, das sie am Spieltische gewonnen? Der Grund ist offenbar, weil sie es eben im Spiel gewonnenen, also ohne alle Mühe und Arbeit. Und wie nun ein Gefäß mit weiter Mündung ohne Mühe das Wasser aufnimmt, dasselbe aber auch ebenso rasch und leicht wieder ausfließen läßt — so pflegt auch die Hand der Spieler, die ohne Arbeit und Mühe die Geldmünzen einzog, sie mit derselben Leichtigkeit wieder zu vergeuden. Glaubst Du aber wohl, lieber Leser, daß der Spieler so verschwenderisch mit dem Gelde umgehen würde, wenn er lange Zeit mit seinem Schweisse den Gewinn hätte beschaffen müssen, den er nun so sorglos verschleudert?

Darum hat unser Herr mit Weisheit das Gebot gegeben, daß wir immerfort den himmlischen Vater um Seine Guttaten und Gnaden ansehen sollen, damit die Mühe, sie zu erlangen, uns diese Wohlthaten wertvoll mache — da unsere Unwissenheit sie zu wenig schätzen würde, wenn wir sie ohne Gebet und Flehen erhalten würden.

Alein Jesus nahm, als Er uns zum unablässigen Gebete verpflichtete, nicht nur Rücksicht auf unseren geistigen Nutzen, sondern, wie es sich gebührt, noch weit mehr auf die Ehre Seines himmlischen Vaters. Den Sklaven pflegten einst viele heidnische Römer ein Merkmal auf die Stirn zu graben, damit daran sofort erkannt werde, welchem Herrn sie gehörten. Wir alle nun, lieber Leser, werden als Knechte Gottes geboren und sind mit einem unauslöschlichen Merkmal als Gottes Eigentum gezeichnet, nicht auf dem Angesichte, sondern im Herzen — sind so vollständig unserem Schöpfer unterworfen, daß Er Selbst, bei all Seiner Allmacht, von diesem Verhältnisse vollendeter Dienstbarkeit und Untermüßigkeit uns nicht zu lösen vermag (St. Thomas). Es ist daher von der größten Wichtigkeit, daß wir den Grund unseres Daseins in dem ganzen Umfange anerkennen, in dem wir von Ihm abhängen. Und da Er nicht nur unser höchster Herr und Gebieter, sondern auch unser unendlich gütiger Wohltäter ist, so gebührt es sich, daß wir Ihn nicht nur durch Anbetung und Opfer, sondern auch durch Bitten und Flehen unsere Huldigung bezeigen.

Deßhalb nimmt, wie der hl. Thomas hervorhebt, unter allen Handlungen der Religion, durch die wir unsern Glauben an die unendliche Vollkommenheit Gottes betätigen, gerade der Akt des Betens die vorzüglichste Stelle ein; denn wir bezeugen durch das Gebet, daß Gott ein unerschöpfliches Meer alles Guten ist, das seine Wasser in tausend immerfort flutenden Strömen zu ergießen vermag, ohne dadurch den mindesten Abbruch zu erleiden.

Aberglauben und Hexentag.

Von Dr. L. Ringl.

Nach der heiligen Walpurgis, der Beschützerin vor bösen Zauberkräften, ist der Tag genannt, an welchem, nach altem Volksglauben die Hexen auf dem Blocksberg ihr Zauberwesen treiben. Dieser Tag ist der 1. Mai, an dem eines der wichtigsten Feste des alten germanischen Heidentums, die mit Tänzen verbundene Frühlingsfeier abgehalten wurde. Die Zeit, in der die Hexen aber ihr eigentliches Unwesen trieben, ist die Nachtzeit, und zwar die Nacht vom 30. April auf den 1. Mai, die unter dem Namen Walpurgisnacht allgemein bekannt ist.

Für den Namen Hexe gibt es zwei Deutungen. Die eine leitet das Wort aus dem althochdeutschen hagazossa (die Schlagwetterbringende, die in einer Hagelwolke Sitzende, die auf einem schwarzen Bocke Reitende) ab, die andere von dem ebenfalls althochdeutschen hagslissa (die am Hag sitzende, die Waldfrau) ab. Beide Abteilungen haben ihre Berechtigung. Denn das Hexenfest fällt auf eine Jahreszeit, die in unseren Breiten auf der Grenze zwischen letztem Winter und vollstem Frühling liegt.

Die Salbe gibt den Hexen Mut,
Ein Lumpen ist zum Segel gut,
Ein gutes Schiff ist jeder Trog;
Der fliehet nie, der heut nicht flog.

Dieser Vers, der von Goethe stammt, charakterisiert die Hexe als Zauberin. Und als Zauberin gilt sie überall in den deutschsprachigen Gegenden, und dieser Zauberkraft hat sie auch zum weitaus größten Teil ihre Popularität, ihre Volkstümlichkeit zu verdanken, die im Mittelalter sogar zu den furchtbaren Erscheinungen der Hexenprozesse geführt hat.

Fast jeder der deutschen Gauen weiß Ortschaften an, in deren unmittelbarer Nähe sich Hügel oder Wälder befinden, die ihren Namen nach der verpönten Hexe führen. Da gibt es Hexenwiesen, Hexentäler, Hexenwälder, Hexenberge, von denen der bekannteste wohl der im Harz befindliche Hexentanzplatz ist.

Die Sagen, die über die Hexen kursieren, sind in fast allen Teilen des Reiches, Oesterreichs und der Schweiz — natürlich mit Variationen — die gleichen. Dieser Hexenritt auf Dfengabeln, Besenstielen, Ragen, Schweinen, Böcken u. durch die Lüfte ist gewissermaßen ein Pendant zu der in den Zwölften tobenden wilden Jagd.

So meldet eine schlesische Sage, wie ein Mann gesehen haben will, daß seine Frau in der Nacht vom 30. April zum 1. Mai unter dem Rufe „Hopp hopp, flieg auf, stoß nirgends an!“ auf einem Besenstiel rittlings zum Schornstein hinausgeflogen sei. Er griff gleich selbst ebenfalls nach einem zweiten bereitstehenden Besenstiel, tat denselben Spruch und flog gleichfalls durch den Schornstein in die Lüfte. Er flog fort und fort, bis das Glöcklein der Frühmesse zu läuten begann. Da hatte mit einem Male der Besenstiel seine Zauberkraft verloren. Der Mann fiel jählings auf die Erde, daß ihm alle Rippen krachten. Erst nach stundenlangem Umherirren traf er einen Menschen. Von dem erfuhr er, daß er weit, weit fort von seinem Heimatdort entfernt sei. Und das hatte seine Wichtigkeit, denn der Mann brauchte sieben Wochen und zwei Tage, um nach Hause zu gelangen. Als er seiner Frau, die natürlich ob seines langen Ausbleibens sehr verwundert war, sein Mißgeschick erzählte, schalt sie erst tüchtig mit ihm, dann aber lachte sie und sagte, ihm wäre recht geschehen, denn wer den Zauberpruch wisse, der müsse auch den Entzäuberungspruch kennen. Und dieser wäre recht einfach, denn er hieße: „Hopp, hopp, fliege herab, stoß nirgends an!“

Und wie Schlesien, so hat auch Schwaben, Sachsen, Thüringen u. seine Hexensagen. Der Hirsberg bei Eisenach ist den Thüringern der eigentliche Hexenberg, der Randel

ist in Süddeutschland der vornehmste Hexenberg. Am bekanntesten aber ist der Brocken, dessen Bedeutung als Hexenberg erst nach dem dreißigjährigen Krieg entstanden ist. Goethe hat in seinem Faust dem Hexenfest auf diesem Berge ein unsterbliches Denkmal gesetzt, indem er getreu der Volksmythologie in der „Walpurgisnacht“ die in dieser auftretenden Chöre das folgende sagen läßt.

Es schweigt der Wind, es fliehet der Stern,
Der trübe Mond verbirgt sich gern.
Im Sausen sprüht das Zauberchor
Biel tausend Feuerfunken hervor.

Es trägt der Besen, trägt der Stock,
Die Gabel trägt, es trägt der Bock;
Wer heute sich nicht heben kann,
Ist ewig ein verlorn'ner Mann.

Und wenn wir um den Stipfel ziehn,
So streichet an den Boden hin.
Und decht die Heide weit und breit
Mit eurem Schwarm der Hexenheit.

Und wie der Altmeister Goethe das Hexentum in Reimen geschildert hat, so hat Grimm dem Hexenfest auf dem Brocken in seiner Mythologie ein volkstümliches Denkmal gesetzt, das gleichfalls verdient, an dieser Stelle zitiert zu werden: „In der Walpurgisnacht finden sich nach und nach die Hexen, jede mit ihrem Teufel ein; meist kommen die Nachbarinnen zusammen, zuweilen erscheinen auch längst verstorbene Frauen; einige Hexen sind verlarvt und verumummt. Ihre Liebhaber aber sind nur Diener und Untergebene des obersten Teufels, der in Vockgestalt mit schwarzem Menschenangeficht still und ernsthaft auf einem großen steinernen Tische in der Mitte des Kreises sitzt, dem alle durch Knieen und Küssen Ehrfurcht beweisen. Trägt der oberste Teufel besonderes Wohlgefallen an einer Zauberin, so wird sie zur Hexenkönigin ernannt, die den Ring vor allen übrigen Hexen behauptet. Das unerfreuliche Mahl erhellen die schwarzen Fackeln, die an einem Lichte entzündet werden, das dem großen Bock zwischen den Hörnern brennt. Den Speisen der Hexen mangelt Salz und Brot (doch essen sie Brot, das Sonntags gebacken, Fleisch, das Sonntags gesalzen und getrunken Wein, der Sonntags gesaft ist); getrunken wird aus Kuhklauen und Hocklöpsen. Sie erzählen sich dann, was sie im vergangenen Jahre Uebles getan und beschließen neues Uebel. Wenn dem obersten Teufel ihre Untaten nicht genügen, so schlägt er sie. Nach der Mahlzeit, die weder sättigt noch nährt, beginnt der Hexentanz. Auf einem Baume oder Felsen sitzt der Spielmann; seine Geige ist ein knöchernes Pferdehaupt, seine Pfeife ein Knüttel oder Rabenschwanz. Die Hexen drehen einander beim Tanzen die Rücken zu, nicht die Gesichter. Morgens aber sieht man auf dem Hexentanzplatze im Grase kreisförmige Spuren von Bocksfüßen eingetreten. Eine junge, noch unerfahrene Hexe wird nicht alljogleich zu Mahl und Tanz zugelassen, sondern beiseite gestellt, um mit einem weißen Stocke Kröten zu hüten.“

Diese Bilder und Gebilde, die im Volkleben des vorletzten und vorvorletzten Jahrhunderts noch recht tief wurzelten, haben wohl im Baumkultus der alten Germanen ihren eigentlichen Ursprung. Mit dem Abscheu, den das siegreiche Christentum gegen die altheidnischen Götter an den Tag legte, vermehrten sich diese Mythen und Sagen nach allen Richtungen hin.

Selbstverständlich aber suchte man sich auch gegen den Zaubersput der Hexen in jeder Weise zu sichern und zu wahren. War ihr Treiben doch nur dahingerichtet, dem Menschen und dem Vieh Böses zu tun, sie zu behexen. Man suchte sich, so gut dies Erfahrung und Tradition lehrte, gegen den bösen Teufelsput nach Kräften zu schützen. Die einen (Masuren) stellten ein Beil oder eine Sense vor die Tür; in anderen Gegenden werden kurz vor Sonnenuntergang alle Besen versteckt. Mit

Strohrohren wird hier und da über die Felder geschossen, damit die Unholdinnen der Saat keinen Schaden tun. Dem Vieh legt man Erleuzweige in den Stall und vermischt ihm sein Futter mit Mil oder Mehl, an manchen Orten sogar mit Honig, oder im süblichen Oesterreich mit Knoblauch und Zwiebel- oder Schnittlauchspitzen.

Auch Zauberprüche, die am Abend der Walpurgisnacht hergesagt, sehr wirkungsvoll sein sollen, gibt es eine ganze Menge. Meist sind es Reime, an denen heute noch die Stabreinform erkennbar ist.

Ostasiatisches Frauenleben.

Von Dr. A. Kessel.

Man kann nicht gerade behaupten, daß die Frau im asiatischen Osten eine besonders bevorzugte Stellung einnimmt. Immerhin aber ist sie doch nicht jene unbedingte Sklavin des Mannes, die sie in Westasien ist. Das mag wohl zum großen Teile daher kommen, daß bei allen mongolischen Völkern das Familienleben so überaus stark ausgeprägt ist. Etwas Patriarchalisches weist z. B. über einem chinesischen Hausstand, wenn auch die Frauen in einer gewissen Abgeschlossenheit leben.

Auch dadurch hat die chinesische Frau, und mit ihr die Japanerin und Koreanerin, einen gewissen Vorzug vor den anderen asiatischen Frauen, daß sie als Mutter eine große Verehrung von ihren Söhnen genießt, und daß sie, wenn sie auch kinderlos ist und ihr Mann sich deshalb noch eine zweite oder dritte Frau nimmt, dennoch die Hauptfrau ihres angehauchten Gatten bleibt.

Die noch vor einem Vierteljahrhundert in Europa zirkulierenden Legenden, daß man in China die neugeborenen Mädchen töte oder in den Fluß werfe, sind stark aufgebauscht. Heutzutage kommt etwas derartiges wenigstens kaum noch vor, denn China hat Findelhäuser und gemeinnützige Etablissements, die nach dieser Hinsicht hin wirken, ebenso wie Europa und Amerika.

Auch mit der haremartigen Abgeschlossenheit der Chinesinnen ist es heute vorbei. Wenn sie auch noch nicht die Bewegungsfreiheit der Europäerin haben, so hat doch Japans modernisierender Einfluß hier mächtig eingewirkt.

Bei den Koreanern und den Steppenmongolen ist es freilich in diesem Punkt noch lange nicht so weit. Die Koreanerin z. B. lebt heute noch so gut wie gänzlich von der ganzen Welt abgeschlossen. Diese Abgeschlossenheit aber ist immerhin noch kein Grund, daß sich die koreanische Frau nach der Seite hin entwickelt, nach welcher sich alle Evastöchter gern entwickeln. Die Mongolin gibt ja überhaupt etwas auf einen gewissen Reichtum in der Kleidung. Die Koreanerin marschiert hierin vielleicht allen anderen voran. Die Stickereien, die sie auf ihren Obergewändern trägt, sind mitunter von einer geradezu grandiosen Kunstfertigkeit.

Bekannt ist ja, daß sich in Korea sowohl Frauen, wie Männer, gern ganz und gar in Weiß kleiden. Man schiebt diesen Brauch der langen Trauerzeit zu, die der Koreaner den Verstorbenern halten muß. Und Weiß ist die Trauerfarbe. Dieses Weiß der Gewänder ist von einem schimmernden, metallischen Silberglanz, der etwa an weiße Atlasseide erinnert. Dieser Glanz soll dadurch hervorgerufen werden, daß bei der Wäsche der Kleidungsstücke — wobei diese stets in ihre einzelnen Teile auseinander getrennt werden — jedes Stück mit einem, einer abgeplatteten Weinstocke ähnlichen Holzstück geschlagen wird. Dieses Schlagen soll dann den metallischen Glanz hervorrufen.

Gewöhnlich kennt die Koreanerin alle Raffinements einer Pariser Modedame. Sie schwärzt die Augenbrauen, färbt die Lippen rot und legt in der Farbzusammenstellung

ihrer Kleidung einen nicht zu unterschätzenden Geschmack zu Tage. Ist das Kostüm der Koreanerin von anderer Farbe, als dem gewöhnlichen Weiß, so wählt sie ein buntemustertes Oberkleid mit violetten Achselaufschlägen, ein tiefrotes Unterkleid. Als Gürtel dient ein langes, weißes Band. Strümpfe und Schuhe sind in der Farbe genau passend zu der des Obergewandes abgetönt. Schließlich ist noch der reiche Schmuck zu erwähnen, bei dem besonders die langen goldenen Haarnadeln oft Verzierungen tragen, die Kunstwerke ersten Ranges sind.

„Wie die Frau, so die Küche“ pflegen wir zu sagen. Nun hat ja jedes Land seine Nationalgerichte, seine Lieblings Speisen und Lieblingsgetränke. Und es ist keineswegs ein Zeichen von Kultur Anpassung, wenn der Orientale daran geht aus Hochachtung vor dem Abendländer auch seinen Speisezettel nach diesem umzuändern.

Während es einem bei den Delikatessen der chinesischen Küche doch einigermaßen schaudert, bildet Korea in puncto kulinarischer Genüsse schon ein Uebergangsland nach Japan hin.

Um Koreas Küche zu verstehen, wollen wir deshalb auf die japanische Küche — die gleichzeitig teilweise als Charakteristikum für die japanische Frau dienen mag — ein wenig näher eingehen. Heißer Reiswein leitet gewöhnlich jede Mahlzeit ein, deren erster Gang eine feinnige Suppe ist. Wer es sich leisten kann, ist dann ein Ragout von rohem Fischfleisch, von Meeresalgen, Wurzeln u. c. Dann kommt gekochter und gesottener Fisch, zu dem es eine Zuppe von Gurken oder eingesalzene, alten Rettigen gibt. Den Schluß des Essens macht ein Gang: Fisch und Reis. Auch süße Kartoffeln gibt es, oft gebraten oder geröstete Kastanien. Die Rettige, die es in Japan gibt, sind den unsrigen nicht zu vergleichen. Sie ähneln eher kleinen Kürbissen und haben oft ein Gewicht bis zu 30 Kg. das Stück. Zum eisernen Bestand der japanischen Küche gehören Erbsen und Bohnen. Als Würzgemüse dient Lauch und Zwiebel. Eins der eigentümlichsten Gewürze, das nirgends fehlt, ist das Salzöl. Man bereitet dieses Del so, daß man Reishefe einer bestimmten Portion zerstoßenem Weizen zusetzt; das Ganze wird dann mit gemahlenem und geröstetem Weizen und Wasser und Salz vermischt.

Auch in Korea kennt man dieses Salzöl. Allein auch die Bohnensauce, die eigentlich in China erfunden wurde, fehlt in keiner koreanischen Küche. Diese Bohnensauce ist eigentlich genau das selbe, wie das Salzöl. Nur sind hier dem Gemenge noch gekochte Bohnen zugesetzt. Der so gewonnene Brei wird tüchtig mit Salzwasser durchknetet und muß dann in Kisten lange Zeit, oft Jahre lang, gähren. Durch Auspressen der in Gährung übergegangen Masse gewinnt man dann eine braune, scharfe, aromatische Saucenflüssigkeit, die in Flaschen und Krügen aufbewahrt wird.

Im engeren Familienleben der Koreaner ist bezüglich der Frauen noch zu erwähnen, daß die Mädchen nur bis zu ihrem siebenten Lebensjahre einen eigenen Namen führen. Nach Vollendung dieses Jahres gilt das Mädchen als heiratsfähig. Sie verliert ihren Namen und heißt nun bis zu ihrer erfolgten Verheiratung nur noch Schwester von A. A., oder Tochter von A. Y.

Schließlich sei noch auf die Art hingewiesen, wie der Koreaner die Geburt eines Kindes anzeigt. Er spannt vor die Tür seines Hauses ein Seil. Ist dieses Seil mit einem Blatt und einem Stück Kohle verziert, so ist das Neugeborene ein Knabe, fehlt jede Verzierung, so ist „nur“ ein Mädchen eingetroffen. Aehnlicher Sitten und Bräuche gibt es recht mannigfaltige in dem verschlossenen Lande zwischen Japan und China, in dem sich die allgemeine Stellung der Frau von Jahr zu Jahr mehr gehoben hat.

Und doch zirkulieren auch in Ostasien mancherlei Bosheiten über das weibliche Ge-

schlecht — ganz wie bei uns zu Lande. Wie der Ostasiate über die Frau denkt, das offenbaren seine Aphorismen und Sprüche, die oft geradezu von einer eminenten Bitterkeit und einem feinen Sarkasmus sind. Ein paar dieser Sprüche seien hier angeführt:

Wißt du die Feinheit des Goldes erkennen?
Reibe es auf dem Brillstein.
Die Kraft eines Ochsen?
Belade ihn.
Das Wesen eines Mannes?
Höre ihm zu.
Die Gedanken eines Weibes?
Kein Mittel.

Ein andermal heißt es — doch scheint dieser Spruch eine starke persische oder arabische Einwirkung nachzuweisen: — „Die Ehe gleicht einer belagerten Stadt; die, welche sich darin befinden, möchten heraus, und die, welche draußen sind, möchten hinein.“

Daß die Mongolin im übrigen nicht gerade ein Lamm ist, davon weiß der Chinese ein Wörtchen zu sagen, wenn er meint:

„Die kleinsten Füße können oft am lautesten stampfen.“

Spargel.

Saison-Blenderei von C. v. Langfeldt.

Das Kaisergemüse nennen verschiedene Gastrosoffen den Spargel und mit Recht, denn er ist zu allen Zeiten, soweit unsere Kenntnis der Kulturgeschichte zurückreicht, eine der geschätztesten und feinsten Gemüsepflanzen gewesen. Eine „Schmeichelei für den Gaumen“ nennt ihn schon der alte Cato, und Plinius ergänzt diese Charakteristik, indem er ihn als „die zuträglichste Speise für den Magen“ bezeichnet, ein Lobspruch, der seitdem von allen Bromatologen ohne Unterschied der Konfession wiederholt worden ist.

Nach Deutschland ist diese erhebbende Frühlingsgabe Gasträas an ihre Jünger erst im 16. Jahrhundert gekommen. Die ersten Spargelbeete werden nämlich 1565 im Stuttgarter Lustgarten und 1578 am Niederrhein erwähnt. Bald darauf erscheint Ulm als Mittelpunkt der neuen Kultur, die in Deutschland rasche Fortschritte machte. In Norddeutschland allerdings fand der Spargelbau erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts Eingang und gewann dort nur äußerst langsam Boden, denn noch um 1850 belief sich die Jahresproduktion Erfurts auf höchstens 1200 bis 1500 Kilogramm, während z. B. Schweizingen in Baden bereits die zehnfache Menge erzeugt. Zur Zeit sind Ulm, Darmstadt und Schweizingen in Süddeutschland, Berlin und Braunschweig in Norddeutschland, Frauenhofen, Wolfersdorf, Raben und Lar in Niederösterreich, Jungbunzlau in Böhmen, Marchiennes, Desançon in Frankreich, Gent und Brüssel als Spargelorte berühmt.

Nach der Farbe der Sprossen unterscheidet man bekanntlich weißen und grünen Spargel. Der erstere kommt aber eben so gut roter Spargel genannt werden, denn die Schosse sind oben von roter Farbe, wie verdünnter Hollunderbeerenjast. Ueber die Vorzüge dieser beiden Spielarten läßt sich streiten, denn wenn der weiße Spargel zarter ist, so ist der grüne dagegen von ausgeprägterem Geschmack — ganz unbestritten und über jeden Zweifel erhaben ist die Vorzüglichkeit des Spargels im Allgemeinen. Schon die einfache Spargelsauce hat etwas verlockendes, die schlichte Spargelsuppe etwas Frühlingsahnung erweckendes an sich. Dieses Gefühl kann aber ein Spargelkuchen oder gar der unzerstückte Spargel mit brauner Butter, in Begleitung eines Hühnchens noch erheblich steigern. Auch mit Mayonnaise, mit Morcheln, sowie in Erbsenform ist der Spargel nicht zu verachten.

In Anbetracht der großen Beliebtheit, dessen sich der Spargel als Gemüse erfreut, ist der Wunsch erklärlich, daß manche Hausfrau ihn längere Zeit in einem möglichst

felschen Zustände aufbewahren möchte, um auch in den Zeiten, in denen er seltener ist, die Stangen zur Verfügung zu haben. Es gibt verschiedene Methoden, den Spargel frisch aufzubewahren. Ein bewährtes und sehr einfaches Verfahren besteht in dem Aufbewahren in Kleie. Der Spargel wird rein gewaschen und mit einem Tuche gut abgetrocknet. Dann nimmt man trockene Kleie, mit bräunlich geröstetem Salz vermischt, bringt davon zu unterst in einen Topf, legt darauf eine Schicht Spargel, dann wieder eine Lage und geröstetes Salz, dann wieder Spargel und so fort, bis der Topf voll ist. Die oberste Schicht muß aus Kleie bestehen, wird etwas festgedrückt und dann der Topf mit zerlassenem warmen Fett zugegossen. Das letzte dient dazu, die Luft von dem Inhalt abzuschließen. Der Topf wird an einen trockenen, jedoch kühlen Ort gestellt.

Da jetzt, zu Anfang der Spargel-Saison, die geeignetste Zeit zu sein pflegt, um neue Spargelbeete anzulegen, so möchten wir hierzu noch einige Winke geben. Wir nehmen zur Anlage eines neuen Spargelbeetes vom besten Kulturlande unseres Gemüsegärtchens. Leichter Boden ist besser geeignet, als schwerer, denn die zarten jungen Schosse (Pfeifen) werden lockeres Erdreich besser durchdringen, als schweres. Fruchtbar soll natürlich der Boden sein, bezw. es muß ordentlich gedüngt werden, damit die Wurzeln reichlich Nahrung finden. Kurz vor dem Pflanzen wird das Land nochmals 60 Centimeter tief umgearbeitet und dabei tüchtig Düng und Kompost untergebracht. Vor dem Besetzen werden dann die Reihen in etwa 1 1/4 Meter Entfernung abgesteckt und in jeder Reihe ein reichlich 25 Centimeter breiter und ebenso tiefer Graben ausgehoben, in dem in 75 Centimeter Abstand die einzelnen Sprosslinge gepflanzt werden. Man kann auch enger pflanzen. Im allgemeinen gilt: je weiter man pflanzt, desto stärkere, schönere Pfeifen, je enger, desto mehr, aber dafür dünnere Pfeifen erzielt man. Man nehme nur beste, reinbewurzelt gesunde, einjährige Sprosslinge aus soliden Bezugsquellen. Die jungen Pflanzen werden nach dem Setzen bekanntlich nicht ganz, sondern nur flach zugedeckt, damit sie anwachsen, erst nach einem Jahre füllt man die Gruben voll aus. Die Ernte beginnt erst nach einigen Jahren. Zuweilen kann man schon im dritten Jahre stechen, besser ist aber, erst im vierten Jahre damit zu beginnen. Dann aber sieht man von Ernteanfang bis Johanni eben alles, ob dick, dünn, kurz oder lang, was aus dem Boden aufguckt. Nach Mitte Juni aber darf man keinen Spargel mehr stechen, damit die Sprossknospen für das kommende Frühjahr nicht zerstört werden.

Die Linden Lüfte sind erwacht.

Novellistische Skizze von St. Langer.

Welch ein eigenartiges Geschöpf sie doch war! Er studierte an diesem Rätsel seit dem Tage, an dem er ihr zuerst begegnet war — und immer vermochte er sie nicht zu ergreifen! Selbst heute nicht!

Und dabei lachte und kicherte die Natur um sie her in tausend bunten Blumenkelchen, in tausend süßen Vogelstimmen.

Sie schritt sinnend dahin, den Hut mit den breiten Bändern hatte sie vom Kopfe genommen und trug ihn am Arm, ihre großen blauen Augen waren zu Boden gerichtet, ihm schienen es, als seien die Brauen zusammengezogen. Sie zu unterhalten hatte er längst aufgegeben, denn sie antwortete nur einsilbig, ja, mit scheinbarem Widerwillen. Und was hatte er ihr nicht alles erzählt, mit seinen geistvollsten Bonmots hatte er zu glänzen gesucht — alles war umsonst gewesen!

Er überlegte sich, was ihn eigentlich so an ihr anzog. Geld hatte sie nicht — im Gegenteil, sie war arm wie eine Kirchenmaus und näherte sich von Klavierstunden, während

ihre Mutter für Geschäfte handarbeitete. Und er — nun, er hatte als Oberlehrer eine ganz behagliche Existenz, aber etwas hinzu-zuheiraten wäre ja doch ganz angenehm gewesen, denn zu zweien lebt sich's doch nicht so billig wie allein. Und jung war sie doch auch nicht mehr — Ende zwanzig. Hübsch allerdings war sie einmal — gewesen!

Aber etwas herbes in ihrem Wesen, etwas rätselhaftes war es doch gewesen, was ihn immer wieder anzog. Er fühlte: Ihr war der Mann noch nicht begegnet, der ihrem Wesen verwandt war, der sie verstand, in dem sie eine Ergänzung ihres Wesens sah. Sie war eine Einsame — aber wenn sie eine Schwesterseele fände, so würde sie nicht mehr einsam sein, selbst wenn sie mit dem Manne, der diese Schwesterseele besaß, ganz allein auf der Welt wäre. So aber war sie allein unter Millionen. Eine groteske Laune, die sie öfters die albernsten Possen treiben ließ, machte ihn häufig an dieser Auffassung gänzlich irre, ebenso eine wilde Sucht nach Vergnügungen.

Er verzweifelte, ob er diese Schwesterseele sei, diese Ergänzung ihres Wesens. Manchmal schien es ihm so und er fühlte sich ihr ganz nahe. Dann schloß sie ihm ihr Herz auf, wie wohl noch nie einem Manne. Allerdings — von ihren Plänen, ihrem Hoffen für die Zukunft gab sie ihm nichts — auch nicht das Kleinste; aber in ihre Gedankenwelt, ihr Empfindungsleben, ließ sie ihn einen Einblick tun. Aber nur in knappen Ausbrüchen und abgerissenen Sätzen, gleichsam in lyrischen Ergüssen. Dann aber wieder erschloß sie ihm verschlossen, ein Buch mit sieben Siegeln und er fühlte sich himmelweit von ihr entfernt. In solchen Momenten gab er die Hoffnung auf, ihr jemals nahe zu kommen.

So heute. Er wußte nicht, ob sie es merkte, daß er ganz stumm geworden war. Hinter ihnen ging die Mutter mit der alten Sanitätsrätin und die beiden alten Damen schwayten und plapperten von allem möglichen Stadtklatsch, als gäbe es für sie weder Sonnenschein und Blütenduft noch Vogelgesang. Er kümmerte sich nicht um sie, er schritt neben Kathi und sann darüber nach, wie herrlich es sein müßte, wenn er Hand in Hand mit ihr durch diese Maienpracht schreiten würde. Eine Goethe'sche Weise erklang in seiner Seele und wieder richtete er seine Blicke auf sie. Sie schritt dahin, das Haupt gesenkt, die Lider fast ganz über die schönen blauen Augensterne herabgesenkt, eine kleine Falte zwischen den Augenbrauen.

Da nahmen seine Gedanken eine andere Richtung. Konnte er diese Falte nicht glätten — für immer? Denn nur die völlige Vereinsamung ließ sie so bedrückt, so unbefriedigt erscheinen. Dennoch hätte sie alles andere eher getan, als einem Manne die Hand zu reichen als demjenigen, der ihr der rechte schien, den sie suchte.

„Ob ich der wohl bin? Wieder durchblühte ihn diese Frage. Und er fing an zu überlegen und zu rechnen, was er tun, wie er sich einrichten müsse, um ihr eine behagliche Existenz zu bieten. Und mitten in der ihn umgebenden Maienpracht fing er an zu — rechnen. Er ließ die Häuser der Stadt, ihre Teile nach ihrer Lage, ihrem Aeußeren etc. an seinem geistigen Auge vorübergleiten. Wo mußte sie wohnen, wie mußte das Haus aussehen, in das sie hineinpasse, wie mußten die Räume eingerichtet sein, die gewissermaßen die Fassung bilden sollten für das Juwel. Besonders liebevoll malte er sich den Musiksalon aus, in dem ein Bechsteinflügel stehen mußte, auf dem ihre Finger die wundervollsten Melodien hervorlockten und zu dem ihr heller Sopran mit seinem kraftvollen Bariton vereint die schönsten Weisen von Mendelssohn, Schubert, Schumann und wie all die teuren Meister heißen mochten, singen würden.

Sie waren auf einem Hügel angekommen und schauten nun hinunter in das Tal: Vor

ihnen eine weite Ebene, von walbigen Höhen begrenzt, durchströmt von dem kristallhellen Bände eines Flüssleins, zur rechten hatten sie eine bewaldete Hügelkette, zur linken zogen sich in weiter, weiter blauer Ferne die schneeigen Gipfel der Alpen.

Kathi hatte begonnen das Ahlandsche Lied: „Die Linden Lüfte sind erwacht“ erst leise vor sich hinzusummen, dann aber laut und kräftig herauszujuchzen. Als sie jetzt stehen blieb, um das wundervollen Rundblick zu genießen, da brach sie plötzlich ab, hing sich mit einer fast spontanen Bewegung an seinen Arm, lehnte den Kopf an seine Schulter und atmete tief auf. Mit der rechten deutete sie hinab und hauchte, die Augen groß und leuchtend zu ihm erhebend:

„Ist das nicht herrlich?“

Er aber fuhr aus seinen Betrachtungen empor, suchte vergebens seine Gedanken zu sammeln und sagte dann etwas zerstreut:

„Allerdings — wunderhübsch! Aber Sie müssen es zum Bechsteinflügel singen!“

Mit einem Ruck riß er seine Hand aus ihrem Arm, sie trat ein paar Schritte von ihm weg und sah ihn mit einem gerade unbeschreiblichen Blicke an.

„Ah“, sagte er nun erst recht verwirrt, „verzeihen Sie nur — hab ich denn ein Versehen begangen?“

Da wandte sie ihm halb den Rücken, stampfte mit dem Fuße, warf den Kopf in den Nacken und zog die Augenbrauen finster zusammen. „Und nun auch das!“ murmelte sie. Dann rief sie zu der Mutter zurück:

„Mutterle, wir müssen hier irgendwo rasten und nachher möchte ich nach Hause. Ich bin entsetzlich ermüdet und habe überdies meine Migräne!“

„Aber wie?“ fragte die Mutter erstaunt. „Du hast doch eben gesungen?“

„Ja — eben! Und ich will wirklich nach Hause“, rief sie schnell und heftig — „sonst geh ich allein.“

Die Mutter sah den Begleiter an, der aber zuckte ratlos die Achseln.

Es war ein trübseiger Heimweg, er legte ihn traurig zurück, in dem Bewußtsein, im Spiel um sein Lebensglück eine Niete gezogen zu haben. Er kam später, nach diesem Maltausflug, nun öfter ins Haus, aber Kathi war gänzlich verändert. Sie unterhielt ihn wie eine Klatschbabe lediglich mit Stadtneuigkeiten, ihn dabei mit mokantem Lächeln beobachtend. Wollte er dann ein ernstes Gespräch beginnen, dann sah sie ihn mit spöttischem Lächeln an, setzte sich ans Klavier und spielte: „Die Linden Lüfte sind erwacht!“

Sie ist noch nicht verheiratet und er kommt nicht mehr ins Haus. Aber er kann das Lied nicht mehr hören: „Die Linden Lüfte sind erwacht.“

Kirchenkalender.

(Fortsetzung).

Montag, 9. Mai. Gregor von Nazians, Bischof und Kirchenlehrer † 389. ● St. Andreas: Morgens 10 Uhr Seelenamt für die Verstorbene der Bruderschaft. ● Dominikaner-Klosterkirche: Nachmittags 5 Uhr Vortrag für den Mütter-Verein.

Dienstag, 10. Mai. Antoninus, Erzbischof † 1459. Mittwoch, 11. Mai. Mamertus, Erzbischof † 477. Dominikaner-Klosterkirche: Fest des hl. Antoninus, Morgens 9 Uhr feierliches Hochamt.

Donnerstag, 12. Mai. Christi Himmelfahrt, gebotener Feiertag. Pancratius, Martyrer † 106. Evangelium Markus 16, 14—20. Epistel: Apostelgeschichte 1, 1—11. ● St. Andreas: Feier der ersten hl. Kommunion der Gymnasiasten. Anfang Morgens 7 Uhr und Nachmittags 5 Uhr. ● Carmeliteffen-Klosterkirche: Morgens 6 Uhr hl. Messe, 1/9 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Fest-Andacht. ● Ursulinen-Klosterkirche: Morgens 8 Uhr Hochamt, Nachmittags 6 Uhr Andacht.

Freitag, 13. Mai. Servatius, Bischof † 384. ● St. Andreas: Morgens 8 Uhr Dank-Messe.

Samsstag, 14. Mai. Bonifacius, Martyrer † 307. Christian, Bischof † 1608.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Tageblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sechster Sonntag nach Ostern.

Evangelium nach dem heiligen Johannes 15, 26-27. „In jener Zeit sprach der Herr Jesus zu seinen Jüngern: Wenn der Tröster, den ich euch vom Vater senden werde, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgehet, kommen wird, wird er von mir Zeugnis geben.“ — „Und auch ihr werdet Zeugnis geben, weil ihr vom Anfange bei mir seid.“ — „Dieses habe ich zu euch geredet, damit ihr euch nicht ärgert.“ — „Sie werden euch aus den Synagogen austossen: ja, es kommt die Stunde, daß Jeder, der euch tödtet, Gott einen Dienst zu thun glauben wird.“ — „Und das werden sie euch thun, weil sie weder den Vater, noch mich kennen.“ — „Aber ich habe euch dies gesagt, damit, wenn die Stunde kommt, ihr euch daran erinnert, daß ich es euch gesagt habe.“

Ueber das Gebet.

II.

Als der Herr von Seinen Jüngern Abschied nahm, um zum Himmel zurückzukehren und auch Seine menschliche Natur an der himmlischen Herrlichkeit teilnehmen zu lassen, — da befahl Er den getreuen Jüngern, daß sie vorläufig in Jerusalem bleiben sollten, um die Sendung des Heil. Geistes zu erwarten. „Gehet nicht von Jerusalem weg (sprach Er), sondern wartet auf die Verheißung des Vaters, die ihr aus Meinem Munde gehört habt“ (Apostelgesch. 1, 4).

Wenn nun auch, lieber Leser, der Heil. Geist in besonderer Gnadenfülle speziell den Aposteln und ihren Nachfolgern vom Herrn versprochen ist, so ist Er doch auch über alle Glieder der Kirche Jesu ausgegossen. Darum geht das Gebot des Herrn, den Geist zu erwarten, obwohl zunächst die Apostel, doch auch uns Christen allesamt an. — Sollen wir denn etwa nach Jerusalem gehen? Das freilich nicht; aber wir sollen in diesen Tagen, die dem Pfingstfeste unmittelbar vorangehen, inständig um die Gnaden des Heil. Geistes beten, auf daß die bei der hl. Oster-Kommunion gefassten, guten Vorsätze sich als wirklich fruchtbar erweisen.

Wir sprachen zuletzt von der Notwendigkeit des Gebetes und wollen uns auch heute über dieses Thema noch etwas unterhalten. Von Architas, einem berühmten Künstler der alten Zeit, erzählt man, er habe künstliche Tauben hergestellt, so kunstvoll, daß sie sogar zu fliegen vermochten. Der Meister hatte nämlich im Innern dieser künstlichen Gebilde ein verborgenes Räderwerk angebracht, welches die zum Fluge nötigen Bewegungen hervorbrachte. Aber, lieber Leser, sobald dieses verborgene Triebwerk zu arbeiten aufhörte, fielen die Tauben selbstredend sofort zu Boden: um in die Höhe zu steigen, bedurften sie jener künstlichen Hilfsmittel, der Räder, Federn u. s. w. — um aber zu fallen, genügte ihre eigene Schwere. In ähnlicher

Weise (sagt ein alter Geisteslehrer) verhält es sich auch mit uns Christen. Wenn wir uns zum Guten erheben sollen, ist uns die göttliche Gnadenhilfe absolut notwendig — um aber in die Sünde zu fallen, reicht die Schwere unserer armeneligen Natur, die stets nach unten zieht, vollkommen hin.

Diese so notwendige Gnadenhilfe aber knüpft der Herr an das Gebet, indem Er sagt: „Bittet, und ihr werdet empfangen!“ (Joh. 16, 24). Darum erklären die heiligen Lehrer der Kirche einmütig, daß das Gebet notwendig sei, um das ewige Heil zu erlangen — nach dem Vorgange des hl. Augustinus, der den Grundsatz aufstellte: „Wir glauben, daß Niemand zum ewigen Heile kommt, wenn Gott ihn nicht dazu einladet — daß Niemand, der eingeladen ist, sein Heil wirkt, wenn nicht Gott ihm dazu hilft — daß endlich Niemand anders, als indem er betet, sich Gottes Gnadenbeistand verdient.“ *)

Diese tief sinnigen Worte des großen Kirchenlehrers sind gleichsam drei Ringe, die fest geschlossen an einander hängen. Denn wie es unmöglich ist, aus dem Zustande des Verderbens in den Stand des Heiles zu gelangen, ohne daß der Mensch dazu von Gott gerufen wird — und wie es, nach dieser Berufung, unmöglich ist, dieses Heil zu wirken, ohne eine Menge von neuen und wiederholten Gnaden — so ist es auch unmöglich, diese Gnaden zu erlangen, ohne daß man mit anhaltendem Eifer um sie steht: „Wir glauben, daß Niemand anders, als indem er betet, sich Gottes Gnadenbeistand verdient.“

Nun wird mir der aufmerksame Leser wahrscheinlich entgegenhalten, daß er von Gott bereits viele Gnadenunterstützungen zum Guten zweifellos erhalten habe, ohne darum gebetet zu haben; ja, diese Hulderweise Gottes erfolgten nicht selten auch dann, wenn

*) De eccl. dogm. c. 46.

Kirchenkalender.

- Sonntag, 15. Mai. 6. Sonntag nach Ostern. Sophia, Jungfrau und Martyrin † 940. Evangelium Johannes 15, 26-27 und 16, 1-4. Epistel: 1. Petrus 4, 7-11. Schluß der österlichen Zeit. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Jeden Abend 7 Uhr Mai-Andacht.
- Montag, 16. Mai. Johannes von Nepomuk, Martyrer † 1383.
- Dienstag, 17. Mai. Paschalis. Babylon, Franziskaner † 1592.
- Mittwoch, 18. Mai. Benantius, Martyrer † 250.
- Donnerstag, 19. Mai. Petrus Cölestinus, Papst † 1298. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segens-Hochamt.
- Freitag, 20. Mai. Bernardin von Siena, Priester † 1444.
- Sonntag, 21. Mai. Konstantin der Große, Kaiser † 337. Heute ist gebotener Fast- und Abstinenztag.

Sinnspruch.

So still ein Herz in Liebe glüht,
 O rühre, rühre nicht daran —
 Den Gottesfunken lösch' nicht aus,
 Fürwahr, es ist nicht wohlgethan!

Jemand durch einen leichtsinnigen Lebenswandel sich ihrer wenig würdig erweise.

Um diesem Einwurfe zu begegnen, genügen zwei Bemerkungen: 1. Es ist wahr, daß Gott, von Seiner erbarmenden Liebe gleichsam gedrängt, auch über Solche Seine Gnade ausgießt, die Ihn nicht darum ansehen. Aber das ist, wie der hl. Augustinus erklärt, von der ersten (zuborkommenden) Gnade zu verstehen; und hierauf bezieht sich das Wort: „Ich (der Herr) bin gefunden worden von denen, die Mich nicht suchten“ (Röm. 10, 20) — keineswegs aber kann es von der zweiten Gnade verstanden werden, die dadurch erlangt werden kann und soll, daß der Mensch mit jener ersten (zuborkommenden) Gnade mitwirkt. Deshalb sagt derselbe hl. Kirchenlehrer: „Es steht fest, daß Gott uns Einiges, z. B. namentlich den Anfang des Glaubens, gibt, auch wenn wir nicht darum bitten — daß Er aber andere Gaben, namentlich die Beharrlichkeit im Guten bis zu unserm Ende, nur denen verleihen will, die Ihn darum bitten.“ *)

Als die Erde zum ersten Male das Getreide hervorbrachte, geschah es, ohne daß sie zuvor umgepflügt oder besät worden war — blos auf die Macht des göttlichen Wortes hin. Aber das zweite Mal geschah dies nicht mehr; die zweite Ernte war vielmehr von der Bebauung der Felder seitens der Menschen abhängig. So auch bei dem Sünder. Wenn er, von Gott zur Buße gerufen, einem dürrn Erdreich gleich, mit einem Male irgend ein gutes Werk vollbringt, so würde ihm diese erste Gnade, mit der jene erste Ernte sich verbindet, ohne vorhergehende „Bebauung“ seines Herzens (durch das Gebet) verfliehen. Keineswegs aber wird ihm — ohne eine solche Vereitlung — die zweite Gnade bewilligt: jene Gnade nämlich, die notwendig ist, um in dem begonnenen Tugendleben fortzufahren, worin so zu sagen die zweite Ernte besteht. Darum sagt (oben) der hl. Augustinus: „Andere Gaben, wie z. B. die Beharrlichkeit bis zum Lebensende, hat Gott nur denen bereitet, die Ihn darum bitten.“

S.

Vom Kopfschmuck der Frauen.

Von E. Solani.

Es scheint, daß die meisten Frauen in großer Unkenntnis über das, was sie kleiden, entweder die Haartracht wählen, an welche sie seit Langem gewöhnt sind, oder aber in das entgegengesetzte Extrem fallen und sich stets streng nach der Mode frisieren lassen. Beides ist gleich falsch. Die Haartracht, die man als fünfzehnjähriges Mädchen gewählt, paßt nicht für die dreißigjährige Frau, und nicht jede neue Mode eignet sich für alle Frauen in gleicher Weise.

Ein langes Gesicht, ein dicker Kopf, eine hohe Statur werden sicher noch von größerem Umfang erscheinen, wenn man die Haare nach dem höchsten Punkte des Schädels drängt — ein kurzes Gesicht, ein kleiner Wuchs, ein Kopf von geringem Umfang werden sich dagegen ungleich stattlicher ausnehmen, wenn sie durch den Haarpuz gleichsam an Umfang gewinnen. Das Prinzip der Gegensätze findet hier eine sehr glückliche Anwendung.

Zimmerhin bleibt freilich die Uebereinstimmung, welche zwischen dem Haarpuz, den Zügen und der Gesichtsbildung herrschen soll, vor Allem eine Vorchrift des guten Geschmacks, die man sich mit Worten vergebens zu versunklichen bestreben würde. Der natürliche Schönheitssinn muß in diesem Punkte der Frau allein das Rechte sagen. Sie muß selbst sehen, ob etwa die breiten Gesichtszüge nicht unnötig durch eine breite Haartour noch breiter erscheinen, ob ein langes Gesicht durch hohen Kopf-

puz in unschöner Weise nicht noch verlängert wird.

Es ist unbestreitbar, daß der Haarpuz jedem Gesicht einen eigentümlichen, durch ihn bedingten Charakter und Ausdruck verleiht, so daß man häufig Frauen sieht, die durch Veränderung in ihrem Haarpuz an Schönheit so sehr gewinnen oder verlieren, daß sie von einem Tage zum andern oft ganz unkenntlich werden. Wer weiß, wie oft schon in den Männerherzen aufkeimende Regungen zarter Gefühle durch den nachteiligen Eindruck einer schlecht gewählten Haartour erstickt worden sind? Wer weiß, wie viele alte Jungfern in jüngeren Tagen den Blick des „Rechten“ auf sich gezogen hätten, wenn sie die richtige Haartracht gehabt haben würden.

Da hüllen zum Beispiel junge Mädchen ihre an sich nicht hohe Stirn in große platte Schützel, die älter und frauenhafter erscheinen lassen. Frauen behalten die Haartracht ihrer Mädchenjahre bei, gehen mit sogenannten Desfraggerbüschen oder gar mit losen Haaren, mit einem Tituskopf und erscheinen so oftmals ohne daß sie es beabsichtigen, löffelt.

Kinder sieht man nicht selten wie alte Frauen und alte Frauen wie Kinder frisiert. Da es in so vieler Beziehung keine Kinder mehr gibt, so ist man auch von den eigentlichen Kinderfrisuren abgekommen. Der früh aufstrebende Ehrgeiz, ja vielmehr die Sucht, mehr erscheinen zu wollen, als man ist, hat am meisten die Kinder ergriffen. Mädchen, die gerade zum ersten Schulunterricht reis und kaum noch dem behaglichen Kinderwagen entwachsen sind, möchten schon die Damen spielen; und so kommt es denn, daß man ihren weichen Schädel mit dicken Haarschöpfen überladet, sie frühzeitigem Kopfweh aussetzt, die Kraft ihres Haarpuzes schwächt und überhaupt die Freiheit ihrer Bewegungen hindert. Verlagsenswerte Citellon der Kinder wie der Eltern!

Der Haarpuz ist ein ziemlich zuverlässiges Kennzeichen des Charakters und der Naturanlagen eines Menschen. Schwarze Haare sind im Allgemeinen das Attribut des cholischen Temperaments, blonde Haare dagegen jenes der lymphatischen, nervösen und sanguinischen Komplexionen. Jeder Kenner weiß, daß feine, seidensähnliche Locken in der Regel ein sanftes, festes aufbrausendes Gemüt andeuten, daß sich gern in fremden Willen fügt; daß aber rauhes, borstiges Haar gerade die entgegengesetzte Tendenz zu erkennen gibt. Die Richtigkeit dieser Theorie läßt sich im geselligen Verkehr oft genug erproben.

Es ist daher nicht nur erklärlich, wenn jede Frau selbst auf ihre Haare und Haarform achtet, wie daß Andere darauf blicken und es ist daher auch verständlich, wenn Frauen zu allen Zeiten großen Wert darauf legten, die Macht ihrer Reize durch ihren Haarschmuck und -Puz zu erhöhen. Schon in den frühesten Jahrhunderten bedienten sie sich der Binden und Diademe; in Griechenland steckten sie eine Menge goldene Heuschrecken in die Haare, in Rom puderten sich die Modedamen das Haar mit feinem Goldstaub ein.

Diese ersinderische und raffinierte Sorgfalt, die schon so lange üblich ist und die wir unter so mannigfaltigen Formen unausgesetzt bis auf unsere Zeit wahrnehmen in immer wechselnden Haartrachten und -Moden, beweist zur Genüge, daß der Haarpuz zu den wesentlichsten Teilen einer Kunst gehört, die beim weiblichen Geschlecht mit großer Vorliebe betrieben wurde, die Kunst zu gefallen.

Dabei hat man aber zumeist etwas Wesentliches vergessen: nicht nur auf den Puz des Haares kommt es an, auch auf die Pflege desselben. Es gibt unzählige Frauen, deren geschmackvollen Frisuren nicht zur Geltung kommen können, weil ihre Haare schlecht gepflegt sind und daher unsauber aussehen. Diese Pflege des Haares muß unausgesetzt betrieben werden, und um so fleißiger, je reicher der Haarpuz der Frau ist. Es ist erforderlich, daß man sich jeden Abend vor dem Schlafengehen und jeden Morgen nach dem Aufste-

hen erst mit einem weiten, dann mit einem engen Kamme kämmt, damit der Staub oder Schmutz, wie überhaupt alles Fremdartige aus den Haaren entfernt werde. Bisweilen muß auch der Kopf gewaschen werden, die Kopfhaut am besten mit Day-Rum, doch macht allzu häufiges Waschen der Haare dieselben spröde, weshalb man zuweilen auch mit guten, fettigen Substanzen, Oelen, aber nicht verdorbenen, einreiben muß. Sehr fettige und glatt herunterhängende Haare bedürfen des häufigen Waschens mit Seifenwasser.

Sehr nachteilig ist das Brennen der Haare, weil denselben durch die Hitze die Nahrung entzogen wird. Daher haben solche Personen, welche sich ihre Haare oft brennen, sehr trockene, fahl und tot aussehende Haare. Spirituelle Flüssigkeit auf den Kopf gerieben, beleben die Haare zwar für den Augenblick, führen aber frühzeitiges Ergrauen und Ausgehen herbei. Besonders schädlichen Einfluß haben stark gesalzene und gewürzte Speisen, allzu reichlicher Genuß geistiger Getränke, von Fischen und Hülsenfrüchten auf die gesunde Entwicklung des Haarpuzes.

Ferner seien die Frauen davor gewarnt, ihre Haare allzu fest zu binden und ein wolle-tes Band oder eine harte Schmir zu nehmen, vielmehr gebrauche man ein seidenes oder baumwollenes Band. Vorteilhafter soll es für den Haarpuz sein, alle drei bis vier Wochen die Spitzen der Haare abzuschneiden.

Auch Rauch und Dampf schadet den Haaren und daher müssen wir zum Schluß eine Klage anklingen, eine Klage darüber, daß die Haube unserer Mütter außer Gebrauch gekommen ist, die Haube, die ehemals ein so wesentliches Attribut der Frauenwürde war, daß sogar die Redensart „unter die Haube gekommen“ bekanntlich so viel wie sich verheiratet bedeutete. Für Frauen, die sich in der Küche beschäftigen ist die Haube zur Erhaltung ihres Haarpuzes unerlässlich, das kleine Dingchen, das als „Hamburger Häubchen“ als Kopfschmuck von Dienstmägden dient, ist aber natürlich nicht als Schutz des Haares anzusehen.

Am Café-Stammtisch.

Münchener Künstler-Skizze von J. G. H. n.

Ist auch der deutsche Frühling, und ganz im Besonderen der Münchener, ein toller übermü- tigger Knabe, — rauh, wetterwendisch, und unberechenbar, so zeigte er sich dieses Jahr wenigstens zum Teil von seiner liebenswürdigsten Seite.

Aus blauem Himmelszelt lachte die Sonne strahlend und sogar angenehm erwärmend auf die Ffar-Athener herab, von welchen schon Viele wagemutig aus ihren Winterhüllen geschlüpft waren, — in leichter, heller Kleidung und elastischeren Schritten sich des wunderbaren Frühlingstages freuten.

Deshalb fanden sich auch die jungen Künstler später als sonst, an ihrem Stammtisch im Café Größenwahn ein, wie das Café „Stefanie“ in der Theresienstraße, seiner zumeist aus Künstlern und Literaten bestehenden Gäste wegen, sarkastisch genannt wird.

Zumeist charakteristische Gestalten waren es, in braunen Samtkäcken und selbst komponierten Kravatten, darunter einige Künstlergerl. — Andere trugen saloppe Anzüge. — Alle aber hatten Maiglöckchen und Veilchen im Knopfloch.

Weiße slavische Gesichter mit Künstlermähen kontrastierten zu den blonden Germanenköpfen, aus denen die blauen Lagen lach und energisch blühten.

Junge hübsche „Malweiber“ burlesk in Kleidung und Benehmen saßen ebenfalls an der Tafelrunde, Alle aber sich lebhaft an den Debatten beteiligend.

Weder der starkbegehrte und allzuschnell verfertigte Salvator, noch die neueste Sensation die Schlafzänzerin Madeleine wurde besprochen, — Ihre anregende Unterhaltung galt den

*) De bono persever. c. 16.

neu aufgefundenen Handzeichnungen Michel Angelos. *)

Ein talentvoller junger Maler, ein Rumäne bemerkte, daß eine dieser 20 neuentdeckten Studien des großen Meisters, einer im Münchner Kabinett für Handzeichnungen aufbewahrten Studie auffallend ähnlich sei, die einen kraftvollen Arm darstelle und ebenfalls Michel Angelo zugeschrieben würde.

„Ich aber sah,“ erzählte ein Bildhauer, — dessen Name schon bekannt geworden, — „im Louvre zu Paris eine Skizze Michel Angelos, welche eine der merkwürdigsten sein dürfte, denn sie ist nicht nur berühmt weil sie dem Stifte des Meisters entstammt, sondern es knüpft sich auch noch an dieselbe eine interessante und wahre Geschichte, die uns Michel Angelo als lebenswürdigen Menschenfreund zeigt!“

„Die Geschichte! Die Geschichte! Erzähle!“ riefen Alle.

„Ich muß mich doch auch noch ein bißchen besinnen, mich sammeln!“ meinte der hübsche Bildhauer. —

„So besinne dich, — sammle dich! Wir geben dir fünf Minuten Zeit!“ scholl es aus der Tafelrunde.

Eine niedliche und stets heitere Portraitmalerin, die ihrem Nachbar und Anbeter immer wieder in das Skizzenbuch guckte, in das er eine interessante Brünnette zeichnete, die ahnungslos an einem entfernten Tische saß, — fragte neugierig.

„Woher haben Sie die Geschichte?“

„Aus einer italienischen Chronik,“ — entgegnete der Bildhauer, — „ich las sie in Florenz und sie gefiel mir so gut, daß ich sie in's Deutsche übersezte.“

„Na, — also los!“ riefen sie wieder.

Sie rühten zusammen und horchten auf. Der Bildhauer begann:

„Ich setze voraus, daß Euer kunstgeschichtliche Kenntnisse aus der Renaissancezeit gediegen sind und Ihr nicht vergessen haben werdet, daß ungefähr um 1513 Michel Angelo von dem Papst Leo X. den Auftrag erhielt, zu Florenz für dessen Bruder Guillianos de Medici, ein Grabmonument zu schaffen. Aus diesem Anlaß hatte sich der Meister in der Arnstadt niedergelassen, nur seiner Kunst lebend.“

In seiner freien Zeit durchwanderte er die Umgebung der herrlichen Stadt, fehrte auch manchmal in einer Osteria zu einem frischen Trunke ein.“

„Tout comme chez nous!“ rief lachend ein Kunstgigerl.

„Ich verbitte mir jedwede Unterbrechung!“ befahl der Bildhauer und erzählte weiter:

An einem florentinischen Frühlingstage, mit seiner Blütenpracht, seinem Wellendunst und seinem tiefblauen Himmelszelt, war wieder einmal Michel Angelo im Garten einer Osteria eingelehrt. Den damals in der Blüte seiner Jahre stehende Künstler erregte überall durch seine schönen ausdrucksvollen Züge, durch seine imposante Gestalt Aufsehen. Verscheiden wie er aber war, suchte er mit Vorliebe einsame Plätze auf, um sich ungestört der Eingebung seiner Phantasie überlassen zu können.

So saß er auch an jenem Frühlingstage sinnend in einer dicht bewachsenen Laube, sein Skizzenbuch vor sich! —

„Gerade so wie mein Nachbar“, lachte die lebhafteste Portraitmalerin, „nur daß Michel Angelo geschmackvoller gekleidet war, — apropos erzählt die Chronik etwas davon?“

„Natürlich lang und breit beschreibt sie seinen Anzug“, erzählte der Bildhauer, — „welche Farbe sein Wamms hatte, wie viele Federn sein Samthut, doch das ist Nebenache für uns.“

Also, — Michel Angelo, der sinnend in der Laube saß, wurde plötzlich durch das laute erregte Sprechen des Wirtes Pietro aus seinem Nachdenken gestört. —

*) Im Vorjahre aufgefunden von P. N. Ferri und Emil Jacobson, beschrieben und geschildert in der Revista d' Arte vom 14. März d. Js.

Ein junger stattlicher Mann, seinem Anzug nach ein Gondoliere hatte um die Hand der Tochter des Wirtes angehalten und dadurch seinen Zorn erregt. Immer wiederholte er seine Bitten ihm die Geliebte, die ihm ewige Treue geschworen, zum Weibe zu geben.

„Geld habe ich nicht“, — gestand er treuerherzig, — „aber Lust und Kraft zur Arbeit und im Falle eines Krieges Mut genug für mein Vaterland zu kämpfen! Ich bin Venetianer und das Patent zum General der Republik kann auch mir einmal ausgestellt werden!“

„Damit hat's noch gute Weile“, — spottete der Wirt, „vorderhand bist du noch ein armer Schlufer und ich verheirate meine Camilla nur an einen Mann, der 3000 Lire aufweisen kann.“

In diesem Augenblick ging Camilla auf die Laube zu.

Michel Angelo bemerkte, welche Seelenkämpfe das Mädchen durchlief, — hatte sie doch die Worte ihres Vaters gehört. Ihre großen Schwarzaugen waren mit Tränen gefüllt, ihr Mund bebte und zitternd reichte sie dem Künstler den Krug.

„Liebst du ihn denn wirklich so heiß?“ fragte leise Michel Angelo. —

„Ach Excellenza“, schluchzte Camilla, — „bis in den Tod! Gianetto ist der beste und edelste Mensch, er ernährt seine alte Mutter, er opfert seine letzten Pfennige für seine kranke Schwester und sein ganzes Hoffen ist, mich als sein Weib heimzuführen!“ —

Wieder witterte der Wirt.

„Zum letzten Mal — Herr General in spe“ spöttelte er, — „zum letzten Mal sage ich, — daß ich meine Tochter nur dem gebe, der 3000 Lire aufweisen kann!“

Wieder bat und drängte Gianetto, — jedoch Pietro blieb unerbittlich.

Da — trat der fremde Gast auf Beide zu. Seine imponierende Erscheinung blieb nicht ohne Eindruck auf sie, sie verbogen sich tief vor ihm, — ohne zu wissen wer er sei. —

„Wirt Pietro“, fragte der Künstler, „besteht du darauf, dein Kind nur einem Manne, der 3000 Lire besitzt, zur Frau zu geben?“

Pietro entgegnete entschlossen:

„Ich bestehe darauf, denn meine Camilla hat die Wahl zwischen zwei Freiern mit Vermögen!“

„Wenn nun, — fragte der Künstler, — dieser junge Mann hier, 3000 Lire besitzt, wirst du ihm dann deine Tochter zum Weibe geben?“

„Gewiß Excellenza. Sonst habe ich ja nichts an ihm anzusetzen!“

„Dann Gianetto soll Camilla die Deine werden“, rief Michel Angelo, — „ich bin zwar nicht reich, — doch vertraut meinem Können!“

Er ging in die Laube zurück, entnahm seinem Skizzenbuch ein Blatt und begann zu zeichnen.

Und er zeichnete eine Hand so lebenswahr, so plastisch, so künstlerisch vollendet, wie eben nur ein Michel Angelo zu zeichnen verstand.

Sprachlos vor Bewunderung umstanden sie ihn.

„Frage dieses Blatt zum Kardinal Bembo“, — befahl der Künstler dem erstaunten Gianetto, „er wohnt in der Via larga, und sage ihm, derjenige, der „diese Hand“ gezeichnet, bedürfe sofort 3000 Lire, sage ihm, es sei derselbe Künstler, der im verflochtenen Jahre für Se. Heiligkeit das „jüngste Gericht“ an die Altarwand der sigenischen Kapelle malte. Du wirst diesen Weg nicht umsonst für dein künftiges Glück machen!“

Gianetto glaubte zu träumen. Endlich faßte er sich.

Er lief und lief und atemlos kam er in den Palast des Kardinals. Dieser erkannte sofort als großer Kunstverständiger und Wägen die geniale Arbeit und stellte eine Anweisung auf die verlangte Summe aus.

Noch im Herbst desselben Jahres führte Gianetto seine Camilla zum Altar. Cardinal Bembo aber vernahmte „die Hand“

wie ein Heiligthum. Tausende von Lire boten ihm die Medicier, — doch er konnte sich von dem Kunstwerk nicht trennen.

Erst nach seinem Tode erbte die kunstliebende Königin v. Frankreich, Katharina v. Medicis diese berühmte Studie, die sich seit dieser Zeit im Louvre zu Paris befindet, — wo ich sie bewunderte.“

„Sehr interessant!“ meinte die Malerin, — aber was erzählt die Chronik über das weitere Leben Camilla's und Gianetto's?“

„Nach der Chronik“ — so schloß der Bildhauer seine Erzählung, — „wurde Gianetto ein berühmter venetianischer General, er und seine Gemahlin standen stets im reger Verkehr mit Michel Angelo und mancher Charakterkopf auf den Gemälden des Malers trägt die Züge der schönen Camilla.“

Beide standen am Sterbebett des großen Künstlers und im Pantheon von Florenz in St. Croce steht der Name seines Schütlings Gianettos, des Generals der Republik von Venedig, — dessen Dankbarkeit der Marmor verewigt.

Nemesis.

Humoreske aus Weimars goldenen Tagen.

Von Adolf Hüllerl.

Der Abend ist lind und weich. Mit sanften, violett abgetönten Schwingen schwebt die Dämmerung herab, und die dunklen Wälder umzieht zitternd ein duftiger Schleier, der Zeugnis gibt, daß dem Abend ein sonnen-durchfluteter Tag vorangegangen sei.

Durch den Wald schreitet eine hohe imposante Gestalt. Sie trägt einen grauen Hut mit grünem Band, einen dunklen Rock, braune Beinkleider und hohe Stiefel. Ueber ihrer Schulter hängt Gewehr und Jagdtasche. Aus dem Auge des Jägers zuckt der Blick des Genies; nachdenklich und in sich versunken zieht er seiner Wege.

An was er wohl denken mochte? Von Zeit zu Zeit bleibt er stehen und sieht in das lockende Waldgeheimnis, betrachtet sich die ehrwürdigen, bemosten Buchenstämme, auf die die letzten Strahlen der Sonne ihren flackernden Schein werfen, und horcht auf das eintönige Hämmern des Spechtes, das traumhaft in der Ferne verhallt, wie eine Mahnung, daß der Tag vorüber, und das Tor des grünen Domes geschlossen würde.

Waldhüter Bleibtren blegt jetzt um die Ecke eines Waldweges und geht dem fremden Jägermann, der sinnend den Forst durchstreift, entgegen.

„Mein Herr, Ihren Jagdschein.“

Der Angeredete stuft. Diese profaische Unterbrechung seiner poetischen Gedanken, kommt ihm augenscheinlich sehr unangenehm.

„Ich habe keine Jagdkarte,“ gibt er zur Antwort, „d. h.: ich besitze wohl eine, aber ich habe sie nicht bei mir.“

„Das kann jeder sagen,“ meint der strenge Diener des Waldrechts. „Geben Sie das Gewehr her und nennen Sie mir Ihren Namen.“

Der vornehme Jäger will weder das eine noch andre. Er besinnt sich rasch, richtet sich dann zur vollen Manneshöhe auf, wirft dem Diener des Gesetzes aus seinem dunklen Augenpaar einen vernichtenden Blick zu, und spricht mit der Stimme eines Imperators: „Ich bin Fürst Tus XXXVII.“

Der Waldhüter macht einen Krachfuß und entschuldigt sich mit den Worten: „Verzeihen, Durchlaucht, ich wußte nicht, daß Se. Hoheit, der Herr Großherzog Besuch haben.“

Fürst Tus entfernt sich, und Waldhüter Bleibtren geht direkt nach dem Forstamt und meldet den Vorfall. Der Forstmeister setzt sogleich einen umfangreichen Bericht auf und schickt ihn an Großherzog Karl August von Weimar.

Dieser lieft das Altkleid und bricht in schallendes Gelächter aus. „Das war kein anderer als Goethe,“ spricht er, läßt seinen Geheim-Sekretär rufen und diktiert ihm folgenden Brief:

An Seine Liebden, Fürst Zus XXXVII.
Der Großherzog Karl August haben beschloffen, künftig nur auf seinem Revier zu pirschen und bitten, daß der Herr Fürst auch auf dem eigenen Revier bleiben, wenn Serenissimo wieder zu jagen geruhten, jedenfalls aber nicht zu vergessen, die Jagdkarte mitzunehmen, wenn Eure Liebden fürderhin die Wälder Seiner Hoheit zu besuchen gedächten.“

Goethe lachte, soll aber von dieser Zeit nie mehr seinen Jagdschein vergessen haben.

* * *

Es war im wunderschönen Monat Mai. Großherzog Karl August macht mit Goethe einen Spaziergang durch den Wald. Es fängt zu regnen an, und die beiden Herren sehen sich genötigt, in ein Bauernhaus zu treten, das nahe dem Walde liegt.

Die Bäuerin, die gerade butterte, kannte die Herren nicht, bot ihnen aber gutmütig Obdach, und setzte Milch, Butter und Brot vor. Der Großherzog nahm auf einem umgekehrten Kübel Platz, unter dem ein mächtiger, schwarzer Kater lag. Goethe setzte sich auf eine unter dem Fenster befindliche Holzbank. Sie ließen sich das Vorgesetzte schmecken, und als der Regen aufhörte, und die Bauersfrau auf einige Minuten die Stube verließ, nahm Goethe eine hölzerne Sparbüchse von der Fensterbank und steckte sie aus Zug in die Tasche.

Der Großherzog sieht es. Er will der Bäuerin auch einen Schabernack spielen, nimmt den schwarzen Kater, der unter dem Kübel liegt, beim Kragen und wirft ihn in das Butterfaß.

Das nichtsahnende Tier war von dem unwilligen Wade überroscht und plätscherte in dem engen Behälter ängstlich herum. Dabei wischte sich der Kater immer wieder die Milch von der Nase und aus den blinzelnden Augen, konnte es aber doch nicht unterlassen, hin und wieder an seinen Woten zu lecken und die Milch davon zu naschen. Der Anblick, den das Tier bot, war so possierlich, daß die Herren hell auflachen mußten. Als sie Geräusch in der nahen Küche vernahmen, machten sie sich aus dem Staube.

Abend ist's. Goethe befindet sich in seiner Wohnung. Er denkt gar nicht mehr an die Sparbüchse, wirft seinen Rock gleichgültig auf den vor dem Bette stehenden Stuhl und legt sich später schlafen. Nachts wird er plötzlich wach. Er fühlt ein seltsames Krabbeln, Kratzen, Zwicken und Beißen an den Beinen. Beherzt faßt er nach einem der Ruhestörer, wirft aber das Gefaßte sogleich wieder mit einem leisen Aufschrei von sich und springt aus dem Bett. Er zündet Licht an und sieht jetzt die Bescherung.

Es brummt und summt um ihn herum wie in einem Bienenkorbe. Goethe muß zu seinem Erstaunen die Wahrnehmung machen, daß einige Duzend Maikäfer einen kleinen Hexenabbath aufführen und sich erst recht toll gebärden, als sie das Licht erblickten.

Jetzt geht auch dem großen Dichter ein Licht auf. Er untersucht die Taschen seines Rocks und findet, daß die Spardose, in der sich die brummenden und musizierenden Maiboten befanden, auf den Stuhl gerutscht war, und sich der Deckel durch den Fall geöffnet hatte, sodaß die braunen Baggeiger mit Bequemlichkeit ihr dumpfes Gesangsverlassen konnten.

Goethe nahm ein Tuch, öffnete die Fenster und jagte die geniale Virtuosen zum Tempel hinaus. Diese Prozedur war aber nicht so einfach, denn es stellte sich immer wieder der eine oder andere „Vermihte“ ein, und die hohe Denker- und Dichterstirn Goethes mußte noch manchmal mit den braunen Unholden eine, wenn auch vorübergehende,

aber immerhin unerwünschte Bekanntschaft machen.

* * *

Als Goethe am nächsten Tag den Großherzog besuchte, erzählte er ihm sein Abenteuer mit den Maikäfern, das Karl August sehr belustigte.

„Remes!“ lachte er, als Goethe geendet. „Was machen Sie mit der Sparbüchse?“

„Ich werde zwei harte Taler hineinlegen und sie der Bäuerin schicken.“

„Ei,“ sprach der Großherzog, „das machen wir anders. Ich habe der Alten die Milch verdorben, die sie wegschütten mußte, und ich will nicht, daß sie dadurch Schaden habe. Wissen Sie was, Goethe? Wir gehen jetzt hin. Sie legen die Sparbüchse auf ihren alten Platz, und ich lasse auf dem Tisch zwei Goldstücke liegen, als Schadenersatz für die verdorbene Milch.“

Gesagt, getan. Sie machten sich, in völlig anderer Kleidung als tags vorher, auf den Weg und traten gegen Abend in das Bauernhaus. Die Aufnahme war eine freundliche. Man spricht über dies und das, und plötzlich richtet der Großherzog an Goethe die Frage: „Um noch einmal darauf zurückzukommen: Was hat man bei dem einen der Festgenommenen gefunden?“

„Eine hölzerne Sparbüchse.“
„Du meine Güte,“ rief die Bäuerin dazwischen, „reden die Herren von den zwei Landstreichern? Ru, dann will ich die Herren sagen, daß die Sparbüchse uns gehört.“

Die fremden Herren haben Mühe, das Lachen zu verbeißen, und Herzog Karl August fragt: „Haben dir denn die beiden Landstreicher sonst noch etwas mitgenommen, Mütterchen?“ Damit griff er in die Westentasche und holte zwei Goldstücke hervor, die er zwischen Daumen und Zeigefinger hin und her schob.

„Aee,“ antwortete die Bauersfrau, „mitgenommen ham se sonst nix. Der eine davon hat den Peter ins Butterfaß g'worfe, wahrscheinlich aus Wut, weil se sonst nix g'sunde ham.“

„Dadurch ist dir doch Schaden entstanden, Mütterchen, nicht wahr?“

„Aee, Schaden is uns nich entstanne.“

„Du müstest doch die Milch wegschütten?“

„Aee, weggeschütt' ham mer die Milch nich.“

„Was hast Du aber mit der verdorbenen Milch gemacht?“

„Die,“ gab die Alte treuherzig zur Antwort, „ham mer uf Weimar an den Hof verkauft; dort fresse se alles.“

Der Großherzog ließ die beiden Goldstücke schleunigst in der Westentasche verschwinden und sah Goethe sprachlos an.

Dieser machte große Augen und flüsterte das Wörtchen: „Remes!“

Jetzt bemerkte die alte Frau die Spardose, die Goethe unterdessen auf die Fensterbank geschoben hatte.

„Du lieber Gott!“ rief sie, „ich gloobe gar, Ihr seid die beiden von gestern. Ru, hört! Wenn Ihr sunst nix k'unt, dann laßt Euch abmale. Da sagt ma vo de junge Leut! Was soll ma aber dazu sage, wenn de Alte solche Dummheite mache?“

Während das alte Mütterchen so eiferte, öffnete sich die Thür, und Baldhäuter Bleibtreu trat ein. Er hörte gerade noch die respektwidrigen Worte der Alten und sie verweisend anblickend, sprach er: „Rutten, wie kannst Du denn so mit diesen hohen Herren reden? Weißt Du wirklich nicht, wer sie sind? Dieser hier ist unser allergnädigster Landesvater, der Herr Großherzog Karl August von Weimar,“ damit verbeugte er sich bis zu den Zehenspitzen, „und dieser Herr da, ist sein hoher Verwandter, der durchlauchtiqe Fürst Zus XXXVII.“

Nach dieser tadellosen Vorstellung zogen Landes- und Dichtersfürst herzlich lachend von dannen.

Worträtsel.

Glaubst Du nicht, Du müstest lauschen
Auf der Palmwipfel Kauschen,
Die des Windes Hauch bewegt,
Der die Blut der Wüste trägt!

Reinst Du nicht von fern zu sehen
Goldne Kluppen der Moskheen
Und der Pyramiden-Bau,
Kagend zu des Himmelsblau?

Fremder Völker bunt Gebränge,
Vier Sprachen wirr Gemenge, —
Alles Du im Geist erkennst,
Wenn das Rätselwort Du nennst.

Doch was wird daraus geboren,
Ging das Herz ihm nun verloren?
Von des Orients Farbenpracht,
Seinem Reichstum, seiner Macht.

Bleibt dir übrig gar nichts weiter.
Als ein lebender Begleiter.
Der, bist du ihm wohlgeneigt,
Sich so flugwie treu dir zeigt.

Anagramm.

Wenn meines Rätselwortes Jörn
Ein Untergebner auf sich lud,
So ist ihm schlimmer wohl zu Mut,
Als hätte ihn gleich scharfem Dorn,
In tausendfacher Zahl verlegt,
Was einzeln sich zusammensetzt
Leicht aus dem Oeß, dem Vielgestrengen,
Willst du die Zeichen anders mengen.

Wortspiel.

Die junge Frau, — daß Gott erbarm! —
Die weint in ihres Gatten Arm.
Was ist das, Liebste! Du mir kund
Von deinem Schmerz den Grund!

Sie zeigt das blanke Wort ihm hin,
Sieh nur, es fehlt ein Stück darin.
Den Teil verlor ich sicherlich, —
Der Rest, ach! bin nun ich.

Kugel-Pyramide.

```

      a
     a a
    d d e
   o o e o
  o e i i i
 i i i l l l
l l n n n n w
```

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß der oberste Buchstabe eine Note nennt, die sechs wagerechten Kugelnreihen aber, in anderer Folge bezeichnen: 1. einen französischen Marschall, 2. einen Propheten, 3. Symbolnenen Lebens, 4. einen deutschen Dichter, 5. einen alttestamentarischen Namen 6. eine Pflanze.

Buchstabenrätsel.

Sieben Zeichen kannst du setzen
Ihm als Anfang mit Bedacht.
Mit dem Ersten wird dich's lehen,
Da der Marisch dich heiß gemacht.
Mit dem Zweiten niemals zeigen
Sollst du's denn die Mähigkeit
Gilt zumal an fremdem Tische
Als mit Drittem jederzeit.

Nur das tut sich deß nicht schämen,
Was mit Viertem wird genannt . . .
Doch du weißt dich zu benehmen,
Bist gestittet und gewandt.
Mit dem Fünften mit dem Sechsten
Bringt's die Frau noch auf den Tisch.
Mit dem Siebenten erquid' dich,
Weiter wanderst du dann frisch.

Zweifölbige Charade.

Das erste ist ein Teil der Erde
Das zweite ist ein Teil der Erde.
Das Ganze schächt ein jeder Raucher,
Und sein geschnit verehr ichs dir.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Tageblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sochheiliges Pfingstfest.

Evangelium nach dem heiligen Johannes 14, 23-31. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wer mich liebet, der wird mein Wort halten und mein Vater wird ihn lieben; wir werden zu ihm kommen und bei ihm wohnen. Wer mich nicht liebet, der hält meine Worte nicht und das Wort, welches ihr gehöret habet, ist nicht mein, sondern des Vaters, der mich gesandt hat.“ — „Dieses habe ich zu euch geredet, da ich noch bei euch bin. Der Tröster aber, der heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, derselbe wird euch Alles lehren, und euch an Alles erinnern, was immer ich euch gesagt habe.“ — „Den Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch, nicht wie die Welt gibt, gebe ich ihn euch. Euer Herz betrübe sich nicht und fürchte nicht!“ — „Ihr habt gehört, daß ich euch gesagt habe: Ich gehe hin, und komme wieder zu euch; wenn ihr mich liebet, so würdet ihr euch ja freuen, daß ich zum Vater gehe; denn der Vater ist größer als ich.“ — „Und nun habe ich es euch gesagt, ehe denn es geschieht, damit ihr glaubet, wenn es geschehen sein wird.“ — „Ich werde nun nicht mehr viel mit euch reden; denn es kommt der Fürst dieser Welt; aber er hat nichts an mir, sondern damit die Welt erkenne, daß ich den Vater liebe, und thue, wie es der Vater mir befohlen hat.“

Die Herabkunft des Hl. Geistes.

Schon waren zehn Tage verfloßen seit jenem Ereignisse, das wir jüngst wieder festlich begangen haben: da der von den Toten auferstandene Welterlöser vor den Augen der Jünger, vom Delberge aus, in Herrlichkeit gen Himmel aufgefahren war. Während dieser zehn Tage blieben die Jünger im Abendmahlsstuale zu Jerusalem versammelt um unter fortgesetztem Gebete den versprochenen Tröster, den Heil. Geist, zu erwarten. Unter ihnen befand sich, außer den andern frommen Frauen, auch Maria, die Mutter Jesu (Apostelg. 1, 14). Und als nun der Tag des jüdischen Pfingstfestes gekommen war, „da entstand plötzlich vom Himmel her ein Brausen, wie von einem daherkommenden, gewaltigen Winde, und erfüllte das ganze Haus, wo sie (die Jünger) saßen. Und es erschienen ihnen zerteilte Zungen, wie von Feuer, und lagen sich auf einen jeden von ihnen nieder“ (Apostelg. 2). Der Sturmwind und das Feuer waren also die äußeren, sichtbaren Zeichen, unter denen der Hl. Geist über die Apostel herabkam. In Zungen erschien Er, weil jeder Geist sich durch die Rede Andern zu erkennen gibt oder offenbart; die Zerteilung der Zungen aber zeigte die Mannigfaltigkeit an und zugleich den unerschöpflichen Reichtum der geistigen Gaben, die den Jüngern verliehen wurden; denn gleich nach dieser Spendung sungen sie an, in verschiedenen Sprachen die Großtaten Gottes zu verkünden, die in dem nun vollendeten Erlösungswerke kundgetan worden.

seit der Assyrischen und der Babylonischen Gefangenschaft hatten sich unter den verschiedenen Völkern die Juden in verhältnismäßig großer Zahl angesiedelt. Diese Juden kamen aus der Fremde nun sehr häufig nach Jerusalem, um die großen Feste Ostern und Pfingsten im Tempel Jehovas zu feiern. — Diese Leute unter ihnen auch, um ihre eigenen, noch übrigen Lebenstage in der heiligen Stadt zu verbringen und ihre irrische Wanderschaft im Schatten des jüdischen Heiligtums zu beschließen.

Als nun diese zahlreich versammelten Juden Jengen jenes heftigen Brausens waren und bald darauf die begeisterten Reden der Apostel vernahmen, „da entsetzten sie sich, denn Jeder aus ihnen hörte die Apostel in seiner Sprache reden.“ Und ganz verwundert fragten sie einander: „Siehe, sind nicht alle diese, die da reden, Galiläer? Wie hören wir denn ein Jeder seine Sprache, in der wir geboren sind? Wir Parther, Meder, Elamiter und Bewohner von Mesopotamien, von Judäa, Pontus, Kappadocien und Asien, von Phrygien und Pamphylien, von Ägypten und von den Gegenden Lybiens bei Cyrene, wir Ankömmlinge von Rom, Juden und Judengenossen, Preter und Araber, wir hören sie (die Apostel) in unsern Sprachen die großen Taten Gottes verkünden! — Und so erstaunten Alle und gaben ihrer Verwunderung Ausdruck, indem sie zu einander sagten: Was kann das wohl sein? — Andere aber spotteten: Sie (die Apostel) sind berauscht und voll süßen Weines! — Da aber stand Petrus auf mit den Eisen, erhob seine Stimme und sprach zu ihnen: Ihr Männer von Judäa und ihr Alle, die ihr hier in Jerusalem versammelt seid, es sei euch kundgetan und höret auf meine Worte! Diese

Kirchenkalender.

Sonntag, 22. Mai. Hl. Pfingstfest. Julia, Jungfrau und Martyrin † 739. Evangelium Johannes 14, 23-31. Epistel: Apostelgeschichte 2, 1-11.
 ● St. Lambertus: Feiertag des 40tägigen Gebetes. Morgens 6 Uhr Aussetzung des allerheiligsten Sacramentes, 9 Uhr feierliches Hochamt, Abends 6 Uhr feierl. Komplet. ● St. Maximilian: Von Seiten der mar. Jünglingskongregation wird in der 7 Uhr hl. Messe die Feier der 6 alexandrischen Sonntage eröffnet. ● Karmeliten-Klosterkirche: Morgens 6 Uhr erste hl. Messe, 7,9 Uhr feierl. Hochamt, Nachmittags 4 Uhr feierl. Komplet. ● Ursulinen-Klosterkirche: Morgens 8 Uhr Hochamt, Nachmittags 6 Uhr Fest-Andacht. ● St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die mar. Dienstmädchen-Kongregation.
 Montag, 23. Mai. Pfingstmontag. Gebotener Feiertag. Desiderius, Bischof und Martyrer † 612. Evangelium Johannes 3, 16-21. Epistel: Apostelgeschichte 10, 42-48. ● St. Lambertus: Hl. Messen wie Sonntag. ● Karmeliten-Klosterkirche: Hl. Messen wie Sonntag. An allen Wochentagen Abends 8 Uhr Mai-Andacht. ● Ursulinen-Klosterkirche: Morgens 8 Uhr hl. Messe mit Predigt, Nachmittags 6 Uhr Andacht.
 Dienstag, 24. Mai. Johanna, Schülerin Jesu. ● St. Lambertus: Heute findet die feierl. Komplet um 7 Uhr statt.
 Mittwoch, 25. Mai. Urban, Papst und Martyrer.
 Donnerstag, 26. Mai. Philippus Neri, Ordensstifter.
 Freitag, 27. Mai. Beda, Kirchenlehrer † 735.
 Samstag, 28. Mai. Wilhelm, Herzog † 812. Quatemb.

sind nicht trunken, wie ihr meint, denn es ist erst die dritte Stunde des Tages; sondern das ist, was vorhergesagt worden durch den Propheten Joel: Es wird geschehen in den letzten Tagen, spricht der Herr, und ich werde ausgleichen von Meinem Geiste über alles Fleisch, und eure Söhne und eure Töchter werden weisagen" (Apostelg. 2, 7 — 14). Und nun hält dieser ungelehrte, einfache Fischer eine Rede voll der Kraft und Wahrheit, die uns zum Teile in der Apostelgeschichte aufbewahrt ist. Eindringlich redet er von Christus, dem Sohne Gottes, von Seiner Auferstehung, von der Sendung des Heil. Geistes, — und siehe! die wogende Menge beruhigt sich und lauscht aufmerksam seinen Worten. Diese Rede, voll des Heil. Geistes, geht den Zuhörern mächtig zu Herzen, so daß sie fragen: „Zur Ruhe, und Petrus antwortet ihnen: „Tuet Buße, und ein Jeder von euch lasse sich taufen im Namen Jesu Christi zur Vergebung der Sünden, und ihr werdet empfangen die Gabe des Heil. Geistes!“ ... Und es ließen sich taufen und aufnehmen in den Bund der Kirche gegen dreitausend Seelen (Apostelg. 2, 37—41).

Welch wunderbare Wirkung des apostolischen, vom Heil. Geiste erfüllten Wortes! Und wie sind die schlichten Männer aus Galiläa so gänzlich umgewandelt! Wohl hatten sie die Worte, die ihr Meister zu ihnen gesprochen, aufbewahrt in ihrer Seele; aber, lieber Leser, es mangelte ihnen noch das Verständnis; die ganze Offenbarung, die sie durch den Sohn Gottes erhalten hatten, war vor der Sendung des Heil. Geistes ein im Vergesschachte verborgener Schatz, der erst ans Licht gebracht werden mußte. Den Aposteln war damals zu Rute, wie einen Menschen, den man zur Nachtzeit in den herrlich geschmückten Brunnensaal eines reichen Königs fährt: er sieht nur die Umrisse von all den Herrlichkeiten, die dort aufgestapelt sind, — geht aber die Sonne auf und sendet ihre leuchtenden Strahlen durch die Fenster, so werden mit einem Male sichtbar die von Gold schimmernden Wände, die farbenprächtigen Gemälde, die lebenswahr ausgeführten Statuen, kurz, alle die vorhandenen herrlichen Kunstwerke: das Licht ist es, das ihnen erst Leben einhaucht und das gewissermaßen ihre Seele bildet.

In ähnlicher Weise verhielt es sich, lieber Leser, mit den Aposteln. Als das Feuer des Heil. Geistes in ihre Seelen hineinkam, da schaute ihr geistiges Auge jenen unvergleichlichen Schatz der Wahrheit, dessen glückselige Besitzer sie durch ihren göttlichen Meister geworden waren; da erkannten sie ihren hohen Beruf, in die Welt hinauszuziehen, um das göttliche Wort, das bisher tot in ihrer Seele geschlummert, lebendig zu machen. Es war das Feuer des „lebendigmachenden“ Heil. Geistes, das sie erfüllte.

Und wie sind, lieber Leser, die Apostel nun umgewandelt in ihrem ganzen Wesen! Vor Menschen zittern, kommt ihnen nicht mehr in den Sinn, und Gefahren für Leib und Leben kennen sie nicht mehr; jede Straße in Jerusalem wird ihr Lehrstuhl, und selbst im Tempel erschallt das Wort des Neuen Bundes! Ja, Freude erfüllt sie, wenn sie gewürdigt werden, um Jesu willen Schmach zu erdulden. Sie predigen und zeigen der Welt Liebe und fürchten nicht ihren Haß.

Möchte dieses Feuer des Heil. Geistes auch unsere Herzen entzünden, daß jene Gottesliebe in ihnen aufstamme, die stärker ist als der Tod! Jene Liebe, die den hl. Paulus erfüllte, so daß er ausrief: „Wer wird uns trennen von der Liebe Christi? Trübsal oder Angst oder Hunger oder Blöße oder Gefahr oder Verfolgung oder Schwert? Aber in all diesem sind wir siegreich um Dessen willen, der uns geliebt hat.“

Der Sport im Frühling und Sommer.

Von Dr. W. Teschen.

Es hat für die meisten Menschen einen ungeheuren Reiz, mit dem Automobil pfeilschnell dahin zu sausen, sei es als Lenker des Fahrzeuges, sei es Fahrgast in demselben. Wenn jemand das Automobil nicht selber fährt, sondern es nur als Fahrgast benützt, so wirkt auf diesen an nicht ganz warmen Tagen der durch die unvermeidliche Schnelligkeit erzeugte Luftzug unangenehm. Dieser starke Luftzug kann im Anfang bei verweilichten Personen allerdings Erkältungen mit ihren unangenehmen Nebenerscheinungen wie Zahnschmerz, Augenentzündung und Rheumatismus hervorrufen, aber man gewöhnt sich bald an die etwas zu starke Luft, zumal wenn anfangs nicht zu schnell und zu anhaltend gefahren wird. Hat sich der verwöhnte Organismus erst an sein Lebenselement, an die frische, reine Luft gewöhnt, so wirkt der Automobilsport ebenso belebend und heilsam wie nur irgend ein anderer, und zwar auch auf den Fahrgast, denn schon allein die passiven Bewegungen des dahinsausenden Wagens wirken anregend auf den gesamten Blutumlauf.

Beim Fahrer und Lenker des Automobils aber wirken auch noch andere Umstände hygienisch, so die stete Aufmerksamkeit jede Gefahr zu vermeiden, jedes Hindernis glücklich zu überwinden.

Hat man sich erst an die Schnelligkeit des Automobilsfahrens gewöhnt, so genießt man bei jeder Fahrt ein herrliches, gesundes, außerordentlich belebendes Luftbad, vorausgesetzt, daß man sich angemessen kleidet, nicht zu dick und fest, so daß die Luft auch Zutritt zum Körper findet. Das Luftbad spielt nämlich in der modernen Medizin eine große Rolle. Gibt es doch schon eine große Anzahl von Ärzten, die für solche Luftbäder außerordentlich schwärmen, für Luftbäder im vollsten Sinne des Wortes, bei denen der Körper sich völlig nackt der frischen Luft preisgibt. Daraus ergibt sich von selbst, daß man sich bei Ausübung eines Sports so leicht und porös wie möglich kleiden soll, damit die Luft die Haut möglichst intensiv berührt.

Der Automobilsport gilt bei vielen Menschen als gefährlich. Bei vernünftigem Fahren ist dieser Sport sogar weniger gefährlich als der Fahrradsport. Bei diesem kommen stets noch schlimme Abstürze vor. Unter den Folgen, die solche Abstürze manchmal nach sich ziehen, sind Bruchschäden bei Männern eine so häufige Erscheinung, daß hier ganz besonders darauf hingewiesen sein soll. Es klagen viele Radfahrer nach einem Sturze über Schmerzen im Unterleibe, ohne jedoch gleich einen Arzt um Rat zu fragen. Das ist sehr schlimm, denn gerade Bruchschäden erheischen eine sofortige ärztliche Behandlung.

Viele Menschen disponieren nämlich zu Leistenbrüchen; das heißt, es bereitet sich langsam ein Bruchleiden vor. Nützlich und ohne erbliche Anlage dazu entsteht nämlich kein Bruch. Hat sich aber mit der Zeit, ohne daß der Patient es weiß, eine Stelle zum Durchbruch vorbereitet, so genügt zur Zeit eine kleine Anstrengung, ein falscher Schritt, ein Sturz, um den Bruch herbeizuführen. Ein frischer Bruch, der gleich ärztlich festgestellt wird, ist nicht so schlimm. Ein gutes Bruchband macht alles wieder gut! ein solches belästigt nicht, schmerzt nicht und gestattet eine Bewegung, als wäre der Patient völlig gesund.

Der Rudersport kann leider nicht an allen Orten ausgeübt werden. Wo aber genügende Wasserflächen vorhanden sind, kann er nicht warm genug empfohlen werden, denn es ist vielleicht der gesündeste Sport, weil er den Vorzug hat, in staubfreier und möglichst bazillenfreier Luft betrieben zu werden, weil er seine Anhänger am besten vor Erkältungen schützt, da die Temperatur der Wasserluft nicht so schnell und stark schwankt wie die

Landluft. Die Armbewegungen, welche der Ruder- und auch der Schwimmsport, erfordert, erweitern ganz besonders mit der Zeit den Brustkorb und fördern so die Atmung und den Stoffwechsel. Wie die Lunge, so gedeiht und bessert sich beim Rudersport auch der Verdauungsapparat. Die schlechte Verdauung, der schwache und nervöse Magen sind die Grundleiden der geistig arbeitenden Großstädter. Wer sie sicher bannen will, greife zum Rudersport.

Frühling und Sport gehören zusammen. Mit der wärmeren Jahreszeit erwacht wieder die Lust zum Sport und mit ihr kehrt die Gesundheit wieder ein. Längst ist der Sport Millionen Menschen das geworden, was teure Badeorte den Begüterten sind.

Das Frühjahr ist die beste Zeit, einen Sport zu beginnen, der im Freien ausgeübt werden muß. Der Sport ist für unsere Generation um so wertvoller, als unsere ganze Lebensweise eine verweichlichende und naturwidrige geworden ist, wodurch der menschliche Organismus in erhöhtem Maße allen Einflüssen der Erkrankung und Schwächung ausgesetzt ist. Es ist also kein Wunder, wenn die körperliche und geistige Degeneration immer mehr überhand nimmt. Der Staat sollte in seinem eigenen Interesse den Sport begünstigen und besondere Leistungen in demselben belohnen. In dieser Hinsicht können wir viel von den alten Griechen und Römern lernen.

Wenn es unmöglich ist, sei es aus körperlichen oder finanziellen Gründen, ein Sport auszuüben, der veräume es im Interesse seiner Gesundheit wenigstens nicht, so oft wie möglich, wenn's geht täglich, einen Gang ins Freie, in die frische Luft zu machen. Schon der Umstand, daß man im Gefühle der Körperkälte eine immer wärmere Stubenluft verlangt, daß man sich reizbar, unzufrieden oder schwer im Kopfe fühlt, ist ein Warnungsruß, daß die menschliche Haut bereits die nervösen Kennzeichen der Verweichlichung kundgibt, daß sie nach dem belebenden und stärkenden Luftbad verlangt. Darum hoch der Sport!

Marya's Pfingstfahrt.

Von Ernst Konrad.

Marya Baronowska weinte dicke Tränen. Der Briefträger hatte eben ihr Schreiben an den „Musketier Kajetan Raczmarek III. der 5. Komp. Inf.-Reg. Nr. 1248“ zurückgebracht mit dem Vermerk: „Abkommandiert. Truppenübungsplatz Weizenburg (Biedrusko) bei Posen.“

„Pan, pan,“ schluchzte Marya und wankte zu ihrem Dienstherrn, „ist sich Bräutigam meiniges, mein Kajetan abgekommandiert, — mein Himmel, wird sich nichts aus Pfingstbesuch meiniges.“

„Über weshalb denn nicht“, beruhigte sie ihr Dienstherr, „das ist doch nicht so schlimm. Da fährst du eben Pfingstsonnabend mit der Eisenbahn nach Posen. Dort bleibst du bei deiner Tante Leokadya über Nacht und Pfingstsonntag früh fährst du auf dem „Oberbürgermeister Witting“ zwei Stunden wartheaufwärts, dann bist du in Biedrusko und ... schwapy, hast du deinen Kajetan weg!“

„Fahr ich auf Oberbürgermeister, was ich doch lebenslang nicht gekannt habe?“ zweifelte Marya.

„Natürlich“ bestätigte der Dienstherr, „wer vierzig Pfennig zahlt, kann schon eine ganze Strecke auf ihm fahren.“

„Wird sich Marya doch sehr überlegen“, kalkulierte das Mädchen, — aber je näher das Fest heranrückte, desto mehr schwanden ihre Bedenken gegenüber der Sehnsucht, ihrem Kajetan als Pfingstgruß in die Arme zu sinken. Und endlich erfolgte die Erklärung: „Marya wird sich Pfingstfahrt unternehmen.“ Am Pfingstsonnabend nahm Marya den

Betrieb zur Auffrischung ihrer Garderobe im großen auf. Sie schwang in der Küche das Bügeleisen und heizte den Plättosen, daß sich niemand mehr in diesen Glutkasten hineintraute. Und gegen Mittag stieg Marya aus ihrer Kammer empor gleich einem farbenprächtigen Phönix aus den Flammen. Sie glich einer echten Bamberka, wie sie die Deutschen des Westens nur noch im Volkstrachtenmuseum ausgestellt finden: kurze schwarze Blüschenschürze, knallrote Strümpfe, ein Wust von Röcken, die durch eine um die Hüften befestigte Wulst in trinolinenförmigem Abstand vom Körper gehalten wurde, so daß die Furcht nicht unbegründet erschien, jeder heftige Windstoß werde dieses Luftballongebilde leise den Wolken entgegen treiben. Um die Hüften Bänder grün, rotgelb, eine prall anschließende Jacke, glatt angeklebtes, strohblondes Haar und dieser menschliche Bau, behangen mit Ketten, Bildchen, Amuletten, wurde gekrönt von einer mächtigen Schaubere.

„Ist sich Marya fein, sehr fein. Wird sich in Posen Tante Leofadja und in Biedrusko Bräutigam ihriges, Kasimir, alle Ehre machen, — do Widzenia“, (auf Wiedersehen) . . . damit empfahl sich Marya.

Während der Fahrt nach Posen erhielt zwar der Feststaat mancherlei Knick und Brüche in dem Trubel des Pfingstverkehrs, aber Marya litt standhaft, ohne zu klagen. Das erste Psia Krow (Donnerwetter) entrang sich dem Gehege ihrer Zähne erst auf Station Opeleniża, als sich ein Pfingsturlaub von der Gardeartillerie einbildete, es ließe sich auf ihrem Schoße weicher als auf der harten Bank der vierten Wagenklasse. Trotz aller Vorliebe für Zweierlei Tuch, trotz aller guten Vorsätze prasselte dem Frechling ein fürchtbarer Fluch ins Gesicht.

„Station Posen“, — Marya wurde, eingekleidet in dem Strom der Aussteigenden, mit hinaus auf den Bahnsteig gequetscht. Hier hieß es, Tante Leofadja finden. Die war aber nirgends anzutreiben und so zog Marya das Zettelchen hervor: „Leofadja Scule“ war darauf verzeichnet, „Zagorze 36“. Das zeigte sie einem blankknöpfigen Mann und der meinte gleichgültig: „Einsteigen, Richtung Dom; Alter Markt umsteigen“, — damit schob er sie in einen Wagen der elektrischen Straßenbahn. Alle Wetter, war das eine Fahrerei! Breite Straßen, schöne Plätze, elektrische Beleuchtung . . . „Alter Markt“, Marya rückte und rührte sich nicht: „Umsteigen“, kommandierte der Schaffner noch einmal und beförderte Marya zum Wagen hinaus.

Da half der Zettel von neuem. Man packte Marya in eine Droschke: „Nach der Zagorze“, rief man dem Kutscher zu. „Zagorze, Zagorze“ heulten die Straßenjungen. Marya befand sich nachgerade in einem Zustand „der Nervosität“ und als endlich nach vielem Suchen in diesem von aller Welt verlassenem Winkel Tante Leofadja aufgestöbert worden war, gab es ein Wiedersehen, mehr gemischt mit Ausbrüchen der Entschuldigung als der Freude. „Etwas beschränkt ist ja meine Wohnung“, meinte die Tante, „denn auf so hohen Besuch ist man nicht vorbereitet. Da mußt du schon fürlieb nehmen“, — und Marya wurde in all' ihrer Kleiderpracht hinaufbefördert über eine Bühnenleiter in einen dunklen Raum, in dem eine Art Bett etabliert war.

Und als sie das Morgengrauen des Pfingsttages durch das Kammerfensterchen hereinämmern sah, war sie schon auf den Betnen. Mit dem primitiven Hilfsmittel, die ihr zu Gebote standen, glättete sie Röcke und Bänder und war bald fix und fertig. Tante Leofadja schleppte eine Tasse sogenannten Kaffee herbei und gab ihrer Nichte taufend Segenswünsche und einen Jungen mit auf den Weg, der ihr die Straße zur Dampferhaltestelle zeigen sollte.

Der „Oberbürgermeister Witting“ lag im Schmutz der Pfingstflößen zur Abfahrt be-

reit, das zweite Glockenzeichen war bereits gegeben worden. Da stürmte Marya in fliegender Hast über das Anlegebrett, stülpte den Billei-Kontrollleur zur Seite und quetschte sich, ohne auf die Entrüstungsrufe des Publikums zu hören, mitten auf die Bank, die von einem Sonnenfegsel beschattet wurde.

„Gollab“, lachte der Kapitän, als er sich von seinem ersten Erstaunen erholt hatte, „das ist ja eine ganz zünftige Bamberka, die geht auf's ganze.“

„Unverschämtheit“, „bodenloie Frechheit“, „das ist ja noch gar nicht dagewesen“, erkübte es von rechts und links, von vorn und von hinten.

Marya blieb gleichgültig sitzen, sie reagierte selbst auf die kräftigsten Schimpfworte nicht im geringsten. Endlich legte sich der Kapitän in's Mittel.

„Sie wollen doch bis Biedrusko fahren, Panitschka?“, fragte er. „Oder nur bis Dwinsk?“

„Musketier Rajetan Kaczmarek III. von fünfter Kompagnie“, antwortete Marya und blickte starr vor sich nieder.

„Ja“, wandte der Kapitän ein, „Ist der nun noch in Biedrusko oder schon nach Dwinsk abkommandiert?“ alles sicherte und lachte. „Ist schon in Dwinsk“, rief ein vorlauter Jüngling. Das Gelächter steigerte sich. Marya zuckte mit keiner Wimper. „Fräulein“, der Kapitän wurde dringender, „Sie müssen ein Billei lösen, das Dampferfahren ist nicht umsonst. Pienunco!“ (Geld). Dabei machte er die bekannte Bewegung mit Daumen und Zeigefinger. Marya verstand: langsam steckte sie ihre Rechte in die unergündliche Tasche ihres blauen Rockes und entwickelte aus derselben ein großmächtiges gelbseidene Taschentuch, in dessen einer Ecke sie ihr Geld eingeknotet hatte. Der Kapitän hielt vier Finger hoch und fügte hinzu, „troaki“ (Groschen). Marya nickte, zählte vierzig Pfennig ab und knotete den Rest wieder ein. Den Knoten zerrte sie mit den Zähnen fest zusammen.

Der Dampfer steuerte gemächlich durch die lehmfarbenen Fluten der Barthe, — hinaus aus dem Weichbild Posens, der goldene Adler des Kathausturmes sandte Abschiedsgrüße: an der Wolfsmühle vorüber, an ausgepöhlten Lehmuffern, dürrig bestandenen Schilf- und Wiesengründen vorbei. Dwinsk blieb am rechten Ufer liegen und endlich tauchten die dunklen Gründe eines langgestreckten Waldes auf: der Truppenübungsplatz Weizenburg, der größte dieser Art in ganz Deutschland.

Und sobald der Dampfer das erste Waldgatter passiert hatte: Soldaten! Barthe, — Soldaten, Himmel, — Soldaten, Bäume, — Soldaten, das gesamte linke Flußufer besät mit Soldaten.

Marya wurde nun doch etwas unruhig. Einige Soldaten würde sie sich schon gefallen lassen, aber so viele . . . Die Schaufelräder des „Witting“ plätscherten langsamer, das Schiff stoppte. Alles drängte über die Landungsbrücke, Marya schob sich mit dem Menschenstrom vorwärts. Schmale ausgetretene Sandwege, Drahtgitter rechts, Drahtgitter links, Marya directionslos dazwischen. Endlich sagte sie sich ein Herz: „Musketier Rajetan Kaczmarek III., von fünfter Kompagnie“, fragte sie einen der Posten. Der wies auf den rechts abzweigenden Weg und setzte seinen Patrouillengang fort.

Marya machte rechts um und trottete unverzagt durch den tiefen Sand. Endlich gelangte sie zu einer großen Wellblech-Parade, in welcher ihr Hilfe wurde. Als sie ihre Anfrage von Neuem vorgebracht hatte, meinte ein Unteroffizier: „Kaczmarek, — den kenne ich ja, der wird in Parade 32 liegen. Neumann führen Sie doch das Mädchel mal hin.“ Der Soldat nahm Marya in's Schlepptau und transportierte sie nach der erwähnten Parade.

„Musketier Kaczmarek“, rief er in den etwas dunklen Raum.

„Hier“, ertönte eine tiefe Stimme aus dem Innern.

„Na, seh'n Se woß, da is er ja“, ermutigte der Soldat Marya, „nu aber schenigst ein in die Parade“, und mit einem sanft energischen Schub beförderte er das Mädchen in das Innere. „Kasimir, geliebter Kasimir“, hörte er noch einen lauten Aufschrei, — dann machte er kehrt, erfreut darüber, daß er einem glücklichen Paare eine Pfingstfreude bereitet hatte.

Nach den ersten stürmischen Szenen des Wiedersehens zog Marya ihren Bräutigam an's Fenster. „Hast dich sehr verändert, armes Kasimir“, erklärte sie, „ist sich geworden viel magerer bei's Militär. Ein schlaues Lächeln umspielte die Lippen des Soldaten, als er treuherzig antwortete: „Ja weiß du, das Kommissbrot und der stramme Dienst . . . Wenn du wieder zu Haus bist, mußt du etwas nachhelfen, Wurst und Schinken sind hier gar fürchtbar teuer.“ „Weiß ich, weiß ich“, Marya merkte instinktiv, daß an ihr Pflichtgefühl appelliert wurde, „wird sich schon ankommen, eben so schön wie verpfeift mein Dienstherr.“

Während Marya vor den Paraden einherstolzerte, und den Neid der gesamten Kompagnie erregte, steckte sich Kasimir in seine Extraluft und schniegelte und blügelte sich, als ob er zur Audienz beim Kommandierenden befohlen wäre. Dann besorgte er sich ein Nachtzeichen, — zu Pfingsten ging man damit nicht so sparsam wie an gewöhnlichen Sonntagen um —, dann wurde Marya „untergefakt“ und heidi ging's auf der Landstraße hinein nach der Stadt.

Marya mußte herrliche Festtage verlebt haben. Sie kam in der besten Stimmung nach Hause und erzählte Wunderdinge von ihrem Aufenthalt auf dem Truppenübungsplatz und von den Herrlichkeiten, die sie in der Stadt geschaut hatte. Einen Knoten hatte sie in ihr Taschentuch nicht mehr gefaselt, denn für das Geld, was nicht mehr vorhanden war, erübrigte es sich, einen sicheren Aufbewahrungsort ausfindig zu machen.

„Hast du denn deinen Bräutigam gleich wieder gefunden?“ fragte ihr Dienstherr.

„Sofort zu ihm gesehrt“, erklärte Marya, „hat sich sehr verändert, ist sich geworden magerer, hat auch nicht blondes, sondern schwarzes Haar, hat auch keinen Schnurbart, sondern glattrasiert, heißt auch nicht Kaczmarek III., sondern Kaczmarek II.“

„Was tausend!“, staunte der Herr, „dann war's wohl schließlich gar nicht dein alter Bräutigam?“

„War's auch nicht“, gestand Marya freimütig ein, „hab' ich aber gedacht: ob Kaczmarek drei oder Kaczmarek zwei ist sich während der Pfingstfeiertage allens eins!“

Sansens Vergeltung.

Humoreske von R. Franz.

Sans hatte nie begreifen können, wie sich seine Schwester Nimi, von ihm übrigens immer Niese genannt, obwohl sie sich das schon einmal verbeten hatte, in Herrn Amadens Sperthuhn, seinen Klassenlehrer, ausgerechnet seinen Klassenlehrer, der etwa 30 tauglichste Quartaner in die Schönheiten des Cornelius Repos einzuführen hatte, verlieben konnte. Aber ob er es nun begreifen mochte oder nicht, die Tatsache stand fest. Es war so. Sperthuhn hatte einmal bei Sansens Vater, dem ersten Uhrmacher des kleinen Gymnasialstädtchens, seinen Chronometer reparieren lassen und bei der Gelegenheit dessen hübsches Töchterchen kennen gelernt, das im Gegensatz zu seinem Bruder nicht das Geringsste an dem jungen Lateinlehrer auszusprechen hatte. Und so kam denn, was kommen mußte. Ostern verlobten sie sich offiziell, und als ein halbes Jahr später der Pädagoge an ein anderes Gymnasium berufen wurde, was gleichzeitig eine nicht unerhebliche finanzielle

Verbesserung in sich schloß, da wurde vorher noch geheiratet. Und Hans hatte nun einen Lehrer zum Schwager, was ihm bei seinen Schulkameraden ohne weiteres eine gewisse Würde verlieh, wogegen die Eltern sowohl als auch die übrigen Lehrer zu ihm nun meinten, er werde wohl jetzt emsig bemüht sein, sich eines solchen Schwagers würdig zu erweisen.

Das trug allerdings nicht dazu bei, die Sympathien Hansens für Herrn Sperrhuhn zu vermehren und auch das nicht, daß dieser solange er noch im Orte blieb und lehrte, seinen kleinen Schwager gar nicht bevorzugte, sondern ihn, wenn er einmal cum mit dem Affusativ gebrauchte, ebenso bestrafte, als wäre er ein ihm völlig fernstehender Junge.

Und dann noch immer die Klagen über ihn zu Hause, die nun auch noch Mimi als die Gattin seines Lehrers vorbrachte. Hundert heilige Eide schwur Hans, daß er sich für all das noch einmal rächen werde. Zwar wie, darüber war er sich einstweilen noch nicht einig. Aber er war ja auch noch jung und hatte Zeit zum Warten.

So atmete er einstweilen nur tief, recht tief auf, als der Zeitpunkt herangenah war, da Sperrhuhns nach ihrem neuen Wohnsitz umziehen mußten, und als am Bahnhofe Vater und Mutter und Schwester und alles Abschiedstränen vergossen, da freute er sich nur und lachte ganz unverschämt, worüber sich sein Vater so ärgerte, daß er ihm einen Kagenkopf versetzte, der nicht von schlechten Eltern war. Das blieb nun vorläufig die letzte Erinnerung Hansens an seinen Schwager. Er schrieb zudem auch diese Ohrfeige auf dessen Konto und hoffte nur bestimmt, daß ja noch nicht aller Tage Abend sei.

So sind nun unsere Herren Jungens. Wer sich schuldlos fühle, werfe den ersten Stein auf sie.

Und der Winter ging vorüber und der Lenz kam und ging ebenfalls vorüber und der Sommer kam und mit ihm die großen Schulferien. Mimi wollte dieselben mit ihrem Gatten bei den Eltern verleben, die sich hoch erfreut über den Entschluß zeigten und sofort auch in dem Sinne erwiderten. Natürlich müsse man sich ein wenig einschränken, teilen sie gleichzeitig mit. Sie könnten es nicht anders einrichten, als daß der Schwiegerjohn in Hansens Bett schlief, der für die Ferienzeit dann eben auf dem Sopha kampieren müsse, was ihm jedenfalls gar nicht schlecht bekommen würde.

„So“, brummte Hans. „Ich bin also wie derjenige, der darunter leiden muß. Mag er doch da bleiben, wenn wir keinen Platz haben.“

„Aber“, beruhigte ihn die Mama, „freust du dich denn gar nicht, daß du deine Schwester nach fast einjähriger Abwesenheit wieder siehst? Ich hätte dir nun doch mehr geschwisterliche Liebe zugetraut.“

„Ach was, Liebe. Mag Sperrhuhn doch auf dem Sopha schlafen.“

„Genug jetzt“, endete der Vater den Disput. „Wie's angeordnet wurde, so bleibt's. Und nun will ich nichts mehr über die Geschichte hören. Und damit basta!“

Sie kannten alle dieses „Basta!“ Wenns der Vater einmal gesprochen hatte, so war nichts mehr zu machen. Unter den Umständen zog auch Hans vor, den Mund zu halten.

Nur wurmte ihn diese neue „Zurücksetzung“, wie er es nannte, mächtig. Wenn er nur ein Mittel fände, seinen Groll auszulassen.

Fast volle vierundzwanzig Stunden mußten Sperrhuhn und Frau auf der Eisenbahn zubringen, um zu den Eltern gelangen zu können. Und wer jemals eine solche Fahrt durchgemacht, der weiß, in welcher Verfassung die beiden sich befanden, als sie an der Endstation angekommen waren. Das war Mittags. Mimi sagte gleich nach der ersten Begrüßung: „Mama, ich falle um vor Müdigkeit, wenn wir nicht in 10 Minuten zu Hause sind.“ was der Mutter nur einige mitleidige Worte abnötigte.

Der Lehrer indessen fühlte sich als Mann und meinte, indem er sich in die Brust warf, solche Reisestrapazen seien doch noch meist zu ertragen. Er müsse sich nur ein wenig austreten. Dann fühle er sich wieder so frisch wie ein Fisch im Wasser.

's war aber nicht wahr. Beim Essen wären ihm beinahe die Augen zugefallen, und als er auf den Ansturm seiner Schwiegereltern hin sich nach Tisch ein wenig niederlegte, — nur bis zum Kaffeetrinken — da war er sofort eingeschlummert. Kann ihm auch kein Mensch verdenken. Und als ihn Hans gegen 4 Uhr wecken sollte, war er kaum wach zu bringen.

Und da faßte der Ränge einen fürchterlichen Plan. Jetzt wird er es ihm schon eintränken, daß Sperrhuhn in seinem Bette schläft. Und er, sein Schwager, soll an die Nacht denken.

Nachbars Kluno zog er ins Vertrauen. Der sollte ihm helfen. Und der Bengel half auch. Denn wer von uns in seiner Jugend hätte sich nicht daran beteiligt, wenn es galt, jemanden einen Streich zu spielen.

Die Nacht kam. Man war in der ersten Freude des Wiedersehens etwas länger zusammengeblieben. Um so sehnsüchtiger harrete Sperrhuhn des Augenblicks, da ihm sein Weibchen den Gutenachtfluß geben und ihn in Hansens Zimmer entlassen würde. Und als der Augenblick nun vorüber war, da fiel er mit einer wahren Wollust hinein in sein Bett und schloß die Augen.

Zehn Minuten mochte er so gelegen haben. Noch schlief er nicht, sondern befand sich noch in jenem traumhaften Halbdufel, der einen sanft aus der Wirklichkeit hinüberführt in Morpheus' Arme. Da sprang er jäh erschrocken auf. Zum Donnerwetter: der Becker auf der Kommode rasselte ja schon jetzt. Er hat natürlich vorhin gar nicht daran gedacht, ihn zu stellen. Und wie das Geklingel laut in der nächtlichen Stille tönt! Na, ein Glück, daß er jetzt schon meldete. Wenn er in bestem Schlafe gelegen wäre, würde ihm die Geschichte unangenehmer gewesen sein.

Also harrete er geduldig, bis der Becker aufgehört hatte zu spektakeln; dann legte er sich wieder hin und schloß aufs neue die Augen. Nur hörte er noch, daß es von der nahen Kirche her elf schlug.

Und wieder war er auf der Kippe zwischen Schlafen und Wachen. Ja, was ist denn das? Diesmal fährt er ganz entsetzt auf. Da läuft ja schon wieder ein Becker ab. Die Sache ist ja fast unheimlich. Er träumt doch nicht. Nein, nein, er hört's nur allzu deutlich. Schleunigst erhebt er sich und macht Licht. Sein erster Blick fällt auf den Becker auf der Kommode. Aber sieht er denn recht? Der steht doch noch auf sieben Uhr und ist, wie er sich bald überzeugt, aufgedreht, kann mithin nicht schon vorher abgelaufen sein. Oder schläft vielleicht im Nebenraume ein Bader, der jetzt aufstehen muß? In diesen alten kleinstädtischen Häuschen sind ja die Wände so dünn. Das ist die einzige Erklärung. Und als er keine bessere fand, beruhigte er sich und schlüpfte zurück in sein Bett, das eigentlich das Bett Hansens war.

Was soll ich viel sagen. Nach einer Viertelstunde riß ihn der Spektakel aufs neue aus seinen Träumen. Er durchsuchte die ganze Wohnung, leuchtete unters Bett, selbst in das Kästchen, das am allerwenigsten zur Aufbewahrung einer Beckeruhr dient. Sinein in den Kleiderschrank, denn er ahnte jetzt so etwas wie einen Streich. Aber er fand nichts. Auch die Kommode zog er auf, um sie ebenso enttäuscht wieder zu schließen. Und ob er sich noch so gegen das Geräusch wehrte, obgleich er sich schließlich gar Wutte in die Ohren steckte mit seiner Ruhe, nach der er so verlangt, war es vorbei. Der Klunk soll's holen, fluchte er. Nur half auch das nichts. Und endlich wartete er gar noch mit einem ingrimmigen Behagen darauf, einem Behagen, das nur aus der Verzweiflung heraus geboren war, machtlos gegen einen Feind dazustehen, wenn der nächste Becker anheben werde, zu lärmern . . .

Am andern Morgen gab's 'ne hochnotpeinliche Untersuchung. Jeder war ja von vornherein davon überzeugt, daß nur Hans der Uebeltäter sein könnte, der seinen Schwager auf so grausame Art und Weise um die Nachtruhe gebracht hatte. Und der sah auch ein, daß ein Leugnen gar keinen großen Wert haben würde. So gestand er denn, daß er aus dem Ubrlager seines Vaters zwei Duzend Beckeruhren herausgenommen, jedes Werk eine Viertelstunde weitergestellt, und sie alle dann — in dem alten Klavier untergebracht habe, das sein Zimmer schmückte. Na, daß in diesem Marterkasten die lärmenden Uhren standen, daran hätte der gute Lehrer allerdings nicht im geringsten gedacht.

Aber er war großmütig. Er verzieh dem jungen Sünder. Und die anderen mußten notgedrungen denn auch tun. Nur wurde ihm angedroht, daß sein Schwager nun zur Strafe ihn die ganzen Ferien allein seine Aufgaben machen lassen wolle. Jetzt könne er sich, falls er gehofft habe, auf dessen Hilfe zu rechnen, allein den Kopf zerbrecen.

Und Hans war so schlecht, daß er das noch nicht mal als Strafe empfand.

Na ja, ich sagte schon: man weiß ja, wie unsere Herren Jungens sind.

Zweifilbige Charade.

Unentbehrlich
Und gefährlich
Voller Macht
Und wilder Pracht;
Küßsam, sämelzend, mild versöhnend
Mit der kalten Welt, verhöhnend
Jede Schranke, jeden Halt
Durch die rasendste Gewalt —
So die beiden Ersten lassen
Viel in sich zusammenfassen:
Der Herdrung Graus und Not,
Wohltat, Segen, Schreck und Tod.

Und die Dritte, wie verschieden!
Von idyllisch heiterm Frieden,
Wiesengrün und Frühlingsluft,
Vogelsang und Waldesduft
Läßt sie uns so wönnig träumen,
Oder in geweihten Räumen
Ihre Sphärenharmonien
Wundermächtig uns umziehen.

Selbst von tiefem Ernst durchdrungen.
Ist dem Ganzen es gelungen,
Viele Jünger zu belehren
Zu dem Glauben und den Lehren,
Die's in Wort und Schrift vertrat;
Doch nie konnt' aus seiner Saat
Segensreiche Ernte sprießen,
Denn das Döchte zu erschließen
Bleibt dem Menschengeist versagt,
Und der Forscher, der es wagt,
Wird, statt Wahrheit zu verbreiten,
Bege in die Irre leiten.

Dreifilbige Charade.

Wer meine erste Silbe tut, ist meist ein wackerer
Mann,
Doch packt ihn Habgier ist sein Kund' gar übel oft
daran.
Wer meine erste Silbe ist, ist weiblichen Geschlechts,
Doch führt auch hier der Lebensweg zuweilen links,
statt rechts.
Was meine zweite Silbe, nezt ein rückgewonnen Land,
Gefeiert und besungen oft als sit- und stamm-
verwandt. Wen man mit letzter Silbe rief, socht oft
um schänden Gold,
Doch ist der Neuzeit Höflichkeit der Umgangsform
nicht hold.
Das Ganze ist oft schwer, oft leicht, oft leid-, oft
glückstränenfeucht.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Worträtsel: Kairo — Karo.
Anagramm: Oberst — Borste.
Wortspiel: Trauring — Traurig.
Kugel-Pyramide: E, Ei, Eli, Niel, Diane,
Daniel, Weland.
Buchstabenrätsel: Bier, Eier, Hier, Tier,
vier, Eier, hier.
Zweifilbige Charade: Meeresschaum.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Tageblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Mehrfach von einigen Briefen verboten.)

Fest der allerheiligsten Dreieinigkeit. (Erster Sonntag nach Pfingsten).

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 28, 18-20. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden.“ — „Darum gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, und des Sohnes und des heiligen Geistes.“ — „Und so lehret sie Alles halten, was ich euch befohlen habe; und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an's Ende der Welt.“

Zum Feste der hl. Dreifaltigkeit.

Der heutige Festtag ist gewissermaßen der Ring, der den Weihnachtsfestkreis, den Oster- und Pfingstfestkreis wieder zusammenschließt. Im Advent gedachten wir der Vorbereitung auf die Erlösung und der Offenbarung des Vaters im Alten Bunde, die mit der Sendung des Sohnes zu Weihnachten ihren Abschluß findet. Den göttlichen Erlöser begleiteten wir dann von Seiner Geburt zu Bethlehem durch Seine Kindheit, Sein Lehramt, Sein bitteres Leiden und Sterben bis zu Seiner glorreichen Auferstehung und Himmelfahrt — feierten endlich am verfloßenen Sonntage die gnadenvolle Herabkunft des Heil. Geistes, eine Herabkunft, deren Segnungen fortbauern und sich unaussprechlich ergießen über die dafür empfängliche Menschheit bis zum Ende der Tage.

Somit haben wir, lieber Leser, das Wirken der drei göttlichen Personen nach außen für die Menschheit betrachtet; heute aber wird unsere Seele hingelenkt zur anbetenden Betrachtung des geheimnisvollen inneren Lebens der Gottheit. Die Lehre von dem Einen Gott in drei Personen aber ist das höchste Geheimnis, das wir in unserer hl. Religion haben. Deshalb kann es sich für uns nur um einen scheinbaren Blick, keineswegs aber um ein klares Verständnis der Art und Weise handeln, wie die drei göttlichen Personen eins und wie sie drei sind; denn die Namen Natur und Person, die wir gewöhnlich anwenden, sind offenbar nur gleichnisweise und nicht im menschlich-natürlichen Sinne zu verstehen.

Da häumt sich nun gern der menschliche Dünkel auf und will es unerträglich finden, daß wir an ein Geheimnis glauben sollen, das unser Verstand nicht begreift und nie begreifen kann: In Gott sind drei verschiedene Personen — der Vater ist ein anderer als der Sohn, und der Sohn ein anderer als der Heil. Geist — und doch ist jede der drei göttlichen Personen der Eine Gott, denn es gibt nur einen Gott, und Gott ist unteilbar.

Ja, auch der schärfste Verstand wird das nie begreifen, kein geschaffener Verstand reicht

hin, es anzudeuten. Könnte er das innere Leben Gottes, „der in unzugänglichem Dichte wohnt“, völlig erfassen, dann müßte das Endliche gleichartig dem Unendlichen, dann müßte das Unendliche gleichen Wesens mit dem Endlichen sein.

Ein Thor ist, wer da hofft mit seinem Geiste der Gottheit ewige Bahnen zu begreifen. Die eine Wesenheit in drei Personen. Bergehens fragst du, Mensch, nach seinem Grunde; Denn hättest Alles du begreifen können, Umsonst Maria dann den Herrn gebar.“

Aber, lieber Leser, gerade hierin liegt auch der Beweis der Wahrheit dieses Glaubenssages: daß er nämlich aus Gott stammt und nicht etwa aus den Gedanken der Menschen; denn der Mensch erfundet ja nicht, was er nicht begreifen kann, und seine Vernunft sträubt sich, das anzunehmen, was sie nicht zu durchdringen vermag. Darum wird eine religiöse Lehre, die von Menschen erfunden ist, niemals Geheimnisse enthalten. Wo das Geheimnis erscheint, ist es das Siegel göttlichen Ursprunges; denn wenn Gott sich offenbart, so muß Er sich auch Seiner würdig, in einer, der unendlichen Intelligenz entsprechenden Weise offenbaren; und wenn Er von Seinem inneren, göttlichen Leben zu uns redet, dann muß ein Reich von Wahrheiten vor unsern Geist treten, das da erhaben ist „über alle menschliche Vernunft“, wofür die geschaffene Natur zwar Gleichnisse (Analogieen), aber nichts Gleiches zu bieten vermag. Ja, was wäre, lieber Leser, Seine Offenbarung, wenn sie uns nichts anderes böte, als was auch des Menschen Geist erdacht hat oder hätte erdenken können?

Hieraus folgt aber keineswegs, daß die Lehre von dem Dreieinigen Gott dem Menschengeiste völlig fremd, absolut unverständlich sein müsse; denn dann wäre sie nicht eine Offenbarung für den Menschengeist. Ist vielmehr unsere Seele das Abbild des Dreieinigen, der sie geschaffen „nach Seinem Ebenbilde“ (1. Moses 1, 27), so wird sich in der menschlichen Seele wie in einem Spiegel das göttliche Urbild reflektieren; das persönliche Leben in der Gottheit wird das Vorbild

*) Dante, Segener III, 34.

Kirchskalender.

- Sonntag, 29. Mai. 1. Sonntag nach Pfingsten.** Fest der Allerheiligsten Dreifaltigkeit. Maximilian, Bischof † 349. Evangelium Matthäus 28, 18-20. Epistel: Römer 11, 33-36. • Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion der Jünglings-Kongregation. Nachmittags 1/4 Uhr Aufnahme mit Predigt. • Karmeliten-Klosterkirche: Die hl. Messen sind um 6 und 9 Uhr. Nachmittags 4 Uhr Mai-Andacht.
- Montag, 30. Mai. Felix, Papst und Martyrer † 274.** • Karmeliten-Klosterkirche: Abends 8 Uhr Mai-Andacht.
- Dienstag, 31. Mai. Petronella, Jungfrau † 80.** • Karmeliten-Klosterkirche: Schluß des Raimonates. 6 und 8 Uhr hl. Messen. Abends 8 Uhr Predigt, darnach Mai-Andacht und Te Deum.
- Mittwoch, 1. Juni. Simeon, Mönch.**
- Donnerstag, 2. Juni. Fronleichnamfest. Gedotener Feiertag. Erasmus, Martyrer † 303.** Evangelium Johannes 6, 56-59. Epistel: 1. Korinther 11, 20-32. • Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Hochamt. Während der Oktav Abends 1/8 Uhr late. Andacht. • Karmeliten-Klosterkirche: 6 Uhr erste hl. Messe, 8 Uhr Hochamt. Nachm. 4 Uhr Fest-Andacht.
- Freitag, 3. Juni. Clotilde, Königin † 545.** • Karmeliten-Klosterkirche: Herz-Jesu Feiertag. 6 Uhr erste hl. Messe, 8 Uhr Hochamt. Nachm. 1/8 Uhr Predigt, darnach Herz-Jesu und Armenjelen-Andacht.
- Samstag, 4. Juni. Florian, Martyrer † 297.**

(Prototyp) des menschlichen Geisteslebens, und darum werden wir aus dem Lebensprozeß des menschlichen Geistes wenigstens in analoger Weise (gleichnisweise) auf das absolute (göttliche) Geistesleben schließen dürfen — wobei wir allerdings mit dem großen hl. Augustinus festhalten müssen, daß auf keinem anderen Gebiete der Irrtum sich so leicht einschleicht und dabei so gefährlich ist, wie gerade hier.

Die Ähnlichkeit zwischen dem göttlichen Urbild und seinem Nachbild im menschlichen Geiste hier anzuführen in der Art, wie die großen Kirchenlehrer es getan, kann meine Absicht nicht sein; es würde in den Rahmen dieser Aufgabe — weil schwerer verständlich — nicht hineinpassen. Ich beschränke mich daher auf eine kurze Bemerkung, die jeder Leser leicht zu erfassen vermag: Auch unsere Seele ist gewissermaßen dreieinig; in ihr ist der Verstand, der Wille und das Gedächtnis. Der Verstand ist nicht der Wille, und das Gedächtnis ist wieder etwas anderes. Aber der Verstand ist die ganze Seele, der Wille ist die gleiche Seele, das Gedächtnis ist die gleiche Seele. Wer aus uns kann das ergründen? Wer aus uns weiß, wie es zugeht, wenn wir denken, oder wenn wir etwas wollen, oder wie die Dinge in unserer Seele aufgehoben sind, deren wir uns an etwas erinnern? Auch das läßt sich nicht einmal ergründen — geschweige jenes ewige „Urbild“ der Gottheit: da ist der Vater der ganze, einzige Gott; der Sohn ist der ganze, einzige Gott; der Heil. Geist ist der ganze, einzige Gott — es sind in Gott zwar drei Personen, aber es ist nur ein Gott.

Einer meiner Verwandten besitzt ein ganz eigenartiges Bild, das aus bemalten Stäben zusammengesetzt ist. Stellt man sich davor, so zeigt es Gott Vater; stellt man sich auf die rechte Seite, so ist es Gott Sohn mit dem Kreuze, der erscheint; stellt man sich zur Linken des Bildes, so zeigt es den Heil. Geist (in Gestalt einer Taube). Also drei verschiedene Personen in einem Bilde, und jede das ganze Bild.

Die heiligste Dreieinigkeit bleibt also ein Geheimnis für uns, denn kein geschaffener Verstand kann sie ergründen. Siehe, lieber Leser, du kannst wohl zur Sonne aufschauen, aber nicht in sie hineinschauen; dafür ist unser Auge zu schwach. So kannst du auch zur allerheiligsten Dreieinigkeit zwar aufschauen, seitdem Jesus sie dir offenbart (gezeigt) hat, aber du kannst nicht in sie hineinschauen! Nur Einer kann die Gottheit ergründen: dieser ist Gott Selbst! Wir aber wollen — um mit den Worten der heutigen Epistel zu reden — „die Tiefe des Reichthums, der Weisheit und der Erkenntnis Gottes“ anbeten und uns in Dankbarkeit mit Seiner Gnade bemühen, wahre Gotteskinder zu werden.

Wagen 69.

Von Valentin Kraudt.

Vor der Kirche zu St. Martin hatte sich eine neugierige Menschenmenge angesammelt. Die Kasse der glänzenden Hochzeitskutschen scharrten ungeduldig und standen nur still und spitzten die klugen Ohren, wenn die Orgelklänge so mächtig anschwellen, daß man sie vor dem geschlossenen Portal vernehmen konnte. Die Kutschen lächelten stolz von ihren hohen Sitzen auf die erregt schwärmenden und lebhaft gestikulierenden Gruppen herab. Es war ja auch äußerst merkwürdig, daß hinter dem vornehmen Paare ein ganz gewöhnlicher Schaffner von der Straßenbahn einhergeschritten war. Welche Beziehungen wohl zwischen Doktor Warren oder gar erst Klara Walter, der Tochter des steinreichen Großkaufmannes und dem simplen Manne bestehen mochten? Von Verwandtschaft konnte da doch sicher gar keine Rede sein?

„Wie heißt denn der Elektrische?“ rief auf einmal ein findiger Kopf recht vernehmbar. „Vielleicht hört sich's dann?“

„Werner heißt er!“

„Rein, er heißt Schmitt!“

„Mit einem dt' oder —“

„Ja Werner mit einem „dt“.“

Alles lachte über den Wit, bis endlich einer sagte: „N guten Tag hat er. Das Kunststück könnt' er mir verraten.“

So schwätzte es durcheinander, bald lauter, bald gedämpfter. Da wurde das Portal geöffnet.

„Sie kommen!“ schrien einige.

„Das müssen sie wohl 'mal“, setzte wieder ein Wigbold hinzu und dann legte sich ein tiefes Schweigen über die Menge. Der stattliche Arzt schritt, die liebliche Frau am Arme, dem nächsten Wagen zu, den Neugierigen kaum einen Blick schenkend. Sein junges Weibchen hatte den Blondkopf gesenkt und lächelte süß vor sich hin. Und nun kam der Schaffner, der beneidete Löwe des Tages, eine funkelneue Dienstmütze über der heiter strahlenden Stirn.

„Das ist er! — Das ist er!“ zischelte es links und rechts.

„Kenne ihn.“

„Wagen 69 — blaue Linie — Werner heißt er.“

„Mit 'n „dt“ — jawohl so heißt er.“

Der Angestaunte blickte sich erhobenen Hauptes um, nickte dahin und dorthin wie ein Großwürdenträger und sprang dann mit gewandtem Sprunge — das mußte er ja von Amtswegen wie kein Anderer können — in die langsam heranrollende zweite Kutsche.

„Mahlzeit, Werner!“ riefen ihm einige nach. „Jamos er Anschluß, Bursche.“

Die anderen Hochzeitsgäste grinsten belustigt in sich hinein, die Peitschen knallten, die Wagen rollten geräuschlos davon, und bald lag der kleine Platz vor der Kirche wieder in altgewohnter Ruhe.

Kurz danach hatten die Hochzeitsgäste an der Festtafel Platz genommen. Gegenüber dem Ehepaar hatte man den „Elektrischen“ plaziert, der sich vorläufig noch etwas vertaffen vorkam. Die feinen Geschirre und vielen Gläser verwirrten ihn, und von dem, was man gerade sprach, verstand er als einfacher Mann nichts. Wenn die schönen Braten, zarten Fische und guten Weine vielleicht auch die Neuvermählten nicht gewesen wären, wäre er am Ende doch lieber sofort zu seinem Wagen 69 zurückgekehrt. Glücklicherweise schenkte ihm der Doktor auch immer ein und fragte dann und wann auch nach dem Betrieb, den Vorschriften und Dingen, über welche er einiges zu sagen wußte.

Endlich hörte man durch das Stimmengewirr die entschiedene Frage: „Aber, Doktor, wie kommst du eigentlich gerade auf Nr. 69? — Bist ja ein origineller Kerl sonst; aber —“ „Wann wir fertig hier sind, wirst du's hören.“

Das dauerte aber noch eine geraume Zeit; denn Nr. 69 hatte einen kaum zu bewältigenden Appetit. Endlich nickte der Mann wohlgefallig vor sich hin, griff nach den Zigarren und lehnte sich paffend in seinen Stuhl zurück als wolle er sagen, nun möge da kommen, was da wolle.

„Sie haben wohl die anstrengendste Tour?“ wandte sich einer der Gäste lächelnd an ihn. Der Doktor aber fragte fast zu gleicher Zeit: „Wann war es doch eigentlich, Klara, als wir uns zuerst trafen?“

„Es war so im November, der „Barbier“ wurde gerade zum erstenmale gegeben.“

„Barbier? — Barbier, Fräulein?“ warf der Elektrische, welcher scheinbar nur halb hingehört hatte, dazwischen. „Ich meine, Sie hätten ins Theater gewollt?“

Alle lachten und riefen: „Erzählen Sie mal!“

Sofort kamen auch die jungen Mädchen herbei, damit ihnen ja kein Wort entginge, und

dem biedern Schaffner wurde ganz bange. Das glückliche Paar aber lächelte ihm zu und er begann: „Also es war Abend, und der Doktor fuhr auf der Plattform mit und an der Schillerede war knapp der Aufenthalt vorbei, als eine junge Dame noch herankommt. Der Wagen fuhr aber schon langsam, indem sie aufsprang, wobei ihr der Doktor da half, was ich sonst gerne getan hätte. Ja, ja, lachen Sie nur.“

„Na, wir hätten auch gerne geholfen“, sagten da einige.

„Aber bei uns steht's in der Instruktion. Also und das Fräulein will bis an den Opernplatz und hat kein Geld. Natürlich so in der Eile, wie die Weibsteute so sind, wenn sie sich eilen, hatte sie keinen roten Pfennig eingesteckt. Da half ihr natürlich der Doktor aus und nach der Oper wieder der Doktor. Und dabei hat er sich früher immer bei mir beklagt, die Praxis ginge net.“

Der Schaffner trank sein Glas aus, ehe er weiter erzählte.

„Und dann fuhren die Beiden abends oft zusammen, natürlich erst zufällig und dann immer zufälliger; aber ich konnte ihn net mal fragen, was das eigentlich vor ein Mädchen sei. Wissen Sie, man kennt gern alle! Und dann fuhren sie auch mal am hellen, lichten Tag zusammen und dann noch 'mal, und dann stieg bei der Wache die Frau Walter da auch ein und das Fräulein schien in eine Ohnmacht zu fallen. Donnerwetter, denke ich in dem Augenblick, Doktorchen alleweil ist's für heute mit dem Stadtpark vorbei; denn die Mutter — — —“

Mama Walter machte eine Miene, als sei ihr diese Unterhaltung denn doch etwas unpassend. Nr. 69 stuzte etwas, fuhr aber nach einem kräftigen Schluck in väterlichem Tone fort: „Und dann kam so eine Zeit, bald er zu früh, sie zu spät, bald keines von beiden und ich konnte die Sache nur noch so an der Hand der Trinkgelder und Zigarren — das ist übrigens Privatmitteilung; denn wir dürfen bekanntlich keine Trinkgelder annehmen — verfolgen.“

„Waren ja keine Trinkgelder, waren Liebesgaben“, fuhr ein kleines Stumpfnäschen dazwischen.

„Gewiß, ganz recht, Fräulein! — Also aber, die Sache war net aus. Tag aber gewiß ein Wasser dazwischen. Geseht hat es mich denn auch, als ich sie dann wieder einmal zusammen auf der roten Linie sah, trotzdem ich das dem Kollegen dort net gönne. Später fuhr dann wieder der Doktor mit mir und dann einmal stand sie am Schillered und lachte nur und stieg net ein, und der Doktor lachte auch und stieg net aus. Wissen Sie noch? — Na, also!“

Die Sache war also nun so, das fühlte jeder mitleidige Mensch. Donner ja, wenn ich ein Mädel gewesen wär' oder 'ne Tochter gehabt hätte! — Und nachher stieg der Doktor mal am Schillered mit einem Blumenstrauße aus. Und nachher muß ich alle Morgen dort dem kleinen Dienstmädchen mit der weißen Kopfkrause ein Sträußchen abgeben und auch 'mal ein Briefchen. Es stieg auch mal ein Herr am Schillered ein, der Elektrische sah dabei mit bedeutungsvollem Nicken nach Herrn Walter hin, der mich mancherlei fragte, was ihn, wie ich damals glaubte, nichts anging. . . . Woher ich den Strauß hätte? — Ob ich den Absender kenne? — Ob ich ihm nicht sagen könne, wann der Herr abends heimfähre? Gutherzig wie ich nun mal bin, erzähle ich endlich doch, daß er ein tüchtiger, gelehrter, feiner — ja lachen Sie nur, Herr Doktor, Mann sei und daß das ihm gewiß Freude mache, dem kleinen Mädel da am Ed — — — „Unfinn“, brummte mir aber der Herr da zornig entgegen, „nicht dem Dienstmädel da. Es ist eine ganz andere.“

In der Zerstretheit gebe ich das Halbesignal, wohl auch, weil ich fürchtete, er wolle mir den Hals umdrehen und erhalte einen Ruffel vom Revisor. Was ging mich eigentlich auch die Geschichte an? Der Herr Walter fuhr aber

num alle Morgen mit, traf aber wunderbarerweise nie die Zeit, in welcher die beiden Leuten so hübsch zusammen in die Stadt fuhren. Kam er 8,6, kamen sie 8,12, kam er 8,12, dann fuhren sie 8,6. Es war wunderbar!"

"Nicht so sehr, mein Lieber", erklärte da der Brautvater, "bei einem guten Telefonanschluß und einem so gewichtigen Dienstmädchen, das ja immer schon reichlich eine halbe Stunde vorher wußte, wann ich fahren würde."

"Na ja, die reichen Leute haben alles leicht", seufzte der Schaffner.

"Mir fiel es aber sehr schwer. Eigentlich gelang mir gar nichts", hielt ihm der Kaufherr entgegen.

"Wozu auch. Damals war's am Ende auch zu spät. Ich weiß ja nicht, wie Sie mit der Gnädigen stehen; aber die fuhr damals schon abends mit den Brautleuten friedlich heim und war's zufrieden, und mit den Weibern" —

"Na aber!" drohte die junge Frau. Der Elektrische erschrak und zündete sich eine neue Zigarre an. Dann fuhr er fort: "Wie das nun so geht, wenn man vorwärts kommt. Der Doktor zog in das Stadtviertel am Botanischen und fuhr nun alle Morgen mit Nr. 69 hinaus und Fräulein Walter hatte nun auch scheinbar keine Einkäufe mehr in der Stadt und fuhr auch mit hinaus. Ob sie im Park dort spazieren gingen, weiß ich nicht, aber die schöne Maienzeit war, — und wundern läßt mich heute nicht. Ich habe schon viele Bärchen zusammengefahren; aber so lange hat's noch nie gedauert. Endlich fuhr der Doktor mal im Angstrohrchen und einem funkelnagelneuen Schwalbenschwänzchen bis ans Schillerer und ich dachte mir da so vielerlei, daß ich laut rief: Endstation, alles aussteigen! Aber nur der Herr Doktor folgte dem Ruf und verzichtete auf Zeugen. Die Endstation seiner Jungellenlaufbahn war es wohl auch. Wir fuhren damals weiter. Von dem Tage an aber stieg der Herr Doktor nur noch selten zu mir, und es war immer noch so schöne Zeit zu Morgen-spaziergängen! Und weil ich um jene Tage etwas Magenschmerzen bekam, suchte ich den Herrn Warren auf."

Aber was für eine Praxis hatte schon der Mann? Im Wartezimmer war kein Stuhl mehr frei. Bis ich dran kam, war ich wohl Gott schon wieder gefund, erhielt eine Zigarre oder zwei und ging. Und dann sah ich ihn immer in einem eigenen Fiaker. — Aha, da schaut's heraus! — Die Elektrische, die Nr. 69, ist net mehr fein genug! — Die Wagen sehen ja auch miserabel aus und die Betriebsleitung — — —

"Das haben Sie mir damals immer gesagt", unterbroch ihn die junge Frau.

"Ja und es war mir immer wie eine Ehre, daß Sie noch mitfuhren, Fräulein — ach, ach, liebe Frau."

Die jungen Damen lachten und nahmen sich im Geheimen vor, jetzt auch öfter mit Nr. 69 zu fahren.

"Wie ist denn nun eigentlich Ihre Strede?" fragte darum eine kleine Schwarze.

"Die nobelste ist's ja schon wohl, — durch alle feinen Viertel, und Herr Doktor und Frau Doktor werden's ja auch bestätigen. Noch nie ein Unglück passiert."

"Na, na!" meinte ein alter Hagestolz witzig.

"Der Herr Doktor und die Frau Doktor können mir das auch wohl bestätigen. Was?" betonte der Schaffner erheit.

"Ja, Nr. 69 ist ein glücklicher Wagen, d. h. uns hat er Glück gebracht. Es lebe Nr. 69!" Alles hob die Gläser.

"Nr. 69 hoch, hoch, hoch!"

Der Schaffner trank bei jedem Hoch ein Glas aus und mußte am Abend unter Umgehung alles "elektrischen Betriebes" heimgebracht werden, obgleich Nr. 69 um die Zeit noch zweimal die Strede zu fahren hatte.

Ein Todesurteil durch Indizienbeweis.

Kriminalnovelle von Georg Bräuer.

Im Jahre 19... begab ich mich mit dem Nachtschnellzuge von der Reichshauptstadt nach der Residenz S., um dem jungen Landesfürsten auf seine Einladung meine Pläne zur Neuanlage des ausgedehnten, aber in den letzten Jahrzehnten stark vernachlässigten und den Ansprüchen des verwöhnten, modernen Geschmacks kaum mehr Rechnung tragenden Hofgartens zu unterbreiten. Trotz der frühen Morgenstunde, in der ich auf dem Bahnhofe der freundlichen Hauptstadt anlangte, erwartete mich der fürstliche Domänenrat R. auf dem Perron und lud mich ein, ihn in seinem Wagen nach seiner Wohnung zu begleiten, um daselbst vor der Audienz, noch ein Frühstück einzunehmen. Als wir es uns auf den schwelenden Wagenpolstern gerade bequem gemacht hatten und die Pferde sich in Trab setzten, erklang vom Turme eines grauen, langgestreckten Gebäudes, das sich links vom Bahnhof dister und ernst aus einer Flucht von in saftigem Raigrün prangenden Gärten abhob, eine Glocke, bei deren schrillen und kurz aufeinanderfolgenden Tönen mein Gefühl andachtsvoll das Haupt entblözte, während etwas wie Schauerrieseln durch seinen Körper ging. Eine kleine Weile blinnte er ernst vor sich hin; dann aber wandte er sich an mich und sagte in bewegtener Tone: "Das sind die Klänge der Armenfünderglocke vom Burggefängnisse; in weniger als einer halben Stunde, wenn sie aufgehört hat, zu tönen, wird auch ein armes Menschenherz zu schlagen aufgehört haben. Möge Gott der Seele des armen Sünders gnädig sein!"

"Amen!" fügte ich teilnahmsvoll hinzu.

Auf meinen Wunsch, mir, wenn möglich, Näheres über die Tat mitzutellen, welche den Verbrecher jetzt zum Tode führen sollte, berichtete der Rat, daß jener eine arme Fräulein, die Mutter mehrerer Kinder erschlagen und beraubt habe; zwar habe er bis zur Stunde jede Schuld der Tat geleugnet, sei aber durch einen meisterhaft durchgeführten Indizienbeweis des Verbrechens völlig überführt und demgemäß zum Tode verurteilt worden.

"Für unsere Stadt, unser ganzes Land", fuhr der alte Herr erregt fort, "ist dieser Exekutionsfall ein umso allgemein interessierender, ja ich kann sagen, aufregender, als von sämtlichen, während der letzten zwei Jahrzehnte durch das Gericht gefällten Todesurteilen keines die Bestätigung des verstorbenen Landesherrn gefunden hatte. Daß nun das jüngste Urteil, das erste unter dem neuen Fürsten seinen Vollzug gerade an einem Verurteilten finden soll, der seiner Tat nicht geständig und derselben auch nicht direkt überführt ist, hat unter der Bevölkerung eine mächtige Bewegung hervorgerufen. Die Bürger sind tatsächlich in zwei Parteien gespalten, die sich aber nicht feindselig gegenüberstehen, sondern sich nur in dem Grade ihrer Bestrebungen unterscheiden. Die eine Partei hat den alten Kampf gegen die "Institution der Todesstrafe überhaupt" aufgenommen, da sie annehmen, daß die Lebensentziehung an einem Menschen nur dem Schöpfer zustehende, eine solche Lebensentziehung durch Menschen aber nichts weiter als ein Verbrechen involviert, die andere Partei hat die gemäßigte, aber nicht weniger energische Forderung gestellt, die Todesstrafe zwar eventuell eintreten zu lassen, aber nur an geständigen und der Tat überführten Mörder."

"Diese Forderung", sprach der Rat weiter, "ist meiner Ansicht nach auch eine wohlberedigte; denn selbst unser bestes Erkennen ist und bleibt in vielen Fällen ein sehr mangelhaftes und erweist sich gar oft als ein trügerisches, was natürlicherweise zu unheilvollen Urteilen und Schlüssen führen muß."

Auf meine Einwendung, daß Indizienbeweise notwendig, ja unentbehrlich seien, und so oft ganz überraschende, großartige Resultate

erzielten, erwiderte Herr R. eifrig: "Gegen den hohen Wert und die Unentbehrlichkeit der Indizienbeweise habe ich im Allgemeinen auch durchaus nichts einzuwenden, aber ich bin tief innerlich davon überzeugt, daß sie niemals die volle, vorwurfsfreie Handhabe zur Fällung eines Todesurteils bieten können. Wenn unter tausend auf Grund von Indizienbeweisen erlassenen und vollzogenen Todesurteilen nur ein einziges einen Unschuldigen trifft, so ist der Fehler, oder sagen wir es frei heraus "der Mord", den die Richter, die Geschworenen und die Staatsvertretung oder die menschliche Gesellschaft — wenn auch nur im Irrtum — begehen, nicht mehr ganz, nicht mehr teilweise gut zu machen. Das Blut des unschuldig Gerichteten findet keine Sühne und muß uns deshalb vor dem obersten Richterstuhle des frevelnden Nordes zeihen. Dies ist sowohl meine unerschütterliche Ansicht als diejenige eines großen Teils unserer Bevölkerung. Nachgerufen, teils verstärkt wurde diese Ansicht hauptsächlich nach der vor 22 Jahren hier vollzogenen letzten Hinrichtung mit ihren erschütternden Begleitumständen; sogar auf unseren entschlafenen Landesherrn machte dieselbe einen derartig tiefen Eindruck, daß er daraufhin nicht mehr zu bewegen war, den Vollzug eines Todesurteils überhaupt zu gestatten."

Der Wagen hielt jetzt vor der Villa des Domänenrats; die Armenfünderglocke ertönte noch immer in der Ferne. Als ich mit meinem Birke am Kaffeetische Platz genommen hatte, griff derselbe sofort die unterbrochene Unterhaltung wieder auf: "Da wir noch eine hübsche Weile zum Plaudern übrig haben," begann er, "bis Sie zur Audienz fahren müssen, möchte ich Sie noch mit jenem zuletzt erwähnten Justizfalle bekannt machen, der so recht beweist, daß auch die klarsten und gravierendsten Indizien die Richter niemals autorisieren dürfen, von ihnen Leben und Tod eines Menschen abhängig zu machen. Bitte, hören Sie mir aufmerksam zu: Es war in der Frühe des Neujahrstages 1881, als die Anwohner des Theaterplatzes von einem kurzen aber gräßlichen Hilfeschrei erschreckt aus den Federn fuhren und an die Fenster eilten, um nach der Ursache der ungewöhnlichen Störung zu forschen. Die Dunkelheit begann gerade der beginnenden Morgendämmerung zu weichen. Einige Lichtstreifen fielen aus den hell erleuchteten Fenstern des dem Theater gegenüberliegenden Hotels "Zu den drei Sternen" über den großen, öden Platz. In den drei Sternen herrschte trotz der frühen Morgenstunde noch munteres Leben; denn die vereinigten Fleischer- und Wäckerinnungen hatten nämlich heute Nacht hier einen Ball abgehalten und nur wenige von ihren Mitgliedern hatten sich bis jetzt von der Stätte der heiteren Lust, des überströmenden Vergnügens zu trennen vermocht. Als die vergnügten Ballteilnehmer den Hilfeschrei vernahmen, stürzten sie sofort ins Freie und entdeckten bald inmitten des Platzes eine dunkle Gruppe, von welcher der Schrei ausgegangen sein mußte. Rasch eilten sie hinzu, aber beim Anblick, der sich ihnen bot, fuhren sie starr vor Entsetzen zurück. Vor ihnen lag, in schmutzigen, mit Blut getränkten Schnee gebettet, einer ihrer angesehensten Innungskameraden, der bis vor wenigen Minuten fröhlich in ihrer Mitte gewirkt hatte, der Fleischermeister Habert, tot und starr, durch mehrere Messerstiche gräßlich ermordet. Wenige Schritte von ihm entfernt stand, ruhig und unbeweglich, sein Mörder. Beim Herannahen der Menschen hatte er, wie deutlich bemerkt worden war, den Körper des Ermordeten, welchen er zuvor in den Armen gehalten hatte, in den Schnee gelegt und sich schnell entfernen wollen, dann aber davon Abstand genommen, weil er eine Flucht angesichts der von allen Seiten herbeieilenden Menschen für aussichtslos halten mußte. Von nicht minderm Schrecken und Staunen als beim Erkennen des Toten wurden die Männer jedoch erfasst, als sie dem Mörder ins Gesicht sahen und in ihm ebenfalls einen Berufsgenossen, den

Fleischermeister Theibes feststellten, einen in weiten Kreisen ob seiner Niederkeit beliebten Mann, dem niemand das kleinste Unrecht, wie viel weniger ein so graufiges Verbrechen zuge-
traut hätte. Und doch waren sich diese Leute bald über den Grund zu dieser schrecklichen ver-
brecherischen Handlung klar. Sie war aus ganz gewöhnlichem Geschäftsneide hervorge-
gangen. Beide Meister hatten ihre Ladenlo-
kale in ein und derselben Straße der Vorstadt.
Das Geschäft des Theibes hatte durch die Kon-
kurrenz des Habert besonders in den letzten
Jahren einen bedeutenden Rückgang erfahren
und seitdem bestand zwischen den beiden Hand-
werksmeistern offene, bekannte Feindschaft.
Das flüsteren sich jetzt die Männer zu, indem
sie mit Abscheu auf den Mörder sahen. Sie
kannten ihre Pflicht. Trotz der heiligsten Be-
teuerungen seiner Unschuld wurde Theibes
von vielen kräftigen Männerhäuten gepackt,
gejesselt und ins Gefängnis eingeliefert.

Sehen wir rasch über die folgende Zeit hin-
weg. Die Schwurgerichtsverhandlung gegen
den Mörder, welche die Stadt in außerordent-
liche Aufregung versetzte, verlief rasch und
glatt. Der Angeklagte verblieb bei seinen An-
gaben, daß er völlig unschuldig an der Tat
sei. Er wollte kurz vor Verübung derselben
vom Hotel aus gerade über den Theaterplatz
gegangen sein, als er wahrgenommen habe,
daß zwei, gleich ihm vom Feste heimkehrende
Männer, die etwa 30 Schritte vor ihm hergin-
gen, in erregten Wortwechsel geraten seien.
Plötzlich habe der eine ein in der Dunkelheit
blitzendes Messer gezogen, damit schnell und
wiederholt auf den anderen eingestochen und
sei dann, als er ihn erblickt habe, entflohen.
Der Getroffene sei erst hin- und hergewankt,
habe martererschütternde Schmerzensrufe aus-
gestoßen und sei darauf in die Kniee gesunken.
In diesem Momente sei er hinzugesprungen,
um ihn zu unterstützen. Kaum habe er ihn in
den Armen gehalten, da habe er schauernd ge-
sehen, daß der soeben Sterbende, den er hielt,
sein Nachbar Habert sei; in der wohlbegründe-
ten Befürchtung, man möchte ihn, wenn er mit
dem Getöteten allein zusammen angetroffen
würde, für dessen Mörder halten, habe er ihn
schnell auf den Boden gelegt und versucht, sich
zu entfernen, sei aber an diesem Vorhaben
durch die hinzukommenden Menschen gehindert
worden.

Der Gerichtshof wie die Zuhörerschaft leg-
ten den Worten des Angeklagten wenig oder
keine Bedeutung bei. Außer demselben war
kein Mensch bekannt, mit dem der Ermordete
in Feindschaft gelebt und dem er vielleicht als
Racheziel hätte dienen mögen. Man hatte den
Angeklagten fast unmittelbar hinter dem Er-
mordeten das Festlokal verlassen sehen; zudem
lag zwischen Ausführung der Mordtat und
Ergreifung des Mörders nur ein winziger
Zeitraum, und als letztes wuchtiges Glied in
der Beweiskette brachte der Gerichtshof noch
ein Argument für die Schuld des Mörders,
durch welches das Verdikt der Geschworenen zu
einem unzweifelhaften gemacht werden mußte.
Man zeigte nämlich dem Angeklagten das
Messer vor, das neben der Leiche von Blut
triefend, im Schnee gefunden worden war.
Auf die Frage des Präsidenten, ob er das
Mordinstrument als sein Eigentum anerkenne,
mußte er bejahend antworten: ein Leugnen
wäre ja auch unnütz gewesen, da auf dem Griff
des Messers, tief eingegraben, seine Namens-
buchstaben zu lesen waren. Er wurde, um es
kurz zu machen, von den Geschworenen ein-
stimmig für schuldig befunden, zum Tode ver-
urteilt und an einem Septembermorgen des-
selben Jahres nach dem ungefähr 20 Minuten
vor der Stadt belegenen Richtplatze zur Zu-
stufung transportiert.

Kurze Zeit, nachdem der traurige Zug die
Stadt verlassen hatte, meldete sich im Vorzim-
mer des Fürsten der Chefarzt des städtischen
Krankenhauses, welcher in höchster Erregung
auf den diensttuenden Adjutanten einsprach,

worauf sich derselbe trotz der ungewöhnlich frü-
hen Stunde sogleich zum Fürsten begab, um
dem Arzt Audienz zu verschaffen. Unvergü-
lich wurde dieselbe gewährt und der Arzt be-
richtete nun in fliegender Hast, daß ihm soeben
einer der Krankenzimmeranten unter den Fol-
terqualen des Gewissens gestanden habe, der
Mörder des Fleischermeisters Habert zu sein.
Die Beichte des reinigen Sünders, die der Arzt
hier vortrug, hatte den Stempel größter
Wahrscheinlichkeit an sich. Der Fürst geriet in
größte Erregung, denn er fühlte mit Gewiß-
heit, daß Meister Theibes, der in kürzester
Frist vom Leben zum Tode befördert werden
sollte, ein wirklich Unschuldiger war. Nun
galt es, entschlossen zu handeln, um dem Tode
seine fast sichere Beute abzurufen. Es war
nahezu 6 Uhr, um welche Zeit der Hinrich-
tungsakt vorgenommen werden sollte. Schnell
erteilte er seine Befehle, und schon in der näch-
sten Minute schwang sich der Adjutant, mit
dem fürsichtigen Begnadigungszettel, den er sich
nicht einmal Zeit genommen hatte, einzufel-
sen, in den Sattel und jagte mit verhängten
Zügeln durch die stillen Straßen der Stadt
dem Richtplatze zu. Doch alle Bemühungen,
den Justizmord zu verhüten, sollten vergeb-
liche sein. Eine knappe Minute, bevor der
wagere Reiter auf schweißtriefendem Pferde,
vor den Toren des Hinrichtungsortes an-
langte, war das Haupt des unglücklichen Mei-
sters vom Kumpfe getrennt worden.

Der Gerichtskommission, welche sich noch am
selbigen Tage an das Krankenbett des wirk-
lichen Mörders begab, wiederholte dieser seine
dem Arzte gemachten Geständnisse. Nach sei-
ner Aussage war er längere Zeit als Geselle
bei Theibes tätig gewesen. Etwa einen Mo-
nat vor der Tat habe ihn Habert bewogen, die
Stelle bei seinem seitherigen Meister zu kün-
digen und in Haberts Geschäft einzutreten. Les-
terer habe ihm höheren Lohn und überdies
eine ansehnliche Gratifikation in Aussicht ge-
stellt, wenn er ihm einen Teil der Theibes'-
schen Kundenchaft verschaffen werde. Er selbst sei
gern auf den Vorschlag eingegangen, habe aber
bei seinem schon zu jener Zeit schwachen Ge-
sundheitszustande nicht das Uebermaß von Ar-
beit leisten können, das Habert von ihm ver-
langt habe. Schon nach 14 Tagen sei ihm des-
halb von diesem rücksichtslos gekündigt wor-
den. Gerade am Abend des Tages, an wel-
chem das düster endende Fest gefeiert wurde,
am Sylvesterabend, sei er arbeitslos geworden.
Er habe sich nach Feiertabend nochmals zum
Meister begeben und ihn gebeten, ihm wenig-
stens noch die versprochene Vergütung dafür
zu zahlen, daß er eine Anzahl von Kunden dem
Theibes'schen Geschäfte tatsächlich abspenstig
gemacht und dem des neuen Meisters zuge-
führt habe. Habert habe auf seine Bitte nur
Worte des Hohns geäußert und ihn schließlich
kurz aufgefordert, das Haus zu verlassen und
nicht mehr dessen Schwelle zu betreten. Da ha-
be er sich vorgenommen, mit dem Meister blu-
tige Abrechnung zu halten. Ein Messer, dessen
er sich bei seinen Arbeiten mit Vorliebe bedient
und das er deshalb beim Verlassen des Thei-
bes'schen Geschäftes sich angeeignet hatte, habe
er zu sich gesteckt und sei während der Nacht in
den Straßen der Stadt herumgewandert, bis
er angenommen habe, daß das Ballfest seinem
Ende entgegengehe. Da habe er unbemerkt in
der Nähe des Hotelportals Posto gefaßt, um
die Nachhausegehenden zu beobachten. Als nach
stundenlangem Warten Habert endlich erschie-
nen und allein über den Theaterplatz geschrit-
ten sei, habe er sich plötzlich zu ihm gefellt und
ihn aufgefordert, ihm das versprochene Ge-
schenk feinen Augenblick länger vorzuenthal-
ten; andernfalls werde Habert den Platz nicht
lebend verlassen. Als dieser hierauf die Hand
gegen ihn erhoben habe, habe er das Messer
gezogen und blindlings auf ihn eingestochen;
dann sei er rasch geflohen, da er hinter sich
einen Menschen des Weges kommen sah. Durch
die Seelenangst, in welcher er wegen der Fol-
gen seiner leidenschaftlichen Tat gelebt habe,
sowie durch Not und Entbehrungen sei er im-

mer kränker geworden und habe endlich das
Krankenhaus aufsuchen müssen. Mehr als ein-
mal habe er sich als Mörder des Habert beken-
nen und dem braven, unschuldigen Theibes
zur Freiheit verhelfen wollen, aber immer wie-
der habe er es aus Feigheit und Furcht vor
Strafe und Schande unterlassen. Jetzt aber,
da der Unschuldige an seiner Statt hätte den
Tod erleiden sollen, habe er keine Ruhe mehr
gehabt und sein Gewissen — leider zu spät —
erleichtern müssen.

Das war ungefähr der Inhalt des Geständ-
nisses des Mörders. An eine Ueberführung
desselben vom Krankenhause nach dem Un-
tersuchungsgefängnisse konnte nicht mehr ge-
dacht werden, da seine Auflösung stündlich
erwartet werden konnte. In der Sache des
Unschuldigen Gerichteteten wurde bald eine neue
Verhandlung aufgenommen, und natürlich er-
folgte nunmehr die nachträgliche Freisprechung
des toten Angeklagten. Welches Aequivalent
für all' die schwere, kaum zu ertragende Unbill,
die ihnen durch den Rechtsirrtum widerfahren
war? Das Geschäft des Theibes war schon
während seiner Untersuchungshaft etegegan-
gen, da seine Familie von allen ängstlich ge-
mieden wurde; die Frau verfiel dem Wahnsinn
und brachte lange Jahre in der Landesirren-
anstalt zu, bis sie dort der Tod von ihren
Leiden erlöste; der Sohn aber machte alles,
was er verwerten konnte, zu Geld und suchte
sich überm Meer eine neue Heimat."

Der alte Herr erhob sich, öffnete ein Fenster
und lauschte einen Augenblick. Dann schloß er
es wieder mit einem Seufzer und sagte: „Es
hat aufgehört zu läuten. Der heutige traurige
Akt ist vorüber. Darf ich Sie nun bitten, mit
mir zum Fürsten zu fahren?“

Vierfilbige Charade.

Reich an Segen, reich an Plage,
Nacht die erste euch sich immer
Als ein Teil der rastlos zweiten;
Beide müssen euch geleiten
Aus der Jugend Rosenkammer
In des Alters stille Tage.

Drei und vier nehmt aus der Wage,
Wie das Fatum euch sie spendet.
Ob in Nacht getaucht und Leiden,
Ob amstrahlt von Glanz und Freuden,
Nehmt sie auf euch ohne Klage.

Daß der Grund das Ganze trage,
Nur Natur ihn reichlich tränke;
Böse Keime birgt die Blume,
Doch der Wissenschaft zum Ruhme
Kann den Fluch in Segen lenken
Die Arzneikunst unsrer Tage.

Zogograph.

Als solcher, den's mit in benennt,
Kam ich in's ferne Land,
Mit dessen Sitte und Gebrauch
Da hab' in einem Landsmann bald
Ich es mit un' erlirkt,
Und daß ich nun nicht einsam mehr,
Empfand ich hochbeglückt!

Rätsel.

So Kälte herrscht, da bleibe
Ich fest und unbewegt,
Doch in der Hitze werd' ich
Aufbrausend und erregt.

Und zwischen beiden Extremen
Ist leicht bewegt mein Sinn.
Dann wand'r ich nimmermüde
Durch Berg' und Täler hin.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Zweifilbige Charade: Feuerbach.
Dreifilbige Charade: Brautscheier.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Tageblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zweiter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 14, 16-24. „In jener Zeit sprach Jesus zu den Pharisäern dieses Gleichnis: Ein Mensch bereitete ein großes Abendmahl und lud Viele dazu ein.“ — „Und er sandte seinen Knecht zur Stunde des Abendmahls, um den Geladenen zu sagen, daß sie kämen, weil schon Alles bereit wäre.“ — „Und sie singen Alle einstimmig an, sich zu entschuldigen. Der erste sprach zu ihm: Ich habe einen Weierhof gekauft, und muß hingehen, ihn zu sehen; ich bitte dich, halte mich für entschuldigt. Und ein Anderer sprach: Ich habe fünf Joch Ochsen gekauft und gehe nun hin, sie zu versuchen; ich bitte dich, halte mich für entschuldigt. Und ein Anderer sprach: Ich habe ein Weib genommen und darum kann ich nicht kommen.“ — „Und der Knecht kam zurück, und berichtete dieses seinem Herrn. Da ward der Hausvater zornig und sprach zu seinem Knechte: Geh schnell hinaus auf die Straßen und Gassen der Stadt, und führe die Armen, Schwachen, Blinden und Lahmen hier herein.“ — „Und der Knecht sprach: Herr, es ist geschehen, wie du befohlen hast; aber es ist noch Platz übrig.“ — „Und der Herr sprach zu dem Knechte: Geh hinaus auf die Landstraßen und an die Zäune, und nötige sie, hereinzukommen, damit mein Haus voll werde.“ — „Ich sage euch aber, daß keiner von den Männern, die geladen waren, mein Abendmahl kosten wird.“

Zur Oktav des Fronleichnamsfestes.

Am Fronleichnamsfeste feierte die Kirche Gottes mit großem Gepränge die Einsetzung des allerheiligsten Altarsakramentes, jenes Abendmahls, welches für uns Christen ein Vorbild und ein Unterpfand sein soll jenes großen Abendmahls im himmlischen Jerusalem. Ja, lieber Leser, wie wir jetzt die ewige Liebe Gottes unter dem Schleier des Sakramentes anbeten und genießen, so sollen wir dereinst dieselbe ewige Liebe ohne Schleier sehen, anbeten und genießen an der himmlischen Tafel, die droben allen Kindern Gottes bereitet ist.

Wie göttig ist doch der Herr! Er will Seinen großen Himmelssaal gefüllt sehen, alle Plätze sollen besetzt sein! Darum setzte Er das Sakrament der Liebe ein, auf daß wir, von diesem wunderbaren Brote essend, uns würdig machen der himmlischen Seligkeit: „Wer von diesem Brote isst, wird leben in Ewigkeit“ (Joh. 6).

Wie rätselhaft ist nun aber das menschliche Gemüt! Da verbot Gott einst unserm Stammvater Adam unter Todesstrafe, von einer bestimmten Frucht im irdischen Paradiese zu essen: „Wofern du davon essen wirst, sollst du des Todes sterben“ (1. Moj. 2, 17), und gerade nach dieser Frucht streckt Adam tück die Hand aus und kostet sie — dagegen gebietet derselbe Gott den Christen: sie sollten häufig Seinen heiligsten Leib in der Kommunion genießen, um das Leben der Gnade sich zu sichern: „Nehmet hin und esset! (Matth. 26, 26). Wer Mich isst, der wird durch Mich leben“ (Joh. 6); und siehe! Viele, viele Christen suchen Entschuldigungen allerlei Art, um diesem beseligenden Tische ganz fern zu bleiben, oder doch nur

einmal während des ganzen Jahres an demselben zu erscheinen. Und obwohl ihre Seele, wie der Prophet Jeremias sagt, von Hunger entkräftet, matt und siech wird, bleiben sie trotzdem hartnäckig bei diesem so verderblichen Fasten.

Seltzam! Wenn Christus uns verboten hätte, an diesem himmlischen Mahle teilzunehmen, so wäre es klug und vernünftig, Ihn unablässig um die Gnade anzuflehen, daß Er uns zulassen möge. Nun aber ladet Er uns ein, ja, Er fordert uns dringend auf, zu Seinem Mahle zu kommen — „Nötige sie hereinzukommen“ (Evang.) — und der Mensch zieht sich unter den wichtigsten Vorwänden zurück. Der göttige Gott will geben, und der Mensch will trotz seiner (geistigen) Armut nichts annehmen: wie beleidigend ist das für die göttliche Liebe und wie unheilvoll für uns!

Während ist das Wort des Herrn beim letzten Abendmahle im Saale zu Jerusalem: „Sehnlichst habe Ich verlangt, dieses Osterlamm mit euch zu essen, bevor Ich leide“ (Luk. 22). Von dem ersten Augenblicke Seines irdischen Lebens bis zum letzten Atemzuge in den Todesnöten am Kreuze war Sein Leben nichts anderes, als ein unaufhörliches Verlangen, uns allen Sich Selbst zur Speise zu geben. In der heiligen Eucharistie wollte Er nämlich Alles, was Seine Gnaden Gutes und Schönes haben, in Eins verbinden, — wollte in diesem Sakramente, wie in einem kostbaren Kristalle, alle Strahlen Seiner unendlichen Liebe sammeln und mit dieser wahrhaft göttlichen Gabe uns beglücken und beseligen.

Aber, lieber Leser, was frommt diese unendliche Liebestat, wenn wir uns so gleich-

Kirchenkalender.

- Sonntag, 5. Juni. 2. Sonntag nach Pfingsten. Bonifatius, Erzbischof und Martyrer † 755. Evangelium Lukas 14, 16-24. Epistel: 1. Johannes 3, 13-18. Dominikaner-Klosterkirche: Versammlung des 3. Ordens. Abends feierliche Prozession mit dem Allerheiligsten durch die Kirche. Ursulinen-Klosterkirche: Gemeinschaftliche hl. Kommunion des Marienvereins. Nachmittags 6 Uhr Festpredigt zu Ehren der hl. Angela und Andacht. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Während der Oktav von Fronleichnam ist jeden Morgen 9 Uhr feierliches Hochamt. St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marianische Dienstmädchen-Kongregation.
- Montag, 6. Juni. Norbert, Ordensstifter und Erzbischof † 1134.
- Dienstag, 7. Juni. Robert, Abt † 1110.
- Mittwoch, 8. Juni. Medardus, Bischof † 545.
- Donnerstag, 9. Juni. Primus, Martyrer † 286. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Nachmittags 5 Uhr Andacht mit Vortrag für den Ritter-Berein.
- Freitag, 10. Juni. Maurinus, Abt und Martyrer † 680.
- Samstag, 11. Juni. Barnabas, Apostel † 70.

gültig dagegen verhalten? Dem Herrn bleibt immer noch ein Verlangen, das der Erfüllung harret: Es ist Sein Herzenswunsch, daß wir recht häufig zu Ihm kommen, um jene göttliche Gabe von Ihm anzunehmen. Darum bleibt Er immer auf unsern Altären gegenwärtig, stets bereit, uns mit Seinem Fleisch und Blut zu nähren.

Ein Freund aber, der uns an seinem Tische sehen will, sendet in der Regel eigene Boten, um die (gelegentlich) persönlich gegebene Einladung zu wiederholen. So macht es auch Christus, unser Herr. Er hat nicht nur Selbst alle Seine Gläubigen eingeladen, häufig an Seinem Tische zu erscheinen, sondern läßt diese Einladung auch durch Seine Kirche wiederholen: „Er sandte Seine Diener aus, um die Eingeladenen zu rufen“ (Matth. 22, 3).

Die Kirche zwingt und nun, lieber Leser, zwar nicht durch ein Gebot, öfter als einmal im Jahre am Tische des Herrn zu erscheinen. Dürfen laue Christen sich aber hierauf berufen? Ach, die Kirche macht es wie eine besorgte Mutter, die an ihren schwerkranken Sohn, der eine für ihn verordnete, kräftigende Speise abweisen will, die zärtliche Mahnung richtet: „Mein Kind, is wenigstens diesen Bissen mir zu Liebe.“ — während sie sehnlichst wünscht, daß ihr Sohn wieder gesund wäre und ohne Widerwillen recht reichlich sich erquicken könnte. In ähnlicher Weise verfährt unsere Mutter, die Kirche Gottes. Sie sieht zu ihrem Schmerze, wie bei einer beträchtlichen Zahl ihrer Kinder die an religiöser Laueit kranke Seele gar keinen Hunger nach jener himmlischen Speise empfindet und vom Tische des Herrn sich fern halten möchte; darum spricht auch sie zu Jedem: „Mein Kind! wenigstens einmal im Jahre gehe aus Liebe zu deinem, göttlichen Erlöser und aus Liebe zu mir, die ich inniger als eine Mutter dein Heil wünscht, zu diesem heiligen Tische!“ Aber wenn sie so spricht: wer wollte nicht einsehen, daß ihr sehnlichstes Verlangen dahin geht, es möchten alle ihre Kinder viel häufiger an dem göttlichen Mahle teilnehmen und insgesamt so leben, daß sie jeden Tag durch diese himmlische Speise sich stärken dürften?

Oder zweifelt irgend ein Leser daran? Gibt es denn ein zuverlässigeres Zeugnis für die Gesinnung der Kirche, als die Worte der berühmten Kirchenversammlung von Trident (16. Jhd.)? In deren Dekreten heißt es aber geradezu: es sei der sehnliche Wunsch der dort versammelten Väter, daß der alte Eifer der ersten Christen sich wieder erneuere, die sich täglich dem Altare näherten, um ihre Seele mit diesem eucharistischen Brote zu speisen. Weil aber bei der religiösen Laueit unserer Zeiten und bei der Verderbtheit unserer Sitten ein so herrlicher Aufschwung des christlichen Lebens nicht zu hoffen steht, so erwähnt die Kirchenversammlung in weissen Worten die Gläubigen, bittet und beschwört sie bei der Barmherzigkeit unseres Gottes, daß sie wenigstens häufig diese göttliche Speise empfangen möchten.*)

Wie töricht, lieber Leser, sind darum die Ausreden, deren die religiöse Laueit sich zu bedienen pflegt, um nicht öfter an dem göttlichen Mahle teilzunehmen, zu dem unser göttlicher Erlöser in Seiner unendlichen Liebe so dringend eingeladen. Bewundern wir darum nicht nur die Christen der ersten Jahrhunderte in ihrem Glaubensmut, sondern suchen wir ihren religiösen Eifer — zumal im Empfange der hl. Eucharistie — möglichst nachzuahmen!

*) Conc. v. Trident, XIII, 8 u. XXII, 6.

Die Sängerin der Nacht.

Von Dr. L. Lind.

Es jubelt im Gezweige
Und jauchzt in Wolkenhöh'n,
Die Clarinett und Geige
Und beide gehen schön.

Die Volksreime treffen nicht selten das Richtige. Es gibt keinen Vergleich in der Gesangkunst unserer lieblichen Frühlings-sänger. Jede Singvogelart liefert ein charakteristisches Tongemälde in seinem Liede und gleiche Charaktere gibt es nicht. Lieblich und schön ist der Gesang aller Frühlings-sänger, nur die Wirkung auf das Menschenherz ist verschieden in Zeit und Raum (Umgebung) und je nach der Stimmung des Menschenherzens. Je nachdem die sympathisierende Saite im Menschenherzen angeregt wird, jubelt das Herz mit, klagt und jagt es mit.

Wenn in den ersten Märztagen noch über Schnee und Eis die Lerche aus sonnigen Wolkenhöhen ihr erstes Lenzeempfinden uns kund tut wie eine Himmelsbotschaft, wem ginge dann wohl das Herz nicht auf im wonnigen Vorgefühl der Frühlingsfreude. Es horcht das Ohr, die Seele lauscht in ihrer heiligen Andacht Stille: wie Himmelschor, so klingt's in der Tempelstille unseres Herzens wieder und wie Gebetes Frieden wirkt er, schmerz- und sorgenlindernd, der Gottesgruß im Frühlingslied der Lerche. Dann dünkt uns wohl der Lerche Sang am schönsten — — — Wenn einsam Du durch Halbedden wanderst, so angebetet wie von endlosem Leid, und neben Dir eine Grassmücke im winzigen Gestrüpp, anhebt, jubelnd Gottes Güte überall zu preisen, dann, Wandersmann, wird Dir die Hald zur Röhre und Deines kleinen Sängers Lied ist unvergleichlich schön — — — Und wenn die Amstel flüht in blühender Linde und sich in Dir was regt von erster Liebe selgem Glück, Du junges Menschenherz, hat's dann mit ihrem Liede die Amstel nicht getan? — — —

Und selbst der Reise schlägt Getöse
Im Sonnenblau der Wintertage,
Dünkt es uns lieblich nicht und schön,
Wie Trost in unserer Herzenslage? — —

Aber, wie lieblich sie auch singen alle:

Lerche, Drossel, Fink und Staar
Neberall,
Wunderbar
Singt allein die Nachtigall.

Die Sängerin der Nacht ist die Königin des Gesangs. Des höchsten Wohlklanges in der Tonfülle ist mächtig nur die Nachtigall. Sie übertrifft ihre Sangesgeschwister in der Reinheit und Weiche ihrer Töne, in der Modulationskunst und in ihrem Melodienreichtum. Sie schöpft aus unversiegbarem Vorn den Reichtum ihrer Melodien und Tonreihen und behütet die Einseitigkeit des Tones in der unergründeten Feinsichtigkeit ihres Ton-sinnes. Wie eine Gott begnadete Sängerin, die Noten vergeistigt und besetzt, so seelenvoll singt die Nachtigall. Ihre Phantasie schafft immer neue Tonfiguren, eine wie die andere stimmungsvoll nach der wechselnden Regung ihres eigenen Wohlgefallens am Singen.

Wahrlich wunderbar ist ihr Gesang, voll immer neuer Seelenregungen. Je nach der Situation sind ihr alle Register geläufig. Heller Jubel wechselt mit düsterer Klage, der Töne Härte mit dem süßen Schmelz. Sie haßt und liebt im Liede. In ihrer Töne Mannigfaltigkeit offenbart sich der vollkommenste Singapparat unter der Gewalt einer unergründlichen Seele. Im Ausdruck ihrer Liebesregung erreicht sie die höchste Gesangsvollkommenheit. Die Töne scheinen nur so hervorzuquellen aus ihrem Herzen, bald wie ein Hauch so leise, bald anschwellend zum sanften Vollklang und wiederum wie lachendes Geschmetter. Wie zärtlich losend lockt sie, wie schmachtend seufzt sie, wie schmetternd jubelt sie im Siege über den

Nebenbuhler und wie ersterbend klagt sie in ihrer Liebe Leid. — — —

Ein jedes Vöglein hat ein Herz
In Bäume, Busch und Nied
Und seine Freude, seinen Schmerz:
Es liegt sein Herz im Lied.

Nur wer als Naturfreund die Nachtigall ganz empfunden, hat sie recht verstanden und darf von Wunder sagen, die er vernommen hat. Der wunderbaren Töne ganze Schönheit vernimmt man, wenn man sie am kippelnden Bache belauschen darf, wo sie sich erfrischt und labt und wonniges Behagen wie Dankbarkeit hinaussingt in die Himmelhöhen.

Als Sängerin der Nacht ist sie einzig im Ausdruck ihrer Liebe, wo sie das brütende Weibchen unterhält, und einzig in ihrem Verständnis für die Stille der Nacht in ihrem Liede. Der Tag muß ihr die entbehrte Nachtruhe geben, wohl eine Art Schlaf, aber nie andauernd, immer durch einzelne Töne wie im Traum unterbrochen. So aber in der Nacht, auf ihrer Nacht an ihrem Glück oder in stiller Andacht, da singt sie ihre schönsten goldnen Melodien, die unter dem Geheimnis der Nacht wie Zauber wirken, der die Menschenseele in atemloser Spannung gefangen nimmt. — — —

Reiseregeln.

Von Dr. L. A. Freese.

Die allgemein wachsende Reiselust ist ein natürliches und berechtigtes Zeichen der Zeit. Nie hat es eine Zeit gegeben, wo man mit so wenig Aufwand von Zeit und Geld reisen konnte wo man so schnelle und bequeme Verkehrsmittel hatte. Das Reisen ist nicht nur ein Vergnügen, und ein Heilmittel, es ist auch ein gewaltiger Faktor in der Erziehung und Bildung des Menschen. Das beste Beispiel dafür liefern uns die Engländer, die Jahr aus Jahr ein mit ihrer ganzen Familie das Festland bereisen, zur Bildung „for education“, wie sie zu sagen pflegen. Und Reisen bildet in der That. Wer Jahr aus Jahr aus Jahr ein in dem gewöhnlichen Kreis sich bewegt, der wird mit der Zeit kleinlich in seinen Anschauungen, kleinlich in Denken und Handeln. Reisen aber erweitert den Gesichtskreis, Reisen in fremde Länder befördert die Sprachkenntnisse. Eine fremde Sprache lernt man richtig anwenden nur im Lande selbst. Und ist dieses Erlernen einer fremden Sprache, sei es Französisch oder Italienisch, Englisch oder Holländisch, nicht allein schon eine große Errungenschaft für jeden gebildeten Menschen? für jeden Geschäftsmann?

Bei allen Reisen aber mögen sie von kurzer oder langer Dauer, von kurzer oder weiter Entfernung sein, nehme man so wenig Gepäck mit, wie nur möglich ist. Die Zeiten haben sich zwar sehr geändert, aber dennoch gilt auch heute noch der altdeutsche Reisespruch:

Wer reisen will, der schweige sein still,
Geh' steten Schritt, nehm nicht viel mit!
Tret an am frühen Morgen
Und lasse heim die Sorgen.

Das ist ein goldner Spruch, den Jedermann auswendig lernen sollte.

Gepäck ist unterwegs nicht allein lästig, sondern auch kostspielig. Zur Reise wählt man zum Anzug am besten graues, dauerhaftes Zeug, das Wind und Wetter, auch Staub verträgt. Hat man neben diesem Reiseanzug noch einen Reserveanzug, so besitzt man genug an Kleidung, natürlich abgesehen vom Reise-Regenmantel, Plaid und dergleichen. Der richtige Reisende nimmt auch an Kleidung so wenig wie möglich mit. Es hat einen kleinstädtischen Anstrich, wenn man auf Reisen in Kleiderluxus brillieren will.

Reist man in ein fremdes Land, so lasse man sich an der Grenze nicht auf's Schmeicheln ein. Das Risiko steht in keinem Verhältnis zum Kostenbetrag der Steuer. Im Gasthof verlange man nie zu viel. Hat man Bedienung während des Aufenthalts in beson-

derem Maße nötig, oder liegt einem daran, daß das dienende Personal artig und zuvorkommend ist, so gebe man gleich bei Ankunft ein Trinkgeld an die richtige Adresse. Dieses Vorgehen ist klug und bewirkt Wunder. Wir leben nun einmal im Zeitalter des Verkehrs und der Trinkgelder. In Gasthöfen, wo viel Verkehr ist, achte man darauf, daß die Bettwäsche nicht feucht ist. Solches feuchtes Bettzeug hat schon manchem Rheumatismus erzeugt. Ist es zu spät am Abend, um noch trockne Bettwäsche zu erhalten, so lege man für eine Nacht seine Reisendecke ins Bett und lege sich in den Unterleibern auf dieselben.

Die Hotelrechnung verlange man nie im letzten Augenblick, kurz vor der Abreise. Am besten und bequemsten ist es, sich dieselbe am Abend vor der Abreise geben zu lassen, dann hat man Zeit und Ruhe genug, dieselbe zu prüfen und zu bezahlen. Kurz vor der Abreise ist keine Zeit zu etwaigen Erörterungen von Irrtümern.

Leider giebt es im Sommer in manchen Gasthäusern sehr viele Stechmücken. Das ist ein Uebelstand, der manchem Reisenden eine schlaflose Nacht gebracht und mancher Dame schon die ganze Reise verleidet hat. Um die Stiche dieses lästigen Tierchens unschädlich zu machen, führe man stets ein Fläschchen Salmiakgeist mit sich. Sofortiges Bestreichen der gestochenen Stelle verhütet jede Anschwellung. Es empfiehlt sich überhaupt eine kleine Reiseapotheke mitzuführen, aber so klein, daß man sie in der Rocktasche tragen kann. Außer Salmiakgeist führe man in dieser kleinen Apotheke nur noch Opiumtropfen, Hoffmannstropfen, Pestpflaster und kölnisches Wasser mit. Viele Reisenden bekommen im Anfange leicht Verdauungsstörungen mit Durchfall. Davon befreit sofort eine Tasse schwarzen Thees, dem man drei bis vier Tropfen Opiumtropfen zusetzt. Gegen kleine Schwächeanfalle oder Kopfschmerzen nehme man 20 bis 30 Hoffmannstropfen auf Zucker.

Unternimmt man eine größere Reise, wömmöglich in ein fremdes Land, so soll man die Landkarte mit sich führen, um sich genau über Lage und Beschaffenheit des Landes zu unterrichten. Ueber Kultur, Sitten und Gebräuche, Geschichte und Kunstschätze soll man sich vorher unterrichten und nicht erst unterwegs. Tut man dieses gründlich, so verdoppelt man den Genuß einer Reise, man erfährt dann alles anders, interessierter auf. Wie anders interessiert beispielsweise eine Burg oder Kloster-Ruine, wenn man weiß, wer dort früher gehaust, wer sie zerstört hat. Ist man auf Reisen, so soll auch nur die Reise interessieren, denn eine Hauptregel ist es, alle Sorgen und alte Gemohnheiten zu Hause zu lassen, frisch und fröhlich hinauszuziehen und in möglichst vollen Zügen das Neue und Schöne der Reise zu genießen.

Selbstverständlich soll man sich auf Reisen so frei und ungebunden wie nur möglich fühlen, doch darf man nicht alle konventionellen Verpflichtungen beiseite legen. Reisende, die sich auf Kosten ihrer Mitreisenden bequem machen, die keinerlei Rücksichten nehmen, anmaßend und tadelwürdig sind, die alles besser wissen wollen, solche die sich ganz nach ihrem Sinne und Behagen gehen lassen, sind ungebildete Reisende, die besser zu Hause blieben, denn sie werden weder geistig noch körperlich von einer Reise Nutzen haben. Auch in der Fremde dürfen Lebenswürdigkeit und Anstand nicht ganz außer Acht gelassen werden, und das Interessanteste, auch in der Fremde, ist und bleibt doch der Mensch. Gerade auf Reisen kann man, bei selbst nur mäßiger Beobachtungsgabe, Menschenkenntnis sammeln. Man soll sich auf Reisen ebensowenig seinen Mitreisenden aufdrängen, als sie ängstlich und gänzlich meiden. Natürlicherweise muß man vorsichtig sein. Auch soll man den Mitreisenden oder den Badebekanntschäften nicht gleich alles erzählen, was man auf dem Herzen hat, auch nicht die Betreffenden auszuforschen suchen. Die Hauptsache ist und bleibt,

ob man einen passenden, lebenswürdigen Menschen findet, dessen Gesellschaft angenehm und anregend ist. Es bleibt dann der Erfahrung und Lebensklugheit überlassen, ob man sich intimer machen will und kann. Die Reise ist ein Ding an sich, das gleiche Ziel, der gleiche Zweck vereinigen oft die Menschen, die sich vielleicht nach Beendigung der Reise niemals wiedersehen; man schließt gleichsam einen Freundschaftsbund auf kurze Zeit. Das ist aber erklärlich und auch genügend, denn wo geht einem mehr das Herz auf, als in der schönen, freien, herrlichen Natur?

Dem Gott will rechte Günst erweisen,
Dem schickt er in die weite Welt.

Auf feuchten Pfaden.

Feuchtfrohliche Streifzüge von Wlth. Clobes.

Prost! Prost! Hinüber und herüber scholl der deutsche Becher Ruf in der trauten Stammkneipe, als sich mit einem Male die gemüthliche Stimmung auf das kulturhistorische Gebiet lenkte. Man hatte von der siebenten großen Ausstellung des Deutschen Gastwirtverbandes gelesen und forschte nun, wie und wann das Gasthaus in deutschen Landen eigentlich entstanden sei. So es den Herrn genehm ist, mögt Ihr Eure Krüge und Kannen noch einmal zum Rande füllen lassen, sodann will ich gern Euch wadere deutsche Becher geleiten auf feuchten Pfaden.

Das Urbild des deutschen Gasthauses dürfte die deutsche Herberge sein, wie sie der geistvolle Humanist Erasmus von Rotterdam in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts schilderte. Erasmus schreibt da u. a. in seinen „Colloquia“: „So kommen in demselben geheizten Raume häufig 80 oder 90 Gäste zusammen, Fuhrleute, Reiter, Kaufleute, Schiffer, Fuhrleute, Bauern, Knaben, Weiber, Gesunde und Kranke. Hier kündigt der eine sich das Haupthaar, dort wischt sich ein anderer den Schweiß ab, wieder ein anderer reinigt seine Schuhe oder Reittiefel, jenem stößt der Knoblauch auf, kurz, es ist ein Wirrwarr der Sprachen und Personen, wie beim Turme zu Babel. Gewahren sie einen Fremden, der sich durch eine würdige Haltung auszeichnet, so sind aller Augen auf ihn dergestalt gerichtet, als wäre er irgend eine Art neuen aus Afrika hergebrachten Getiers; und selbst nachdem sie am Tische Platz genommen, sehen sie den Fremdling mit nach dem Rücken zugekehrtem Antlitz und das Essen vergessend, beständig mit unerrückten Augen an.“

Dieser zweifelsohne etwas stark aufgetragenen Schilderung des Milieus schließt sich in ähnlicher Weise diejenige der Bedienung und Bewirtung an. Den Wein konnte sich der Gast nämlich nicht wählen. Man mußte trinken, was der Wirt für gut hielt. Wünsche ein der Dinge Unkundiger eine andere Sorte, so hatte der Wirt eine Grobheit bereit und der Gast mußte erfahren, daß schon „Fürstev und Kurfürsten die verschmähte Sorte getrunken und sich wohl dabei befunden hätten.“ Seit den Tagen des Erasmus ist vieles anders geworden. Vor allem blieb es nicht bei dieser einen, ganz entschieden wenig gastlichen Sorte von Gasthöfen.

Schon das spätere Mittelalter unterscheidet neben den gewöhnlichen Herbergen des fahrenden Volks, Gasthöfe, Krüge, Kneipen, Schänkbuden, Straußwirtschaften.

In den Gasthöfen — größeren Gasthäusern — fanden sich vorzugsweise die Kaufleute nach Landsmannschaften und Städtezugehörigkeit zusammen. Hieran erinnern insbesondere noch die Bezeichnungen alter Gasthöfe, wie sie jede Stadt besitzt, so „Frankfurter Hof“, „Pommerscher Hof“, „Abeinscher Hof“, „Leipziger Hof“, „Brandenburger Hof.“ Zu den Gasthäusern niedrigerer Gattung zählte man die Kneipen. Kneipen ist gleichbedeutend mit klemmen, zwicken und drücken. Man bezeichnete ursprünglich mit Kneipe eine Schänke, deren Inhaber jeder Schandtat fähig

war. Falschspieler, Fehler und Diebe waren „Kneipiers.“ Lessing schreibt in einem seiner Briefe: „Der Wirt, der in seiner Schänke wissenschaftlich morden läßt, ist nicht ein Haar besser als der Mörder.“

Deutscher Studentenhumor versteht allerdings unter Kneipe das akademische Geim feuchtfrohliche Ulligkeit, die alma mater der Burschenfröhlichkeit und Durstigkeit. Ihr zu Ehren hat auch der dankbare Bruder Studio das Verbum kneipen in anderem Dichte erscheinen lassen.

Die Bezeichnung Schank oder Schänke, dem lateinischen taberna entsprechend, ist auf die Getränke ausschänkende Tätigkeit ihres Inhabers zurückzuführen. Verächtlicher spricht man da schon von einer Schänkbude, dem in einem Bretterhaus untergebrachten Schank. Von hier aus zur Spe'unkte ist nur ein Sprung. Die alten Römer verstanden unter der „polonea eine Grotte oder Höhle, und wer es nicht verschmäht hat, auf feuchten Boden seine Studienquellen überall aufzusuchen, der wird auch trotz unserer kulturfortschrittlichen Zeit mancher Spelunke begegnet sein.

Den im Schweizerlande verbreiteten Binten (aus dem Romanischen la pinte) — bescheidenen aber sauberen Gasthäusern — dürften unsere deutschen Krüge entsprechen, unter denen wohl der „Krug zum grünen Kranze“ des Dichters Wilhelm Müller am bekanntesten sein mag. Der „Krug“ ist, wie schon in einem lateinisch-deutschen Wörterbuch aus dem 17. Jahrhundert festgestellt wird, eine „taberna cerevisiaria aut vinaria“. In der Mark, in Pommern, Ost- und Westpreußen begegnet man dem Worte in Ortsnamen oft. Hedenkrug (Ostpr.), Hohenkrug (Pom.), Zinkenkrug (Mark) deuten auf den niederdeutschen Ursprung des Kruges hin.

Alte deutsche Volksbräuche trifft man besonders auf den feuchten Pfaden des Rheins und der Mosel. In diesen gottgesegneten Gefilden des Weinbaues ist der Ausschank des selbstgebauten jungen Weins in bestimmte Fristen geregelt. Wer aber dann den edlen Trank „auf hat“, d. h. ausschänkt, baut sich darum kein grandioses Restaurant, sondern tut dies vielmehr den fehesten, wie fahrenden Bedern kund, indem er als weithin sichtbares Zeichen, einen Strohwisch, einen Bündel Zweige oder Fichtenreiser über der gottlichen Pforte seines Hauses anbringt, wie man etwa in vielen Orten Bayerns den Bierkegel als Schänkezeichen findet. Der Oesterreicher nennt das Schild des „Heurigen“ „Buschen“ und die Schänke selbst heißt hier Buschenschänke, dort Strauß- oder Hedenwirtschaft.

Zum Schluß noch ein Wort über den Wirt selber. Wenn in dem Nibelungenlied von einem „wirt“ die Rede ist, der „was da gefezzen, Astolt was der nant“, so darf man sich jenen Herrn Astolt nicht etwa als Schänkwirt alias Restaurateur vorstellen, sintermalen das alte deutsche Wort Wirt mit Hausheirn, Schirmheirn des Hauses identisch ist. Wird doch selbst der König Gunther mit Wirt bezeichnet:

„Do sprach der wirt des landes: nu si uns willekomen.“

Zimmerhin genöht der Wirt im allgemeinen immer mehr Anrecht auf den Titel, wenn er auch richtiger mit „der Schänke“ bezeichnet wird.

Der Gang des Deutschen zu den Wohlthaten der Schänke ist in treffender Weise aus einem Sang von J. A. Vögel zu erkennen. In vollen Zügen atmet der Verfasser die blüthen-schwere Lenzluft Italiens am Arno ein, sein Blick schweift durch das Zauberland vom alten Castell San Miniato und sein Wunsch? Hier ist er:

Hier kannst du von Dörfern und Villen
Rein Ende im Aethermeer sehn —
Wär diese Stelle in Deutschland,
Ein Wirtshaus müßte hier sehn.

Und tausende von feuchtfrohlichen Trinkliedern, die Scheffel, Baumbach, Julius Wolff

geradezu wettgesungen, stimmt der Bursch an, wenn er auf feuchten Pfaden wandelt. Der „Schwarze Walfisch zu Asfalon“ und „Das Lamm zu Ninive“ sind ihm ebenso bekannt, wie das „Wirtshaus an der Bahn“ und zu Heidelberg der „Girich“.

Die gaslichen Stätten unserer heutigen Zeit kann man bei Meyer und Baecker nachlesen, wo aber eines fehlt, da möge der Deutsche dem Hiftörchen entsprechen, das ein Wigkopf dereinst ersand.

Es lautet:

Kommt der Spanier als Kolonist in fremde Erdteile, dann ist das erste, was er baut, eine Kirche; der Franzose baut ein Theater, der konstitutionelle Engländer ein Parlamentshaus; der Deutsche aber sorgt zuerst für seinen Magen und baut ein — Wirtshaus! Das liegt aber lediglich an dem deutschen Durst, von dem der Dichter der „Dreizehnhunden“, F. W. Weber, konstatiert, inbezug auf das deutsche Volk:

Nur in einem gleicht's den Ahnen;
Ewig gleich und ungeschwächt
Erbt der Durst sich der Germanen
Von Geschlechte zu Geschlechte!

Die erste Rose.

Novellistische Skizze von E. v. Dengen.

Ernst Hoffmann war verliebt bis über beide Ohren, — ein bei ihm nicht ungewöhnlicher Zustand. Wenn er nun noch Junggeselle war, trotzdem er ein eigenes Geschäft, ein Haus mit schönem Garten und ein nicht unansehnliches Vermögen besaß, so lag das daran, daß er bis jetzt immer zu spät gekommen war. Uebrigens hatte er ja auch noch Zeit, denn er war erst 27 Jahre alt, sah aber aus wie 24 und war eigentlich gar kein schüchtern Mensch. Aber die Schönen im Städtchen mochten es ihm noch so nahe legen, er erklärte sich nicht! Gelangweilt gaben sie es dann endlich auf und wandten sich dem ersten besten zu, falls er eine „gute Partie“ war.

Einmal hatte man ihm das sogar schon gesagt — und er hatte beschlossen, sich das zur Lehre zu nehmen. Keiner sollte ihm wieder zuvorkommen!

Seine neue Erkorene hieß Evchen — auch Evele genannt und war die Nichte des Kommerzienrats Hofer. Sie war freilich nur auf Besuch hier, aber sie wollte, wie man sagte, den ganzen Sommer im Städtlein zubringen. Es gab ja auch für so ein nervöses Großstadtkind nichts Herrlicheres, als in den wundervollen Waldungen, in den Bergen umherzustrichen und sich von all den Vergnügungen, die man zu Hause zwangsweise mitmachte, von all den gesellschaftlichen Pflichten, deren Sklave man war, gründlichst zu erholen.

Von ihrem Reichtum gingen in S. nur dunkle Sagen — er sollte einfach fabelhaft sein. Ihr Vater war Inhaber einer der ersten Engros-Firmen des Landes und sie war einzige Erbin all dieser Herrlichkeiten. Der Vater hatte ihr denn auch völlig freie Hand gelassen, sie soll ihren Gatten wählen nach ihrem Herzen. Nur sollte sie sich an zweierlei binden: entweder sollte der Mann, dem sie ihr Herz schenkte, ein tüchtiger, hervorragend tüchtiger Geschäftsmann sein, der im stande sein würde, das Geschäft tatkräftig zu leiten und der altberühmten Firma ihren alten Glanz zu erhalten — oder er sollte ein Mann sein, der seiner Tochter eine gesellschaftliche Stellung gab, die höher war als die ihres Vaters. In beiden Fällen brauchte der Bewerber keinen Pfennig Vermögen.

Nun glaubte Evchen den Mann gefunden zu haben, der diese Bedingungen nicht nur erfüllte, sondern der noch mehr mitbrachte als der Vater verlangte. Denn als tüchtiger, hervorragend tüchtiger Kaufmann war Ernst Hoffmann hinlänglich bekannt und wurde als

solcher auch von denjenigen geachtet, die ihn wegen seines schüchternen Wesens auslachten. War doch sein Vater gestorben, während er noch sein Jahr abdiene und er hatte dann sofort das umfangreiche Geschäft übernehmen müssen. Und er hatte es nicht nur gut weitergeführt, sondern in den fünf Jahren zu ungehörter Höhe erhoben. Also, dachte Evele, was will mein lieber Papa noch weiter — er ist dazu ja noch ganz reich!

Daß Ernst so schüchtern war, schadete ihm in Evas Augen garnicht, im Gegenteil, es hatte für sie den Reiz, der Neuheit, denn die Herren die in ihres Vaters Salon verkehrten, die wegen alles andere, nur nicht schüchtern. Manchmal allerdings schien er auch ihr etwas langweilig — so gebildet und femininreich er auch war. Sie sah, er liebte sie, aber wenn sie erwartete, er werde ihr eine Liebeserklärung machen, dann verbreitete er sich über den gegenwärtigen Stand der Nordpolforschung oder die Sprachweisheit der Brahmanen. Da war z. B. der junge Gardereiteroffizier, ein entfernter Verwandter des Regierungsrat Brandt, ein ganz anderer Mann. Süßlich, flott, schneidig, ganz Leben und Feuer — man prophezeite ihm eine glänzende Karriere. Dagegen sollte er pekuniär nicht besonders stehen; zwar besaß sein Vater ein Rittergut aber man munkelte, es gehöre ihm nicht viel davon, früher waren es zwei Güter gewesen — das eine war hin, dafür hatte seiner Zeit der Vater gesorgt, als auch er bei den Gardereitern stand. Das andere war ein Majorat also unveräußerlich. Aber daß es bis unter's Dach mit Hypotheken belastet war, das hatten Franz und sein Bruder Konrad, der es einmal erben sollte, fertig gebracht. Konrad war zwar Artillerist, brauchte aber auch genug und der Herr Papa hatte seinen beiden Sprößlingen schon verschiedentlich nahe gelegt, nun bald reiche Mädchen heimzuführen oder die bunten Röcke auszusiehen.

Franz v. Aldringen sah also auf einer Seite die ehrenvolle Stellung als Kellner oder Kontordienar jenseits des großen Teiches, auf der anderen Seite Evas Millionen vor sich und es war nicht allzuschwer, hier zu wählen. Zwar sah er auch, daß sich Ernst Hoffmann um Evchen bemühte, aber das machte ihm nichts aus. Ernst Hoffmann war sein Freund und Schulkamerad, sie hatten beide zusammen das Gymnasium besucht — Ernst war immer der erste, Franz häufig der letzte gewesen. . . bis sich Ernst seiner liebevoll annahm und ihm nachdrücklich bei den Arbeiten half. Nachdem Ernst die Unter-Sekunda absolviert und damit die Berechtigung zum einjährigen Militärdienst erlangt hatte, sollte er die Schule verlassen und in eine Kaufmannslehre eintreten. Da er aber erst 14 Jahre alt war, so setzte er es bei seinem Vater leicht durch, daß er noch ein Jahr bleiben durfte, um die Reise für Prima zu erlangen. Das hatte für ihn zwar gar keinen Zweck, aber er tat es bloß, um das Jahr über den zwei Jahre älteren Franz noch helfen zu können, damit auch er nach Prima versetzt werde und so die Berechtigung zu erlangen, Offizier zu werden.

„Süßlich von dem guten Ernst“, philosophierte Franz, „immerhin hat er aber den Vorzug gehabt, dem Kaiser zu einem hervorragend tüchtigen Offizier zu verhelfen. Dafür muß er mir aber auch ein kleines Opfer bringen. Die Eve für mich! Was braucht er sie — hat selbst Geld wie Heu. Und er ist schon oft genug zu spät gekommen, ihn schmerzt das nicht weiter. Aber ich — ein l. l. Gardelieutenant, der das erste Mal ernstlich Absicht hat — wäre doch verteilte Geschichte, wenn ich das Ziel nicht erreichte!“

Evchen empfand wohl, daß Ernst's Liebe die uneigennützigere wäre, daß sie vielleicht auch beständiger sein würde. Aber sie konnte ihm doch keine Liebeserklärung machen — dazu war sie nicht modern genug. Und bei Franz schien es ihr, daß er sich bald erklären werde.

Sie wollte also Ernst noch eine Gelegenheit geben, seinem Nebenbuhler zuzuvorkommen. Sie erklärte ihm also, daß sie nicht wüßte, was sie darum geben würde, wenn ihr jemand die erste Rose brächte, die in einem Garten, nicht im Treibhaus erblüht sei.

Er hatte wohl dreitanden: Er war ein großer Rosenzüchter und erwartete mit Ungeduld die Entfaltung der ersten Blumenkönigin —

Endlich, es war ein herrlicher, sonniger Sonntagmorgen da entfaltete eine wundervolle La France-Rose ihren zartroten Kelch. Mit einem Freudensturz stürzte er auf das Wunder. Um 11 Uhr wollte er sie schneiden und dann seinen Besuch machen. Er kehrte ins Haus zurück und machte sorgfältig Toilette.

Eben war er damit zu Ende als der Diener eine Karte brachte. Gleich darauf hörte er das seine Klirren von Sporen und das Raseln eines Säbels und in der Tür, die der Diener noch aufhielt, erschien Franz in Besuchsuniform, Pelzmütze mit Federbusch und in Schärpe. Ernst hätte bei seinem Anblick auf den Rücken fallen mögen, in der tadellos behandschuhten Rechten hielt der Unmenschen die zarte, eben erblühte Rose.

„Servus, mein Lieber“, sprudelte der bildhübsche Offizier hervor, „sei net hart, daß i Di so früh, sogar no zur Besuchszeit überfalle — und i will Di auch gar nimmer lang aufhalten, denn i bin selbst sehr pressiert. I wollt mi nur entschuldigen wegen an klein Diebstahl, den i bei Dir begangen hab'. Es ist ja auch ka großes Verstäud. Wie i eben bei Dir vorüber kimm, seh i da a wundervolle Rose, die just aufgeblüht ist. No, hab i denkt, da jan ja mehr und der Ernst ist doch immer a Freund von mir gewesen, er nimmt mir doch halt net übel, namentlich wenn i mi gebührend bei ihm entschuldige. Und des tu i hiermit. Also hörst Du — sei net böse — göll Du hoch ka Horn net gegen mi — und nu b'uat Di Gott — i muß fort — i hab würkli jezt ka Zeit mehr. Eschan — sei a lieber Kerl, sei net harb.“

Er ergriff die Hand des Sprachlosen, drückte sie herzlich und — war zur Tür hinaus, ehe sich Ernst von seinem Schreden erholt hatte.

Der hätte ihm nachrufen, nachbringen mögen, ihm die Rose entreißen, ihm Gold dafür bieten mögen, aber er war völlig benommen — und als er sich endlich aufrastete, war von dem liebenswürdigen Räuber keine Spur mehr zu sehen. Der kniete eine Stunde später vor Evchen.

„Süße, Einzige“, rief er, „die ich geliebt habe, seitdem ich sie sah, hier liegt ich, mach mir, was Du willst, ich leg alles, mein Glück, meine Seligkeit in Deine Hände. Und hier nimm mein Zeichen der Huldigung — die erste Rose — frei im Garten erblüht, Dein Ebenbild an Jugend und Schönheit. Nicht mit einem wagenradgroßen Bouquet gepreizter, im Treibhaus gezogener Blumen no i ich Dir — nein, schlicht und bescheiden wie meine Liebe ist auch meine Huldigung.“

Evchen war betroffen. Sie nahm die Rose aus seiner Hand.

„Die erste Rose“ flüsterte sie, sie neigte sich und hauchte einen Kuß auf die Stirn des Glücklichen.

Als Ernst eine Viertelstunde später seinen Besuch machte, stellte Evele ihm ihren Bräutigam vor. Am Ausschnitt ihres duftigen Sommerkleides prangte die erste Rose aus seinem Garten.

Ankündigungen aus voriger Nummer.

Viersilbige Charade: Herbstzeitlose
Logogryph: Fremd — Freund.
Rätsel: Das Wasser.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Tageblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dritter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 15, 1-10. „In jener Zeit nahen Jesus Sünder und Sünder, um ihn zu hören. Da murrten die Pharisäer und Schriftgelehrten und sprachen: Dieser nimmt sich der Sünder an und isst mit ihnen.“ — „Er aber sagte zu ihnen dieses Gleichnis und sprach: Wer von euch, der hundert Schafe hat und eines davon verliert, läßt nicht die neun und neunzig in der Wüste, und geht dem Verlorenen nach, bis er es findet? — Und hat er es gefunden, so legt er es mit Freuden auf seine Schultern, und wenn er nach Hause kommt, so ruft er seine Freunde und Nachbarn zusammen, und spricht zu ihnen: Freuet euch mit mir; denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war. Ich sage euch: Ebenso wird auch im Himmel Freude sein über einen Sünder der Buße thut, mehr, als über neun und neunzig Gerechte, welche der Buße nicht bedürfen.“ — „Ober welches Weib, die zehn Drachmen hat und die, wenn sie ein Drachme verliert, zündet nicht ein Licht an und kehrt das Haus aus und sucht genau nach, bis sie dieselbe findet? Und wenn sie dieselbe gefunden hat, ruft sie ihre Freundinnen und Nachbarinnen zusammen und spricht: Freuet euch mit mir; denn ich habe die Drachme gefunden, die ich verloren hatte.“ — „Ebenso, sage ich euch, wird Freude bei den Engeln Gottes sein über einen einzigen Sünder, welcher Buße thut.“

Nachklänge zum hl. Fronleichnamtsfeste.

Der Sohn Gottes hat als „der gute Hirt“ das verlorene Schäflein auf Seine Schultern geladen, indem Er unsere menschliche Natur annahm, um die Last unserer Sündenschuld zu tragen. Darum wundern wir uns nicht, lieber Leser, daß gerade die Sünder einst mit dem größten Vertrauen zu Ihm kamen — zum großen Aerger der auf ihre „Frömmigkeit“ stolzen Pharisäer.

Die herrliche Gleichnisrede des Herrn erinnert mich auch an eine schöne Bemerkung des hl. Kirchenlehrers Chrysostomus, Patriarchen von Konstantinopel († 407). Als Christus der Herr (sagt er) im Garten Gethsemani betete, von der Sündenlast der ganzen Welt niedergebengt, als die Todesangst Ihn blutigen Schweiß aus der Stirn preßte, da Er die Qual der Menschheit in ihrer ganzen Größe in Seinem Herzen trug, — da wurde Ihm vom himmlischen Vater ein Engel des Trostes gesandt, als ein Beistand im Ringen mit jener entsetzlichen Leidensangst. Als Er aber des andern Tags am Kreuze hing mit ausgespannten Armen, aus zahllosen Wunden blutend, das vollendete Bild des Verachteten, Gefragten, von Gott Verlassenen, — warum ist Ihm da nicht ein Engel der Trostes erschienen? Und doch! Da hing neben Ihm ein tröstender Engel: es war der reumütige Sünder, der mit Ihm gekreuzigt worden. Vom Engel, der vom Himmel herabkam, wurde der Gottmensch gestärkt im Garten Gethsemani — vom Abblut und den Worten des reumütigen Missetäters ward Er gestärkt und getröstet in den Qualen des Kreuzes. Der menschliche Schmerz tritt in den Hintergrund, und die hohepriesterliche Würde, die Liebe zu

dem reumütigen Sünder, tritt frohlich und vor in dem beseligenden Worte: „Wahrlich, heute noch wirst du mit Mir im Paradiese sein!“

Aber noch mehr hat der gute Hirt getan in Seiner unendlichen Liebe. Wir lesen in der hl. Schrift einen rührenden Zug von der Liebe und Freundschaft des Jonathas zu dem späteren Könige David: Die Liebe zum Freunde veranlaßte ihn, daß er seine eigenen Kleider samt der Waffentrüstung dem David schenkte, um ihn würdig auszustatten. Allein hier haben wir, lieber Leser, doch nur einen Schatten von jener unermeßlichen Liebe, die „der gute Hirt“ im heiligsten Altarsakramente gegen Seine Schäflein beweist. In diesem Geheimnisse wollte Er, wie der Kirchenrat von Trient sich ausdrückte, alle Reichtümer Seiner Liebe wie einen Strom über uns ausgießen (13, 2), so daß Ihm nichts mehr blieb, was Er noch hätte geben können: „Bis zum Ende (bis zum Aeußersten) hat Er die Seinigen geliebt“ (Joh. 13, 1).

Daß diese Hingabe eine wirkliche und vollkommene sei, erhellt klar aus der Art und Weise, wie dieses unschätzbare Geschenk uns gereicht wird. Nichts wird ja in solchem Maße ganz unser, als was sich in unsere Speise verwandelt. Die Speise wird ein und dasselbe mit uns und sie wird, wenn sie sich durch unsere Glieder verteilt hat, so sehr unser, daß sie untrennbar von uns ist. Wenn also der Herr Sich selbst als Speise unserer Seele schenkt, so gibt Er damit den offenkundigen Beweis, daß Er ganz und gar unser sein will, und zwar mehr, als dies in irgend einem anderen Geheimnisse Seiner göttlichen Liebe jemals der Fall gewesen ist: „Mein

Kirchenkalender.

- Sonntag, 12. Juni. 3. Sonntag nach Pfingsten. Basilides, Martyrer † 311. Evangelium Lukas 15, 1-10. Epistel: 1 Petrus 5, 6-11. St. Andreas: Morgens 8 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Gymnasialisten. Nachmittags 3 Uhr Andacht. Abends 6 Uhr Aufstellung des vom hl. Vater gesegneten Bildes der Mutter vom guten Rat und Verkündigung des von Sr. Päpstlichen Heiligkeit den Gläubigen verliehenen Ablasses. Karmeliten-Klosterkirche: Beginn des 40stündigen Gebetes. Morgens 6 Uhr erste hl. Messe, 9 Uhr feierl. Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Vesper, 6 Uhr Komplet.
- Montag, 13. Juni. Antonius von Padua, Bekehrer † 1231. Karmeliten-Klosterkirche: Morgens 6 Uhr erste hl. Messe, 8 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Vesper, 6 Uhr Komplet.
- Dienstag, 14. Juni. Basilius der Große, Bischof und Kirchenlehrer † 379. Karmeliten-Klosterkirche: Morgens 6 Uhr erste hl. Messe, 8 Uhr feierl. Hochamt. Nachm. 4 Uhr Vesper, 7 Uhr feierl. Komplet, zum Schluß Ledeum.
- Mittwoch, 15. Juni. Vitus, Martyrer † 300.
- Donnerstag, 16. Juni. Venno, Bischof † 1106.
- Freitag, 17. Juni. Adolf, Bischof † 1234.
- Sonntag, 18. Juni. Marcellian, Martyrer † 286.

Fleisch ist wahrhaft eine Speise" (Joh. 6, 56).

Allein das ist noch nicht Alles! Der Herr begnügt sich nämlich nicht, in diesem hl. Sakramente sich selbst uns zu geben und zwar so, daß er in der vollkommensten Weise unser wird, sondern Er fügt, indem Er uns dieses herrliche Geschenk reicht, verbindliche und einladende Worte hinzu, die unsere menschliche Armseligkeit, zumal unsere Lausheit im Empfange dieses hl. Sakramentes, aufs Tiefste beschämen müßten: „Dies ist Mein Leib (spricht Er), nehmet ihn und esset davon" (Matth. 26, 26).

Wer nämlich etwas gibt, um seine Freigebigkeit zu dokumentieren, pflegt sein Geschenk recht sehr zu loben und ins rechte Licht zu stellen. Wer aber, lieber Leser, aus Liebe etwas schenkt, läßt die Gabe eher geringer erscheinen, als daß er durch preisende Worte ihren Wert in den Augen des Beschenkten erhöhen möchte. So z. B. der Bräutigam, wenn er seiner Braut einen kostbaren Diamanten, in einen goldenen Ring gefaßt, überreicht: „Nimm (spricht er) diesen Ring zum Zeichen meiner Liebe,“ — erwähnt dabei aber gar nicht des funkelnden Edelsteines, obwohl dieser allein den schmalen Goldreif wertvoll macht. In ähnlicher Weise, lieber Leser, handelt der Herr mit den von ihm geliebten Seelen: „Nehmet hin (spricht Er) Meinen Leib!“ — Dieser ist aber gleichsam der goldene Reif: die mit seinem Leibe verbundene Seele erwähnt der Herr gar nicht, und noch weniger die Gottheit, die gleichsam der „Edelstein“ ist — ein Kleinod, das nicht seines Gleichen hat! Und der Herr gibt uns das Alles mit so schlichten, freundlichen Worten, als ob Er uns einen Bissen Brot reichte, so daß ein Wort des hl. Apostels Jakobus hier am Plage ist: „Er gibt Allen reichlich und rückt es ihnen nicht vor" (Jak. 1, 5).

Wir Menschen, lieber Leser, halten ferner jene Freundschaft und Liebe für echt, die wie das Gold im Feuerofen geprüft worden und sich bewährt hat — während jene, die in den Widerwärtigkeiten nicht Stand hält, ein künstlich nachgemachtes, also kein wahres „Gold“ ist. Darum bezeichnet der hl. Apostel Paulus die Geduld als eine so wesentliche Eigenschaft der übernatürlichen Liebe, daß er nicht müde wird, uns zu wiederholen: „Die Liebe ist geduldig, — sie trägt Alles, sie erduldet Alles" (1. Kor. 13, 4 und 7). Ja, eben im Dulden zeigt sich die Liebe noch feuriger und wahrer als im Geben, — im Dulden zeigt sie sich, wie schon gesagt, als lauter „Gold.“

Wie herrlich bewährt sich aber, lieber Leser, in dieser Hinsicht die Liebe unseres Herrn im hochheiligen Sakramente! Da schenkt Er sich uns selbst gerade in jenen bangen Stunden, als die menschliche Bosheit und Treulosigkeit sich in einer so entsetzlichen Art gegen ihn verging: „In der Nacht, da Er verraten ward, nahm der Herr Jesus das Brot etc." (1. Kor. 11, 23) — so berichtet der Völkerapostel, um durch die Angabe dieses so bemerkenswerten Umstandes die Größe und den Edelsinn der göttlichen Liebe zu charakterisieren. Die Flamme wahrer Liebe zeigt sich eben am stärksten beim Wehen des Sturmes, der sie mit erneuter Kraft auflodern läßt, anstatt sie anzulöschen.

Jene Leiden des Herrn danerten bekanntlich nur kurze Zeit, — viel eindringlicher betunden daher die unendliche Liebe des Herrn jene Leiden und Verdammigungen, die Er, lieber Leser, in diesem geheimnisvollen Sakramente gegenwärtig noch trägt und tragen wird bis zum Ende der Tage.

Merkei vom Juni,

Von Elmar Fernau.

Auf den Juni kommt es an
Ob die Ernte soll bestahn.

Was sich der Mai an Poesie geborgt, ge-

bührt von rechts- und temperaturwegen eigentlich dem Juni. Wenn ihm auch das Erbilden der Knospen fehlt, so besitzt er doch noch jene zarte Fülle, die ihn richtig als Uebergangsmonat vom Frühling zum Sommer kennzeichnet. Das lebhafteste Leben entfaltet sich in diesem Monat, den unsere Vorfahren Brachmonat oder auch Rosenmonat genannt haben.

So ist denn der Juni ein echter und rechter Blumen- und Blütenmonat, dessen schwarzlockiges Haupt mit einem Kranz brennend-roter und süßduftender Rosen geschmückt ist. Bei der Rose aber, dieser charakteristischen Blume des Brachmonats, wollen wir hier ein wenig eingehender verweilen. Sollte man es glauben, daß dieses Prachtstück unserer Gärten in mehr als 6000 Arten auf der Erde verbreitet ist? Diese Blume, die gewissermaßen unsere Haus- und Lieblingsblume geworden ist, wie die meisten unserer Haustiere, unserer Obstsorten, unserer Getreidearten, auf dem Wege über Griechenland und Italien aus Asien zu uns gekommen.

Ueberhaupt verlangt der Garten im Juni viel Arbeit und Sorgfalt. Da sind im Gemüsegarten die Erdbeersüßbe zu entranken, die leeren Beete neu zu besetzen, neue Aussaaten von Bohnen und Erbsen zu machen, und vor allen Dingen alle Pflanzen fleißig zu hacken und zu jäten. Im Blumengarten prangen jetzt natürlich die Rosen in vollster Pracht, nach denen der Monat ja einen seiner Namen führt. Von diesen „Königinnen“ des Gartens sind jetzt alle Stamm- und Wurzelansläufer zu entfernen: Nelken, Aurikel und Primeln, die aus Samen gezüchtet sind, wird man am besten im Juni verjagen; auch neue Aussaaten von Reseda sind in diesem Monat zu machen, in dem, namentlich, wenn es recht trocken ist, fleißig gegossen werden muß. Im Obstgarten kann man jetzt der Ernte schon entgegen arbeiten, indem man fleißig Ungeziefer vertilgt und alle diejenigen wurmfressigen Früchte, die nicht viel größer als eine Erse sind, vertilgt.

Der Angler lebt im Juni in seinem Element. Außer Blei, Barbe, Karpfen und Schley kann er alles angeln, was er will. Nicht so der Jagdfreund, er muß sich einige Reserven anferlegen, denn im Sommer darf man nicht ungestraft knallen . . .

Wir kommen jetzt zu den Bauernregeln, die oft auf eine mehrere Jahrhunderte alte Vergangenheit zurückblicken.

Juni trocken mehr als naß,
Fällt mit gutem Wein das Faß.

Juni muß aber eine „knisternde“ Hitze haben:

Wenn kalt und naß der Juni war,
Verdarrt er meist das ganze Jahr.

Es darf ihm auch nicht ein Jota vom Sommercharakter fehlen:

Wenn im Juni Nordwind weht
Kommt Gewitter oft recht spät.

Und nun kommen die zahlreichen Johannisreime:

Regen am Johannisstag
Rasse Ernte deuten mag.

In ähnlicher Weise heißt es:

Vor St. Johannisstag
Keine Gerste man loben mag.

In derselben Tonart schlägt der Reim:

Vor Johann bitt um Regen
Nachher kommt er ungelegen.

Der Schwermüder der Kukul hat sich natürlich auch um's Wetter zu kümmern:

Der Kukul kündet seine Zeit
Wenn er noch um Johannis schreit.

Und nun marschieren die anderen Heiligen auf:

Regnet's am St. Barnabas
Schwimmen Trauben bis in Faß.

St. Medardus ist ein guter Heiliger:

Der auf Medardi baut,
Der kriegt viel Fiachs und Kraut.

Auch ein gutes Trohnleichnamstag hat seine Bedeutung:

Corporis Christi schön und klar,
Guter Wein in diesem Jahr.

Wir führen ferner noch an:

O heil'ger Zeit, o weine nie,
Weiß uns an Geiste sonst gebräut.

Schließlich muß auch noch das Gewitter als Wort kommen:

Giebt's im Juni Donnerwetter,
Wird auch das Getreide fetter.

Den Schluß möge folgender Bierzeiler machen:

Juni kalt und naß
Bringt keinem was,
Denn auch Johannisregen
Bringt keinen Segen.

Haben uns schon die Bauernregeln, das eine oder das andere, über die voraussichtliche Witterungsgestaltung des Brachmonats gesagt, so stellt der hundertjährige Kalender folgende Prognose: Der Juni beginnt mit kühlen Tagen und kalten Nächten; bis zum 9. ist es trübe; nach einigen kalten Tagen folgt dann warmes Wetter, das bis zu Ende des Monats anhält. Falb ist besonders böse in seinen nachgelassenen Prognosen auf den 13. zu sprechen, auch mit dem 27. hat er nicht allzubiel zu thun. Auch er meint, daß der Monat kühl und feucht werde, eine Ansicht, der der andere Wetterprophet Habenicht wenigstens für die zweite Junihälfte widerspricht.

Die exakte meteorologische Wissenschaft sagt nun vom Junimonat das folgende aus: Die Sonne erreicht in ihm ihren Höhepunkt, ihre Ausstrahlung ist daher eine relativ intensive. Es beträgt die Juni-Durchschnittstemperatur in Hamburg 16°, in Berlin 17,5°, in München 15,4°, in Karlsruhe 17,7°, in Stuttgart 17,5°, in Prag 18,1°, in Wien 18,9° und in Basel 16,6°.

Der Kalender bezeichnet den 21. Juni als Sommers Anfang. Dieser Tag ist der längste Tag des Jahres; seine Dauer währt 17 Stunden, während die darauffolgende Nacht sich nur auf 7 Stunden erstreckt. Die Sonne tritt an diesem Tage aus dem Zeichen der Zwillinge in das des Krebses. Unsere kleinere Erdleuchte, der Mond, verteilt seine Phasen folgendermaßen: Lehtes Viertel (6. Juni, 6 Uhr 53 Minuten Vormittags), Neumond (13. Juni, 10 Uhr 10 Minuten Nachts), Erstes Viertel (20. Juni, 4 Uhr 11 Minuten Nachmittags), Vollmond (27. Juni 9 Uhr 33 Minuten Nachmittags). Von den Planeten bleiben während der Dauer des Juni unsichtbar Merkur, Venus und Mars. Jupiter geht nach Mitternacht auf und ist am Ende des Monats zwei Stunden lang sichtbar. Der Saturn ist in den Morgenstunden am Sternenhimmel zu beobachten, Uranus ist am südlichen Sternenhimmel um Mitternacht aufzusuchen.

Daß unsere Dichter den Rosenmonat in ausgiebigster Weise besungen, ist bekannt. Zu seinen „Monatssteinen“ hat Theodor Körner dem Juni ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Er singt:

Im Junius
Blinkt die Liebe den ersten Gruß,
Es kost der Zephyr auf rosigen Spuren,
Es erwacht die Sehnsucht in der Welt
Und auf den vollblühenden Fluren
Neu äppiges Leben schwellt. . .

Der Chaleodon ist ihm, wie es dann im Gedichte weiter heißt, das Sinnbild des Juni. Aber auch andere von unseren Dichtern haben den Zauber leuchtender Junitage und stiller Juninächte geschildert.

Juninächte, sternlose . . .

Man erinnere sich nur an Goethe, Lenau, Mörike, Matthison u. a. Auch unsere moderne Zeit hat sich nicht unempfindlich gegenüber den tausend Feinheiten und Schönheiten des Rosenmonats erwiesen. Eine seine Juniabend-Stimmung gibt Richard Dehmel in einem seiner Gedichte, von denen zwei Strophen hier zitiert sein mögen:

Klar ruh'n die Lüfte auf der stillen Flur;
Fern dampft der See; in Dünsten goldig
flimmernd
Verschwimmt der Sonne letzte rote Spur;
Die zarten Wolken wallen hoch und schimmernd.

Zu weicher Ruhe löst sich jede Kraft
Der Wind selbst schläft, wie aus der Welt
geschieden,
Raum regte die Ähre sich am schwanken Schaft.
So sei doch froh mein Herz in all dem Frieden!

Wie ein sanftes, kurzes, müdes Ansrufen
in aller geschäftigen Sommerarbeit mutet uns
der Juni an, der Brachmonat, — der Monat
der Rosen.

Ein Spaziergang durch die Welt- Ausstellung in St. Louis.

Von S. Philipp.

Die Vereinigten Staaten von Amerika haben guten Grund, das Jahr 1903 zu feiern, die hundertjährige Wiederkehr des Tages, an dem sie für den verhältnismäßig lächerlich geringen Preis von sechzig Millionen Mark das gewaltige Louisiana-Territorium von Frankreich erwarben. Napoleon der Erste war froh, sich von dieser unbequemen Kolonie, die er auf die Dauer doch nicht zu halten vermocht hätte, auf diese einfache Art zu befreien und noch eine hübsche Summe Geldes dafür einzubehalten. Die Amerikaner andererseits bemächtigten sich damit auf friedliche Weise eines Landes, das auf die Dauer von ihnen garnicht entbehrt werden konnte.

Wie billig sie eingekauft haben, geht am besten daraus hervor, daß sie hundert Jahre später fünfzehn Millionen Dollars, also dieselbe Summe, die sie einst für das ganze Land bezahlt haben, für den Aufbau dieser neuen Ausstellung auszugeben vermochten. Rechnet man hierzu noch die von sachverständiger Seite angegebene Summe von fünfunddreißig Millionen Dollars, die von den fremden Ausstellern, ausländischen Regierungen usw. aufgewendet worden ist, so bekommt man eine annähernde Vorstellung von dem gewaltigen Umfange der ganzen Anlage. Sind doch auf einem Gebiete von etwa elfhundert Morgen Land über fünfshundert größere Gebäude errichtet worden! Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß diese Arbeiten nicht rechtzeitig fertig wurden und die Eröffnung nicht mehr im Jubiläumsjahr 1903, sondern erst jetzt stattfinden konnte.

Betritt man die Ausstellung durch den Haupteingang, so leuchtet einem bald das „Louisiana-Monument“ entgegen, zu dessen Füßen sich am 30. April die Eröffnungsfeier vollzog. Um diese große Säule herum gruppieren sich die acht hauptsächlichsten Ausstellungsgebäude, von denen das kleinste 525 Fuß breit und 750 Fuß lang ist. Die Kosten dieser acht Häuser schwanken zwischen 1300000 und 2 800 000 Mark.

Kommen wir in das erste rechts gelegene Haus, das all den „verschiedenen Industrien“ gewidmet ist, die anderweitig keinen Platz gefunden haben, so bietet sich uns ein äußerst vielgestaltiges Bild dar. England zeigt hier seine stilgerechten Möbel und sein zierliches Porzellan, Japan präsentiert eine Ueberfülle seiner bekannten kostbaren Stickerien und Schnitzereien, während Amerika wieder vornehmlich durch praktische Gebrauchsmittel, wie Füllfederhalter und andere Bureaustillsilien vertreten ist. Sehr amüsant sind die hier ausgestellten vielen — Schaukelstühle verschiedenster Art. Der Amerikaner ist nämlich ein leidenschaftlicher Liebhaber der Bewegung. In jedem Zimmer des reichsten wie des ärmsten Mannes befindet sich ein Schaukelstuhl und schon kleine Kinder setzen sich nur ungern auf feste Stühle, eine Angewohnheit, die sowohl den „Ladies“ wie auch den Herren bis in das Alter hinein treu bleibt. So sind denn erfinderische Köpfe beständig tätig, immer wieder neue Formen dieser Bewegungsfessel zu erfinden. Auf der Ausstellung sieht man solche, bei denen die Stuhlbeine durch

große Federn ersetzt sind, so daß es dem unglücklichen Besitzer nicht möglich ist, stille zu sitzen, auch wenn er will. Wieder andere haben eine richtigen kleinen Schienenunterbau, auf dem sie sich vermittelst zierlichen Räder beständig hin und her bewegen. Für den Europäer ist das eine höchst unangenehme Empfindung, aber die Amerikaner sind entzückt davon und kaufen diese Marterstühle in großer Anzahl.

Eine andere Form dieser Freude an der Bewegung ist der bekanntlich mit Leidenschaft geübte Sport und auch die ganze Einrichtung der Weltausstellung ist darauf angelegt, weniger die fertigen Produkte als vielmehr ihren Herstellungsbetrieb in Bewegung zu zeigen. Hier werden nicht nur Hüte, Stiefel, Stahlfedern und Löpfe vor den Augen der Besucher hergestellt, sondern auch ganze Bergwerke werden im Betrieb gezeigt, Nitrogen aus Luft hergestellt und hundert Indianerkinde in allen Kulturwissenschaften unterrichtet. Deutschland hat sich an dieser Ausstellungsform natürlich nicht beteiligen können, da die Beschaffung der Werkzeuge und Utensilien unüberwindliche Schwierigkeiten geboten hätte. Dafür hat es jedoch die verschiedenen Produkte seiner Industrie mit soviel Fleiß, Sorgfalt und Geschmack zusammengestellt, wie kaum ein anderes Land der Welt. Als Präsident David H. Francis, der Leiter der Ausstellung, mit seinen Direktoren den ersten offiziellen Rundgang unternahm, beschloß er diese fünfstündige Wanderung mit einer enthusiastischen Rede auf Deutschland. Besonders die deutsche kunstgewerbliche Abteilung, die in dem schon erwähnten „Gebäude für verschiedene Industrien“ den beherrschenden Platz einnimmt, wird allgemein bewundert. Das ist wohl in erster Linie auf die gewählte Form zurückzuführen. Es haben nämlich dieses Mal nicht, wie das sonst wohl üblich war, eine große Reihe Industrieller ihre billigen Massenartikel ausgestellt, um sie hier zu verkaufen, sondern es ist vielmehr nach künstlerischen Gesichtspunkten eine große Anlage geschaffen worden, die in ihrer Gesamtheit ein vollständiges Bild des deutschen Kunstgewerbes vom Jahre 1904 gibt und deshalb geradezu als ein historisches Dokument angesprochen werden darf. Der Vergleich mit der Pariser Weltausstellung von 1900 liegt sehr nahe und man darf sagen, daß vieles, was unsere deutschen kunstgewerblichen Architekten in Paris noch bei unsicheren tastenden Versuchen sah, sie jetzt als Meister findet, die sich in den neuen Wegen zurecht gefunden haben und sie klar beherrschen. Natürlich dürfen wir nicht verkennen, daß wir uns noch immer im Stadium des Kampfes befinden, woraus sich manche Ungeheuerlichkeiten und Verirrungen wohl erklären. Aber im Ganzen haben die hier vereinigten Künstler den stolzen und großen Gedanken unserer neuen Bewegung in seiner ganzen Tragweite erkannt: in jeder Gestaltungsform der Wahrheit die Ehre zu geben. Man macht keine Versuche mehr, mit Papier Nachahmungen von Leder- oder Seidentapeten geben zu wollen, man hütet sich davor in Teppiche Landschaften mit so „natürlichen“ Gewässern einzuweben, daß der harmlose Besucher für sein trodenes Schuhzeug fürchten muß und man verschmäht es, Bronzestüben aus getöntem Gips herzustellen. Im Gegenteil wird das Bestreben darauf gerichtet, den Charakter jedes Materials zu wahren und jedem Gegenstande die Form zu geben, die seine praktische Verwendung erfordert. Diese Grundregeln führen alle die verschiedenen Individualitäten zusammen, die an der deutschen Abteilung mitgearbeitet haben. Da muß in erster Linie Bruno Möhring genannt werden, der als deutscher Chefarchitekt tätig war und in diesem Gebäude die große Ehrenhalle geschaffen hat. In ihr ist ein Meisterwerk der Bronzeschmiedekunst in höchstem Maße bemerkenswert, ein Adler, der nach dem Modell des bekannten Tierbildhauers August Gaul herge-

stellt worden ist; jede Feder des gewaltigen Vogels ist einzeln gearbeitet. Um die große Ehrenhalle herum liegen mehr als fünfzig kleinere Räume, von denen ein jeder durch einen Künstler zu einem stimmungsvollen Innenraum gestaltet worden ist. Sehr erleichtert wurden diese Bemühungen dadurch, daß von vorn herein den angefertigten Möbeln die Abnahme zugesichert wurde. So z. B. der große von Professor Martin Dülfer aus München entworfene Saal später im Regierungsgebäude in Bayreuth aufgestellt werden. Dasselbe gilt von dem in zartem grauen Aborn gehaltenen Empfangszimmer der Gebrüder Raab, während ein von Richard Niemeschmidt entworfener Raum für das Rektoratsszimmer der Industrie-Schule in Nürnberg Verwendung finden wird. Allen diesen Räumen gemeinsam ist die vornehme Durchführung der Entwürfe bis in die letzte Einzelheit. Nirgends ist etwas übersehen oder vernachlässigt und diese Sorgfalt hebt den Gesamtcharakter der deutschen Ausstellung im höchsten Maße. Während bei den anderen Ländern die meisten Aussteller auf eigene Faust häufig sehr rohe Pavillons aufgebaut haben, sind die deutschen Ausstellungsräume durch Künstlerhand einheitlich gestaltet.

Wie einfach und geschmackvoll ist beispielsweise der Pavillon der deutschen Parfümerie-Abteilung, der dem Berliner Professor Grenander seine Entstehung verdankt. Aus mahagoniartig gebeizten Erlenholz ist ein runder kleiner Bau hergestellt, der sich aus verschiedenen gläsernen Vitrinen zusammensetzt, die sich zu einer anmutigen Halle vereinigen. In jedem dieser Schränke hat eine andere Firma ausgestellt und man kann bequem die Waren von allen Seiten in Augenschein nehmen.

Ebenso einfach und geschickt ist auch die Sammlung dargeboten, die das deutsche „Buchgewerbe“ repräsentiert und die sich in einem anderen Gebäude, das den „Freien Künsten“ gewidmet ist, findet. Hier sind Zeugnisse deutschen Fleißes und deutscher Arbeit mit soviel Sachkenntnis zusammengestellt worden, daß auf diesem Gebiete nichts Ähnliches in der ganzen Ausstellung zu sehen ist.

Der große Landwirtschaftspalast, der die ungeheure Ausdehnung von achthunderttausend englischen Quadratfuß hat, wird an seinem Nordeingange einen solchen aufweisen in Gestalt einer Uhr von so gewaltigen Dimensionen, wie wohl niemals vorher eine gebaut worden ist. Sie wird ganz und gar aus lebenden Blumen bestehen. Das Rohwerk, das die Zeiger durch Luftdruck treibt, ist unter der Erde angebracht, sodas nichts davon zu sehen ist. Das Zifferblatt, das sich auf einem leicht abfallenden Abhange befindet, hat einen Durchmesser von hundert und zwölf Fuß. Die Zeiger wiegen nicht weniger als je zweitausend Pfund! Die Stundenzahlen sind fünfzehn Fuß lange arabische Ziffern aus verschiedenfarbigen Blumen und werden allein zu diesem Zweck nötig sein. Der Mechanismus dieser Uhr treibt außerdem das Werk eines benachbarten Glockenturms, der die ganzen und halben Stunden verkündet wird. Ferner hängt damit auch ein anderer, nicht weniger eigenartiger Zeitmesser zusammen, nämlich ein Stundenglas, in dem sich die Kleinigkeit von hundert Pfund Sand befindet. Es ist so eingerichtet, daß beim ersten Glockenschlage, der den Beginn der neuen Stunde verkündet, das letzte Körnchen Sand heruntergefallen ist.

Die ungeheuren Glocken dieses Werkes werden weithin hörbar sein; aber wenn die Riesenorgel in der Festhalle in Tätigkeit treten wird, dann wird voraussichtlich selbst die große Uhr übertönt werden. Vorläufig war es noch nicht möglich, dieses ungeheuerlichste Musikinstrument, das je gebaut worden ist, zu vollenden. Es wird nicht weniger als zehntausend Pfeifen enthalten und zehn große Eisenbahnwagen waren nötig, die Bestandteile aus Bos Angeles hierher zu transportieren. Darunter befinden sich u. A. 80,000

laufende Fuß Holz, 40.000 Pfund Zinn, 6000 Pfund Blei und schließlich etwa 25 deutsche Meilen Draht! Ein müßiger Mann hat nach echt amerikanischer Art berechnet, daß das Instrument 17,179,808,183 verschiedene Töneffekte hervorbringen kann und daß zweihundertdreißigtausendsechshundert Jahre nötig sein würden, um alle diese Effekte vorzuführen, wenn es gelänge, in jeder Minute einen zu erzielen. Ob diese Rechnung stimmt, mag dahin gestellt bleiben; jedenfalls ist es im Interesse rabeliebender Personen sehr ersteinlich, daß diese Ausstellung nicht 32,600 Jahre, sondern nur einige Monate dauert. Immerhin wird diese Orgel, von der ihr Erbauer behauptet, daß ihre tiefsten Röhren an das Brüllen von Geschützen erinnern, geeignet sein, den Aufenthalt in der „Festhalle“, die sich auf einem die ganze Anlage beherrschenden Hügel befindet, für die Dauer höchst geräuschvoll gestalten. Das ist um so bedauerlicher, daß unmittelbar dahinter die großen Kunstausstellungen belegen sind. Daß Deutschland auf diesem Gebiete nur eine sehr fragwürdige Kollektion zusammenbekommen hat, war bei dem bekannten Streit mit den Secessionen leider unvermeidlich. Immerhin gewährt die Zusammenstellung ein recht gut abgestimmtes Bild, wenngleich sie natürlich ihren eigentlichen Zweck, die Stellung der deutschen Kunst im Jahre 1904 zu veranschaulichen nicht erfüllen kann. Dafür bieten hier England, Frankreich und Italien große Schätze dar, aus denen wir wohl lernen können. Besonders die Franzosen haben eine Reihe prachtvoller Arbeiten von Monet, Renoir und Bissaro geschildert, die die große Vorliebe des amerikanischen Bilderhandels für Frankreich wohl erklärlich machen.

Der erste Dirigent des Leipziger Gewandhauses.

Von Dr. Ludwig Roessel.

Wer als Musiker etwas erreichen will, muß neben seiner Begabung auch eine gehörige Portion Organisationstalent sein eigen nennen. Es genügt nicht, wenn er im stillen Kämmerlein seine Kompositionen, seine Tonfolgen formt und bildet. Will er zur Geltung kommen, so muß er seine Schöpfungen auch dem Publikum unterbreiten können. Er muß dirigieren können, d. h. er muß das organisatorische Talent besitzen, die verschiedenen Instrumente des Orchesters harmonisch unter seinem Dirigentenstab vereinigen zu können, ohne dabei dem einzelnen Instrument seine individuelle Färbung zu nehmen.

Ein solches Talent war Johann Adam Hiller, dessen hundertjährigen Todestag wohl heute alle Berufsmusiker und Musikfreunde in würdiger Weise begehen. Fast ist man veranlaßt, ihn als den Begründer des deutschen Dirigententums zu bezeichnen, wenigstens weist die ihm vorangehende Zeit kaum eine zweite markante Persönlichkeit auf. Ein universalpädagogischer Zug haftet diesem Manne an, der nicht nur das ihm unterstellte Orchester, sondern das gesamte Leipziger Publikum zu erziehen verstand. Für seine pädagogische Bedeutsamkeit und seine pädagogischen Erfolge spricht am deutlichsten wohl das Beispiel, das uns Corona Schriber, jene vielgefeierte Sängerin, gibt, die in ihren jungen Jahren Hillers Schülerin gewesen ist.

Und nicht nur das Dirigentenressort auf dem großen Gebiete der ansüßenden Musik verdankt Hiller viel. Fast alle Gebiete der Tonkunst sind von Hillers Schöpfungen irgend einmal in irgend einer Weise berührt worden. Johann Adam Hiller war einer der beschränktesten Geister für die Entwicklung der deutschen Musik. Ja, man kann — und man ist darin ganz Goethescher Ansicht — ihm direkt die Anregung zur reichen Entfaltung des nach ihm in der Musik die Herrschaft gewinnenden deutschen Liedes zuschreiben. Das Stagspiel feierte in ihm seine Triumphe. Sie werden gewissermaßen zum Muster der

sich nun langsam entwickelnden deutschen Spieloper. Sie halten etwa die Mitte zwischen der italienischen und französischen großen Opernmusik. Nur Leuten, die sich durch Klang und Stand auszeichnen, legt er gewichtigeren Tonfolgen in den Mund, für sie sind die Rollen geschaffen. Die Schauspieler aber, die den schlichten Mann aus dem Volke darstellen, müssen sich mit dem Liedmäßigen genügen lassen. Gerade aber dadurch gewannen sie, denn das Schlichte, Liedmäßige war Hillers Stärke und nicht das Arioso.

Hillers Vorbeeren wuchsen auf dem Gebiete der Komposition, des Dirigententums, von dem er in seinen verschiedenen Stellen als Kapellmeister glänzende Proben ablegte, und in seiner musikschriftstellerischen Tätigkeit, auf die wir später noch ausführlicher werden zu sprechen kommen.

Von seiner eminenten Befähigung als Dirigent legte Hiller zuerst eine Probe ab in seinen mit ungeheurem Beifall aufgenommenen „concerts spirituels“. Diese ganz nach Pariser Muster eingerichteten Konzerte, deren Veranstaltung in die siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts fällt, gefielen den Leipziguern ungemein. Gerade das Französische imponierte, und Goethe behielt wieder einmal recht, wenn er sagte:

Mein Leipzig lob ich mir,

Es ist ein klein' Paris und bildet seine Leute.

Allein Hillers Dirigententum sollte erst in den Gewandhauskonzerten, die damals eingerichtet wurden und für die man ihn zum Dirigenten berufen hatte, die Feuerprobe bestehen.

Diese Leipziger Gewandhauskonzerte, auch „Große Konzerte“ genannt, haben in gewisser Weise eine Berühmtheit in der Geschichte der Musik erlangt. Der damalige Leipziger Bürgermeister K. W. Müller hatte sie angelegt, wenigstens in der Form, in der sie noch heute bestehen. Das war im Jahre 1781. Früher gab es natürlich in Leipzig auch schon Konzerte, aber nicht im Gewandhause. Besagter Bürgermeister baute aber in Wirklichkeit nur eine bereits schon vorhandene Idee aus, indem er im Gewandhause Abonnementskonzerte einrichtete. Bereits 1707 hatte Joh. Fr. Fasch ein Collegium musicum eingerichtet, 1743 — 1756 gab Meister Dales Abonnementskonzerte im Gasthaus „Zu den drei Schwänen“, und 1763 — 1778 veranstaltete unser Hiller selbst seine rege besuchten „Liebhaberkonzerte“ im Königshaus. Die 1781 gegründeten Gewandhauskonzerte unterstanden nun zunächst einem Direktorium von 12 Mitgliedern. Die Zahl der in einer Saison zu veranstaltenden Konzerte war auf 24 festgesetzt. Die Leitung der Konzerte wurde unserem Joh. Ad. Hiller übertragen. Hiller folgten im Direktionsposten lauter Musiker, deren Namen von gutem Klang sind: J. G. Schicht, J. P. E. Schulz, C. A. Pohlenz, Mendelssohn, Ferd. Hiller, Gode, Nieb, Keinecke, Klisch usw. Die Zahl der jetzt in das prächtige „Neue Gewandhaus“ verlegten Konzertaufführungen, die von Anfang Oktober bis Ende März an jedem Donnerstag Abend stattfinden, ist 24 geblieben, von denen 22 auf das Konto der Abonnementskonzerte fallen, während 2 Benefizveranstaltungen sind.

Das Direktorium, das Hiller zum musikalischen Leiter der Gewandhauskonzerte berufen hatte, wußte was es tat. Es hatte keinen schlechten Griff getan. Der Zulauf, den diese Konzerte bekamen, war ein ganz gewaltiger. Man riß sich förmlich um die Abonnementskarten. Jeder, der etwas auf guten Ton und Bildung hielt, mußte Inhaber eines Konzertabonnements sein. Und es soll auch eine Freude gewesen sein, wahrzunehmen, wie alles — bis auf das Kleinste in der Instrumentierung — unter Hillers Dirigentenschaft in diesem außerlesenen Orchester klappte.

Johann Adam Hillers kompositorische Tätigkeit fand eine arge Konkurrentin in seiner starken schriftstellerischen Betätigung. Ihm verdanken wir eine der ältesten und wichtig-

sten Musikzeitschriften, die wir besitzen. Von 1766 — 1770 gab er nämlich seine „Wöchentliche Nachrichten und Anmerkungen, die Musik betreffend“ heraus. Die Zahl seiner Veröffentlichungen auf musiktheoretischem Gebiet ist gleichfalls ebenso bedeutend, wie stattdlich der Zahl nach. Er, der schon 1771 zur Hereanbildung eines guten Chors für sein Konzert eine Gesangsschule eingerichtet hatte, veröffentlichte 1780 eine vielgelesene und heute noch beachtenswerte Schrift: „Anweisung zum musikalisch zierlichen Gesang“, der schon 1774 eine „Anweisung zum musikalisch richtigen Gesang“ vorangegangen war. Ganz hervorragend ist auch sein biographisches Sammelwerk „Lebensbeschreibungen berühmter Musikgelehrter und Tonkünstler“, in denen Bach, Benda, Graun, Händel, Terzini u. a. behandelt werden. Eine interessante Kritik aus Hillers Feder besitzen wir in dem Schriftchen: „Nachricht von der Aufführung des Händelschen Messias in der Domkirche zu Berlin am 19. Mai 1786“ usw.

Von seinen Singspielen seien hier genannt: „Der Teufel ist los“, „Bisquit und Dariolette“, „Lottchen am Hofe“, „Die Jagd“, „Die Russen“, „Der Erntekranz“, „Der Krieg“, „Die Jubelhochzeit“, „Das Grab des Rußi“, „Das gerettete Troja“ usw. — Die bedeutendsten seiner sonstigen musikalischen Veröffentlichungen sind: „Vierstimmige Chorarien“, „Choralmelodien zu Gellerts geistlichen Oden“, „Choralbuch“. Ferner richtete Hiller Pergolesis „Stabat mater“ für vierstimmigen Chor ein, auch gab er Händels „Jubilate“, Haydns „Stabat mater“, Grauns „Tod Jesu“ und Passes „Pilgrime auf Golgatha“ heraus.

In allen seinen Schöpfungen offenbart sich eine hohe Meisterhaft, ein feinstes Tonempfinden und vor allen Dingen ein echtes Deutschum, das man in Parallele zu einem Holbein, einem Dürer setzen könnte.

Der ähhere Lebensgang Johann Adam Hillers (oder Hillers) ist der des Musikanten, der sich aus niederen Verhältnissen zu einer bedeutenden Position emporgearbeitet hat. Am 25. Dezember 1728, also am ersten Weihnachtstage, wurde er als Sohn des Kantors zu Wendisch-Ostig bei Görlitz geboren. Seine liebliche Sopranstimme brachte dem Knaben eine Freistelle am Görlitzer Gymnasium ein, die er später mit einer gleichen Stelle an der Dresdener Kreuzschule vertauschte. Hier in Dresden studierte er auch zum ersten Mal Musik. Und zwar fing er als junger Praktiker zuerst mit dem Klavier und dem Generalbass an. Von Dresden ging nach Leipzig, wo er sich seinen Lebensunterhalt als Konzertfollist und Orchestermitwirkender erworb. Eine Hauslehrerstelle beim Grafen Brühl rief ihn wieder nach Dresden. Allein das dauerte nicht lange. Wieder ging es nach Leipzig, um nun hier dauernden Aufenthalt zu nehmen. Seine Erfolge als populärer Musiker, namentlich aber als Dirigent der Gewandhauskonzerte brachten ihm das Ehrenamt eines Kantors an der Thomasschule ein. Diesen Posten hatte er von 1780 bis 1801 inne. Kurz vorher, es war im Jahre 1782, veranlaßten ihn zwei Polinnen, die seine Schülerinnen waren, eine Reise nach Mitau, zum Herzog von Kurland, zu unternehmen. Hiller gefiel dem Herzog dermaßen, daß er ihn gern an sich dauernd gefesselt hätte. Allein er mußte sich damit begnügen, daß ihm Hiller eine Konzertkapelle einrichtete, zum Dank hierfür ernannte ihn der Herzog zum Kapellmeister mit Pension. Schon im Jahre 1801 fühlte sich Hiller dermaßen altersschwach, daß er sein Kantoramt an der Thomasschule niederlegen mußte. Er lebte dann noch drei Jahre. Am 16. Juni 1804 ist er in Leipzig gestorben.

Er war einer von denen, die in ihrer Schlichtheit groß sind. Nicht nur Leipzig, sondern ganz Deutschland wird ihm ein ehrendes Andenken bewahren. —

laufende Fuß Holz, 40.000 Pfund Zinn, 6000 Pfund Blei und schließlich etwa 25 deutsche Meilen Draht! Ein müßiger Mann hat nach echt amerikanischer Art berechnet, daß das Instrument 17,179,808,183 verschiedene Töneffekte hervorbringen kann und daß zweiunddreißigtausendsechshundert Jahre nötig sein würden, um alle diese Effekte vorzuführen, wenn es gelänge, in jeder Minute einen zu erzielen. Ob diese Rechnung stimmt, mag dahin gestellt bleiben; jedenfalls ist es im Interesse ruheliebender Personen sehr erfreulich, daß diese Ausstellung nicht 32.600 Jahre, sondern nur einige Monate dauert. Immerhin wird diese Orgel, von der ihr Erbauer behauptet, daß ihre tiefsten Bässe an das Brüllen von Geschützen erinnern, geeignet sein, den Aufenthalt in der „Festhalle“, die sich auf einem die ganze Anlage beherrschenden Hügel befindet, für die Dauer höchst geräuschvoll gestalten. Das ist um so bedauerlicher, daß unmittelbar dahinter die großen Kunstausstellungen belegen sind. Daß Deutschland auf diesem Gebiete nur eine sehr fragwürdige Kollektion zusammenbekommen hat, war bei dem bekannten Streit mit den Secessionen leider unvermeidlich. Immerhin gewährt die Zusammenstellung ein recht gut abgestimmtes Bild, wenngleich sie natürlich ihren eigentlichen Zweck, die Stellung der deutschen Kunst im Jahre 1904 zu veranschaulichen nicht erfüllen kann. Dafür bieten hier England, Frankreich und Italien große Schätze dar, aus denen wir wohl lernen können. Besonders die Franzosen haben eine Reihe prachtvoller Arbeiten von Ronet, Renot und Bisfaro geschickt, die die große Vorliebe des amerikanischen Bilderhandels für Frankreich wohl erklärlich machen.

Der erste Dirigent des Leipziger Gewandhauses.

Von Dr. Ludwig Roessel.

Wer als Musiker etwas erreichen will, muß neben seiner Begabung auch eine gehörige Portion Organisationstalent sein eigen nennen. Es genügt nicht, wenn er im stillen Kämmerlein seine Kompositionen, seine Konzerte formt und bildet. Will er zur Geltung kommen, so muß er seine Schöpfungen auch dem Publikum antreiben können. Er muß dirigieren können, d. h. er muß das organisatorische Talent besitzen, die verschiedenen Instrumente des Orchesters harmonisch unter seinem Dirigentenstab vereinigen zu können, ohne dabei dem einzelnen Instrument seine individuelle Färbung zu nehmen.

Ein solches Talent war Johann Adam Hiller, dessen hundertjährigen Todestag wohl heute alle Berufsmusiker und Musikfreunde in würdiger Weise begehen. Fast ist man veranlaßt, ihn als den Begründer des deutschen Dirigententums zu bezeichnen, wenigstens weiß die ihm vorangehende Zeit kaum eine zweite markante Persönlichkeit auf. Ein universaler pädagogischer Zug haftet diesem Manne an, der nicht nur das ihm unterstellte Orchester, sondern das gesamte Leipziger Publikum zu erziehen verstand. Für seine pädagogische Bedeutung und seine pädagogischen Erfolge spricht am deutlichsten wohl das Beispiel, das uns Corona Schirter, jene vielgefeierte Sängerin, gibt, die in ihren jungen Jahren Hillers Schülerin gewesen ist.

Und nicht nur das Dirigentenressort (auf dem großen Gebiete der ausübenden Musik verankert) dankt Hiller viel. Fast alle Gebiete der Tonkunst sind von Hillers Schöpfungen irgend einmal in irgend einer Weise berührt worden. Johann Adam Hiller war einer der bestreuesten Geister für die Entwicklung der deutschen Musik. Ja, man kann — und man ist darin ganz Goethe'scher Ansicht — ihm direkt die Anregung zur reichen Entfaltung des nach ihm in der Musik die Herrschaft gewinnenden deutschen Liedes zuschreiben. Das Stugpiel feierte in ihm seine Triumphe. Sie werden gewissermaßen zum Muster der

sich nun langsam entwickelnden deutschen Spieloper. Sie hatten etwa die Mitte zwischen der italienischen und französischen großen Opernmusik. Nur Lenten, die sich durch Rang und Stand auszeichnen, legt er gewichtigere Tönefolgen in den Mund, für sie sind die Arien geschaffen. Die Schauspieler aber, die den schlichten Mann aus dem Volke darstellen, müssen sich mit dem Liedmäßigen genügen lassen. Gerade aber dadurch gewannen sie, denn das Schlichte, Liedmäßige war Hillers Stärke und nicht das Arioja.

Hillers Vorbeeren wuchsen auf dem Gebiete der Komposition, des Dirigententums, von dem er in seinen verschiedenen Stellen als Kapellmeister glänzende Proben ablegte, und in seiner musikalisch-pädagogischen Tätigkeit auf die die

Es den rich Dir sieh

Kon sagt keit aus, konz Joh richt Abv drei unie habe gegr nun glied vera seht. jeren folgt deren Schri Men Rein das S Konz bis statti das währ De liche hatte schlec Konz

Man riß sich förmlich um die Abonnementskarten. Jeder, der etwas auf guten Ton und Bildung hielt, mußte Inhaber eines Konzertabonnements sein. Und es soll auch eine Freude gewesen sein, wahrzunehmen, wie alles — bis auf das Kleinste in der Instrumentierung — unter Hillers Dirigentenschaft in diesem auserlesenen Orchester klappte.

Johann Adam Hillers kompositorische Tätigkeit fand eine arge Konkurrentin in seiner starken schriftstellerischen Betätigung. Ihm verdanken wir eine der ältesten und wichtig-

sten Musikzeitschriften, die wir besitzen. Von 1766—1770 gab er nämlich seine „Wöchentliche Nachrichten und Anmerkungen, die Musik betreffend“ heraus. Die Zahl seiner Veröffentlichungen auf musiktheoretischem Gebiet ist gleichfalls ebenso bedeutend, wie stattdlich der Zahl nach. Er, der schon 1771 zur Here anbildung eines guten Chors für sein-Konzerte eine Gesangsschule eingerichtet hatte, veröffentlichte 1780 eine vielgelesene und heute noch beachtenswerte Schrift: „Anweisung zum musikalisch zierlichen Gesang“, der schon 1774 eine „Anweisung zum musikalisch richtigen Gesang“ vorangegangen war. Ganz hervorragend ist auch sein biographisches Sammelwerk „Lebensbeschreibungen berühmter Musikgelehrter und Tonkünstler“, in denen Bach, Vanda, Graun, Händel, Terzini u. a. behandelt werden. Eine interessante Kritik aus Hillers Feder besitzen wir in dem Schriftchen: „Nachricht von der Aufführung des Händelschen Messias in der Domkirche zu Berlin am 19. Mai 1786“ usw.

Von seinen Singspielen seien hier genannt: „Der Teufel ist los“, „Lijnart und Dariolette“, „Lottchen am Hofe“, „Die Jagd“, „Die Muffen“, „Der Erntekranz“, „Der Krieg“, „Die Jubelhochzeit“, „Das Grab des Mufti“, „Das gerettete Troja“ usw. — Die bedeutendsten seiner sonstigen musikalischen Veröffentlichungen sind: „Vierstimmige Chorarien“, „Choralmelodien zu Gellerts geistlichen Oden“, „Choralbuch“. Ferner richtete Hiller Pergolesis „Stabat mater“ für vierstimmigen Chor ein, auch gab er Händels „Jubilate“, Haydns „Stabat mater“, Grauns „Tod Jesu“ und Hoffes „Pilgrime auf Golgatha“ heraus.

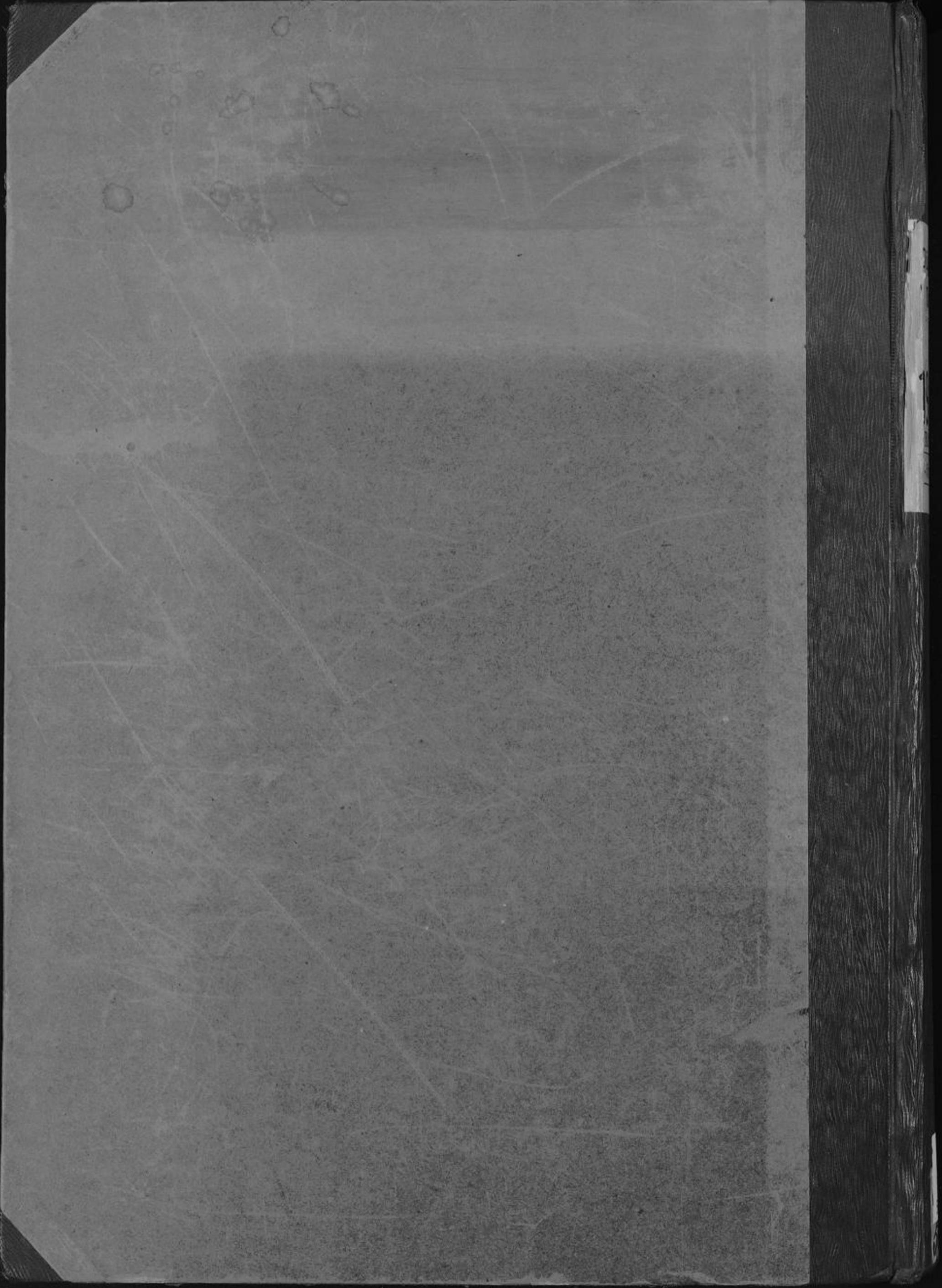
In allen seinen Schöpfungen offenbart sich eine hohe Meisterchaft, ein feinstes Tonempfinden und vor allen Dingen ein echtes Deutschtum, das man in Parallele zu einem Holbein, einem Dürer setzen könnte.

Der äußere Lebensgang Johann Adam Hillers (oder Hillers) ist der des Musikers, der sich aus niederen Verhältnissen zu einer bedeutenden Position emporgearbeitet hat. Am 25. Dezember 1728, also am ersten Weihnachtstage, wurde er als Sohn des Kantors zu Wendisch-Oßig bei Görlitz geboren. Seine liebliche Sopransstimme brachte dem Knaben eine Freistelle am Görlitzer Gymnasium ein, die er später mit einer gleichen Stelle an der Dresdener Kreuzschule vertauschte. Hier in Dresden studierte er auch zum ersten Mal Musik. Und zwar fing er als junger Praktiker zuerst mit dem Klavier und dem Generalbass an. Von Dresden ging nach Leipzig, wo er sich seinen Lebensunterhalt als Konzertsolist und Orchestermitwirkender erwarb. Eine Hauslehrerstelle beim Grafen Brühl rief ihn wieder nach Dresden. Allein das dauerte nicht lange. Wieder ging es nach Leipzig, um nun hier dauernden Aufenthalt zu nehmen. Seine Erfolge als populärer Musiker, namentlich aber als Dirigent der Gewandhauskonzerte brachten ihm das Ehrenamt eines Kantors an der Thomasschule ein. Diesen Posten hatte er von 1789 bis 1801 inne. Kurz vorher, es war im Jahre 1782, veranlaßten ihn zwei Polinnen, die seine Schillerinnen waren, eine Reise nach Mitau, zum Herzog von Kurland, zu unternehmen. Hiller gefiel dem Herzog dermaßen, daß er ihn gern an sich dauernd gefesselt hätte. Allein er mußte sich damit begnügen, daß ihm Hiller eine Konzertkapelle einrichtete, zum Dank hierfür ernannte ihn der Herzog zum Kapellmeister mit Pension. Schon im Jahre 1801 fühlte sich Hiller dermaßen altersschwach, daß er sein Kantorannt an der Thomasschule niederlegen mußte. Er lebte dann noch drei Jahre. Am 16. Juni 1804 ist er in Leipzig gestorben.

Er war einer von denen, die in ihrer Schlichtheit groß sind. Nicht nur Leipzig, sondern ganz Deutschland wird ihm ein ehrendes Andenken bewahren. —

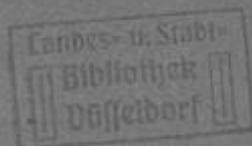






orier
blatt
8.39
t-05
für den
nti

Z 50⁶



06-695

Blätter für den Familientisch

Gratis-Beilage zum Düsseldorfser Tageblatt.

Nr. 1.

Druck und Verlag:
Düsseldorfser Tageblatt
Buchdruckerei
und Verlagsanstalt
Gesellschaft mit beschränkter Haftung
vorm. Düsseldorfser Volksblatt

Verantwortlicher Redakteur:
H. Conzen, Düsseldorf.

Sonntag, den 7. August 1904.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Elfter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem hl. Markus 7, 31-37. „In jener Zeit ging Jesus weg von den Grenzen von Tyrus, und kam durch Sidon an das galliläische Meer, mitten in's Gebiet der zehn Städte.“ Da brachten sie einen Taubstummen zu ihm, und baten ihn, daß er ihm die Hand auslegen möchte.“ Und er nahm ihn von dem Volke abseits, legte seine Finger in seine Ohren, und berührte seine Zunge mit Speichel, sah gen Himmel auf, seufzte und sprach zu ihm: „Epheta, das ist: Tue dich auf!“ Und sogleich öffnete sich seine Ohren, und das Band seiner Zunge ward gelöst, und er redete recht.“ Da gebot er ihnen, sie sollten es Niemanden sagen. Aber je mehr er es ihnen gebot, desto mehr breiteten sie es aus und desto mehr wunderten sie sich und sprachen: Er macht alles wohl! Die Tauben macht er hörend und die Stummen redend!“

Epheta.

Lieber Leser! Nach einer kurzen „Ferienzeit“ nehme ich heute auf Wunsch der Redaktion die religiösen Sonntagsbetrachtungen wieder auf, die Du aus den „Blättern für den Familientisch“ seit einer Reihe von Jahren kennst. Ich habe mich nicht lange besonnen: schon darum nicht, weil die Abfassung der gedachten Artikel für den Schreiber selbst eine gute Anregung war zu mancherlei Studien, zu denen er sich sonst schwerlich die Zeit genommen hätte. Dazu kam aber vor allem der erhebende Gedanke, daß es in unserer glaubensarmen Zeit noch so viele echt christliche Familien gibt, die — ganz im Geiste unserer heiligen Kirche — den „Tag des Herrn“, den Sonntag, nicht vorübergehen lassen, ohne etwas Religiöses zur Belehrung oder Erbauung daheim zu lesen.

Wie wichtig das ist, soll uns der der gefeierte Volkschriftsteller Alban Stolz sagen: „Man kann (schreibt er) die Gesinnung und den Charakter eines Menschen daran erkennen, was für Schriften er am liebsten liest. Diese Schriften sind dann aber, was das Del für die Lampe ist: sie verstärken und befestigen ihn noch mehr in seiner Gesinnung. Bist Du religiös, so wirst Du auch gern in religiösen Schriften lesen und dadurch in Deiner guten Gesinnung bestärkt werden. Bist Du aber weltlich und sinnlich, so wirst Du hieran keinen Gefallen finden, sondern Romane und Pöffen, oder solche Schriften und Zeitungen lesen, die Unglauben und Umsturz predigen. So viel ist aber gewiß: schlechte Schriften verderben den Menschen gerade so sicher, wie schlechter Umgang. Es ist auch ebenso gewiß eine fortgesetzte Sünde, ein schlechtes Buch zu lesen oder eine schlechte Zeitung zu halten, wie es eine Sünde ist, mit einem schlechten Menschen Kameradschaft zu halten.“

Ich meine, lieber Leser, daß der alte A. Stolz hier wieder einmal den Nagel auf den Kopf trifft, und ich möchte den sehen, der es besser zu sagen vermöchte. Ja, ich will es gern gestehen, daß ich den alten A. Stolz beneide um die Art, wie er zum Volke zu reden weiß: es

ist, als ob ihm ein schönes, treffliches Wort des großen hl. Papstes Gregor immer vorgeschwebt hätte; er wolle so reden, daß der schlichte Mann ihn verstehe, und doch wieder so, daß es dem Gebildeten nicht lästig werde. Hier hast Du, lieber Leser, das „Ideal“, das mir beim Schreiben vorschwebt.

Das Evangelium des elften Sonntags nach Pfingsten berichtet uns, daß der Herr einen Taubstummen von dem Volke abseits nahm, Seine Finger in dessen Ohren legte, die Zunge mit Speichel berührte, gen Himmel aufsah, seufzte und sprach: „Epheta!“ das ist: Tue dich auf! — Warum alle diese Vorbereitungen? Ist denn der Herr, der sonst die Krankheiten durch ein einziges Wort, mitunter in weiter Entfernung, heilt, plötzlich schwach geworden? War dieser langsame Gang der Heilung denn nötig? Du lächelst mit Recht über diese Frage, lieber Leser, denn Du weißt, daß es dem Herrn so leicht wie je gewesen wäre, auch jenen Taubstummen durch ein bloßes Machtwort zu heilen. Indes der Heiland bedient sich gern — nicht bloß heute, sondern öfter — gewisser geheimnisvoller Handlungen bei der Wirkung eines Wunders; wir nennen sie Zeremonien. Hier in unserem Falle bezweckten sie wohl zunächst, den bedauernswerten Menschen auf die bevorstehende Heilung vorzubereiten; denn dieser arme Mensch konnte als Taubstummer weder überhaupt Kenntnis vom Heiland haben, noch auch von der menschenfreundlichen Absicht derer, die ihn dem göttlichen Erlöser zuführten. So nahm denn der Herr an ihm „Zeremonien“ vor, die ihm, der wahrscheinlich ein Heide war, dieses alles wohl deuten konnten.

Der andere Grund dieser vom Herrn angewandten Zeremonien war geheimnisvoller Natur: diese Heilung ist ein Vorbild des Taufsakramentes. Infolge der Erbsünde ist der Mensch taub und stumm, abgestorben für das höhere übernatürliche Leben. Die Gnade die uns in der Taufe zu teil wird, gibt uns gleichsam die Sinne für das christliche Glaubensleben; ja, sie gibt das übernatürliche Leben selbst.

Deßhalb findest Du auch, lieber Leser, diese Zeremonien, die der Herr einst bei der leiblichen Heilung des Taub-

stummen in Anwendung brachte, bei der Spendung des heiligen Sacramentes der Taufe wiederholt. Der Grund ist klar: bei der heiligen Taufe geschieht in geistiger Weise durch denselben Herrn noch mehr, als was die wunderbare Heilung einst dem Taubstummen brachte. Und ist unsere heilige Kirche nicht ganz im Recht, wenn sie nach dem Vorgange ihres göttlichen Stifters jene bedeutungsvollen Ceremonien bei der Spendung der heiligen Taufe anwendet?

Freilich, unsere getrennten Brüder, die Protestanten, sind da ganz anderer Ansicht. Wer den Dom von Neuchâtel in der Schweiz besucht, der kann in der Nähe des Eingangs rechts eine Tafel sehen, auf der in französischer Sprache geschrieben steht: „Am 23. Oktober 1530 ist hier der Götzendienst ausgerottet und ausgetrieben worden durch die Bürger von Neuchâtel.“ — Wir wundern uns nicht allzu sehr hierüber, lieber Leser, denn auch in unsern Tagen lesen wir nur zu oft, daß ähnliche Beleidigungen in öffentlichen Versammlungen uns Katholiken ins Gesicht geschleudert werden. Der Herr selber müßte wieder das „Epheta“ sprechen, um diese „kranken“ Brüder zu heilen, die „das lästern, was sie nicht kennen!“ — Was ist denn (rufen sie) das ganze Zeremonienwesen, was sind die Weihen und Segnungen, was ist das geweihte Wasser, das geweihte Del, wozu die verschiedenen priesterlichen Kleider? Ist das nicht alles überflüssiger, ärarischer Tand? Und wie redet man hier und da in öffentlicher Versammlung erst von dem heiligsten Geheimnisse, das der Herr in seiner unendlichen Güte uns hinterlassen?!

Um das Neuere unseres katholischen Gottesdienstes zu verstehen, muß ich in dessen Wesen, in sein Inneres eindringen. Erst aus der Erkenntnis des inneren Wesens wird das Neuere verständlich. Nun herrscht aber auf protestantischer Seite, wie ich mich überzeuge habe, durchgehends eine grandiose Unwissenheit über die Grundlehren ihrer eigenen Konfession, — wie dürfen wir es erwarten, daß man von dieser Seite unserer katholischen Lehre einiges Verständnis entgegenbringe?

Fremd und feindlich stehen sich seit jener unheilvollen Trennung vor vierhundert Jahren die Brüder desselben Volkes gegenüber, — Stammesgleich in allem, aber fremd und unversöhnt im Heiligsten, im Glauben! Und doch sind sie einstmal eins gewesen; ihre Väter schlummern nach in den Friedhöfen derselben Dame, Gebein an Gebein; und gar manche Glode hängt heute noch in den Türmen, die einst beide gerufen hat zu demselben Altar! Wenn es aber auch scheint, als ob die trennende Kluft immer tiefer würde — wir dürfen die Hoffnung nimmer aufgeben, daß das „Epheta“ unseres Herrn dereinst heilend eingreife, das Ohr des Irrenden öffne für die Wahrheit, auf daß wieder „Ein Hirt und Eine Herde sei.“

S.

Der Weg der Heiligen zur Milderung des sozialen Elendes.

Vortrag, gehalten auf der Generalversammlung der Vinzenz-Vereine zu Düsseldorf.

Sehr geehrte Herrn des Vinzenz-Vereins!

Die Weltgeschichte hat Menschen gekannt, denen war ein besonderes Genie gegeben für Wissenschaft und Kunst, andere haben sich in Politik und Krieg ausgezeichnet, und wieder andere kannte die Geschichte als genial in der Herzengüte. Deren fruchtbarer Einfluß besteht darin, daß sie den sittlichen Wert eines Volkes heben und das physische Uebel vermindern und dadurch den wichtigsten Fortschritt auf dem Gebiete der Sozialpolitik leisten.

Sozialpolitik, das ist das Schlagwort der heutigen Zeit, mit demselben sucht man die Tätigkeit aller Menschen zu erfüllen. Kaum daß es heutzutage eine Hütte, einen Palast gibt in dem nicht dieses vielberufene Wort gekannt und in hovielen, vielen Fällen zu einem verrufenen Wort wird, dessen Tragweite von manchem Verkannt wird. — Es ist als wenn in der Wiege dem modernen Kinde schon von der Sozialpolitik vorgefangen wird, und wir haben es schon erlebt, daß Schulkinder in ihrer Weise Sozialpolitik

treiben, sofern nämlich selbst bei ihnen das Streben geht, ihre sogenannte „gezeichnete Lage zu verbessern“. Kann es etwas traurigeres geben, als solche Auswüchse in einer so ernsten Frage? —

Sozialpolitik treibt jedermann und es wäre töricht, wenn man das Streben nach Verbesserung seiner Lage unterdrücken wollte. Das Streben ist berechtigt und nur die Art und Weise des Strebens kennt Auswüchse. Leider müssen wir uns heute sagen, daß Auswüchse schlimmster Art vorhanden sind, die den Erfolg der ganzen Arbeit ernsthaft in Frage stellen.

Der hervorragendste Auswuchs in unseren Tagen besteht darin, daß man versucht, die Religion auszuschneiden aus dem Bestreben sozialpolitischer Arbeit. Diese Vorsicht ist leicht zu erklären damit, daß vor allem die Gegner des Christentums und aller bestehenden Ordnung den Einfluß der Religion und der Geistlichkeit fürchten, — ein Einfluß, der sich bemerkbar machen muß, wenn es gilt, schrankenloser Willkür in den Forderungen sowohl der Besitzlosen als der Besitzenden einen Damm entgegenzustellen!

Diesem Auswuchs gegenüber bleibt es aber als Axiom bestehen, daß nur auf dem Boden des ausgesprochenen positiven Christentums, und für uns Katholiken auf dem Boden des Katholizismus, die soziale Arbeit zu leisten ist. Und da ist es unmöglich, diejenigen auszuschließen, die als Papst und Bischöfe von unserem Heiland den Auftrag bekommen haben, die Gläubigen auf Erden so zu leiten, daß sie die Gebote Jesu Christi, des größten Sozialpolitikers aller Zeiten, erfüllen. —

Jesus Christus hat in seiner Eigenschaft als der Reichste aller Reichen und der Armste aller Armen der Welt die Verbesserung der Lage gegeben und in seinem Auftrage haben seine Jünger die Welt verbessert und tun es auch heute noch.

Ich könnte Ihnen an der Hand der Geschichte des 2000 jährigen Christentums des längeren auseinanderlegen, inwiefern dieser Auftrag Christi ausgeführt ist, das würde aber den Rahmen unserer Absichten weit überschreiten. Ich denke an kurzen Zügen aus dem Leben eines einzigen Mannes, Ihnen zu zeigen, welchen Weg die Heiligen gingen, um das soziale Elend zu mildern, und da liegt uns Vinzenzbrüdern vor allen so nah das Leben unseres großen, lebenswürdigen Patrons, des hl. Vinzenz von Paul. Er soll unser Führer sein auf dem Wege, das soziale Elend zu mildern. Der Weg, den er uns vorgegangen ist, war die „via mandatorum Dei“, der Weg der Gebote Gottes, der in der Erfüllung der Gottes- und Nächstenliebe besteht.

Vinzenz war der Sohn ganz armer Leute zu Bouy in Frankreich. Geboren ward er 1576 in einer Zeit wilder Kriege und grenzenloser Willkür, erzogen in einem Lande, das damals heimgeheuchelt wurde mit einer Menge von Krankheiten und Hungersnöten, er wuchs auf unter einer Bevölkerung, denen das Leben des Einzelnen nichts galt, sofern man damit einen Genuß sich erkaufen konnte. Michiel, ein französischer Geschichtsschreiber, tut den Ausspruch, daß die menschliche Geschichte zu der Zeit ihr Ende gefunden scheint: Es war eine wilde Horde von Menschen, die fast sinnlos von Pest und Hunger einen erbitterten Kampf führte gegen sich selbst und gegen die wilden Tiere, die ihre Schlupfwinkel verliehen, um Menschenfleisch zu fressen, das ihnen allerorten zur Verfügung stand.

So schrecklich war die Hungersnot, daß sich die Szenen bei der Belagerung Jerusalems wiederholten, wo die Eltern ihre Kinder schlachteten; und im Gefolge der Hungersnot befand sich die Pest, die so grausam wütete, daß noch Jahrzehnte nachher Lafontaine, der berühmte Dichter, vor Schrecken nicht wagte, das Wort Pest zu gebrauchen, und daß noch heute in der Volkspoesie der Bretonen sich Geschichten darüber weiter erzählen, wie von einer Mutter, die ihre 9 Kinder auf einem Karren selbst zum Grabe zog, und während der verrückte Vater pfeifend hinterherzog, in tiefstem Mutterschmerz aufschrie, daß doch jemand ihre 9 Kinder begraben solle.

Es schien, als ob die Aufe der leidenden Bevölkerung ungehört verhallen sollten; nur einer hörte sie und das war Vinzenz von Paul. Vor genau 300 Jahren empfing er die Priesterweihe und von diesem Tage ab ist es, als wenn seine Seele eintauche in ein Meer der Liebe zu seinen Mitmenschen. Abstoßend in seinem Aeußern und wenig einnehmend in seiner Ausdrucksweise, leuchtete aus seinen Augen ein Strahl jener himmlischen Liebe zu seinen leidenden Brüdern, die uns hier auf Erden ahnen läßt, welche unendliche Liebe Gott zu seinen Geschöpfen hat. Die Vorsehung ließ Vinzenz schon bald an den Hof des Königs von Frankreich kommen, und man kann sich denken, welchen Eindruck jener Mann auf die Hofgesellschaft machte, dessen Aeußeres so wenig mit der glänzenden Pracht eines Hofes in Beziehung stand, der damals als das Muster aller Pracht gelten konnte. Vinzenz selbst kam sich in seiner Stellung als Kaplan der Königin Anna wie verbannt vor. Er war und blieb ein „Bauer“, wie sein Biograph erzählt, aber dieser Bauer war ein Mittel, um die gesamte Aristokratie umzuwandeln. Er verstand diese blasierte, skeptische, lüsterne und vergnügungssüchtige Gesellschaft zu beherrschen; er zwang sie, ob sie wollten oder nicht, die Augen und Ohren zu öffnen und auf das Elend zu schauen, das sich im Lande verbreitete. —

Seine Vorfahren hatten ihm ihre Fähigkeit des Charakters vererbt; er war wie ein Säemann, der unverdrossen durch die Furchen geht und seinen Samen streut; so streute Vinzenz den Samen der göttlichen Liebe und war sicher, ohne umzuschauen, daß dieser Samen aufgehen würde. Und er ging auf. Der Apostel wirkte seine Wunder: Die Seelen gerieten in eine heilige Begeisterung, die Herzen erzitterten; — wenn auch sein Aeußeres plump war, der Strahl der Güte, der sein Auge belebte, veränderte sein Gesicht; wenn auch seine Sprache gewöhnlich und künstlos war, man bemerkte es nicht; nur die himmlische Salbung, die in ihr lag, wirkte, vereint mit der Wärme seiner Worte, deren Kraft unererschöpflich war. So floß das Leben unseres Heiligen dahin, geteilt zwischen den Reichen und den Armen. Seine Fähigkeit zur Unterstützung sahien von Tag zu Tag zu wachsen. Er blieb nicht allein. Gleichgesinnte scharten sich um ihn. Er gab ihnen genügend Arbeit. Den Priestern, die er in seinem Hause zu St. Lazare in Paris sammelte, trug er auf, für die Landleute Missionen abzuhalten; den vornehmen Frauen gab er die Sorge für verlassene und verkommene Mädchen, für Kranke und Wahnsinnige öffnete er Häuser, in denen sie gepflegt wurden, den armen Adelligen versorgte er standesgemäß Unterhalt durch reiche Standesgenossen. Er selbst lebte, wie man sagte, auf der Straße, überall suchte er das Elend und trug es zusammen, um ihm zu helfen. Seine Sorge erstreckte sich auf alles, was elend sein konnte. Mit einer mütterlichen Sorgfalt nahm er die zarten Findelkinder von der Straße, wohin die unglaubliche Gefühllosigkeit sie aussetzte. Vinzenz war der Gründer der Findelhäuser; mit seltenem Eifer suchte er die Galeerensträflinge auf bessere Wege zu führen und scheute sich nicht, mit denselben wochenlang in ihren Bango's oder Galeeren zu leben, bis er aus diesen Höllen Anstalten gemacht hatte, in denen Friede und Zufriedenheit herrschte. Er war der erste, der auf dem Boden der Religion ein Gefängnis gründete.

Er gedachte der Kranken und Verlassenen, der Krüppel und Irtsinnigen und erfand das Mittel, denselben zu helfen. Er war der Gründer der barmherzigen Schwestern.

Er betrachtete die Verkommenheit des Landvolkes und die geistige Not, denselben die Wohlthaten der Religion zu spenden, er erdachte ein Mittel den Bauern zu helfen, indem er ein Orden stiftete, der sich zum Ziel setzte, all überall Missionen abzuhalten, zunächst für das Landvolk; seine Lazaristen wirken bis auf den heutigen Tag in seinem Geiste.

Er öffnete den Hungernden seine Klosterpforten und verteilte unzählige Mahlzeiten an alle, die sich einfanden.

Er vernahm das Elend des Krieges und sorgte für Wiederherstellung der zerstörten Gegenden. Man hat

nachgewiesen, daß einer seiner Boten während dreizehn Jahren wenigstens 50 mal eine Reise nach Lothringen machte und jedesmal zur Verteilung einer Summe von 20—30000 Lire mitnahm, d. h. im Ganzen etwa 2 Millionen Mark.

Er baute Kirchen und Klöster wieder auf und stattete alle mit dem Notwendigsten aus.

Daneben war er unermüdet im Anstreben geistiger Wohlthaten. Vom Todesbette Ludwigs XIII., der ihn in seiner letzten Stunde bei sich haben wollte, bis zum harten Bett, auf dem die Galeerensträflinge starben, alles suchte ihn, für alle war er Tröster und Helfer. Gott gab ihm ein Alter von 84 Jahren und als er starb, gab es in Frankreich keinen Armen, der ihm nicht nachgeweint hätte.

Sehr geehrte Herren!

Die großen Erfolge des hl. Vinzenz zur Linderung sozialen Elendes waren für seine Zeitgenossen ein Gegenstand berechtigten Staunens. Eines Tages ließ die Königin Anna den vertrauten Diener Vinzenz kommen und frug ihn, wie er es anstelle, daß er bei seinen Reisen einen so außerordentlichen Schutz habe, und der demütige Bruder antwortete: „Daran ist das Gebet Vinzenz schuld“. Mit diesen Worten gibt er uns den Schlüssel zu dem Geheimnis seiner Tätigkeit. Ein unablässiges Gebet strömte von den Rippen unseres Heiligen, und was er vom Himmel erbat, das erhielt er. Vor allem gab ihm Gott einen besonderen Erfolg auf geistigem Gebiete. Man darf ruhig behaupten, daß durch Vinzenz der Glaube in Frankreich bewahrt blieb in den Stürmen des 30jährigen Krieges und der folgenden Religionskriege in Frankreich.

Und weil er vor allem das geistige Wohl der armen Menschheit vor Augen hatte, deshalb gab ihm Gott auch die Erfüllung seiner Wünsche auf leiblichem Gebiet. Ein alter Schriftsteller sagt so schön von Vinzenz: „Vinzenz betete und bat.“ Und nie waren seine Bitten vergebens. Wie anders sind die Wünsche des Heiligen erfüllt, als der Wunsch seines Königs Ludwigs XIII., von dem man sich erzählt, er habe den Ausspruch getan, „daß er nicht ruhen wolle, bis jeder Bauer Sonntags sein Suhn im Kochtopf habe.“ Am Ende seiner Regierung umlagerten Tausende die Klosterpforten und waren glücklich, ein Stücklein Brot und eine Schüssel Suppe zu erhalten.

Wahrlich, an Vinzenz ist in Erfüllung gegangen, was als Hauptzweck der Heiligen ein Schriftsteller angibt: er hob den sittlichen Wert und verminderte das physische Uebel.

Ist das nicht die Nachfolge der Worte des frommen Job: „Ich wurde Auge für den Blinden und Fuß dem Lahmen, und Vater war ich für die Armen!“ Das ist nicht der Weg der Heiligen zur Milderung sozialen Elendes. Dieselbe Nachfolge haben Sie sich, m. G., im Vinzenz-Verein gestellt.

Was soll ich Ihnen nun noch sagen, um Sie zu begeistern, Ihrem hohen Patron nachzueifern? Vergessen Sie nie, was die Devise Vinzenz war: „Beten und bitten.“

Ihre Tätigkeit soll darin bestehen, daß Sie die Leidenden an Leib und Seele aufsuchen und ihnen mit dem leiblichen Brot die Nahrung der Seele geben. Ich will Sie gewiß nicht stolz machen, aber es ist keine unberechtigte Ansicht, daß durch Ihr Wirken mehr soziales Elend gelindert wird, als durch tagelange Kongresse, auf denen schöne Worte geredet und gute Vorsätze gemacht werden. — Aus Ihrer Hand nimmt der Arme kein Almosen, Sie sind für ihn der Engel, der im Auftrage des Erlösers erscheint, um in christlicher Nächstenliebe mitzuteilen, was Sie von dem Ueberfluß der Reichen erhalten haben.

Lesen Sie nach, welche ungeheure Summen durch die Hände der Vinzenzbrüder gehen, um die Not zu lindern u. alles nicht nach den Regeln eines Staatsgesetzes, sondern nach den Regeln der Religion, und Sie werden einsehen, daß die soziale Frage auf dem Boden der strengen Religion gelöst werden kann. —

Sie haben aber noch einen andern Nutzen von Ihrer Zugehörigkeit zum Vinzenz-Verein und das ist Ihre eigene Heiligung. Schwer wird es dem Reichen,

das Himmelreich zu erwerben. Wenn Sie auch nicht alle reich sind, so gehören Sie doch zu denjenigen, die ihr tägliches Auskommen haben und es tritt an Sie mehr oder weniger auch das Verlangen, Ihren Besitz zu vergrößern. Das ist ja der Fluch des Reichtums, daß er unerfülllich ist und über dem Hunger nach Geld das ewige Ziel vergißt. Da steigen Sie hinab in die Hütten des Besitzlosen und nehmen Anteil an seiner Dürftigkeit und Ihr Sinnen wird abgelenkt von dem rastlosen Wunsche mehr zu besitzen. Sie denken dann an ihren armen Bruder in Christo und Ihr Herz wird weit vor Liebe zu seinem weinenden Glend; Sie sind glücklich in Ihrer stillen Tätigkeit und ohne Stolz und Hoffart kehren Sie zurück in Ihren Beruf. Der Ernst des Lebens ist an Ihnen vorübergegangen und hat Ihr Herz abgelenkt von irdischen Gedanken.

Das ist der Erfolg Ihrer heiligen sozialen Tätigkeit. Und nun noch etwas, was mir besonders am Herzen liegt. Mein Beruf hat mich viel mit jungen Leuten zusammengebracht. Ich habe viel Schönes und Schlechtes von ihnen gesehen und gehört, das schlimmste aber war mir stets, wenn ich sehen mußte, wie sie gleichgültig blieben für die hohen Ideale unserer hl. Religion. Und deshalb ergeht meine Bitte an Sie als Väter. Nehmen Sie Ihre erwachsenen Söhne, wenn sie auch noch nicht selbstständig sind, mit in den Vinzenz-Verein. Das Herz des Jünglings ist so empfänglich für jeden Eindruck; in der Jugend da brausen die Ideale durch das Herz des Menschen und es wird leicht ein gutes Samenorn in die frische Erde hineingepflanzt, welches später seine Früchte trägt. Wie ergreifend ist es für einen jungen Mann, wenn er sieht, daß sich sein Vater mit anderen Gleichgesinnten, nach des Tages Last zusammenzutut, um in echt christlicher Liebe für andere mitzusorgen. Dann erblickt wohl im Herzen des Jünglings auch jene heilige Blüte der Barmherzigkeit, die das schönste ist am dornenvollen Baum menschliche Tätigkeit. Dort im Verein bildet die christliche Caritas das hl. Band für Männer, die sich sonst nie gekannt, ja fremd gegenüber gestanden hätten, weil ihr Beruf sie von einander scheidet.

Wenn ein für das Gute empfängliches Herz dieses Zusammenwirkens betrachtet, dann wird ihm handgreiflich gezeigt, daß die Religion eine besondere Macht habe, die Menschen zu vereinen; daß sie doch kein Humbug oder eine Ammenmärchen sei, sondern unergründliche Ideale besitze, die sich im Menschenleben auch ideal verwirklichen lassen.

Es will scheinen, als ob die heutige heranwachsende Jugend sich allzusehr beschäftige mit nützlichen Vergnügungen in Sport und Kunst, die einen Augenblickswert besitzen, oder doch nur ein Ausfluß des Egoismus sind, und die Folge davon ist eine Ueberfüllung oder eine Blasiertheit, die in jungen Jahren nichts mehr zu empfangen, aber auch nichts mehr zu geben hat. Da bietet die praktische Ausübung christlicher Nächstenliebe ein Gegenmittel idealster Art.

Sie werden aus Erfahrung wissen, wie zufrieden man mit der kleinsten Lebensfreude ist, wenn man sich der Armen erinnert, die selbst das Wenigste entbehren. In diesen Gedanken reden Sie Ihren Söhnen von jenem Vinzenz-Verein, in dem Sie selbst solche himmlische Freunde genossen haben und anstatt Ihren Sohn allzusehr sich selbst seinen Verkehr suchen zu lassen, nehmen Sie ihn dann und wann mit zu einem Armen und zeigen ihm, daß es auf Erden noch etwas anderes gibt, als Genuß und Freude. Glauben Sie mir, er wird zu seinem eigenen Nutzen ernster und frommer. Damit erfüllen Sie eine väterliche Pflicht: „Die Erziehung Ihrer Söhne“, und treten in die Fußstapfen jenes frommen Tobias, von dem die hl. Schrift erzählt, daß er seinen erwachsenen Sohn unterrichtete in der Barmherzigkeit: „Gib Almosen, mein Sohn, von deinem Vermögen und wende von keinem Armen dein Angesicht ab; denn also wird es geschehen, daß des Herrn Angesicht auch von dir nicht abgewendet wird. Wie du es kannst, sei barmherzig. Almosen gibt großes Vertrauen vor dem höchsten Gott, allen, die es geben!“

Allerlei.

Die Besteuerung der Diden. Die Fettleibigkeit bringt doch wahrlich schon genug Unannehmlichkeiten mit sich. Die Dickbäuche sind selten gesund, sie müssen an sich herumkurieren lassen, vielleicht sogar, wenn sie es erschwingen können, alljährlich auf längere Zeit nach Marienbad fahren, und jetzt sollen sie gar noch besteuert werden, als ob ihr Körpergewicht unter allen Umständen ein Beweis von luxuriösem Lebenswandel und reichlichen Einkünften wäre. Das mag ja oft zutreffen, aber gegen die Maßnahme, die von der Pariser „Gazette Medicale“ einer schwedischen Stadtverwaltung — übrigens ohne nähere Bezeichnung der Lokalität — zugeschrieben wird, muß doch wohl ein entschiedener Einspruch erhoben werden. Diese Behörde soll darauf verfallen sein, von jeder Person, die ein mehr als normales Körpergewicht besitzt, eine Abgabe zu erheben. Sie bewilligt ihren Bürgern 135 Pfund; wer mehr wiegt, muß zahlen. Bei einem Gewicht von 135—200 Pfund beträgt die Steuer jährlich 12 Mark, für ein solches zwischen 200 und 270 Pfund 24 Mark. Wer aber daran noch nicht genug hat, muß für jedes Pfund über 270 noch weitere 7 Mark erlegen. Manchem Stadtsäckel würde eine solche Steuer gewiß gut tun, und der Geldmangel zwingt oft genug zu außerordentlichen Maßregeln. Ob es aber gerecht und nützlich ist, die Fettleibigkeit zu bestrafen und die Magerkeit mittelbar zur Selbstgefälligkeit und zum Hohn zu ermuntern, darf billig bezweifelt werden. Wenn alle guten Bürger, deren Gewicht die erlaubten 135 Pfund überschreitet, sich aufs Hasten legen würden, so könnte daraus für manche Erwerbszweige ein erschütterlicher Schaden entstehen und diese Verluste dürften auf der anderen Seite eine aus der sonderbaren Steuer fließende Nebeneinnahme vielleicht aufwiegen. Glücklicherweise lauten die Nachrichten der Pariser Zeitschrift so unbestimmt, daß man ihr bis auf weiteres den Glauben noch versagen darf.

Eine drollige Gerichtsverhandlung spielte sich nach dem „Gießener Anzeiger“ in einer Sitzung eines oberbayerischen Schöffengerichts ab. Angeklagt war ein Bürger eines kleinen Dörfchens, weil er dem gestrengen Ortschef eine Karte mit folgendem drastischen Inhalt geschickt hatte: „Bürgermeister, du seist ein Rindvieh.“ Die Karte war mit dem vollen Namen des Absenders unterschrieben. Auf die Frage des Vorsitzenden leugnete der Angeklagte nicht, der Täter zu sein, und als er in strengem Ton gefragt wurde, wie er denn zu einer solchen unflätigen Neuherung komme, antwortete der ganz vertrauensselige Landmann mit dem unschuldigsten Gesicht von der Welt: „Ja, Herr Richter, des is doch mei' Ansicht, un die annere Neut' schreime doch auch „Ansichtskarte.““ Trotz alledem wurde das „Ansichtskarten-Sturiosum“ etwas teurer, als der Absender wohl ursprünglich vermutet hatte.

Rätsellecke.

Dreifüßige Charade.

Bann die 1 zuerst gewesen,
Findest du im Bibelbuch,
Kannst auch anderwärts sie lesen,
Dörst am Tag sie auch genug;
Es vergeht in dieser Welt
Keine Stund', wo sie nicht fällt.
2 und 3 sucht nicht vergebens,
Wo ein Jäger Bild beschlich,
Auf dem rauhen Pfad des Lebens,
Auf der Bank selbst findest du mich,
Gehe hier von Hand zu Hand,
Nimmst mich vor mit dem Gewand.
Selten wirst du's gerne hören,
Wenn das ganze findet statt,
Will's den Frieden lärmend stören,
Wird's ein Jeder baldigst satt,
Um so mehr als es, zur Zeit,
Nie von großer Wichtigkeit.

Logogriph.

Das Wort mit Doppel-s geschrieben,
Das Dir im Leben ward zuteil,
Das halte hoch, Du sollst es üben,
Dann wird's reichen Dir zum Heil.
Dies Wort, mit Doppel-l geschrieben,
Nach dem gar viele zwecklos jagen,
Das sollst Du wen'ger schätzen, lieben,
Und nicht daran Dein Bestes wagen.

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 2.

Düsseldorf, den 12. August.

1904.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zwölfter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 10, 23—37. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Selig sind die Augen, welche sehen, was ihr sehet! denn ich sage euch, daß viele Propheten und Könige sehen wollten, was ihr sehet, und haben es nicht gesehen: und hören, was ihr höret und haben es nicht gehört. Und siehe, ein Gesetzgelehrter trat auf, ihn zu versuchen, und sprach: Meister, was muß ich tun, um das ewige Leben zu erwerben? Er aber sprach zu ihm: Was stehet geschrieben im Gesetze? Wie liestest Du? Jener antwortete und sprach: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von deinem ganzen Herzen, von deiner ganzen Seele, aus allen deinen Kräften, und von deinem ganzen Gemüte, und deinen Nächsten wie dich selbst. Da sprach er zu ihm: Du hast recht geantwortet; tu das so wirst du leben! Jener aber wollte sich als gerecht zeigen und sprach zu Jesu: Wer ist denn mein Nächster? Da nahm Jesus das Wort, und sprach: Es ging ein Mensch von Jerusalem nach Jericho und fiel unter die Räuber. Diese zogen ihn aus, schlugen ihn wund, und gingen hinweg, nachdem sie ihn halbtot liegen gelassen hatten. Da fügte es sich, daß ein Priester denselben Weg hinabzog: und er sah ihn und ging vorüber. Desgleichen auch ein Levit: er kam an den Ort, sah ihn, und ging vorüber. Ein reisender Samaritaner aber kam zu ihm, sah ihn, und ward von Mitleid gerührt. Er trat zu ihm hin, verband seine Wunden und goß Öl und Wein darein; dann hob er ihn auf sein Lastthier, führte ihn in die Herberge und trug Sorge für ihn. Des anderen Tages zog er zwei Denare heraus und gab sie dem Wirthe, und sprach: Trage Sorge für ihn, und was du noch darüber aufwendest, will ich dir bezahlen, wenn ich zurückkomme. Welcher nun von diesen dreien scheint dir der Nächste von dem gewesen zu sein, der unter die Räuber gefallen war? Jener aber sprach: Der, welcher Barmherzigkeit an ihm getan hat. Und Jesus sprach zu ihm: Gehe hin und tue desgleichen!“

Was muß ich tun?

Jener Gesetzeslehrer will den Herrn „versuchen“, d. h. in Verlegenheit bringen mit seiner Frage: „Meister, was muß ich tun, um in das Leben einzugehen?“ Denn auf die Gegenfrage des Herrn — „was steht im Gesetze geschrieben?“ — gibt er selbst prompt die richtige Antwort aus dem 5. Buche Moses: „Du sollst den Herrn deinen Gott lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele und aus allen deinen Kräften!“

Dieses Gebot, lieber Leser, nennt der Herr bei einer anderen Gelegenheit das erste und größte aller Gebote (Matth. 22, 38). Wir sind also alleamt streng verpflichtet, es zu beobachten, wenn wir Anspruch machen auf das ewige selige Leben.

Und doch! wie viele Christen halten dieses göttliche Gebot für etwas, wovon höchstens bei den Heiligen Gottes die Rede sein könne — keinesfalls aber bei einem Durchschnittskristen, weil es über ihr Können einfach hinausgehe! Fürwahr, lieber Leser, ein verhängnisvoller Irrtum, der nur der Unwissenheit entspringt. Denn wie könnte unser Schöpfer etwas von uns verlangen, was über unser Können hinausginge?

Liebe — ein vielgebrauchtes und vielmißbrauchtes Wort! Wir Deutsche haben kein besonderes Wort für die heilige, göttliche Caritas zum Unterschied von jeder natürlichen Regung, die bekanntlich in unsern Romanen und Novellen eine so große Rolle spielt — die aber himmelweit verschieden ist von dem, was der Heiland als Inbegriff des ganzen Gesetzes und der Propheten bezeichnet (Matth. 22). Die heilige Flamme der Gottesliebe, die uns im hl. Sakramente der Taufe eingegossen wird, ist eben nicht so sehr Sache des Gemüths, sondern weit mehr Sache des Verstandes und des Willens. Sie ist, wie der hl. Thomas sagt, eine Vorzugsliebe: ich darf meinem Gott und Schöpfer keines Seiner Geschöpfe vorziehen — nicht Geld und Gut, nicht Vater und Mutter, nicht Weib und Kind, — und der Herr selber hat das

auch ausdrücklich gesagt mit dem Worte: „Wer Vater, oder Mutter, oder Bruder, oder Schwester mehr liebt als Mich, der ist Meiner nicht wert“ (Matth. 10, 37).

Und wenn du nun festhältst, lieber Leser, was wir sagten, daß es sich nämlich nicht um eine (sinnliche) Gefühlsliebe handelt, wie etwa die Eltern zu ihren Kindern haben, oder die Ehegatten oder Freunde zu einander, — so wirst du leicht einsehen, daß das Gebot der Gottesliebe keineswegs etwas ist, was über das Können eines Durchschnittsmenschen hinausgeht.

Ein Beispiel soll es übrigens sofort klar machen: Zu den Bürgertugenden, die von jedem aus uns gefordert werden, gehört bekanntlich in erster Linie die Vaterlandsliebe. Bricht nun, wie im Jahre 1870, ein Krieg aus, und wirst du, lieber Leser, unter die Fahne gerufen, so wird strengstens gefordert, daß du Haus und Geschäft und Weib und Kind — kurz, alles verlässest, weil das Vaterland in Gefahr ist und auch deiner bedarf! Ob dir dadurch große Verluste an Geld und Gut erwachsen, ob du eine gesicherte Stellung verlierst, kommt gar nicht in Betracht; nicht einmal, ob die Deinen in Not und Glend geraten: das Vaterland geht allem vor! — Doch weiter! Wirst Du in dem unterdeh begonnenen Kriege auf einen Posten gestellt, dessen außerordentliche Gefahr du sofort erkennst, ja, wo dir der sichere Tod droht, so darfst du doch den Posten um keinen Preis verlassen, — das Vaterland verlangt hier von dir das Opfer des Lebens, und jedermann findet es in der Ordnung (um nicht zu sagen: „selbstverständlich“), daß du dieses größte aller Opfer auf dem Altare der Vaterlandsliebe darbringest!

Das Vaterland fordert also auch eine Vorzugsliebe, die jede andere Liebe und Zuneigung, die hindernd im Wege steht, gewissermaßen ausschaltet, — um wie viel mehr ist dann aber unser Gott und Schöpfer in Seinem Rechte, wenn Er befiehlt, daß Sein Wille, Seine Gebote, unter allen Umständen für uns maßgebend seien! Wie viel mehr, als das irdische Vaterland ist Er in Seinem Rechte, wenn Er auf keine Zuneigung zu Geld

und Gut und sinnlichem Genuß, wenn Er auf keine Gefühlsliebe zu Eltern, Angehörigen oder Freunden Rücksicht nehmen will, falls diese Gefühle und Regungen der Übung der Gottesliebe feindlich oder hindernd im Wege stehen! Fürwahr, unser Herr hat das Recht zu sagen: „Wer Vater, oder Mutter, oder Bruder, oder Schwester mehr liebt, als Mich, der ist Meiner nicht wert.“ (Matth. 10, 37).

Viele aus unsern Lesern erinnern sich mit mir noch lebhaft der Umstände, unter denen einst der 70er Krieg begonnen und siegreich geführt wurde. Wie flammte damals die Vaterlandsliebe auf! Welche Begeisterung selbst in den sonst so stillen Dörfern hier am Rhein! Und mit welcher Begeisterung wurden die größten Opfer gebracht: vor allem von unsern waderen Kriegern und ihren Führern, — daheim aber kamen selbst die Vermögen herbeigegeeilt und brachten ihre „Liebesgaben“, um sie auf dem Altare des Vaterlandes zu opfern! Wer je einmal Zeuge dieser rührenden Darbietungen gewesen, wird es zeitlebens nicht vergessen können. — Hier handelte es sich um das irdische Vaterland! Und jenes himmlische Vaterland, das doch unendlich höher von uns geschätzt werden muß, sollte uns nicht begeistern können zu wirklichen Opfern? Und erst der unendliche Gott, der das unbeschreibliche Glück und die unendliche Seligkeit dieses himmlischen Vaterlandes ausmachen wird, sollte keine „Opfer“ von uns verlangen dürfen, — sollte nicht verlangen dürfen, daß wir Ihm, unserm Schöpfer, den Vorzug geben vor jedem Geschöpfe? Ja, wenn er im gegebenen Falle selbst das Leben von uns forderte, dürften wir uns sträuben — während der Soldat es für das irdische Vaterland zu opfern bereit ist?

Der große hl. Apostel Paulus warf sich täglich vor dem Vater der Barmherzigkeit nieder, um Ihn um die Gnade der wahren Gottesliebe zu bitten. Um wie viel mehr ziemt es uns, lieber Leser, darum zu bitten, der Herr möge eine möglichst große Liebe zu Ihm in unserm Herzen entzünden — bis diese Liebe sich einst zur Vollkommenheit erhebt dort droben im himmlischen Vaterlande: Dort wird es zu unserer Seligkeit gehören, „Ihn zu lieben aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele und aus allen Kräften.“

S.

AC. Altchristliche Denkmäler als Zeugen für den Primat Petri.

Eine aus altchristlichen Denkmälern häufig wiederkehrende Darstellung zeigt den Führer des Volkes Israel, wie er mit seinem Stab Wasser aus dem Felsen schlägt. Das Bild kehrt öfters wieder neben der Darstellung der Auferweckung des Lazarus, so daß wir in Moses das Symbol Christi zu sehen haben. Jedes versinnbildet Moses in den altchristlichen Darstellungen auch den Apostelfürsten Petrus. Es ist das keine haltlose Annahme, sondern über alle Zweifel sicher gestellt durch das im Jahre 1720 von Boldetti gefundene Goldglas, welches ebenfalls eine Darstellung des Moses gibt, wie er Wasser aus dem Felsen schlägt, aber — und das ist es, was diesem Funde seine eigenartige Bedeutung gibt — mit der Inschrift „Petrus“ über dem Kopfe des Moses. Die Idee wäre dann die, daß Petrus aus dem Felsen Christus (vgl. 1. Kor. 10, 4) die Wasser des Heils hervorprudeln läßt.

Diese Darstellung und ihre Umschrift haben dann bei verschiedenen Archäologen den Gedanken wachgerufen, daß Moses in diesen altchristlichen Darstellungen überhaupt nur als Vertreter des Petrus fungiere, eine Ansicht, von der Kraus (Realencyclopädie der christlichen Altertümer II, 431) meint, daß „sie vielleicht zu weit gehe. Immerhin aber ist Moses als Typus Petri zweifellos konstatiert: wie Moses und Christus führt Petrus allein den Stab als Symbol der Macht in der Hand. Wir glauben nicht irre zu liegen auf dem Wege der deutlichen Dokumentierung der Lehre vom Primat Petri und der römischen Kirche erblicken.“

Man könnte vielleicht einwenden, diese Inschrift „Pe-

trus“ über dem Haupte des Moses auf dem in Rede stehenden Goldglase verdanke ihren Ursprung einer Künsterleerlaune, es könnte ihr deshalb nicht die hohe Bedeutung zukommen, welche man ihr beimißt. Dieser Einwand ist hinfällig, da dieses Goldglas nicht vereinzelt geblieben ist, sondern ausdrückliche Bezeichnungen des Moses als Petrus auch sonst noch gefunden wurden.

Aber auch andere inschriftliche Darstellungen des Moses lassen keinen Zweifel darüber, daß sie direkt und absichtlich auf Petrus gehen. Höchst interessant sind hier die verschiedenen Sarkophage, unter denen der bedeutendste der 1838 in der Paulusbasilika gefundene ist, der jetzt im Lateranmuseum steht (eine Abbildung bei Gisar, Geschichte der Stadt Rom I, 427); die untere Bilderreihe (in der rechten Hälfte) zeigt drei Szenen: in den zwei ersten ist Petrus dargestellt, wie ihm der Herr seinen Fall voraussagt, und wie er von zwei Juden gefangen weggeführt wird. Die dritte Szene aber zeigt das Felsenwunder des Moses, aber diesen dargestellt mit den Gesichtszügen des Petrus. Der Stab, das Zeichen der Macht, findet sich auf allen drei Szenen in der Hand des Petrus, so daß jeder Zweifel über den Sinn der Bilder völlig ausgeschlossen ist. Andere Darstellungen zeigen Petrus, wie er aus der Hand Christi eine Rolle, das Gesetz des Neuen Bundes empfängt, wo die Bezugnahme auf Moses, der auf Sinai das Gesetz des Alten Bundes von Gott erhält, nahegelegt ist.

Die entsprechenden Funde sind nun keineswegs auf Rom beschränkt, sondern verteilen sich auf Italien, Frankreich und Dalmatien, ein Umstand, der zeigt, daß die Vorstellung der Petrus als des Gegenstückes von Moses, und die darin zum Ausdruck gebrachte Idee von dem Primat Petri keineswegs eine rein spezifisch römische ist, sondern in jenen Zeiten als allgemein verbreitet betrachtet werden darf.

Das bestätigen erst recht die diesbezüglichen Aufführungen der Väter der ersten Jahrhunderte. Maximus von Turin, Hieronymus, Augustinus und andere kennen die Symbolisierung des Petrus durch Moses als etwas ganz geläufiges. Merkwürdigerweise sind es gerade die orientalischen Schriftsteller, welche sich gern dieses Bildes bedienen, so zum Beispiel der Einsiedler Makarius aus dem Ende des 4. Jahrhunderts, der Syrier Alphraates († 345), ebenso Ephraim der Syrer († 373), auch bei dem Nestorianer Neries († 496) findet sich das Bild, das selbst bis in die Liturgie der jakobitischen Syrer seinen Weg gefunden. (Die einzelnen Neuzeugnisse von Aneller zusammengestellt in Simmen aus Maria-Laach 60, 248 bis 257.)

Nach alledem kann, von anderen Zeugnissen für den Primat ganz abgesehen, mit sachlichen Gründen nicht bestritten werden, daß die katholische Lehre vom Primat Petri für die Zeit des christlichen Altertums wohl bezeugt ist.

§ Das Gezelinus-fest in Schlebusch.

Von F. Scheurenberg.

„Wohlan, die Luft geht frisch und rein,
Wer lange sitzt, muß rosten.“

Diese Worte Scheffels beherzigend, schnürte ich eines schönen Tages mein Bündel, um im anmutigen Dhiintale von den Anstrengungen einer arbeitsreichen Woche Erholung zu finden. Mein Reiseziel war Altenberg, das ich diesmal aber nicht erreichen sollte. Als ich in Schlebusch den Zug verließ, lag „allerjüngster Sonnenschein“ auf den noch taufrischen Gräsern, und wohlgemut strebte ich an der alten Komturei des deutschen Ritterordens Schloß Morsbroich vorbei auf das freundliche Kirchdorf Schlebusch zu. Schon von weitem begrüßt mich feierliches Glockengeläute und bunte Wimpel flatterten von den beiden Türmen der schönen romanischen Pfarrkirche. Das Dorf selbst war feilich beslagat. Auf meine Frage wurde mir die Antwort zuteil, es sei „Gezelinusfest“. Roster Interesse erfuhr ich noch folgendes:

Das Gezelinusfest verdankt seine Entstehung der Verehrung für St. Gezelin, der in der Grafschaft Burgund in der Nähe des ehemaligen Klosters Morimond als Sohn

eines Ritters geboren wurde und im Dienste der Cisterzienserabtei Altenberg auf dem Kloster Gute Altenrath bei Schlebusch um 1150 sein Leben beschloß.

Er war Klosterbruder. Infolge seines heiligmähigen Lebenswandels stand er bei seinen Zeitgenossen in hohem Ansehen; wird doch erzählt, daß sogar der heilige Bernhard von Clairbeaux ihm sein eigenes Ordenskleid als Zeichen seiner Verehrung überhandt habe. Sein Grab befand sich bis zum Jahre 1814 in der ehemaligen Pfarrkirche zu Schlebusch, dann wurden seine Gebeine in die Pfarrkirche zu Schlebusch übergeführt, weil die Schlebuschrather Kirche wegen bayrischen Verfalls geschlossen werden mußte.

Das Gezelinnsfest beginnt mit dem Sonntage vor St. Laurentius (10. August) und dauert bis zum Sonntage nachher; es hat den Charakter einer Wallfahrt, zu der die katholischen Bewohner des bergischen Landes und der benachbarten Rheinebene in großer Zahl herbeiströmen. Auch ich beschloß, meinen Wanderstab nicht weiter zu setzen, sondern mich an dem Feste zu beteiligen — ein Entschluß, der mich nicht gereut hat.

Die Wallfahrt wird, wie mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist, schon bald nach dem Tode St. Gezelins begonnen haben.

Genau läßt sich ihr Beginn nicht nachweisen, sicher ist aber, daß schon im 15. Jahrhundert bei Schlebusch eine Gezelinikapelle bestanden hat, die wegen Bauqualität im 16. Jahrhundert durch den Ordenskomtur Heinrich von Neukirchenberg auf Schloß Morsbroich erneuert worden ist. *) Im Laufe der Zeiten und unter dem Einflusse der Kriegswirren im 17., 18. und im Anfange des 19. Jahrhunderts war aber auch diese Kapelle so verfallen, daß in ihr kein Gottesdienst mehr abgehalten werden konnte. Die kirchliche Feier des Gezelinnsfestes fand demzufolge von 1829 bis 1868 in der Pfarrkirche zu Schlebusch statt. **) Kreiswillkür-Commissarien ermöglichten unterdes eine zweckentsprechende Restauration des ehrwürdigen Kirchleins; so konnte in dem festgenannten Jahre unter dem Jubel der Bevölkerung das Fest wieder an der alten Stätte gefeiert werden. Die Worte des heimischen Dichters jener Tage:

„Die Waldkapelle im grünen Saag
Sich wiederum erheben mag
Zu Gottes Preis und Ehren
Zum Trost der Christenchar.“

waren sicher aus dem Herzen der zahlreichen Verehrer des allheiligen Wallfahrtsortes gesprochen.

Wie bereits erwähnt, beginnt das Fest mit dem Sonntage vor St. Laurentius. Schon Tags vorher treffen manche Pilger aus der weiteren Umgebung in Schlebusch ein, denen eine größere Zahl in der Frühe des Sonntags nachfolgt. Nach dem Festgottesdienste in der Pfarrkirche formiert sich die Prozession zur Uebertragung der Reliquien des seligen Gezelinus in die Waldkapelle. Die Beteiligung an der Prozession ist stets sehr groß; keine Unbilden der Witterung, weder Regen, noch glühende Hitze, vermögen die Masse der Bevölkerung von der Teilnahme abzusprechen. Mit lobenswerter Zähigkeit hält sie an dem alten frommen Brauche fest. Die Ordnung bei der Prozession ist die übliche, die Bruderschaft der St. Sebastianus-Schützen, begleitet nach altem Herkommen, als Ehrengarde für St. Gezelin die Prozession. Diese nimmt mit den Reliquien des Seligen, welche seit kurzem dank der Bemühungen des jetzigen Herrn Pfarrers in einem deutschen schönen Schreine ruhen, den Weg nach dem neuen Gezelinwalde zu. An manchem schmuckvollen, sinnig gezierten Häuschen vorbei führen sauber gehaltene, mit Blumen bestreute Wege durch üppige Obstgärten, in denen der reiche Behang der Fruchtbäume von des Schöpfers Güte und Allmacht kündet. Im Walde ist an einer geeigneten Stelle eine improvisierte Kanzel errichtet, verziert mit grünem Tann. Hier wird unter freiem Himmel die Festpredigt gehalten (Waldpredigt) — welch Zauberwort! Wie die Erinnerung an die Romantik längst verklungener Zeiten tönt es uns ins Ohr.

*) Vergl. Nissen: „Zur Geschichte von Schlebusch.“

***) Vergl. Nissen: „Zur Geschichte von Schlebusch.“

Es ist, als ob die Verkündung des göttlichen Wortes unter dem hohen Baldesdom in ganz besonderem Maße Herz und Gemüt des Menschen bewegt. Die große Kligerchar läuscht still und andächtig den Worten des Priesters. Danach ist eine kurze Andacht in der Kapelle. Die Prozession löst sich dann auf. Mit klingendem Spiel marschieren die Schützen, gelegentlich auch wohl der Sankt Cecilia-Kirchenchor in ihre Residenz zurück. Stüler wird's im Waldgebiet. Fromme Peter durchziehen einzeln oder in Gruppen die Laubgänge, an den Stationen ihre Andacht verrichtend. So gestaltet sich das Bild während der ganzen Festwoche, in der an jedem Morgen in der Kapelle das heilige Weisopfer dargebracht wird. Abends ist Andacht. Am St. Laurentiusstage ist in der Kapelle Festgottesdienst mit darauffolgender Predigt im Walde, ebenso findet am Nachmittage des 2. Sonntags der Festwoche noch eine Waldpredigt statt. Nach der letztern werden die Reliquien des seligen Gezelinus in derselben feierlichen Weise wie am Sonntage vorher in die Pfarrkirche zu Schlebusch zurückgebracht. Damit hat das Fest sein Ende erreicht und tiefer Friede lagert wieder über der Kapelle und dem lagenumwobenen Walde von St. Gezelin.

Die Neugierde der Tiere.

Ueber diesen Gegenstand plaudert Henri de Parville in seinem im „Journal des Debats“ veröffentlichten „Revue des Sciences“. Die „Foss. Itg.“ entnimmt daraus folgende Beobachtungen: Die Frau ist neugieriger wie der Mann. Das versteht sich von selbst und niemand zweifelt daran. Es ist vielleicht ein Zeichen von Ueberlegenheit, denn man findet denselben kleinen Fehler nur noch bei geistig hochstehenden Tieren. Und das Tier ist fast ebenso neugierig, wenn nicht noch neugieriger, als die Frau. Die Säugetiere und die Vögel geben fortwährend eine gewissermaßen angeborene Neugier zu erkennen. Der Hund paßt fortwährend auf und sucht sich alles, was seine Augen oder seine Ohren betrifft, zu erklären. Wenn er einen Gegenstand zum ersten Male sieht, geht er drum herum und sucht zu ergründen, wozu man das wohl gebrauchen könnte. Er ist glücklich, wenn man ihn in Gegenden führt, die er noch nicht gesehen hat. Seine Aufmerksamkeit wird immer durch das Neue angezogen; ein Nichts fest ihn in Erstaunen, ein Nichts amüsiert ihn; ich kannte Hunde, die vor irgend einem merkwürdigen Gegenstande lachten. Der Hund lacht nämlich sehr gut; man braucht ihn nur zu beobachten, um sich davon zu überzeugen. Auch das Pferd ist neugierig, weniger jedoch als der Vogel. Besonders neugierig sind die großen Gebirgshunde. Man zieht ein neues Kleidungsstück an, der Hund nähert sich und beriecht es eine Zeitlang, indem er sich wahrscheinlich fragt, ob sein Herr da nicht ein neues Fell bekommen habe; er ist von seiner Prüfung erst dann befriedigt, wenn er endlich begriffen hat, daß das Kleid nicht den Mann macht. Man wechselt Handschuhe; er beriecht den Handschuh minutenlang, wenn der Handschuh neu ist. Wenn man ihn schon benutzt hat, schenkt er ihm keine Beachtung. Ich machte mir mehrere Male das Vergnügen, Handschuhe aufzusetzen, die verschiedenen anwesenden Personen gehörten. Mein Hund war ein Bernhardiner. So oft ich die Handschuhe wechselte, näherte er sich, wie von einer Springfeder emporgeschleckt, gewissermaßen automatisch, der Hand; nach einer Sekunde schon war er bei dem Besitzer der Handschuhe und ließ sich von ihm streicheln. Und so jedesmal; der Handschuh schien ihn an den Namen des Handschuhbesizers zu erinnern. Ähnliches kan man oft bei Jagdhunden beobachten. Der Bernhardiner hatte die Manie, in einer unbekannt Sprache minutenlang mit den Bäumen zu plaudern. Er hat in den Wäldern seine Lieblingsbäume. Er besieht sie und umkreist sie. Was sollen diese „tôt-à-tête“ bedeuten? Und was findet er an dem Baume? Einen eigenartigen Geruch oder Insekten, die seine Aufmerksamkeit erregen? Nein, das nicht, denn er ist im Winter ebenso wie im Sommer: sobald der Hund frei ist, läuft er zu seinen Bäumen. Diese neugierige Vorliebe des Hundes für den Baum bleibt ein Rätsel. Manchmal wird die Neugier des Hundes schlecht belohnt, Romanes ließ eines Tages Seifen-

blasen aufsteigen. Sein Hund zeigte ein ganz besonderes Interesse für den Versuch. Das hatte er noch nie gesehen. Natürlich näherte er sich einer Blase und beschmupperte sie. Die Blase entfernte sich; er näherte sich wieder und berührte den kleinen Vallon sehr zart mit der Nase. Da platzte die Blase. Ganz überrascht und entsetzt lief der Hund davon und wollte nicht mehr zurückkehren. Manche Hunde werden vor Furcht ergriffen, wenn sie sich etwas nicht erklären können. Ich sah einen Hund eine Viertelstunde lang wütend bellen und sich nicht vom Blase rühren, weil er von einer Mauer eine Feueranke herunterhängen sah. Eines morgens hielt in Bois ein kleines Mädchen ein viereckiges Kästchen in der Hand. Mein Verhärter wollte durchaus wissen, was dieses Kästchen zu bedeuten habe. Er betrachtete es, beschmupperte es, sah sich's aus angemessener Entfernung an, ging dann wieder näher und legte seine Schnauze prüfend auf die Lederhülle. Da setzte das junge Mädchen plötzlich eine Feder in Bewegung. Das Kästchen öffnete sich, und heraus sprang eine täuschend nachgemachte große Schlange. Der Hund machte einen gewaltigen Sprung rückwärts und lief, von wahnsinniger Furcht ergriffen, direkt nach Hause. Sobald er jetzt das junge Mädchen sieht, läuft er, was er laufen kan.

Neugierig, aber auch mit einem guten Gedächtnis begabt ist die Ziege. Man beobachtet nur in kleinen Bergstädtchen die Ziegenherde, die mit dem Ziegenbirten spazieren geht. Wie neugierig sie ist, die kleine Ziege! Sie betrachtet und sieht alles. Ein Zeitungsblatt auf dem Strohpflaster erregt ihre Aufmerksamkeit; sie bleibt sofort stehen, denn sie muß wissen was das ist. Sie tritt in die Räden ein, klettert auch manchmal eine Treppe hoch. Selbst auf den Bergen ist die Ziege neugierig. Oft bleibt eine ganze Ziegenherde stehen, um inen vorübergehenden Touristen zu betrachten. Ebenso neugierig ist die wilde Bragziege und die Gemse. Wenn der Jäger eine Gemse haben will legt er auf einen Felsen irgend einen Gegenstand, ein weißes Taschentuch, z. B., und versteckt sich in einiger Entfernung. Die Gemse muß wissen, was der weiße Gegenstand, den sie noch nicht kennt, zu bedeuten hat: sie kommt näher, und der Jäger kann bequem schießen. (Dieses Rezept, Gemsen zu schießen, trägt wohl die Unterschrift „Münchhausen.“ Red.)

Vielleicht das neugierigste aller Tiere ist der Affe. Man weiß, wie er in einem Zimmer, in dem er allein gelassen wird, schaltet und waltet. Er untersucht alles, was nicht nie- und nagelfest ist. Brehm erzählt, daß Affen, trotz der großen Furcht, die ihnen die Schlangen einflößen, nicht dem Verlangen widerstehen konnten, den Deckel einer Kiste zu öffnen, in der sich mehrere Schlangen befanden. Darwin steckte einmal eine ungefährliche Schlange in eine große Papierdüte und legte die Düte in den Affenkäfig des Londoner Zoologischen Gartens. Die Affen gingen zuerst im Kreise um die Düte herum und sahen in ihrem heißen Vermissen, das tiefere Wesen des Eindringlings zu ergründen, äußerst drollig aus. Schließlich näherte sich einer der Affen, öffnete vorsichtig die Düte, warf rasch einen Blick hinein und lief entsetzt fort. Einer nach dem anderen, kamen nun alle Affen mit hochgehobenem Kopfe und konnten sich das Vergnügen nicht versagen, gleichfalls rasch in die Düte hineinzugucken und dann mit allen Zeichen des Entsetzens und der Entrüstung die Flucht zu ergreifen.

Sehr neugierig sind auch die A u e, die doch so gleichgültig in die Weltblicke. Wer sah sie nicht schon neugierig den Kopf heben und irgend einen Vorübergehenden vom Scheitel bis zur Sohle mustern. Als der Naturforscher Emmer einmal auf einem Weidplatz eine Skizze entwarf, näherten sich ihm alle Kühe, die zugegen waren, bildeten einen Kreis um ihn, blieben unbeweglich stehen und richteten die großen runden Augen auf das Skizzenalbum. Sie kamen so nahe heran, daß der Zeichner sie mit einem Stock wegtreiben mußte. Aber sie kehrten ruhig zurück, da sie durchaus wissen wollten, was ein Mensch mit einem Bleistift und einem Blatt Papier fertigbringen könnte. Man kann sagen, daß das Gefühl der Neugier nicht nur der Gattung Mensch eigen ist."

Allerlei.

* Heber ein Idyll im Berliner Tiergarten plaudert die Nat.-Btg.: Auf dem am Goldfischleich vorbeiführenden Wege stand unbeweglich eine junge Dame und blickte starr auf einen Punkt des Weges. Einem Herrn fiel das wunderbare Gebaren auf, er ging zu der Dame hin — und alsbald stand auch er unbeweglich da und starrte unverwandt auf eine Stelle des Weges. Und was gab's da zu sehen? Nun, weiter nichts als eine kleine braune Maus mit einem schwarzen Strich über dem Rücken, die unbekümmert um die beiden Menschen auf dem Wege herumhüpfte und spielte, jedes Steinchen neugierig beschmupperte und mit ihren eifrig-geschäftigen Bewegungen einen drolligen Anblick bot. Jetzt naht sich auch ein älteres Kinderfräulein mit strengem Gesicht, das ein kleines, in der Kunst des Gehens noch nicht weit vorgeschrittenes Kind an der Hand führte. Alsbald standen auch diese still, und das Kind sah mit kreisrunden Augen mit höchstem Interesse die Maus an. „Siehst du die Maus?“ fragte das strenge Kinderfräulein. Keine Antwort. Dies gab dem Kinderfräulein Veranlassung zu einem pädagogischen Vortrag, der mit den Worten begann: „Es ist unhöflich, auf eine Frage keine Antwort zu geben. Merk dir das!“ Das Kind und die Maus hörten aufmerksam zu, sagten aber beide nichts. Allmählich sammelten sich noch mehr Menschen an. Es waren schließlich so viele Bewunderer der Maus da, wie man in den Reichstagsitzungen gewöhnlich Abgeordnete zu sehen pflegt. Die Maus ließ sich gar nicht stören, sie zeigte keine Spur von Angst oder sonst einem unmännlichen Gefühl. Da auf einmal entdeckte der an dem kürzlich heimlich enthüllten Beethoven-Mozart-Haydn-Denkmal stehende Schuhmann die Menschenansammlung. Er dachte natürlich sofort an einen Selbstmörder, eine Wasserleiche u. ähnliche polizeiliche Sachen. Pflichttreu eilte er mit erster Dienstmiene herbei — und stand alsbald starr vor Staunen da. Was, nur ein ridiculus mus? Diese hatte inzwischen ein zerknülltes Zeitungspapier entdeckt, das wahrscheinlich einst zur Hülle für ein Butterbrot gedient hatte. Tief steckte sie den Kopf in das Papier — da auf einmal prallte sie zurück. Sie muß dort etwas Entsetzliches gelesen haben. Hastig eilt sie vom Wege ins Gras und verschwindet mit großen Sprüngen den Blicken der Nachschauenden. Jetzt bricht auch das Kind das Schweigen: „Maus fort!“ sagt es. „Ja, Maus fort!“ wiederholt das indignierte Kinderfräulein, wir gehen auch fort.“ Damit zerstreute sich die Menge. Der Schuhmann aber begab sich zu seinem Denkmal zurück und stellte mit Genugthuung fest, daß von den drei seiner Obhut anvertrauten Tonkünstlern in der Zwischenzeit keiner abhanden gekommen war.

* Eine automatische Stiefelpuhmaschine, die elektrisch betrieben wird, hat, wie wir in einem englischen Blatte lesen, ein Amerikaner namens Zimmermann erfunden. Sie wird vielleicht dem blühenden Gewerbe der Stiefelpuher in Amerika den Garaus machen. Der Apparat besteht in der Hauptsache aus einer kreisrunden Plattform, die alle zwei Minuten eine vollständige Umdrehung macht. Auf der Plattform sind sechs Stühle. In einer Runde macht sie sechs Pausen von je 20 Sekunden, und während dieser Pausen wird das Stiefelwichsen ausgeführt. Wer sich die Stiefel puhen lassen will, steigt auf die Plattform und läßt sich auf einem der sechs Stühle nieder. Hat sich dann die Plattform bis zu Station 1 bewegt, so kommt dort, während der ersten aPuse, die erste Reihe Bürsten auf die feststehenden Stiefel herab und entfernt allen Schmutz von dem Leder. Auf Station 2 kommt ein Reinigungsmittel zur Anwendung; auf 3 wird dieses abgerieben; auf 4 wird die Wichse aufgetragen und auf 5 der endgültige Glanz gegeben. Nach der sechsten Pause von 20 Sekunden hat die Plattform den Kunden bis zur Abspringestation gebracht, und die Stiefel sind spiegelblank 1800 Paar Schuhe bei einer zehnstündigen Arbeitszeit — das ist der tägliche Rekord dieser neuen Maschine, zu deren Bedienung nur 2 Leute nötig sind, die auf die Kunden achten und den elektrischen Motor von zwei Pferdekraften beaufsichtigen.

Rätsel-Ecke.

Sononym.

Als Körperteil, als Fluß, als Land
Sind wir in einem Wort genannt.
Das Ländchen liegt im deutschen Reich,
Mehr sag' ich nicht — sonst habt ihr's gleich.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Dreifüßige Charade: Wortwechsel;
Sogogryph: Mission — Million.

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 3.

Düsseldorf, den 21. August.

1904.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dreizehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas XVII, 11—19. „In jener Zeit, als Jesus nach Jerusalem reiste, ging er mitten durch Samaria und Galiläa und als er zu einem Flecken kam, begegneten ihm zehn aussätzige Männer, die von ferne stehen blieben. Und sie erhoben ihre Stimme und sprachen: Jesu, Meister, erbarme dich unser! Und da er sie sah, sprach er: Gehet hin, zeigt euch den Priestern! Als aber einer von ihnen sah, daß er rein sei, kehrte er um, lobte Gott mit lauter Stimme, fiel auf sein Angesicht zu seinen Füßen und dankte ihm; und dieser war ein Samaritaner. Da antwortete Jesus und sprach: Sind nicht zehn gereinigt worden? Wo sind denn die neun? Keiner findet sich, der zurückkäme und Gott die Ehre gäbe, als dieser Ausländer. Und er sprach zu ihm: Steh auf und geh hin! dein Glaube hat dir geholfen!“

Eines nur ist notwendig.

Unter den Festen, die zu Ehren der allerheiligsten Jungfrau von der Kirche Gottes gefeiert werden, nimmt das Fest ihrer Himmelfahrt die erste Stelle ein. Wie einst beim Einzuge Jesu in die Stadt Jerusalem eine große Schar gläubiger Juden Palmenzweige auf den Weg streute, um den Herrn als den in Seine Hauptstadt einziehenden König Israels zu ehren, — so trägt heute die fromme Christenschar duftige Blumen und Kräuter zum Gotteshause, um ihre heilige Freude zu bekunden über den triumphierenden Einzug, den einst die Mutter Jesu, als Königin aller Engel und Heiligen, in das himmlische Jerusalem gehalten hat.

Das Evangelium des Festtages versetzt uns, lieber Leser, nach Bethanien in das Haus des Lazarus, dessen beide Schwestern bemüht sind, ihrem himmlischen Gaste ihre Verehrung zu bekunden — freilich auf verschiedene Weise. Martha erweist sich als sorgsame Hauswirtin, die alles anbietet, um den hohen Gast mit Speise und Trank zu laben. Maria aber kennt die Herzenswünsche des Meisters besser: sie sitzt zu Seinen Füßen und lauscht den „Worten des ewigen Lebens“ mit einer Andacht, daß sie alles um sich her vergißt. Ueberraschend mag der Martha die Antwort Jesu auf ihre Frage gewesen sein, — uns dagegen, lieber Leser, wundert sie nicht: „Maria hat den besten Teil erwählt!“

Was aber Jesus in diesem bedeutungsvollen Worte von Maria, der Schwester Marthas rühmt, das gilt in viel höherem Grade von Maria, der Mutter des Herrn: sie hat das Eine Notwendige zeitlich als ihren besten Teil erwählt, und die darauf folgende Glorie und Herrlichkeit im himmlischen Reiche ihres Sohnes „wird in Ewigkeit nicht von ihr genommen werden!“ Oder wer hat das erste und größte Gebot des Herrn, das alle übrigen Gebote in sich schließt, gleich ihr erfüllt? Wir vernahmen es ja am verflossenen Sonntag: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele und aus allen deinen Kräften!“ Aber während wir allesamt, lieber Leser, als „Kinder des Jornes“ zur Welt kommen, besaß Maria vom ersten Augenblick ihres Daseins einen Ehrenvorzug, der ihre Gottesliebe sogleich zu der hellsten Flamme auflockern ließ. Ihre makellose Empfängniß, die wir in dieser Jubiläumszeit auf Anordnung des hl. Vaters be-

sonders festlich begehen, ist der strahlendste Edelstein in ihrer himmlischen Krone.

Die rechte Gottesliebe ist selbstredend auch für uns das Eine Notwendige. Gott über Alles lieben, heißt aber, Ihn allen Geschöpfen voranzusetzen und kein Geschöpf und kein irdisches Gut Ihn vorziehen. Nicht mit jener sinnlich fühlbaren Liebe müssen wir Ihn mehr lieben, als unsere Eltern, unsere Angehörigen und Freunde, — nein, in Seiner unendlichen Güte hat Er sich zufrieden gegeben mit der Liebe der Wertschätzung, vermöge der wir im gegebenen Falle zeigen, daß wir weit aus höheren Wert auf Ihn legen, als auf irgend ein Geschöpf, und bereit sind, lieber die ganze Welt, wenn sie unser wäre, zu verlieren, als durch eine schwere Sünde Seiner Freundschaft zu entsagen. Mit einem Worte: Gott, der Herr, will in unseren Herzen den ersten Platz einnehmen, — konnte Er aber, lieber Leser, weniger von uns verlangen?

Gibt es denn auch ein Merkmal, um das Feuer echter Gottesliebe von einem bloßen Scheinfeuer zu unterscheiden? Wir wollen einmal zusehen. Die Luft kann ruhen, das Wasser kann stehen, die Erde kann bewegungslos sein, — aber nicht das Feuer: es muß sich allezeit bewegen, es muß immer tätig sein oder sterben. Hier haben wir auch, wie der hl. Papst Gregor sagt, das wesentliche Unterscheidungsmerkmal der wahren Gottesliebe: „Wenn sie nicht tätig ist (sagt er), so ist sie keine Liebe.“ Darum hat auch der Herr Selber ausdrücklich erklärt: „Wer Meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der Mich liebt“ (Joh. 14, 21). Wer also die Gebote Gottes nicht beobachtet, hat, obwohl er zur hl. Messe geht, den Rosenkranz betet, sich an die Brust schlägt, bei der Predigt vielleicht vor lauter Rührung Tränen weint — doch nicht das Kennzeichen einer wahren Liebe Gottes.

Manche Christen — sagt ein alter Geisteslehrer — scheinen mir fast in der Meinung jener jüdischen Rabbiner befangen zu sein, welche lehrten, daß die Seele bei dem Gerichte am letzten Tage eines guten Urteilspruches sicher sein werde, wenn sich da herausstelle, daß sie mehr Gutes als Böses getan habe. Sie sagen: „Ich stehle und betrüge nicht, ich fluche und lästere nicht, ich tue wesentlich Niemanden Unrecht — ich habe nichts auf dem Gewissen, als nur eine einzige Sünde!“ Aber (sagt jener Geisteslehrer) was wollt ihr denn mehr? Diese einzige (schwere) Sünde reicht hin, um euch der Liebe Gottes zu berauben, die das Leben der Seele ist: „Wer mich liebt (sagt der Herr),

wird Mein Wort halten" (Joh. 14, 23). Wenn auch nur ein einziges der göttlichen Gebote mißachtet wird, so reicht dies hin, um in unsern Herzen das himmlische Feuer der Liebe auszulöschen, weil dann Gott der Herr schon nicht mehr Allen vorgezogen wird.

Ein Beispiel hierzu: Jemand hat in seinem Geschäft einen bedeutenden Gewinn erzielt, fühlt sich aber hinterher im Gewissen beunruhigt, so daß er in der Beichte die Sache vorträgt. Der Beichtvater versichert ihm, der Gewinn sei nicht gerecht und er müsse Rückerstattung leisten. Hier wird es sich nun zeigen, ob die Liebe in seinem Herzen echt und wahr ist: wenn er nämlich für die Folge auf seinen ungerechten Gewinn zu verzichten bereit ist und ebenso das mit Unrecht Gewonnene wieder zu erstatten; im andern Falle ist seine Gottesliebe nicht echt, da sie sich nicht bewährt.

Nach, wie gering ist die Zahl derer, die ihrem Schöpfer und Herrn den ersten Platz in ihrem Herzen unverrückbar bewahren, wie Er es verdient! Wie wenige sind, die bereit sind, lieber Alles zu verlieren, als auf die echte Gottesliebe — das Eine Notwendige — zu verzichten! Möge Maria, die diesen besten Teil einsetzt, auch uns die Gnade einer wahren Gottesliebe droben erbitten.

S.

HB. Eine Wallfahrt in das Bergische Land.

„Eine Wallfahrt in das Bergische Land?“ so rief ich erstaunt aus, als unser lieber, frommer Professor mir den Vorschlag machte, nach Neviges zum Hardenberge zu gehen; dort in der Nähe der Wupper, deren Tal voll ist von Sozialdemokraten und Andersgläubigen, dort soll ein katholischer Wallfahrtsort sein? Indes er wußte mir so vieles Liebes und Schönes zu erzählen, daß es einem warm wurde um das katholische Herz; so entschloß ich mich kurzer Hand zur Reise.

Der Zug führt mich stundenlang durch das Gebiet unserer industriellen Arbeit. Dort eine Beche, hier ein Hochofen. Haus reiht sich an Haus, Fabrik an Fabrik. Hier und da grüßt eine Kirche freundlich herüber, deren Turm aus all dem dumpfen Gassen und Treiben hinaufweist zu etwas Höherem und mahnt, daß die arme Menschenseele nicht untergehen solle in Jagen und Drängen, in Schieben und Rennen nach dem, was die Erde bietet an Geld und Lust. Wer hört die Mahnung, wer begreift es, daß dort, wohin der Turm weist, ein Hochland liegt für den wahrhaft freien Geist, der frei geworden ist vom ungeordneten Streben nach der Materie und sich auf sich selbst und seinen eigensten Zweck besonnen hat? Weiter! Weiter! Von der Höhe ragt das Denkmal des großen, erfolggekrönten Kaisers in die Lande, neben ihm Bismarck und Moltke, mit deren Hilfe er das Reich erschuf, unter dessen Regime die Industrie den unerhörten Aufschwung nehmen sollte. Weiter! Weiter! In der Tiefe laßt die schöne Landschaft der Enneperstraße mit ihren freundlichen, bergischen Häuschen im Schieferkleide, mit weißen, strahlenden Fenstern und Fensterläden in der Farbe der buschbelleideten Berge. Doch dazwischen dröhnt der Hammer, furt und stampft und ächzt die Maschine. Eine Fabrik neben der andern wächst an der Bahnlinie empor. Straßen über und unter der Bahn, die Hinterhäuser der Arbeiterviertel wechseln mit lurrüßigen Villen; über einem schmutzig-grau-grün-blauen Flusse schwebt unter eleganten Eisenbogen ein Wagen und zieht eilend dahin; dazu das Klirren der Straßenbahnen und das tausendfältige Geräusch der Großstadt. Der Zug hält in einer weiten Halle: Elberfeld Doppersberg!

Auf dem Bahnsteige finde ich ein freundliches und herzliches Willkommen. Der hochwürdige Herr Guardian des Franziskanerklosters zu Neviges trifft mich unerwartet und will selbst, nachdem er meine Absicht erfahren, mein Führer auf der Wallfahrt werden, da er auf der Heimfahrt ist.

Wie wir durch die Straßen zogen, beschließen mich eigene Gedanken. Elberfeld ist eine Stammstadt der Sozial-

demokratie, einer ihrer ältesten, am wenigsten angefochtenen Söhne. Das Streben nach materiellem Glück durchzieht also die glaubenslos gewordenen Massen. Wer mag die stumme Predigt verstehen, die in dem anspruchlosen Gewande des Franziskaners liegt, an dessen Seite ich schreite?

Von Elberfeld nach Neviges führt sowohl die Staatsbahn über Bohwinkel, wie eine eigene elektrische Bahn, die vom Vorplatze des Bahnhofes Elberfeld-Doppersberg ausgeht. Wir wählen die letztere, die uns in etwa 40 Minuten zu unserm Ziele bringen soll. In starker Steigung strebt die Bahn dem Höhenrücken zu, welcher das Wuppertal im Norden begrenzt. Bald sehen wir durch ein Seitental Elberfeld tief unter uns liegen, über ihm wie eine graue Wolke der Schwaden aus tausend Fabrikschornsteinen. Hier und da dringt durch die Fenster der Luft frischgemähtes Heues, und ab und zu glaube ich beinahe mich im freundlichen Tale der Alf zwischen der Marienburg und Vertriech zu befinden. Aber die immer wieder auftauchenden Häuser und die intensive Arbeit, mit der jedes Fleckchen der Berglehnen landwirtschaftlich nutzbar gemacht wird, erinnern stetig daran, daß wir uns in einer der dichtbevölkerten Gegenden der Erde befinden.

Nach kurzer Fahrt sind wir am Ziele. Neviges ist ein Städtchen von etwa 6000 Einwohnern. Wie in einem Kessel liegt es in dem Tale eines Baches, welcher sich in den Teilsbach bei Langenberg und mit diesem in die Ruhr ergießt, umgeben von waldbestandenen Hügeln und fruchtbaren Feldern. Es wird zuerst im Jahre 1355 als Hof Neviges erwähnt, dessen Besitzer, die späteren Herren von Hardenberg, sich Nibelo oder Nibelung nannten. Es ist erklärlich, daß die Phantasie der Sage sie mit den Nibelungen zusammenbringt. Die Herren von Hardenberg haben sich denn auch als Nachkommen des finsternen Hagen von Tronje gefühlt und auf ihn den Drachen in ihren Wappen bezogen. Die Herrschaft soll unter den Sachsenherzögen gestanden haben. Jedenfalls zieht sich in ihrer Nähe die Grenze zwischen Franken und Sachsen hin. Neviges liegt auch jetzt auf der Grenze der Diözesen Köln und Raderborn.

Hier also, etwa in der Mitte zwischen Elberfeld, Essen und Düsseldorf, mitten in der Industrie, umbrandet von den wogenden Massen einer nach Millionen zählenden Arbeiterbevölkerung, leben die Söhne des hl. Franziskus, als Hüter des Gnadenbildes. Von allen eiten leicht erreichbar, thront hier das Bild der Unbefleckten Empfängenen und ladet jeden der tausenden von Arbeitern zum Besuche ein. Die Unbefleckte Empfangene als Patronin der katholischen Industriearbeiter des Westens und ihr Gnadenort zu Neviges die Gnadenstätte für das fromme Gebet unserer Arbeiter, von dem sie Trost mitnehmen in die Sorgen des täglichen Lebens und Mut und Begeisterung für den Kampf, den gerade der katholische Arbeiter unserer Tage täglich und stündlich in der Fabrik und zu Hause für seinen Gott, seinen Heiland und seine Kirche führen muß!

Und wie ich die schlichte Franziskanerkirche erblickte, da steigt vor meinem geistigen Auge das Bild des großen Heiligen von Assisi auf, dessen Söhne hier wirken. Ich denke an den poverello del Dio, den lieben Armen Gottes, wie ich Dante nannte, der selbst im dritten Orden einer seiner Söhne war. Wie kaum einem anderen Heiligen, neigt sich dem Seraph im Bettlerkleide unser Herz in Liebe und Verehrung zu. Das ist leicht erklärlich. Denn er war, mehr, wie mancher andere, ganz Herz, ganz Liebe. Auch die Protestanten, welche sich mit seinem Leben beschäftigt haben, wie die Kirchenhistoriker Haase und Vogt, können sich dem Zauber dieser Liebe nicht entziehen. Diese Gemütsinnigkeit läßt ihn in allem, was ist, seinen Bruder in Gott sehen, alles fordert er zur Lobpreisung Gottes auf. Diese Gemütsstärke macht den phantasiebegabten Mann mit dem beweglichen Geiste zum herzengewarmen Dichter. Ich kenne unter sämtlichen Passionsliedern kaum eine ergreifendere und ihrer in Einfachheit rührende Schilderung, des sterbenden, verlassenen Heilandes, wie die vom hl. Franziskus in seinem Liede von der Armut. Wie da der Heiland, verlassen von allen, getrennt von seiner hl. Mutter am Kreuze hängt, schwingt sich Frau Armut zu ihm auf, sie hält ihn liebend umfangen, sie wehrt von dem

qualberzerrten Munde den Trunk ab, damit der Heiland ganz arm sei, und in den Armen dieser Braut gibt er den Geist auf. Eine echt franziskanische Idee, die so recht seine Liebe zur Armut verdeutlicht. Die Armut war ihm die Frucht der Liebe, sie ist für ihn der Gottesliebe Erfüllung und Vollendung.

Aus dieser, direkt vom Herzen zum Herzen gehenden Liebe heraus läßt sich aber auch die eigenartige soziale Wirksamkeit des Heiligen erklären. Wie kein anderer vor ihm, hat er das Angesicht der Erde in sozialer Hinsicht erneuert. In der von Glanz und Wohlleben, von höfischer Pracht und ritterlichem Minnesang angefüllten Zeit nahmen Tausende, Kaiser und Könige, Ritter und Bettler das Leid des Armen von Assisi und lernten in der freiwilligen Armut die sozialen und wirtschaftlichen Güter richtig zu werten. Freilich die Zeit war gläubig, während sich jetzt der Unglaube breit macht. Aber sollte die Blut der franziskanischen Liebe so sehr erstorben sein, daß sie in unseren Tagen nicht ähnlich wirken könnte? Vergessen wir doch nicht, daß alle Sorgen für das materielle Interesse der Arbeiter, alles Eintreten für die kulturelle Hebung ihres Standes nur Stückwerk ist und allein für sich den sozialen Frieden nicht herbeiführen kann, wenn wir nicht den Arbeiter mit dem Herzen suchen und durch die Liebe gewinnen.

Sinter dem Franziskanerkloster steigt eine Berglehne auf, der Gardenberg, von dem auch die ganze Niederlassung Gardenberg oder Am Gardenberg genannt wird. Er hat sowohl dem Geschlechte, das längere Zeit in dem an seinem nördlichen Abhange gelegenen Schlosse residierte, den Namen der Freiherren von Gardenberg gegeben, wie auch dem Amte, zu welchem die Umgegend von Neviges gehört.

Dicht über dem Kloster, die Stadt beherrschend, erhebt sich der eindrucksvolle Bau des katholischen Vereines in s h a n s e s mit seiner stattlichen, 14 Fenster haltenden Front. Der Bau ist dreistöckig. Je zwei Fenster der beiden unteren Stockwerke sind unter mächtigen Spitzbögen vereinigt. Zwischen ihnen teilen Strebenpfeiler die Fassade, die durch die geschilderte Baugliederung in der glücklichsten Weise belebt wird. Der außerordentlich geräumige Bau, dem viele größere katholische Orte kaum etwas Gleiches an die Seite setzen können, enthält eine große Zahl schöner und bequem ausgestatteter Gastzimmer. Wie ich höre, gedenkt der Herr Guardian diese als Heim für Priesterexerzitien einzurichten. Hauptsächlich führt er die Absicht bald aus. Die Nähe des unmittelbar anstößenden, stillen Klostergartens, des weihedvollen Kreuzweges und des Gnadenbildes lockt so recht zu stiller Einker, frommer Sammlung und eifrigem Gebete. Die Herren Exerzitianten werden den Gnadenort sicher noch häufiger aufsuchen, sobald sie einmal dort heimisch geworden sind.

Vom Vereinshause wenden wir uns zum Kreuzwege, nach dem Gnadenbilde die größte Sehenswürdigkeit von Neviges. Es ist staunenswert, was hier die Kunst des Gärtners und hingebungsvolle Arbeit aus der steilen, unfruchtbaren Halde geschaffen haben. Die ganze Anlage gehört, wenn auch nicht zu den räumlich ausgedehntesten, so doch zu den interessantesten und schönsten, die wir im westlichen Deutschland besitzen. Schmale, sorgfältig unterhaltene Fußpfade ziehen sich in bequemen Steigungen am Bergeshange hin, rechts und links überhört von Gestein. Laubholz und Nadelholz, Sträucher und Blumen wuchern überall üppig unter der sorgfamen Pflege des Gärtnerbruders. Dazwischen sind aus farbiger Terrakotta in Grotten, die aus Lava des Brohltales hergestellt sind, die einzelnen Nationen angebracht. Sie sind so gelegt, daß die eine von der andern aus nicht gesehen wird, so daß der fromme Peter in der Herrlichkeit der ihn umgebenden Natur mit seinem Gott sich allein fühlt. Wenn er sich dann zur zwölften Station wendet, tut sich vor ihm ein überraschendes Landschaftsbild auf. Tief unten zu seinen Füßen liegt im Tale Neviges. Die Klosterkirche grüßt herauf, die Eisenbahn durchzieht das Tal, ihr Schienenstrang verschwindet gerade hinter dem Gardenberge, und gegenüber schließt ein waldbewachsener Hang das Landschaftsbild ab. Neben dem Beschauer aber erhebt sich in erster, stummer Predigt die

überlebensgroße Kreuzigungsgruppe. Die Gruppe ist außerordentlich wirkungsvoll und hebt sich malerisch von den Büschen und Sträuchern des Hintergrundes ab. Der Körper des Herrn ist die Arbeit eines Klosterbruders und atmet die innige Gläubigkeit und den frommen Sinn des Verfertigers. Am Fuße des Kreuzes kniet, in sich zusammengefunken, die bühende Liebe, Maria Magdalene. Zwischen dem Kreuze des Herrn und den Kreuzen der Schächer sind die Gottesmutter und der Lieblingsjünger angeordnet. Neben der Kreuzigungsgruppe befindet sich, mit Lava-Gestein verkleidet, eine Kanzel und vor der Gruppe ein größerer, freier Raum für die Zuhörer. Welche Gedanken müssen an dieser Stelle den Prediger überströmen! Unter sich das heilige Treiben des modernen Industrielbens, über sich die Ruhe der ewig gleich bleibenden Wahrheit und Liebe, dort unten die Jagd nach dem Erwerb, hier oben die Leidensgestalt dessen, der da sagte, daß der Mensch nicht allein vom Brote lebe, dort der ganze, materielle Sinn unserer Zeit, hier die alte, ewig gleiche Frage, die an jeden Menschen und an jedes Zeitalter ergeht, und von deren Beantwortung ihr Schicksal abhängt, die Frage: quid putas de Christo? was hältst Du von Christus? und vor ihm das gläubige Volk, das mit Petrus und ihm einstimmig in das Bekenntnis: Ich glaube, daß Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.

Doch wenden wir uns nun zur Gnadenkirche. Die Kirche ist ein einschiffiger Bau, wie er in den Klöstern des Franziskanerordens die Regel bildet. Sie spiegelt so recht den frommen und demütigen Sinn des Ordens und legt unwillkürlich den Gedanken nahe, daß hier gut beten ist. Der Chor mit dem Hochaltar ist, wie gewöhnlich, durch einen hohen Lettner vom Schiffe getrennt. Vor ihm, auf der Evangelienseite steht der Gnadenaltar. Dieser ist ein Geschenk des Herzogs Johann Wilhelm von Berg, des Jan Willem, dessen Reiterdenkmal auf dem Markte zu Düsseldorf steht. Er ist aus dunklem Marmor in einfachen und edlen Formen des Barock erbaut. In der Mitte des Aufsatzes befindet sich ein silbervergoldetes Netzwerk, hinter diesem das Gnadenbild.

Während die Darstellungen der Gottesmutter an den übrigen Gnadenorten entweder die Mutter mit dem Kinde oder die schmerzhaftige Mutter bringen, haben wir am Gardenberge eine Darstellung der Unbefleckten Empfängnis. Soweit ich mich erinnere, ist dies die einzige Darstellung der Art in Gnadenorten. Um so mehr haben wir in diesem Jubeljahre der Erklärung des Dogmas Veranlassung, unsere Verehrung der Unbefleckten an ihrem Gnadenaltare zum Gardenberge zu Füßen zu legen.

Die Verehrung der Unbefleckten Empfängnis ist bekanntlich in der Kirche uralte. Sie läßt sich leicht in den orientalischen Kirchen verfolgen und ist auch bei der außerordentlich hohen Verehrung, welche der Grieche der Theotokos, der Gottesgebärerin, von jeher entgegengebracht hat, leicht verständlich. Im Abendlande finden wir häufiger Spuren der Verehrung der conceptio beatae Mariae Virginis. Die erste, deutliche Nachricht über die Feier eines Festes der unbefleckten Empfängnis gibt uns ein Schreiben des Abtes Osbert von Clara an den Abt Anselm von Edmundsburg zwischen Januar 1128 und August 1129. Daraus ergibt sich, daß gerade in England das Fest der Unbefleckten Empfängnis um jene Zeit häufig gefeiert wurde. Es ist die Zeit, in welcher wir die Marienverehrung sich weithin in Europa ausbreiten sehen. Hierhin gehört es nicht, eine Geschichte der theologischen Erörterungen zu geben, welche sich in der Scholastik an den Glauben von der unbefleckten Empfängnis anknüpfen. Nur darauf möchte ich hinweisen, daß es gerade ein Sohn der britanischen Insel ist, welcher der Lehre die klarste Fassung gegeben und sie gegen alle Angriffe sicher gestellt hat, der selige Duns Scotus mit dem Ehrennamen des doctor subtilis.

Er gehörte dem Franziskanerorden an, und seit ihm war es die Ehre der Franziskaner, die Lehre von der unbefleckten Empfängnis zu verteidigen, sie auszubreiten und zu verehren.

Das Bild stellt die Gottesmutter dar, auf der Mondichel stehend, im Strahlenglanze der Sonne, das Haupt umgeben von zwölf Sternen. Um die Mondichel ist die

Schlange gewunden. Die gefalteten Hände und die Augen hebt die Heilige zum Himmel empor, wie zum Danke für die unendlich große, ihr zu Teil gewordene Gnade. Um die Glorie schweben Köpfe jublierender Engel, zu den Füßen sitzen zwei Engel, welche Lilien und Rosen darbieten, die Zeichen ihrer unberührten Reinheit und ihrer vollkommensten Gottesliebe.

Vor diesem unscheinbaren Holzschnitte, kaum eine Spanne hoch, haben sie alle geknielt die Söhne des hl. Franziskus, die nun schon über 200 Jahre des Wächteramtes walteten. Hier kniete P. Basilius Pfannenschmidt, der erste Guardian und zugleich Pfarrer von Nevigés nach den schweren Tagen des Kulturkampfes, und holte sich Mut und Anregung für seine rastlose Tätigkeit, die ihn am Hardenberge unvergeßlich gemacht hat. Hier kniete der heiligmäßige P. Clementius Schmitz, dessen Andenken im bergischen Lande nicht erloschen ist.

Wie viel Befehrungen und Umwandlungen des Lebens hier ihren Anfang genommen oder ihren Schluß gefunden haben, ist in der Tiefe der Beichtstühle verborgen. Wie vielen hier Trost und Erhebung für ihr irdisches Leid in Not, Sorge und Krankheit zuteil ward, in wie viele Seelen sich der Geist der Sturmmut und der Kraft hinabsenkte, um sie siegreich durch alle inneren Kämpfe und Leiden hindurch zu führen, das weiß nur der Allmächtige, der die Gnaden spendete, und sie, die sie ihnen erbat. Wer mag die Fülle der Erbarmungen nennen, die hier dem gläubig vertrauenden Herzen geworden sind! Sagen wir lieber mit dem Psalmisten: Laudate Dominum omnes gentes, laudate cum omnes populi. Quoniam confirmata est super nos misericordia eius, et veritas Domini manet in aeternum: Lobt den Herren all ihr Stämme, singt ihm ein Lob alle Völker. Denn fest steht über uns seine Barmherzigkeit und seine Treue währet ewiglich. Und dann wollen auch wir unsere armseligen, kleinen Anliegen in die Hände der Unbefleckt Empfangenen legen, damit sie sie hinauftrage vor den Thron ihres göttlichen Sohnes und uns bei ihm Erbörung, Gnade und Beharrlichkeit erlebe bis zu dem Tage, an dem wir ihn, wie wir hoffen, von Angesicht zu Angesicht sehen werden.

Aus der Kirche führte mich der Vater Guardian in die gastlichen Räume des stillen Klosters. Dort im frohen Gespräche hörte ich die Geschichte des Gnadenortes, die ich möglichst in den treuherzigen Worten der alten Aufzeichnungen des Archivs wiedergeben will. (Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

Gustav-Adolf-Geschichten.

Anlässlich der Gustav-Adolf-Feyer in Neunkirchen vom 11.—13. Juli 1904 wurde u. a. Schriften auch ein Heft verkauft, betitelt: „Festschriften für Gustav-Adolf-Vereine“ (Nr. 11, „Gustav-Adolf-Geschichten“). Das Heft enthält auf Seite 16 folgende Geschichte: „Der katholische Kern Eine lustige, wahre Geschichte.“ Sie hat sich in der Pfalz zugetragen, und viele kennen den Ort und auch den Mann. Brachte da eines Sonntags ein Priester eine welsche Nuß mit in die Kirche und erlärte seinen Zuhörern, indem er sie nacheinander schälte: „So, ich will euch jetzt erklären, wie es mit den Religionen ist. Seht die Nuß! Außen herum ist die grüne Hülle, die ist bitter und schmeckt schlecht; das ist das Judentum. Ich schäle das ab, und jetzt kommt die harte hölzerne Schale, an der ist gar nichts: das ist der Protestantismus. Aber paßt auf, was drinnen ist, der Kern: das ist der Katholizismus. Seht her!“ Aber o weh, als der Priester die Schale öffnete, war der Kern schwarz und faul. Da machte der findige Priester ein langes Gesicht, aber die lustigen Pfälzer lachten. Er hat zwar, die Geschichte nicht weiter zu erzählen; aber sie ist doch herausgekommen, und noch manche Leute lachen darüber, auch wenn sie keine Pfälzer sind. (Abein.-Westf. S. N. V.)“ Von dieser lustig wahren Geschichte kennen wir nicht bloß den Ort, sondern auch den „Mann“, ja wir kennen ihn so genau, daß wir die Namen der Urheber nennen, was das Gustav-Adolf-Festschen wohlweislich alles verschweigt, sonst wäre die Lüge sofort entlarvt und die Blamage gar zu groß. Also: In dem Dorfe Fürth an der preußisch-pfälzischen Grenze sah sich im Mai 1894 (also vor 10 Jahren) der evangelisch-lutherische Pastor Büttner veranlaßt, eine Beleidigungsklage gegen den evangelischen Schlosser Werkle und den evangelischen Lehrer Böhler einzuleiten, weil diese beiden die Behauptung verbreitet hätten, Pastor Büttner habe in der sonntäglichen Christenlehre die drei Konfessionen (in Fürth) mit den verschiedenen Keilen einer Nuß verglichen: die Katholiken seien die äußere grüne Schale, die Landeskirchlich-Unierten die harte Schale und die Lutheraner bildeten den Kern; aber beim Öffnen der Nuß habe der Pastor keinen Kern gefunden. In dieser Erzählung erblickte Pastor Büttner eine Beleidigung, weshalb er zur Klage gegen die Verbreiter der vollständig erfundenen Behauptung schritt, daß er jenen Vergleich gebraucht habe. Die Sache beschäftigt nun das Gericht zu Ottweiler, doch scheint es zu einem Vergleich gekommen zu sein, weil über die Verurteilung nichts in die Öffentlichkeit gedrungen ist. Die Geschichte verursachte damals natürlich viel Gerede. Durch Wirtshausgespräch und Geschäftsreisende verbreitete sie sich in den benachbarten pfälzischen Orten Breitenbach, Waldmohr usw. und trat schließlich ihren „Siegeszug“ durch die Pfalz an, wobei sie dann in bekannter Weise umgemodelt wurde: aus Katholiken, Landeskirchlich-Unierten und Evangelisch-Lutheranern machte man der „Einfachheit“ halber Juden, Protestanten und Katholiken wies den letzteren mit großer Liebenswürdigkeit den „faulen Kern“ zu und ersand statt des lutherischen Pfarrers einen katholischen. Diese Geschichte wurde übrigens bereits im Jahre 1901 durch die Presse bekannt gemacht, als das evangelische Familienblatt „Eiberfelder Wegweiser“ die gleiche erfundene Geschichte vom katholischen Kern seinen gläubigen Lesern auftrug, die jetzt der Gustav-Adolf-Verein wiederläuen läßt.

s t h. Zwei Kirchendiebstähle in Düsseldorf vor 100 Jahren veröffentlichte die „Wöchentlichen Nachrichten“ das damals amtliche Zeitungsorgan der Stadt Düsseldorf. In Nr. 26 vom 15. Mai 1894 schreibt der Stadtschultheis von Daniels, ein Unbekannter, angeblich Radmann von Neuf, habe „bey hiesigem Silberarbeiter Leichmann circa 34 Loth Kirchengilbers, welches anscheinlich zu einer Konstranz gehört, zum Verkauf angeboten.“ Der vorsichtige Leichmann verlangte Verweise über den rechtlichen Erwerb, worauf Radmann einen ebenfalls unbekanntem Mann mitbrachte, der das Silber von einem französischen Soldaten erhalten haben wollte. Beide gingen aber resultatlos fort, da nur Leichmanns Bruder anwesend war. Als nun Radmann zum drittenmal wiederkam, hatte man schon längst auf die erste Anzeige hin Ergreifungsversuche erlassen; der Verdächtige aber „schlich aus dem Hause eben vor der Ankunft des Gerichtsbeamten.“ Der Stadtschultheis veröffentlicht nun den Steckbrief beider Leute und gibt bekannt, daß dasselbe über einstuweilen bei ihm „in Deposito beruhe und gegen Rückertung des Drucklohns für gegenwärtiges Avertissement der requirierenden Criminalbehörde des Orts, wo der Diebstahl ausgeführt worden, verabsolgt werden soll.“ — Von dem zweiten Diebstahl berichtet folgende „Criminal-Verurteilung.“ „Auf ein eingeholtes Schöppenurteil ist der Carl Joseph Heuschen, aus Gerresheim im Amte Mettmann gebürtig, weil er am 10. März dieses Jahres aus der dortigen Pfarrkirche eine silberne Konstranz entwendet, und einige Zeit nachher den Opferstod, welcher 6 Rthlr. enthalten haben soll, mittels Verschlagung der Schloffer beraubt hat, in Rücksicht der vorgekommenen Milderungs-Umstände zur öffentlichen Aussträupung mit 40 Rthlen und zwar zu drey Streichen mit jeder Ruthe, sodann zu fünf und zwanzigjährigen Zuchthausstrafe — dessen Mutter, die Witwe Heuschen aber, weil sie den Fuß der Konstranz zum Verkauf feilgeboten, und anscheinlich gewußt hat, daß ihr Sohn auf eine unerlaubte Art an denselben gekommen sey, zur einjährigen Zuchthausstrafe verurtheilt worden. Düsseldorf, den 1ten Oktober 1894. Herzogliches Hofgericht: Freiherr von Rib. Haugh.“ — Der Zeit nach könnte man annehmen, daß der letzt erwähnte Heuschen mit dem angeblichen Radmann identisch sei.

Rätsel-Ecke.

Wechselrätsel.

Als harmlos kindlich Spiel
Bin ich der Kleinen Freude,
Als anmutvolle Kunst
Der Großen Augenweide;
Doch auf den Kopf gestellt
Und um ein u vermehrt:
Ein nimmerfatter Gast,
Der Neues stets begehrt —
Und trotz eer schlichten Sitten
Bei Frauen wohlgehten.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Symonym: Lippe.

Druck und Verlag: Düsseldorfser Tagblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung, vorm. Düsseldorfser Volksblatt.
Verantwortlicher Redakteur: J. Conzen, Düsseldorf.

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 4.

Düsseldorf, den 28. August.

1904.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Vierzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus VI, 24—33. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Niemand kann zwei Herren dienen; denn entweder wird er den einen hassen und den Andern lieben, oder er wird sich dem Einen unterwerfen, und den Andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Darum sage ich euch: Sorget nicht ängstlich für euer Leben was ihr essen werdet, noch für euren Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr als die Speise, und der Leib mehr als die Kleidung? Betrachtet die Vögel des Himmels! sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuern, und euer himmlischer Vater ernährt sie. Seit ihr nicht viel mehr als sie? Wer unter euch, kann mit seinen Sorgen seiner Leibeslänge eine Elle zusetzen? Und warum sorget ihr ängstlich für die Kleidung? Betrachtet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen! sie arbeiten nicht und spinnen nicht; und doch sag' ich euch daß selbst Salomon in all seiner Herrlichkeit nicht gekleidet gewesen ist, wie eine von ihnen. Wenn nun Gott das Gras auf dem Felde, welches heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird, also kleidet wie viel mehr euch, ihr Kleingläubigen! Sorget also nicht ängstlich, und saget nicht: Was werden Wir essen, oder was werden wir trinken, oder womit werden wir uns bekleiden? Denn nach allem diesem trachten die Heiden. Denn euer Vater weiß, daß ihr alles dessen bedürft. Suchet also zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit; so wird auch dieses Alles zugegeben werden.“

Niemand kann zwei Herren dienen.

Nichts hat der Herr so entschieden und schonungslos verurteilt, wie jene Halbheit und Unentschiedenheit, die das Herz teilen will zwischen Gott und der Welt: „Ihr könnt nicht Gott dienen (sagt Er) und zugleich dem Mammon!“ — „Niemand kann zwei Herren (die Entgegengesetzten fordern) dienen; denn entweder wird er den einen hassen und den andern lieben, oder dem einen anhängen und den andern vernachlässigen.“

Schon im bürgerlichen Leben hassen wir, lieber Leser, alles Halbe und Unfertige. Der Handwerker, der sein Gewerbe nur halb versteht, wird als Pfscher über die Schulter angesehen; der Halbgebildete erfreut sich ebensowenig besonderer Achtung, wie der Künstler, der sehr Mittelmäßiges leistet, und der Beamte, dem es gebriecht an der nötigen Einsicht oder Energie. Jeder ist der Meinung, daß man in seinem Geschäfte, in seinem Amte oder Berufe nicht weit genug streben, nicht Fleiß genug aufwenden könne, um möglichst Vollkommenes zu leisten. — und da sollte in Bezug auf das Wichtigste, auf das Seelenheil, armselige Halbheit erlaubt sein? Wenn doch alle Christen sich entschließen könnten, nur einen kleinen Teil des Eifers, der Arbeit und Mühe, die sie Jahr um Jahr ihrem bürgerlichen Berufe zuwenden, der Sorge für ihr Seelenheil zu widmen, damit sie nicht einst in die Lage jenes Höfflings Karls V. kommen, der auf dem Sterbebett zerkürrt ausrief: „Hätte ich Gott nur halb so gedient wie meinem Kaiser, so könnte ich jetzt ruhig sterben!“

Ein alter Schriftsteller macht hierzu die drastische Bemerkung: Viele Christen möchten in ihrem Herzen gleichsam einen runden Tisch aufschlagen, an dem es einen ersten Platz nicht gibt; sie möchten ins Gotteshaus zur hl. Messe gehen, nachher aber auch in das Haus der Sünde; sie möchten Christus durch die hl. Kommunion in ihre Seele aufnehmen, aber Ihm dann auch wieder die Türe weisen, um dem Ehebrecher Aufnahme zu geben; sie möchten einem Armen ein Almosen reichen, aber zugleich ihre Mitmenschen allmählich ausplündern durch Wucher und sonstige Ungerechtigkeit, — mit einem Worte: sie möchten gern Christus und ihren „Götzen“ auf einen und denselben Altar stellen. Sie ahmen dabei die alten Israeliten nach,

die weder ganz Juden noch ganz Götzendiener, wähten, sie könnten mit dem Einen wahren Gott und mit den falschen Götzen zugleich in Freundschaft bleiben. Und was geschah? Von den Götzen selbstredend im Stiche gelassen, verloren sie auch die Freundschaft des wahren Gottes.

Gott will unser ganzes Herz, lieber Leser, Er fordert von uns, daß der feste Entschluß, Ihm zu gefallen, alles Andere in unserm Herzen überbietet. Einen Prüfstein für diese echte Gottesliebe fanden wir bei unserer letzten Betrachtung in der Beobachtung der göttlichen Gebote — es gibt aber noch ein anderes Kennzeichen, und dieses ist sogar sicherer: es ist die Geduld in Widerwärtigkeiten und Leiden.

Ich lasse noch einmal jenen alten Schriftsteller für mich reden, denn der bringt da einen Vergleich, der mir ebenso originell wie überzeugend zu sein scheint. Ich sehe (sagt er), daß der Schöpfer eines Brunnens, wenn er auch einen fließenden Riß hat, dennoch — solange er tief im Brunnen hängt — fortwährend bis an den Rand voll Wasser steht, als wäre er ohne Riß und Sprung; zieh ihn aber nur einmal heraus, und sofort wird dir der Unterschied zwischen einem heilen und einem zerbrochenen Gefäße sichtbar vor die Augen treten! So kann man auch zur Zeit, da alles nach Wunsch geht, den, der die wahre Gottesliebe in seinem Herzen trägt, oft nicht leicht von einem andern Christen unterscheiden, der sich mit einer Scheinliebe begnügt: er muß erst einmal herausgerissen werden aus dieser Hülle von Annehmlichkeit und Glück, dann erst wird man erkennen, wer er ist, wie es mit seiner Liebe steht. So wurde ja auch der fromme Job nicht etwa zu der Zeit als ein wahrhaft gottliebender Mann erkannt, als er im Ueberflusse aller irdischen Güter schwamm, sondern als Elend und Armut und Not ihn schwer getroffen hatten.

Urteile also selbst (fährt er fort), ob jene Christen nicht sehr töricht sind, die selbst in der Beicht anderen die Schuld ihres großen Mangels an Tugend aufschreiben, statt sich selbst demütig anzuklagen. Als ich noch nicht verheiratet war, so klagt manche Frau, kam mir niemals ein Fluchwort in den Mund, oft ging ich zu den Sakramenten und veräuerte nie den sonntäglichen Gottesdienst noch die täglichen Gebete. Aber jetzt, da ich an einen Mann

gebunden bin, der seine Standes- und Christenpflichten so unverantwortlich leicht nimmt und mich verspottet und verhöhnt, wenn ich mich anschide, zum Gotteshaufe zu gehen, — jetzt bin ich so unglücklich, jeden Augenblick die ärgsten Verwünschungen ausstossen zu müssen; mit Widerwillen verrichte ich meine Gebete, wenn ich sie nicht ganz unterlasse, und jede Entschuldigung ist mir recht, um den Sonntagsgottesdienst zu versäumen. — Welch' törichte Ausrede! Geduldig sein wollen nur dann, wenn es nichts zu leiden, und fromm sein wollen nur dann, wenn die ganze Familie mittut!

In der That, lieber Leser, so ist es, wie jener alte Schriftsteller die Sache darlegt. Mit dem Strome gehen, ist etwas sehr leichtes; das können sogar tote Körper, die vom Wasser fortgetragen werden. Aber gegen den Strom gehen, ist etwas anderes; nur ein Lebendes Wesen vermag es, und zwar nicht ohne eine Kraftanstrengung, die der Macht der Strömung gewachsen ist. Die wahre Gottesliebe gibt dem Christen Mut und Stärke vollauf genug, um gegen den Strom der Widerwärtigen angehen zu können; ja, durch die wahre Gottesliebe wird die Geduld an Kraft gewinnen, — weicht unsere Geduld aber in feiger Weise dem Sturme der Widerwärtigkeiten, so ist dies ein sicheres Kennzeichen, daß die wahre Gottesliebe unsere Seele noch nicht erfüllt.

Unser Muster und Vorbild, dem wir, lieber Leser, nachzueifern müssen, ist auch hier wieder unser göttlicher Erlöser. Als Er die Stunde seines Leidens nahen sah, sprach Er zu den Jüngern: „Damit die Welt erkenne, daß Ich den Vater liebe, — steht auf und laßt uns gehen!“ (Joh. 14, 31.) Welch' herrliche Lehre für jeden Christen, der von Leiden und Widerwärtigkeiten heimgesucht wird! So lange er nicht den Trübsalen, die der Herr ihm schickt, müthig entgegengeht, so lange er nicht große Geduld und Ergebenheit den Widerwärtigkeiten entgegenbringt — solange hat er alle Ursache, um die Gnade der echten, wahren Gottesliebe täglich zu flehen.

S.

HB. Eine Wallfahrt in das Bergische Land.

(Schluß.)

Es lebte in dem Franziskaner Observanten Kloster zu Dürsten, als Vicarius des Convents, ein fromm andächtiger Vater eines untadelhaften tugendhaften Lebens und unsträflichen Wandels, — so berichtet P. Engelbert Paud in seinem Buche: Dreyfache, das ist, Gehehene, erfüllte und bekräftigte Offenbarung Von dem Wunderwürdigsten Gnaden-Bild der unbefleckt-empfangenen Jungfrau und Mutter Gottes Maria, Düsseldorf 1740. — Dieser, so fährt er fort, hatte ohngefähr und ohne es Anfangs zu bemerken, dieses Original-Bildlein der unbefleckt-empfangenen Mutter Gottes, weiß nicht, wie, oder von wem, bekommen oder vorgefunden; bey genauer Betrachtung desselben aber, als ein Scraphischer Verehrer der allerheiligsten Mutter und diesem Geheimnis, gegen daselbe Bildlein immer mehr und mehr lieb gewonnen; also daß er selbiges mit oftmahliger Andacht, nicht ohne besonderen Trost seines Herzens, verehrte.

Dieser Vater, mit Namen Antonius Schirley, aus der Stadt Halteren, Hoch-Stifts Münster, gebürtig, als er nach seiner Gewohnheit, im Herbst-Monath Anno 1660 nach dem im Chor geendigten nächtlichen Gottes-Dienst, ehe er sich wiederum zur Ruhe legte, die liebste Mutter des Allerhöchsten, in diesem Bildlein mit Inbrunst seiner Seelen, grüßete und verehrte, hörte dieses erste mal eine, aus dem Bildlein selbst ihm ganz deutlich und vernemlich vorkommende Stimme mit diesen Worten:

Bringe mich nach dem Gardenberg, da will ich verehret sein.

Der Vater auff diese Stimme, voller Ehr-Furcht und heiligen Schreckens, legte sich, nach geendigter Andacht, zur etwahliger Ruhe, und da er Gott bathe umb weitere Erlaubung auch in der zweyten Nacht sein Gebett vor dem Bildlein wiederholte, hat er die obgemelte Stimme und Wörter aus dem Bildlein wiederum ausdrücklich gehöret, mit dieser angehängter Offenbarung des künftigen:

Inner anderthalb Jahren Zeit wird ein großer Fürst tödtlich krank werden und nicht genesen, er thue dann ein Gelübde nach dem Gardenberg, und der soll mir allda das Closter bauen, das schreibe dem Vater, der jetzt den Bau anfangen thut.

In der dritten Nacht, als er, vor eben dem Bildlein, seine Andacht mit größestem Eyser verrichtet, hörte er, wie zuvor, eben selbige Stimme, welche alles, obige wiederholte, zugleich aber auch die Weise und Manier, mit welcher sie verehret, und Gott wollte gelobet seyn, mit diesem förmlichen Zulaz:

Du solst meine Noven anfangen, das ist, Du solst neun Sambstage die hl. Mez lesen, Gott zur Dank-sagung für meine Unbefleckt Empfängnis.

Vater Antonius machte nun dem Vater Casparus Niesing von dem Geschehenen Mitteilung, der damals Präses der neugegründeten Franziskanerresidenz am Gardenberg war. Die zu jener Zeit die Herrschaft Gardenberg regierende Familie der Freiherren von Bernsau war nämlich, nachdem sie etwa um 1580 zum calvinischen Bekenntnisse übergetreten war, vor 1670 zum Glauben ihrer Väter zurückgekehrt, während der größte Teil ihrer Untertanen bei dem einmal angenommenen, reformierten Bekenntnisse verblieb. Die Familie von Bernsau hatte darauf für den Bau einer neuen, katholischen Kirche gesorgt, der 1670 vollendet wurde. Für die Seelsorge der damals 70 Seelen zählenden, katholischen Gemeinde hatten sie die Franziskaner der sächsischen Ordensprovinz vom hl. Kreuze gewonnen, die dies Amt am 15. August 1676 antraten und heute noch zum Segen der inzwischen stark angewachsenen Gemeinde versehen. Da die ihnen bei Eröffnung der Seelsorge angewiesene Wohnung zu klein war, dachten sie an den Bau eines Klosters und so ward P. Niesing im Jahre 1680 beauftragt, für die Beschaffung der Materialien am Kloster zu sorgen.

Ihm also machte P. Sirley von der Offenbarung Mitteilung. Damit nach dem Eintritte des in der Offenbarung angezeigten Ereignisses das Ganze nicht für eine nachträgliche Erfindung gehalten werde, wurde verschiedene Standespersonen, darunter auch dem „Hochwürdigsten auch Hoch-Wohl-Gebohren, Herrn Ferdinando Gebohrenen Frey-Herrn vom Hauß Deste und Erwite, damahligem Abten und Reichs-Praelaten der Reichs-Freyen Abteyen zu Werden und Helmstatt von dem Vorfall Mitteilung gemacht. Zugleich begann P. Niesing mit dem Abhalten der Novenen. Schon von den ersten Novenen werden auffallende Gnadenerweise gemeldet.

Lassen wir nun P. Paud weiter berichten:

Das nachfolgende Jahr 1681 war es, und der Monath Julii, als Wenland der Hochwürdigster, Hoch-Wohl-Gebohren Herr Ferdinand gebohrener Frey-Herr von Fürstenberg, wirklich regierender Bischoff und Fürst in Paderborn und Münster, das wahre Muster der Gelehrtheit, und die Zierde der Fürsten seiner Zeit, höchstseeligen und glorreichen Andenkens, auff Dero Residenz-Schloß Neuhaus im Hoch-Stift Paderborn, mit einer so gefährlichen Krankheit befallen wurde, daß man an Dero Genesung zumahlen dem menschlichen Ansehen nach hat verzweifelt, ja sogar die umblaufende Zeitungen, Dero tödtlichen Eintritt, obwohl zu frühe, austreuen thäten.

Und eben in dieser Zeit schickte der oftgemeldete P. Antonius Schirley, von Dürsten, an den ebenfalls abgemeldeten P. Caspar Niesing nach Gardenberg, das Wunderredende Bild, eingeschlossen in einem Briefe, in welchem diese nachlässige Ausdrückungen waren enthalten: Wohl-Ehrwürdiger usw. Jetzt ist die Zeit gekommen, ich schicke das oftverlangte Bildlein, bewahret es mit schuldiger Ehrerbietung, und Gott wird sein Werk offenbahr machen. P. Casparus schließet dasselbige Bildlein in eben selbigem Briefe wieder ein, gehet damit auf Werden; der Reichs-Praelat, nachdem er das zu sehen verlangte Bildlein sehr innig verehret, auch den P. Casparum zur ehrerbietigen dessen Bewahrung ermahnet, und also nach dem Gardenberg ihn wieder zurückgeschicket hatte; fängt an, aus besonderer Eingebung Gottes, bey sich zu bedenken, ob nicht vielleicht Ihro Hoch-Fürstliche Gnaden von Paderborn und Münster derjenige große Fürst wäre, von wel-

dem die Offenbarung gemeldet, daß Er nach gethanem Gelübde nach Gardenberg, und nicht anderst genesen und folgendes auch das Kloster daselbst bauen würde. Darauf ist der Herr Abt schleunigt von Werden nach Neuhaus verreiset, hat also bald daselbst bey dem Todtschwachen Fürsten eine geheime Audienz verlangt, und erhalten, in selbiger alles, was mit dem Gnaden-Bildlein vorgefallen wäre, demselben erzehlet, mit dem Beyfügen, wie er gänzlich hoffe, daß Ihro Hoch-Fürstlichen Gnaden dieselbe seyn würden, Dero Gott, auff die Vorbitt seiner unbesleckten Mutter, das Leben zu erhalten, und völlige Genesung zu erteilen habe vorbehalten. Nachdem aber der hohe Kranke, welcher sonst keine Hoffnung zum weiteren Leben mehr hatte, dieses mit grosser Aufmerksamkeit angehört, hat er voll neuer Hoffnung, Muths und Vertrauen geantwortet: Herr Praelat, das hoffen wir auch; Wir haben zwar natürliche sowohl, als Geistliche Mittel, Menschmöglicher Weise, bisher anwenden lassen, aber alles umsonst; jetzt hoffen wir, auff Vorbitt der unbesleckten Mutter zum Gardenberg, eine Noven daselbst von ihm lesen zu lassen, bestellen; und fügte hinzu: Wird uns mit verlangter Gesundheit begnädigen, so werden wir auch die dem Priester gegebene Offenbarung erfüllen, und das Kloster allda erbauen lassen.

Es verrichtete dieses alles der eysfrige Hr. Praelat mit solcher Geschwindigkeit, daß, auf dessen Anordnung, schon den zweyten Tag des gleichfolgenden Augusti, welcher ein Sambstag war, die erste Heil. Messe von dieser Noven, vor den Hoch-Fürstlichen Kranken, ist gelesen worden; wovon, als derselbe von Hochgedachtem Herrn Praelaten durch einen Expressen ist benachrichtigt worden, hat er so forth den 5. Aug. in Beywesen seines Reich-Vaters, und etlicher anderer Herren, sich öffentlich und schriftlich verlobet und verbunden; nach erhaltener Gesundheit, in eigener hoher Person nach Gardenberg sich zu verfügen, und daselbst Gott und seiner allerheiligsten Mutter öffentlich davor zu danken. Wie dan die Besserung, ja auch die völlige Genesung dieses grossen Fürstens gleich darauß ist erfolgt, zu größerer Glory Gottes, der Unbesleckten Jungfrauen Maria Ehr, und das Geheymniß der Unbesleckten Empfängniß Deroselben mehrerer Ausbreitung.

Schon im Oktober 1681 erfüllte Ferdinand von Fürstenberg sein Gelübde. Er unternahm die Wallfahrt nach dem Gardenberg, wo er mit dem Landesherrn, dem schon erwähnten Herzog Jan Willem von Berg zusammentraf, der auf die Kunde von Ferdinands Annäherung sich gleichfalls zum Gardenberg begeben hatte. Ferdinand erbaute dann das Kloster, legte selbst den Grundstein und starb um die Zeit der Vollendung des Klosterbaues im Jahre 1683.

Das ist die Geschichte von der Entstehung des Gnadenortes am Gardenberge und vom Beginne der Wallfahrt. Seitdem sind über 200 Jahre verflossen, in denen fast jährlich die Wallfahrer aus den umliegenden Orten des bergischen Landes und aus den entfernteren Orten Rheinlands und Westfalens zum Gardenberge gezogen sind, um dort sich der zahlreichen Abfälle theilhaftig zu machen, mit denen die Päpste die Besucher der Gnadenstelle gesegnet haben. Als den Verbreitungsbezirk der regelmässigen Wallfahrten kann man kurz den gesamten rheinisch-westfälischen Industriebezirk angeben.

Im September dieses Jahres rüstet sich die Gnadenstelle zu einer besonderen Feier. Am 11. September wird Se. Eminenz der Kardinalerzbischof von Köln im besonderen Auftrage des heiligen Vaters die Krönung des Gnadenbildes vornehmen. Während bei der Krönung anderer Gnadenbilder in der Regel das Jubiläum der mehrhundertjährigen Verehrung des Bildes die Ursache bildet, ist hier das Jubiläum der Gottesmutter selbst, die vom hochseligen Papste Leo XIII. und dem regierenden Papste Pius X. wiederholt so außerordentlich warm empfohlene Jubelfeier der Erklärung des Dogmas von der unbesleckten Empfängniß die Veranlassung zur Krönung. Wo sollten wir auch in deutschen Landen einen passenderen Ort finden, an dem wir diesen Mahnungen nachkommen könnten, als die Gnadenstätte, welche nun schon seit über 200 Jahren der Unbesleckten Empfangenen gewidmet ist! Darum herbei,

Ihr Bewohner der Erzdiözese Köln, in deren Gut das Gnadenbild gegeben ist, herbei Ihr Männer und Frauen der Diözesen Paderborn und Münster. Der Begründer der Wallfahrt war einer Eurer bedeutendsten Beschützer und Herrscher. Herbei all' Ihr Katholiken des Industriegebietes, insbesondere Ihr machtvollen, katholischen Arbeitervereine. Für Euch ganz besonders steht ja der Gnadenort in Eurer Mitte da. Vereinigt Euch am Krönungsfeste zu einer großen, herrlichen Massenversammlung, die schon allein durch ihre Anwesenheit in unserer glaubensschwachen Zeit ein herrliches, lautklingendes Bekenntniß Eures katholischen Glaubens an die Unbesleckte Empfängniß und ein Zeichen Eures unerschütterlichen Gehorsams und Eurer anhänglichen Treue gegen den Apostolischen Stuhl sein wird. Die Gnade Gottes wird an dieser Stelle Eure Gebete reichlich segnen, und ihr werdet neugestärkt in Glauben, Hoffnung und Liebe zu Euren täglichen Sorgen und Kämpfen zurückziehen.

Auf Wiedersehen am Gardenberge!

Der Blumenschlaf.

Nachdruck verboten.

Es schweigt der Wald, es schweigt das Laß,
Die Vögelin schweigen allzumal;
Sogar die Blume nickt ein
Und schlummert bis zum Tag hinein."

Das hübsche Bild vom Schlafe der Blumen, das Hoffmann von Fallersleben hier anwendet und das auch im Volksmund gebräuchlich ist, kehrt in mannigfachen Weisen in vielen Abendliedern wieder; so heißt es bei Rückert: "Die Blumen alle schließen die Augen allgemach" — und bei Geibel: "Die Pflanz und Blumen neigen das Haupt im Mondenschein." — Aber ist der Vergleich denn auch zutreffend? Kann man wirklich zur Nachtzeit schlafähnliche Erscheinungen bei den Pflanzen beobachten? Wenn wir mit offenem Blick und empfänglichem Sinn in die Natur schauen, sehen wir allerdings, daß der größte Teil der Blumen abends eine andere Stellung als bei Tage einnimmt, und mit einem gewissen Recht können wir von einer Schlafstellung sprechen. Hier und da hängen die vorher aufrecht stehenden Blumenköpfe müde herab, wie beim Mohn. Bei manchen Doldenpflanzen, zum Beispiel bei der Mohrrübe, nickt der Hauptstiel, so daß alle Doldchen sich der Erde zuneigen. Butterblumen, die morgens gleich kleinen Sonnen strahlen, verbergen die goldene Pracht unter dem steif aufgerichteten Hüllkelch. Der Hahnenfuß legt die leuchtenden Blätter seiner Krone fest zusammen. Auf dem Flachsfeld sind die zahlreichen Augen, die vormittags mit dem Himmel an Bläue wetteiferten, erloschen; träumerisch schließt die Wasserrose ihre schneige Blüte und senkt sie in die kühle Flut. Die Wunderblume (Mirabilis) im Garten rollt ihre Krone gar wirr und kraus zusammen, während der blaue Enzian sie zierlich und regelmäßig faltet. So scheinen sich's die Blumen, und zwar besonders die buntblumigen, jede auf ihre Weise bequiem zu machen, und selbst das grüne Laubwerk nimmt mitunter an der Ruhe teil.

Die Akazien, Mimosen, Bohnen, Lupinen, die Kleearten richten ihre zusammengesetzten Blätter, die tagsüber wagerecht standen, senkrecht auf oder lassen sie nach unten herabhängen, und die Blättchen legen sich zusammen und decken sich gegenseitig, als wollten sie sich gegen die kühle Nachtlust und den Verlust an Wärme durch Ausstrahlung schützen. Nach der nächtlichen Ruhestellung kehren die Blätter bei Tagesanbruch in ihre frühere Lage zurück. Eine aufmerksame Beobachtung der Pflanzen zeigt uns aber in abendlicher Stunde auch vereinzelt das Gegenteil des Schlafes. Manche Blumen kennen keine Ermüdung und halten ihre Augen während ihres kurzen Daseins immer offen; und dann gibt es in Floras duftigem Reich, wie unter den Menschen, Nachtschwärmer, die den Tag verträumen und erst erwachen und sich ihres Lebens freuen, wenn es zu dunkeln beginnt. Ost sind ihnen nur wenige Stunden beschieden, wie der wunder-

bar schönen Königin der Nacht, und wehmütig möchte man mit dem Dichter fragen:

Warum bist du aufgewacht
Erst im Sternenscheine
Arme Blume? Deine Pracht
Blüht jetzt ganz alleine
In der Nacht.

Zu den nächtlichblühenden, den sogenannten Mondblumen, gehört auch die heilige Lotosblume der Aegypten und Indier, das Sinnbild der höchsten lebensschaffenden Kraft. Die eigenartige Schönheit, das üppige Wachstum der Pflanze gaben ihr religiöse Bedeutung, machten sie zum Symbol des Ewigen, und der praktische Nutzen, den ihre Samen und ihr Wurzelstock als Nahrungsmittel gewährten, trat bei dieser Auffassung wohl ganz in den Hintergrund. Auf den saftig grünen Blättern der roten Lotosblumen thronte Schiva in schweigender Ruhe, während die große Flut alles verschlang.

Als Abbild des heiligen Nilstromes schmückten im alten Aegypten weiße Lotosblumen die Darstellungen der Gottheiten, die Wände der Tempel, die Knäuse der Säulen. Vielleicht erhöhte auch die nächtliche Blütezeit noch in geheimnisvoller Weise den Reiz der großen, herrlichen Blumen, die so träumerisch und anmutsvoll sich auf dem beweglichen Elemente wiegen. — Auch ihre stolze Schwester, die *Viktoria regia*, zeigt ihre wunderbare Pracht nur wenigen Tagesstunden. Die Hauptblütezeit fällt in die Nacht, während unsere einheimische, liebliche Wasserrose, die gleichfalls zur Verwandtschaft zählt, sich nur im Sonnenlichte erschließt. Ueberhaupt ist unsere gemäßigte Zone viel ärmer an schönen Mondblumen, als die Tropenländer, und dem sonnigen Süden entstammen auch die meisten Pflanzen in unseren Gärten, welche erst zu ungewöhnlich später Stunde aufblühen! Die Wunderblumen (*Mirabilis*), welche in der Dämmerung ihre hübschen Blüten in reicher Fülle entfalten, sind in Italien heimisch. Dort sind auch die Ageranien mit ihren weißen, duftenden Blüten und die zarten trichterförmigen Winden zu Hause, die sich gleichfalls vor dem blendenden Tageslicht zu fürchten scheinen. — Jeder Blumenfreund hat auch wohl schon die Beobachtung gemacht, daß der Duft, der den Blumen entströmt, nach Sonnenuntergang stärker ist als bei Tage, ja, daß er sich mitunter erst abends bemerkbar macht. Die Blüten an der mit Gaißblatt umspinnenen Laube scheinen tagsüber fast geruchlos, aber wenn es zu dunkeln beginnt, strömen sie süße, berauschende Düfte aus. Und auch die Nachviole erfüllen dann die Luft mit würzigen Wohlgeruch.

In stillen Nächten haucht ihr reines Leben
Die Nachviole aus, die zarte Blume;
Die Welt bemerkt es nicht und nur die Sterne
Freuen sich ihrer.

Kinderbriefe aus der Ferienkolonie.

* Von einer Lehrerin, die sich seit Jahren in den Dienst der Ferienkolonie gestellt und auch in diesem Sommer wieder als Führerin einer Kolonie mit ihren kleinen Schülern in einem pommerischen Luftort gewirkt hat, werden der „Nat.-Blg.“ die nachfolgenden Briefe zur Verfügung gestellt. Die Berliner Kinder, die der Verein für Ferienkolonien alljährlich hinaussendet, werden angehalten, wöchentlich auf einer Postkarte oder auch etwas ausführlicher an die Eltern zu schreiben. In dieser Korrespondenz, die zwar durchgesehen, aber nicht verändert wird, steckt so viel rührende Kindlichkeit und Treuherzigkeit, daß die beste Beschreibung den Segen der Ferienkolonien und das Leben darin nicht so widerspiegeln könnte wie diese naiven Berichte. Die vier reizenden Briefe, die wir in ihrer ursprünglichen Orthographie hier zum Ausdruck bringen, werden das ohne weiteres beweisen:

1. Woche.

Liebe Mutter,

Wir sind gestern hier angekommen u. haben gleich Milch getrunken. Es ist schön hier. Aber du müßtest man hier sein. Aber unser Fräulein ist ser gut. Und morgen gehn wir gleich Baden. In ein Fluß, sagt Fräulein. Schreib mir man recht bald, ich bange mir sonst nach dir. Ich denke an dir, wenn Fräulein uns gute nacht sagt.

Es grüßt dich vielmals

deine Tochter Grete.

2. Woche.

Liebes Mutterchen,

Heute sollst du hören, wie es hier ist. Es ist so schön, daß ich dir gar nich schreiben kan. Wenn du doch hier sein könntst. Alle Kinder gefelt es so gut, und unser Fräulein ist ser gut zu uns. Wir gehn alle Tage baden und ehen richtig viel. Und es schmeckt uns ser schön, denn es giebt alle Tage Milch, u. Fleisch kriegen wir, so viel wir bloß wollen. Das ist ser schön. Unser Haus ligt ganz im grünen und ganz nah ist der Wald. Da spielen wir und suchen uns Blauberer. Und was wir für Lust machen. Ich lache hier viel mer wie zu Hause, Mutter. Und ich habe gar kein Heimweh; es ist ja so ser schön. Und was wir führ keine Lieder lernen. Ach Mutter, du müßtest hier sein, du würdest dir freuen, wie lustig ich bin und Fräulein sagt, ich habe schon ganz rote Backen. Wie get es dir denn? Schreibe mir man bald.

Herzliche Grüße von deine kleine

Grete.

(So nennen mir immer die Kinder.)

3. Woche.

Liebe, gute Mutter,

Deinen Brief habe ich bekommen und habe mir ser gefreut. Du schreibst, ich soll aber auch das Beten nich vergeßen. Wir amüsieren uns auch so fein. Sonntag gibt es immer Flammi und Braten. Und nächstens machen wir mit unserer Fräulein Landpartie. Und beten tut Fräulein auch immer mit uns. Denn denke ich immer an dir, denn am Tage kann ich nich, weil wir immerzu spielen und so lustig sind. Ach Mutter, wenn wir man länger hier bleiben könnten. Aber nun ist es halt umm. Wir lernen schon ein Abschiedslied, und wir spielen auch Theater. Ich hab Fräulein gefragt, ob ich nächstes Jahr kan wieder mit der Kolonie reisen, aber Fräulein sagt, ich wer nich, weil ich mir so erholt haben tu und gar keine Kopfschmerzen mer hab und ganz gesund bin nu, und da sind so vile Kinder, die vil kränker sind, und es kost so vil Geld. Weißt du, Mutter, wenn ich erst groß bin, will ich imer was von mein Geld für die Ferienkolonie geben, damit recht vil Kindern mit die Kolonie reisen können. Denn es ist ja zu schön. Und Sonntag gehen wir nach Kirche, da will ich wieder an dir denken. Liebe Mutter, wenn wir bloß nicht weg müßten. Und jetzt gibt es gleich Abendbrot, sagt Fräulein. Sei darum vielmals gegrüßt von

deine Grete.

4. Woche.

Liebste Mutter,

Wir kommen am Mittwoch um 4 Uhr auf dem Stettiner Bahnhof an; bitte uns abholen. — Bis dahin hat uns Fräulein diktiert, nu sollen wir alleine weiter schreiben. Ich kan garnich, Mutter, weil ich immerzu weinen muß, weil ich fort muß. Ich habe soviel gegehnen imer und Milch getrunken, du wirst dir freuen. Wir sind gewogen worden und ich habe 7 Pfund zugenommen. Du wirst dir freuen, sagt Fräulein. Liebe Mutter, ich bringe dir auch ein Andenken mit und mechtig vil Blumen, die blühen hier so fein. Ach Mutter, wen wir doch noch hier bleiben könnten. Ich freue mir ja, daß ich dir wiedersehe. Aber so vil ehen kanst du mir doch nicht lassen; aber das schad nich, ich bin nu immer so sott, da wil ich dir alens lassen, das du nie brauchst hungern. Und Fräulein sagt, sie besucht mir bald, und wenn ich denn nich mer dich him, denn schenkt sie mir Marlen, wo ich kann führ Milch trinken. Die schmeckt mir imer so schön, Mutter, wenn ich man bloß noch ein kleines bißchen hier bleiben könnte. Fräulein sagt, ich bin so lustig geworden hier. Mutter, nu wer ich dir immer was vorsingen von die Kolonielieder, wenn ich dir näher helf. Morgen haben wir Abschiedsbest und übermorgen gehn wir zum lehtemal in dem Wald. An unsern Wirtsleuten soll ich gleich eine Ansichtskarte schreiben, wenn ich in Berlin bin, sie tun mir sehr lieb haben. Ach, es war doch zu, zu, zu schön.

Herzlichen Gruß
und Kuß

deine Grete.

Ausfunden aus voriger Nummer:

Somonym: Raf — Sau — Nassau.

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 5.

Düsseldorf, den 4. September.

1904.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

fünftehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas VII, 11–16. „In jener Zeit kam Jesus in eine Stadt welche Naim hieß: und es gingen mit ihm seine Jünger und viel Volk. Als er aber nahe an das Stadttor kam, siehe, da trug man einen Todten heraus, den einzigen Sohn seiner Mutter, die Witwe war: und viel Volk aus der Stadt ging mit ihr. Da nun der Herr sie sah, ward er von Mitleiden über sie gerührt, und sprach zu ihr: Weine nicht! Und er trat hinzu, und rührte die Bahre an (die Träger aber standen still). Und er sprach: Jüngling ich sage dir stehe auf! Da richtete sich der Todte auf und fing zu reden an. Es ergriff sie aber alle eine Furcht, und sie lobten Gott und sprachen: Ein großer Prophet ist unter uns aufgestanden, und Gott hat sein Volk heimgesucht.“

Weine nicht!

Wer aus uns, liebe Leser, wäre noch nicht gleich jener Witwe von Naim hinter einem Sarge gewandelt, der die irdische Hülle eines teuren Verwandten oder eines treuen Freundes umschloß? Und wäre es noch nicht gewesen, — wer bürgt Dir dafür, daß es sehr bald einmal geschehe?

Wo aber der Tod die Schwelle eines Hauses übertreten hat, da sind wir auf Weinen und Wehklagen gefaßt. Und nun tritt der Herr im heutigen Evangelium zu jener tieftrauernden Witwe und spricht: „Weine nicht!“ Hat Er etwa gemeint, wir sollten kalt und gefühllos bleiben, wenn uns ein teurer Verwandter oder Freund durch den Tod entzissen wird? Es gibt ja auch „Trauerhäuser“, wo keine Träne fließt, — allein wie unheimlich wird uns da zu Mute: ein sicheres Zeichen dafür, daß eine solche Gefühllosigkeit nicht nur unchristlich ist, sondern auch sich in Widerspruch setzt mit unserm natürlichen menschlichen Gefühl.

Der Heiland hat auch einst Selbst geweiht am Grabe des Lazarus, so daß die umstehenden Juden sich zuschickten: „Seht, wie Er ihn lieb hatte!“ (Joh. 11) Und wir lesen in den heiligen Büchern des Alten Bundes, daß auch die Patriarchen und namentlich Moses, der große Diener Gottes, ihre Toten beweint haben; ja, von dem gerechten Job wird uns berichtet, daß er vor Trauer über den Tod seiner Söhne seine Kleider zerrissen habe.

Es ist also klar, daß die Trauer über den Tod unsrer Angehörigen durchaus berechtigt und edel ist, — aber sie darf nicht maßlos sein, „wie bei den Heiden, die keine Hoffnung (auf ein Wiedersehen) haben“, sagt der hl. Paulus in seinem ersten Sendschreiben an die Thessalonicher.

Betrachten wir das etwas näher, lieber Leser! Da liegt vor uns aufgebahrt der entseelte Leib des Vaters oder der Mutter. Das Auge, das so oft in sorgender, selbstloser Liebe auf uns geruht, hat seinen Glanz verloren, es ist gebrochen; auch der Mund öffnet sich nicht mehr, um dieser sorgenden, einzig dastehenden Liebe Ausdruck zu geben; wir küssen die erstarrte Hand, die unermüdet für uns geschafft und gearbeitet — es ergreift uns ein dumpfes schmerzliches Gefühl, das wir bis dahin nicht gekannt haben. Allein, lieber Leser, wenn wir nur unsere Vernunft reden lassen, so ist es, als ob lindernder Balsam auf die schmerzliche Wunde unseres Herzens gelegt würde; sie sagt uns: Alles, was in dieser Welt geboren wird,

muß sterben! Das ist Gottes Gesetz und Sein unabänderliches Wort, das Er nach der ersten Sünde über den Stammvater unseres Geschlechtes gefällt hat: „Du bist Erde und wirst zur Erde wieder zurückkehren, vonder Dugenommen bist!“ (1. Mos. 3, 19) So hat also auch der Verstorbene, den wir gerade beweinen, nur eine Schuld abgetragen, die jeder aus uns einmal abtragen muß: eine Schuld, von der weder Tugend noch Weisheit noch Macht befreien kann — eine Schuld, die der König ebenso abzutragen hat, wie du und ich, lieber Leser! Schon diese Erwägung wird lindernde Arznei für unser verwundetes Herz sein.

Doch was ist dieser Trostgrund unsrer Vernunft im Vergleich zu der tröstlichen Lehre unseres christlichen Glaubens? Seitdem der Sohn Gottes in Seiner unendlichen Barmherzigkeit Mensch geworden und „unter uns gewohnt hat“, seit dieser neue Adam das über den ersten Adam gesprochene Urteil wieder aufgehoben hat, unsern Tod durch Seinen Tod vernichtete und am dritten Tage glorreich wieder auferstand, — seitdem ist der Tod des Leibes nicht mehr so schrecklich: der gläubige Christ braucht den Untergang seiner Lebensform nicht mehr so zu fürchten, weil ein herrlicher Ausgang derselben sich schon wieder in der Höhe des Himmels ankündigt. Der Herr Selber hat es ja gesagt: „Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an Mich glaubt, wird leben, wenn er auch gestorben ist; und Jeder, der lebt und an Mich glaubt, wird in Ewigkeit den Tod nicht schauen.“ (Joh. 11, 25). Dieses herrliche, trostvolle Wort unseres Herrn spricht auch auf dem Friedhofe der Diener der Kirche, bevor das Grab sich über der irdischen Hülle eines unsrer Lieben schließt.“

Der Herr Selber sprach dieses Wort einst zu der trauernden Martha, als sie ihren Bruder Lazarus beweinte, — uns ruft es die Kirche Jesu tröstend zu, so oft wir den Heimgang eines der Unrigen betrauern. Jesus „ist die Auferstehung“ d. i. der Erwecker der Toten, der Spender des Lebens; Er „ist das Leben“, welches (als die Folge der Auferstehung) dem Auferweckten selber innewohnt und ihn dann ewig lebendig erhält für Gott und bei Gott.

Aber der Glaube ist die Bedingung für das wahre und ewige Leben — selbstredend jener Glaube, der sich in einem wahrhaft christlichen Verhalten ausdrückt. Wer so

*) Ego sum resurrectio et vita etc.

„glaubt“ (sagt der Herr), der wird „leben“ selbst dann, wenn der Leibliche Tod ihn aus dem irdischen Dasein abgerufen hat, — er wird leben in der Ewigkeit für den Tag der glorreichen Auferstehung, und nach diesem Tage wird er leben in seliger Verkörperung sowohl dem Leibe wie dem Geiste nach (Phil. 3, 11).

„Jeder ferner“, sagt der Herr, „welcher lebt (noch in dieser Zeitlichkeit) und glaubt, wird nicht sterben in der Ewigkeit“; denn (sagt der hl. Cyprian) das Sterben der Gläubigen ist eigentlich nur ein Hinübergehen zur Unsterblichkeit im Himmel.

Ein schönes Gleichnis, lieber Leser, führt der hl. Chrysostomus an: Gesezt (sagt er) ein Metallgießer habe ein metallenes Bild, das in längerer Zeit vom Roß verdorben und an vielen Stellen beschädigt ist; er zerbricht es und wirft es in den Schmelzofen, um es ganz zerfließen zu lassen und dann herrlicher wieder herzustellen. Wie nun die Auflösung dieses Bildes im Ofen keine Vernichtung, sondern vielmehr eine Erneuerung desselben ist — so ist auch der Tod unseres Leibes nicht etwa eine Vernichtung, sondern eine Erneuerung. Wenn du also unsern menschlichen Leib, wie Metall im Ofen, zerfließen und vergehen siehst, so bleibe bei diesem Anblicke nicht stehen, sondern erwarte die Erneuerung!

Allein das Gleichnis reicht nicht einmal aus: Der Metallgießer wird mir wieder ein ehernes Bild schaffen können aus dem vorhandenen Material, nicht aber ein goldenes, — bei Gott aber ist das anders; denn Er löst unsern vergänglichen Körper aus Erde auf, um uns dafür einen unsterblichen, verklärten, gleichsam goldenen Körper zurückzugeben! Ein sterblicher und vergänglicher Körper wird in die Erde gelegt, und ein unsterblicher und unvergänglicher wird aus ihr wieder hervorgehen! — Stehst du daher an der Bahre eines deiner Angehörigen, so sieh nicht so sehr auf die glanzlosen Augen und auf den geschlossenen Mund, — sieh vielmehr auf die unaussprechliche Herrlichkeit, die der Heimgegangene am Auferstehungstage empfangen wird! S.

Charitas und Katholizismus.

Nede, gehalten auf der Katholikenversammlung in Regensburg von Mgr. Dr. Werthmann.

Hochansehnliche Festversammlung!

Generalversammlung und Charitas sind einander nicht fremd, sie sind vielmehr von Anfang an zu einem unauflösliehen Bunde vereinigt, seit jenem denkwürdigen Augenblick, da auf der ersten Katholikenversammlung zu Mainz Freiherr Wilhelm Emanuel von Ketteler das Hoch auf die Armen ausbrachte hat. Die Generalversammlungen sind die Geburtsstätten einer stattlichen Reihe charitativer Vereine und Anstalten, und keine Versammlung ging vorüber, ohne daß der Charitas in Reden und Beschlüssen hervorragend gedacht wurde. „Ja, die Charitas bildet das Herz der Generalversammlungen,“ so konnte bei der Jubelversammlung in Köln der Charitasredner im Ordensgewande ausrufen. Darum war es meine Pflicht, als der Ruf des Lokalkomitees zur Uebernahme der Charitasrede, wenn auch erst in erster Stunde an mich erging, als treuer Soldat der Charitas und der Generalversammlungen sofort die Annahme zu erklären. Aber ich gehe weiter in meiner Behauptung. Nicht nur Charitas und die Generalversammlungen, nein, Charitas und Katholizismus sind von Anfang an zu einem unauflösliehen Bunde vereinigt. Ja, die Charitas bildet das Herz des Katholizismus. Die Liebestätigkeit der katholischen Kirche datiert nicht von heute, nicht von fünfzig Jahren! Meine Herren! Am 12. März d. J. wurde in Rom das 1300jährige Gedächtnis eines Mannes gefeiert, den man die verkörperte katholische Charitas auf dem Papstthron nennen kann. Der Riesengeist auf Petri Stuhl, Gregor der Große der mit seinem Wirken die damals bekannte Welt umspannte, der die christliche Zivilisation aus den Stürmen der Völkerwanderung in das Mittelalter hinübergereitet, der dem entstehenden germanischen Reiche das Licht und den Segen der Kirche vermittelte, dieser Mann, Gregor I., war auch der große Papst, welcher die Kirche zu dem Asyl der bedrängten Menschheit machte. Seine Flottille brachte aus den Kirchengütern Siziliens Getreide und Lebensmittel der nothleidenden Hauptstadt der katholischen Welt. Ein großes Verzeichnis aller Armen und Verkränkten von Rom und Italien war aufgeschlagen, um allmonatlich die Spenden der Kirche durch die Diakonen ihnen

zu verteilen; 3000 von den Heereszügen der Longobarden gesammelten Nonnen erhielten durch ihn in Rom gastliche Aufnahme. Alltäglich wurden zwölf Pilger am gastlichen Tische bewirtet, und über die Kunde, daß ein Bettler in einer entlegenen Straße tot aufgefunden wurde, konnte Gregor sich so sehr bekümmern, daß er drei Tage der heiligen Messe sich enthielt, gleich als wäre er schuld an diesem Hungertode. Ist diese große Papstgestalt nicht ein herrlicher Beweis für das unauflösliehe Bündnis zwischen Katholizismus und Charitas? — Aber wir müssen noch weiter hinaufsteigen. Wir kommen in die Zeiten der Verfolgungen und sehen die Charitas ausgeübt durch die Diakone und nach dem Zeugnis Tertullians auch durch die Opferliebe christlicher Frauen in den Kerker der Gefangenen, auf den Märtyrertagen der Martyrer, in den schauerlichen Gefassen der Sklaven, in den Bergwerken Klein-Asiens, in den Schlupfwinkeln der Armut der Millionenstadt Rom. Ja, noch weiter müssen wir hinaufgehen, bis zur ersten Christengemeinde, bis zu dem, der das Gebot der Nächstenliebe dem Gebot der Gottesliebe gleichstellt, der die Armen zu Stellvertretern seiner vergeltenden Gerechtigkeit gemacht und der erklärt hat: „Darum werde ich erkennen, daß Ihr meine Nächster seid, wenn Ihr einander liebt!“ Darum hat ein Christföhrer, nicht ein katholischer, sondern ein protestantischer, namens Metz, in seinem 1849 erschienenen Buche „Armut und Christentum“ angesichts der in allen Jahrhunderten geübten lieblichen Charitas ausrufen müssen: „Wo finde ich Farben, um jene glühende Liebe, jenen brennenden Eifer und jenen sich selbst verzehrenden Drang zu schildern, womit eine Reihe wahrhafter Helden und Heldinnen der Entfagung in die Fußstapfen eines Hieronymus, Chrysostomus, Augustinus traten! Mitten aus der Genussucht des fünfsten Jahrhunderts heraus, flammen Herzen auf in Liebe zu den Brüdern um Gotteswillen, wie sie ewig die Glorie der katholischen Kirche sein werden.“

Von Gregor dem Großen, diesem strengen Mönche, der noch im bischöflichen Glanze hart gegen sich selbst, aber dabei freigebig bis zur Verschwendung war — bis zur letzten barmherzigen Schwester, welche heute der herzlose Radikalismus noch duldet, zieht, sich eine oft bewunderungswürdige, immer merkwürdige Perlenkette katholischer Selbstaufopferung. Franz von Assisi, Elisabeth von Thüringen, Bingen von Paul, Karl Borromeo — und wer nennt sie alle, die großen Herzen der hohen Heiligen?

Man braucht kein Katholik zu sein, nur ein Herz für das Große und das Volk zu haben, um sich zu beugen vor Bingen von Paul.

Meine Herren! Wer hätte gedacht, daß die Zeit kommen würde, wo dieser Bund zwischen Charitas und Kirche, wo dieser Strom von Tröstungen, der während 19 Jahrhunderte durch die Menschheit dahin floß, wo diese Feuersglut heldenmütiger Selbstaufopferung der Kirche zum Vorwurf gemacht wurde? Meine Herren! Die Zeit ist da! Die moderne Philosophie wagt diese Anklage gegen die christliche Charitas zu erheben. Herbert Spencer, der in diesem Jahre verstorbenen englische Philosoph, klagt die christliche Charitas an, daß sie dem großen Gesetze sich entgegenstemme, daß die Natur und auch die menschliche Gesellschaft beherrschende, dem großen Gesetze der Darwinischen Evolutionslehre vom Ueberleben des Stärkeren im Kampfe ums Dasein und fährt dann fort: „Die Armut der Arbeit sunfähigen, die Notlage des unflugen Haushaltes, die Verwahrlosung des Arbeitscheuen, die Vernichtung des Schwachen im Kampfe gegen den Starken ist ein weises Gesetz, eine unendliche Wohlthat der Natur.“

Noch schärfer, noch blasphemischer, noch unmenschlicher ist, was der von so vielen gefeierte Nietzsche von Anklagen gegen das Christentum und die christliche Charitas zu schleudern wagt. Hören Sie, meine Herren, was er in seinem Buche „Antichrist“ schreibt:

„Die Schwachen und Mißratenen sollen zu Grunde gehen: erster Satz unserer Menschenliebe. Und man soll ihnen noch dazu verhelfen.“

„Was ist schändlicher als irgend ein Laifer? — Das Mitleid der Lat mit allen Mißratenen und Schwachen — das Christentum.“

„Ich heiße das Christentum den einen großen Fluch, die eine große, innerliche Verderbenheit, den einen unsterblichen Schandfleck der Menschheit.“ Und warum dies? Warum sollen die Schwachen zu Grunde gehen? Damit man nicht den düsteren fragwürdigen Aspekt von ihnen zu haben braucht.

„Das christliche Mitleiden kreuzt im ganzen großen das Gesetz der Entwicklung. Es erhält, was zum Untergange reif ist, es wehrt sich zu Gunsten der Enterbten und Verurteilten des Lebens, es gibt durch die Fülle des Mißratenen aller Art, daß es am Leben festhält, dem Leben selbst einen düsteren fragwürdigen Aspekt. Man hat gewagt, das Mitleiden eine Tugend zu nennen (in jeder vornehmen Moral-Philosophie gilt es als Schwäche). Nichts ist ungesunder inmitten unserer

ungefunden Modernität als das christliche Mitleid. Hier Arzt zu sein, hier unerbittlich zu sein, hier das Messer zu führen, das gehört zu uns, das ist unsere Art Menschenliebe, damit sind wir Philosophen, wir Hypocriten!"

Meine Herren! Der flammendste Protest, das enttäuschte Pfui, ist nicht stark genug, um im Namen der Menschennatur, im Namen des Menschenherzens, im Namen der Zivilisation und im Namen der Armen die euerischste Verwahrung gegen solche Ausbrüche eines philosophischen Stannibglismus einzulegen.

Meine Herren! Denken Sie sich nur einmal in den Augenblick hinein, der an jeden Menschen früher oder später herantritt: Sie haben einen geliebten Vater, einer teuren Mutter, die Sie geboren, erzogen, mit ängstlich besorgtem Herzen durchs Leben begleitet haben; ihr Bild schwebt Ihnen vor Augen, wenn Sie in die Fremde zogen und hielt Sie vor Verirrungen zurück und ihre offenen Arme nahmen Sie auf, wenn Sie heimkehrten. Nun wird dieser gute Vater, diese liebe Mutter von schwerer Krankheit erfaßt, vielleicht ist ihr Anblick Ekel erregend für das menschliche Gefühl; aber Sie beginnen mit aufopfernder Kindesliebe die Pflege der Kranken; bald jedoch sinken Hände und Augenlider vor Ermüdung, und der Körper bricht vor Ueberanstrengung zusammen; Sie schauen sich nach Hilfe um; gehen Sie zu einem jener modernen Philosophen, dann ruft er Ihnen entgegen: Die Schwachen und Mitleidenden sollen zugrunde gehen, erster Satz unserer Menschenliebe. Nun gehen Sie betrübten Herzens an ein stilles Klosterlein und bitten eine Ordensschwester um Beistand, und sofort ist sie bereit: Die Kranken und Schwachen, sagt sie, das sind unsere Lieblinge, erster Satz unserer Nächstenliebe, wir verehren in ihnen das Abbild unseres Erlösers, wir geben unser Leben für sie hin, aus Liebe zu dem, der da gesagt hat: Was ihr den geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan. Und nun haart sie aus am Krankenbette, pflegt unsern Vater oder Mutter mit sorgfamer Hand, achtet auf jeden Atemzug, ist stets gewärtig, selbst den leisesten Wunsch zu erfüllen, und der dankbare Blick aus dem brechenden Sternauge sagt es Ihnen, welche Wohltat Sie ihnen durch die Barmherzige Schwester erwiesen.

Meine Herren! Bedarf es mehr, um die himmelhohe Gebundenheit der christlichen Caritas gegenüber dem Abgrund der modernen Philosophie zu erweisen? Jener Caritas, die durch die 19 Jahrhunderte tausendmal den Ausspruch Jesu Christi wiederholte: „O, die Ihr alle mühselig und beladen seid, kommt zu mir, ich will Euch erquicken.“ Kommt zu mir, so ruft die christl. Caritas, ihr von Krankheit und Schmerzen Geplagten — ich habe für euch Spitäler und Krankenhäuser errichtet und meine Töchter warten dort euer mit hingebender Opfliebe. Kommt zu mir, ihr Waisenkinder, die ihr Vater und Mutter im Grabe beweint, ich habe für euch Waisenhäuser erbaut und will dort euch eine andere liebevolle Mutter geben; kommt zu mir, ihr Idioten und Epileptischen, kommt zu mir, ihr lebensmüden Greise, ihr Blinden und Taubstummen, die ihr eurer Umgebung vielleicht zur Last seid, ich gebe euch ein schützendes, friedliches Heim, wo ihr euren Lebensabend mit Ruhe verbringen könnt; kommt zu mir auch, ihr unglücklichen Sünderinnen die ihr von der Welt verführt, und dann verachtet, auf das Pflaster geworfen wurdet, ich sende euch engelreine Seelen, die Frauen vom guten Hirten, die euch aus dem Abgrund der Sünde emporziehen und dem liebevollen Herzen es Erlösers wieder zuführen sollen.

Meine Herren! Man muß sich wundern, daß jene Partei, welche die Not des Proletariats vollständig beseitigen will, mit jener Kannibalenphilosophie sich zusammenfand in den Herabwürdigungen und den Geringschätzungen der christlichen Opferliebe, so daß sie nicht einmal ein Wort der Anerkennung hat für die heldenmütige Hingabe und liebevolle Pflege, welche heute noch mehr als hunderttausend barmherzige Schwestern an den Kranken und Altersschwachen, auch an den Vätern, Müttern und Brüdern der Sozialdemokraten ausüben. Man muß sich wundern, daß im Namen dieser angeblichen Retter und Freunde des bedrängten Volkes ein französischer Sozialist Malou auszurufen magt: „Wenn es selbst der privaten Wohltätigkeit gelingen würde, alle Armut auszurotten, so würden wir dennoch gegen sie protestieren im Namen der Menschenwürde.“ Man kann es nicht begreifen, daß eine sozialdemokratische Zeitung — die Augsburger Volkszeitung — den Hinweis auf die Bewirtung der Armen durch die Barmherzigen Schwestern mit folgenden Worten abweist: „Geschlecht denn die Kraftsuppenfütterung, die ein Schandfleck unserer Zeit, ein verwerfliches Klassifizieren der menschlichen Gesellschaft eigentlich ist, geschieht dieses Sammeln der Armen denn wirklich aus jenem edlen Triebe, den man Liebe nennt? Nein, niemals! Nur in urteilsunfähigen Geniesenden wird dieses Gefühl sich regen. Die meisten werden die Scham Almosennehmens als eines von der menschlichen Gesellschaft Ausgestoßenen empfinden. Wir rufen: „Lasset sie hungern. Dann wird der Geist

die Mittel und Wege finden, die sie würdigere Bahnen leiten zur Selbsthilfe.“

Meine Herren! Auf solche Anklagen und Vorwürfe soll nicht ein Katholik, nicht ein Christ die Antwort geben, sondern der Vater des französischen Sozialismus Proudhon, der bekanntlich nicht nur das Eigentum Diebstahl, die Tugend eine Maske, sondern Gott selbst mit Ausbrüchen benannt hat, die ich hier nicht wiederzugeben wage. Angesichts des Opferlebens unserer Ordensschwestern muß er bekennen: „Die barmherzige Liebe so vieler Frauen von hoher Geburt, Erziehung und Welt, welche die Pflegerinnen ihrer Schwestern machen, bis eine bessere Gesellschaft ihrer Mitarbeiterin am Berke der Liebe wird, rührt mich im Innersten und es wäre mir schrecklich, wenn meiner Feder ein einziges Wort des Hohnes oder der Verachtung entflöge, während ich von den Pflichten spreche, welche diese edlen Frauen mit soviel Liebe erfüllen, ohne daß irgend jemand oder irgend etwas sie dazu nötigte. O ihr heiligen und heldenmütigen Frauen, eure Herzen sind der Zeit vorangeeilt, und wir sind es, wir elende Pfuscher, wir falsche Philosophen, falsche Gelehrte, welche die Vergesslichkeit eurer Anstrengungen zu verantworten haben. Möchtet ihr einst euren Lohn empfangen und möchtet ihr auf immer überhört werden, was der Höllegeist der heutigen Gesellschaft auch gegen euch, auch mir in die Seele und auf die Zunge wirft.“

Doch meine Herren, wenn ein ehrlicher Sozialist zu solcher Anerkennung sich gezwungen sieht, wie sollen erst wir unsere Caritasorden verehren und lieben jene Charitasheldinnen, die in dieser so selbstsüchtigen Welt, die nur das Ihrige, den Genuß, die Vergnügen sucht, doch so zahlreich dem Rufe Christi gefolgt sind, je daß wir das Wort der Offenbarung wiederholen müssen: „Ich sah eine große Schar aus allen Völkern und Zungen und Nationen!“ In Deutschland arbeiten 32 807 in der ganzen Welt 457 600 Ordensfrauen am geistigen und leiblichen Wohl der hilfsbedürftigen Menschheit. Und meine Herren, ich kann den feierlichen Augenblick nicht vorübergehen lassen, ohne dieser gewaltigen Heerschar der Caritas, diesen unermüdeten Trösterinnen und Tröstern an den Krankenbetten den aufrichtigsten Dank im Namen der mitleidenden Menschheit und die Versicherung unbegrenzter Verehrung und steter Hochschätzung im Namen der Katholiken Deutschlands auszusprechen. Doch nicht vergessen wollen wir die Barmherzigen Brüder, die 6000 Vinzenzkonferenzen in allen fünf Weltteilen mit ihren mehr als 100 000 Vinzenzbrüdern, welche die Diakonen der alten Kirche nachahmend, auf den stillen einsamen Wegen der Armut einhergehen und durch die bescheidene Gabe und das liebevolle Wort des Glaubens Trost und Ruhe und Frieden in die bedrückten Herzen einziehen. Nicht vergessen die herrliche Reihe jener wahren Arbeiter-Apostel, jener goldenen Kolpingjünger, welche die Gesellenheime gegründet und in den Gesellen, Jünglings- und Arbeitervereinen hunderttausend von Männern der Arbeit vor Seelennot und Seelentod gerettet haben.

Schluß folgt.

Die Botanistin Marie Anne Libert.

Ein Gedicht von Fré Pascal.

Kunst und Natur reichten sich die Hand, und so vereint laden sie die Welt zu einem Besuche der Künstlermetropole am Rhein und Düsseldorf. Im Kunstpalaste bieten unschätzbare Erzeugnisse der Kunst und des Kunstgewerbes besonders dem Kenner herrliche Genüsse und draußen in den Anlagen die lieblichsten Kinder der Flora allen Besuchern die herrlichste Augenweide. Wie bedauerndwert ist der Mensch, der eine Freude auch nicht einmal mehr findet an der kleinen schlichten Blume! Wie beneidenswert dagegen derjenige, dem Gott die Fähigkeit gegeben, das Werden und Leben dieser Blumen zu ergründen und dessen Herz beim Forschen nach den Geheimnissen der Natur emporgehoben wird zu dem Schöpfer unserer herrlichen Welt! Mit einem dieser glücklichen Menschenkinder möchten wir, ehe Düsseldorf's Ausstellung seine Pforten schließt, unsere Leser bekannt machen, umso mehr als es sich um einen der schönsten Sterne des wissenschaftlichen Rheinlandes handelt, dessen Andenken leider, ja leider, der Vergessenheit preisgegeben zu sein scheint.

Um die Zeit als es zu Ende ging mit der mehr denn tausendjährigen Herrschaft der Nachfolger des hl. Remakus über das ehemalige Fürstentum Stablo-Walmeby, dessen vornehmste Charte jetzt noch im Düsseldorfer Archiv geborgen ist, als bald die französische Anarchie die alte christliche Kulturstätte im äußersten Westen des deutschen Reiches vernichten sollte, wurde am 7. April 1782 die Botanistin Marie Anne Libert als Tochter des damaligen Bürgermeisters und nachmaligen Sohllederfabrikanten Heinrich Libert geboren. Der Vater erkannte frühzeitig die außergewöhnliche Begabung seines Töchterchens und sorgte schon selbst für gediegenes Unterrichts, aber schon

mit 15 Jahren scheint das junge Mädchen eigene Wege gegangen zu sein, indem es sich dem Studium der Botanik und der alten Sprachen hingab; und Marie Annes Lernbegier war so groß, daß sie oft die Einsamkeit des Speichers aufsuchte, um dort ungestört studieren zu können. Am liebsten jedoch, und das tat sie noch, als sie schon eine bejahrte Frau wurde, wandelte sie durch die Berge und Schluchten des Warchetales, dort ihre freien Stunden ihrem Lieblingsstudium, der Botanik zu widmen. Und dort fand sie freilich ein Studienfeld so groß, eine Flora so reich an Arten, als habe der gütige Schöpfer für sie dort ein Dorado schaffen wollen.

Der Botaniker Dr. Lejeune aus Verviers, dem die Regierung des Kurhebdepartement die Ausarbeitung eines großen Pflanzenatlas der Ardennen übertragen hatte, lernte fast durch Zufall auf seinen Wanderungen Fr. Libert kennen und war nicht wenig überrascht von dem reichen und vielseitigen Wissen der jungen Dame. Es währte nicht lange, da ward Fr. Libert Dr. Lejeune's eifrigste und fähigste Mitarbeiterin, und die Bewunderung des Meisters für das Wissen und Können der Schülerin wuchs stetig. Durch Dr. Lejeune trat Marie Anne Libert in Beziehungen und Korrespondenz mit den damaligen Helden der Botanik in ganz Europa: ohne ihn gewollt zu haben, hatte sie den ersten Schritt in die Öffentlichkeit getan und so kam es, daß als ihren kleineren Arbeiten ihr großes Werk über die „Cryptogamen der Ardennen“ folgte, die wissenschaftliche Welt in Stauern versetzt wurde. Zur Ehre rechneten es sich die bedeutendsten Gelehrtenvereinigungen, die Botanistin von Malmedy zu ihren Mitgliedern zu zählen, zu allen wissenschaftlichen Kongressen der damaligen Zeit erhielt sie Einladungen, wohnte jedoch nur dem Bötticherkongresse von 1896 bei, woselbst sie der naturwissenschaftlichen Sektion präsiidierte und dem Vizepräsidium angehörte. Der Name Marie Anne Lieberts schlug gleichsam Wellen, die sich über ganz Europa ausbreiteten und die Gelehrten aller Länder suchten mit ihr in Verbindung zu treten, so u. a. aus Deutschland von Humboldt, Prof. Lind-Berlin, Braun-Dorn, Sprengel-Galle, Mertens-Bremen, aus Frankreich Decandolle-Paris, Demazières-Lille u. a. aus England Purshion-London und Admiral Sidney-Smith, aus Belgien an erster Stelle Lejeune, dessen Mitarbeiterin sie von früher Jugend war, Gaede, de Meissenberg, de Selys-Longchamps und Dumortier, der Leiter des Brüsseler botanischen Gartens, der mit Prof. Lind-Berlin einer der größten Bewunderer unserer Botanistin wurde.

Der 83jährige Prof. Lind unternahm die Reise nach Malmedy, um dort Marie Anne Libert persönlich kennen zu lernen. Letztere stellte den Professor einer anwesenden Freundin mit den Worten vor: „Ich habe die Ehre, Ihnen den bedeutendsten Vertreter unserer Kunst vorzustellen.“ — „Nicht doch,“ unterbrach Prof. Lind, „ich bin es der die Ehre hat, Ihnen Europas berühmteste Frau vorzustellen!“ Und doch konnten alle diese Ehrungen in der Seele dieser großen Frau auch nicht den Gedanken von Hochmut und Stolz aufkommen lassen, sodas Decandolle einst schrieb: „... und all dieser Eifer, all dieses Talent sind um so mehr belobigenswert, als ihre Erfolge es nicht vermochten, die Bescheidenheit und Ursprünglichkeit ihres Geistes zu alterieren.“ Nicht minder ehrend für Marie Anne Libert war auch der Besuch, den der Kölner Bischof v. Schöffer ihr in ihrer schlichten Behausung abstattete. Als diese Frau, deren Ruf als Gelehrte über ganz Europa verbreitet war, des Bischofs ansichtig wurde, da warf sie sich auf die Knie und bat vor allem für sich und ihren anwesenden kleinen Neffen um den heilschöpflichen Segen. Fürwahr wieder ein Beweis, daß wahre Wissenschaft nicht von Gott und Religion ablenkt. Marie Anne Libert belundete dadurch wie sehr sie die Kirche und ihren Segen hochschätzte, wie wenig ihr der katholische Glaube in ihren Forschungen hindernd gewesen war. Auch der damalige Kardinal-Erbischof von Köln ließ ihr seine Anerkennung ausdrücken mit dem Hinzufügen, er interessiere sich sehr für ihre gelehrten Arbeiten. Zu verschiedenen Malen schenkte Fr. Libert dem König von Preußen wertvolle Pflanzensammlungen, die dem Herbarium des königlichen Hauses einverleibt wurden, und zweimal beehrte Friedrich Wilhelm IV. die Botanistin mit einem huldvollen Dankschreiben, denen als königliche Geschenke kostbare Pretiosen beigelegt waren; ferner verlieh ihr der König auch die goldene Verdienstmedaille. Sie zu Ehren nannten mehrere bedeutende Botaniker ihre Entdeckungen auf dem Gebiete der Pflanzenkunde, eine Anzahl Neuarten nach ihrem Namen.

Erwähnen wir noch, daß Marie Anne Libert auch vielfach auf geschichtlichem Gebiete tätig war, wenn auch nicht mit dem gleichen Erfolge als in der Botanik, dabei ihr Augenmerk besonders auf die Geschichte ihrer engeren Heimat und ihrer so interessanten und bewegten Vergangenheit lenkte. So hätten wir in möglichster Kürze das Wirken und Leben dieser gottbegnadeten Frau aufgezichnet, sofern es für einen allgemeinen Leserkreis von Interesse sein kann. Selten, ja vielleicht nie hat eine Gelehrte, deren Anfänge von so vielen Schwierigkeiten un-

geben waren, es zu solchem Ansehen, zu solchem Ruhme gebracht. Möge Marie Anne Libert einst aus dem Kreise ihrer Nachkommen einen Biographen finden, der ihre Verdienste um die Wissenschaft in würdigerer Weise der Nachwelt überliefert. Wir haben es gewagt, in dem Ruhmeskranze, der am Schlusse der Düsselbacher Ausstellung den Vertretern der rheinischen botanischen Wissenschaft gewidmet werden wird, auch der vergessenen großen Gelehrten ein bescheidenes Blättchen zu winden, denn stolz auf diese Frau kann das ganze katholische Rheinland sein.

Marie Anne Libert starb zu Malmedy am 14. Januar 1896, 83 Jahre alt, und wurde begraben auf dem dortigen Friedhofe, an welcher Stelle, darüber dürfte kaum jemand anders als die Familienmitglieder näheres angeben können. „Ihr Tod ließ eine unerfessliche Lücke in der botanischen Wissenschaft,“ sagte Dumortier in seinem Nachruf an Fr. Libert in der Sitzung der königlichen Gesellschaft für Botanik zu Brüssel. Eine vor wenigen Jahren gegebene Anregung, in besonderer Weise das Grab der Gelehrten auszuzeichnen, fand leider in Malmedy kein „geneigtes Ohr,“ und doch wie stolz wären Großstädte, sie zu ihren Kindern zählen zu können! Ja, es weht freilich ein anderer Wind in dem schönen Wallonenstädtchen! Hoffen wir, daß einst der Gemeinfinn einer anderen Generation die Unterlassungssünde der Zeitgenossen wieder gut macht und den Belgiern, die in der Lage waren, die wertvolle Sammlung der Botanistin für den Brüsseler botanischen Garten zu erwerben und im Hinblick darauf Fr. Libert „une gloire de la Belgique“ nennen, entgegenruft: „Nein, nicht den Stolz Belgiens, nein, unser, eine Wallonin aus Malmedy war Marie Anne Libert!“

Allerlei.

* **Negerdeutsch.** Sympathisch berührt der Brief eines schwarzen Lehres in Deutsch-Ostafrika an den Postsekretär Mey in Bausen. Der Brief, der trotz seiner Kadebrecherei ein hübsches Sprachtalent und erhebliche Fortschritte in der Reichsprache verrät, lautet in genauer Wiedergabe: „Ich bin Lehrer in Mohorro mein Name heißt Zuberi. Ich bin 18 Jahre alt ich bin 1888 geboren. Sein Sohn Mey Kommune Mohorro ist sehr mein Freund. Jedes mal ich frage Herr Mey: Dein Vater ist gesund? Herr Mey mir gesagt: Ja mein Vater, meine Mutter, meine Schwester und mein Bruder sind alle gesund. Herr Mey hat eure Bilder mir gezeigt, ich habe sehr gefreut. Mohorro ist eine kleine Stadt; Ich schreibe dir einen Brief. Dieser Brief wenn du ihn bekommst, hole mir schnell deinen Brief! Weil ich werde sehr freuen. Ich lehre 80 Schüler. Ich wurde Schule in Tanga gelehrt. Jetzt hier Mohorro, ich lerne Deutsch Sprechen. Jetzt ich kann es nur ein wenig Deutsch zu sprechen. Aber nachher ich werde sehr können. Mein Vater, meine Mutter, meine Schwester, meine Brüder und meine Frau (1), alle sind gesund: Mein Herr, ich werde sehr freuen, wenn du einen Brief von mir bringen. Deine Freunde, deine Frau, und deine Kinder ich habe sie sehr gegrüßt. Ich frage dir, mein Herr, wirst du Afrika kommen? ich ich liebe sehr in Bausen kommen. Aber ich habe keine Zeit. Von 19. Juni bis 19. Juli meine Schüler haben Ferien bekommen. In diesen Tagen ich habe keine Arbeit. Gruß. Der Lehrer der Kommunalschule in Mohorro Zuberi. Mohorro 9. Juli 1904.“

* **Postirridigkeit.** Ueber einen Fall von Irndigkeit der schweizerischen Post wird dem „Bund“ geschrieben: Im Januar dieses Jahres sandte meine Schwester R. . . eine Postkarte, worauf sie, wie auch ich mit unsern Velos fotografiert standen, an eine in M. . . wohnende Wase. Irrtümlicherweise wurde Genf anstatt M. . . auf die Adresse geschrieben. Vergeblich war die Mühe, die sich die Gueser Post gab, die Karte an die richtige Adresse gelangen zu lassen. Letztere wurde also nach Bern zurückgesandt. Aber hier zeigte sich ein neues Hindernis. Die Karte war nur mit dem Vornamen der Absenderin gezeichnet. Doch die findige Berner Postverwaltung fand dennoch einen Ausweg. Die Kontrollnummern der Velos wurden mit einer Lupe gelesen, worauf es der Polizei leicht war, die Namen der Velos- resp. Kartenbesitzer anzugeben. So ist die Karte wieder der Absenderin zugestellt worden.

* **Was ein Panzerschiff jährlich kostet.** In einer der letzten Verhandlungen des englischen Parlaments ist unter anderem auch mitgeteilt worden, was der Unterhalt eines Kriegsschiffes jährlich kostet. Es ergab sich die respectable Summe von zwei Millionen Mark, von denen fast 1 Million auf die Unterhaltung des Schiffes und die Besoldung der Offizier, Mannschaft usw. kommt, 370,000 Mark werden für Ernährung der Mannschaft, 150,000 Mark für Munition usw. ausgegeben.

Druck und Verlag: Düsselbacher Tagblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt Gesellschaft mit beschränkter Haftung, vorm. Düsselbacher Volksblatt.

Verantwortlicher Redakteur: H. Conzen, Düsseldorf.

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 6.

Düsseldorf, den 11. September.

1904.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten)

Sechzehnter Sonntag nach Pfingsten (Mariä Geburt).

Evangelium nach dem heiligen Matthäus I, 1—16. „Buch der Abstammung Jesu Christi, des Sohnes Davids, des Sohnes Abrahams. Abraham zeugte Isaak: Isaak aber zeugte Jakob: Jakob aber zeugte Judas und seine Brüder. Judas aber zeugte Phares und Sara von der Thamar: Phares aber zeugte Esron: Esron aber zeugte Aram: Aram aber zeugte Aminadab: Aminadab aber zeugte Naasson: Naasson aber zeugte Salmon: Salmon aber zeugte Booz von der Rahab: Booz aber zeugte Obed aus der Ruth: Obed aber zeugte Jesse: Jesse aber zeugte David, den König: David, der König, aber zeugte Salomon von der, welche des Urias (Weib) gewesen war: Salomon aber zeugte Roboam: Roboam aber zeugte Abias: Abias aber zeugte Asa: Asa aber zeugte Josaphat: Josaphat aber zeugte Joram: Joram aber zeugte Ohas: Ohas aber zeugte Joatham: Joatham aber zeugte Achaz: Achaz aber zeugte Ezechias: Ezechias aber zeugte Manasses: Manasses aber zeugte Amon: Amon aber zeugte Josias: Josias aber zeugte Jechonias und seine Brüder um die Zeit der babylonischen Gefangenschaft. Und nach der babylonischen Gefangenschaft zeugte Jechonias den Salathiel: Salathiel aber zeugte den Zorobabel: Zorobabel aber zeugte Abiud: Abiud aber zeugte Eliacim: Eliacim aber zeugte Azor: Azor aber zeugte Sadoc: Sadoc aber zeugte Achim: Achim aber zeugte Eliud: Eliud aber zeugte Eleazar: Eleazar aber zeugte Mathan: Mathan aber zeugte Jakob. Jakob aber zeugte Joseph, den Mann Mariä, von welcher geboren wurde Jesus, der genannt wird Christus.“

Mariä Gebirt.

Unser vom Glaben geschärftes, geistiges Auge laßt sich neber Jeser, an dem überirdischen Glanze der Morgenröte, die am Himmel der Erlösung und Gnade erscheint. Aus ihrem Saoske sollte sich Christus erheben. Die Sonne der Gerechtigkeit: Jesus Christus, der einleuchtend im Ohr Gottes, jenes „Licht, welches erleuchtet jeden Menschen, der in diese Welt kommt.“ (Joh. 1.) Maria ist nicht die Sonne, aber sie geht ihr als Morgenröte vorher. Sie empfängt auch von ihr alles Licht, alle Herrlichkeit, alle Schönheit; aber vor dem Lichtglanze ihrer Seele erleuchten — wie die Sterne vor der Morgenröte — alle die Heiligen des Alten und des Neuen Bundes.

Ihrer lieblichen Abstammung nach ist Maria köstlichen Geschlechtes. Der große König David ist ihr Urohr, und sie ist verwandt mit den größten und edelsten Männern des auserwählten Volkes. Das Festtags-evangelium beweist dies; denn nach jüdischem Brauche ist schon der Stammbaum des Mannes maßgebend für die Abstammung seiner Lebensgefährtin, weil beide aus einem und demselben Geschlechte sein mußten.

Gott, der Herr, läßt einmal durch den Propheten Isaias dem israelitischen Volke sagen: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, noch eure Wege meine Wege“ (Is. 55). Das zeigt sich namentlich auch in der Art und Weise, wie der Herr die Erlösung in wunderbare Verbindung bringt mit dem Sündenfall unserer Stammeltern: „Ich will — sagt er zum höllischen Verführer — Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe und zwischen deinem und ihrem Samen; sie wird dir den Kopf zertreten, und du wirst ihrer Ferse nachstellen.“ (1. Mos. 3.) Wir, lieber Leses, hätten sicher ganz anders gesprochen, wenn wir der Schlange das Urteil hätten sprechen sollen: Wir würden wahrscheinlich zeredete haben von der Größe und Macht des Erlösers, würden der Schlange gesagt haben, „daß ein Stärkerer über sie kommen werde“ (Luk. 11, 22), der ihre List durch göttliche Weisheit, ihre Lüge durch die ewige Wahrheit, ihren Neid durch unendliche Liebe überwinden werde. Und wenn uns die Mitle der

göttlichen Gerechtigkeit zur Verfügung gestanden hätten, wir würden sie wahrscheinlich ohne langes Besinnen gegen jenen feindlichen Widersacher Gottes und des Menschengeschlechtes geschleudert haben.

Ganz anders Gott, der Herr! Hören wir darüber den großen hl. Bernar d: „Gar sehr (sagt er) hatten uns ein Mann und ein Weib geschadet; aber, Gott sei Dank, nichtsdestoweniger wird alles wieder durch einen Mann und ein Weib hergestellt und nicht ohne einen reichen Gewinn an Gnaden. Der allweise und barmherzige Gott hat das, was geknickt war, nicht vollends gebrochen, sondern noch viel besser in stand gesetzt, indem Er aus dem alten Adam einen neuen bildete und die Eva in Maria umgestaltete. Wohl hätte uns Christus allein genügen können, da ja auch jetzt noch „all unser Können von Ihm kommt“ (1. Kor. 3), aber für uns war es nicht gut, daß der Mensch (Christus) allein blieb“ (1. Mos. 2.) Es ziemte sich, daß beide Geschlechter bei der Erlösung mitwirkten, weil auch beide am Verderben die Schuld tragen.

Die Probe, auf die der Herr einst im Paradiese unsere Stammeltern gestellt hatte, war in ihrer äußeren Gestalt allerdings klein und kindlich. Allein jenes Gebot wurde ja auch gegeben, lieber Leses, für den ersten kindlichen Zustand, für die Kindesunschuld in der Wiege der Menschheit — fassen wir aber die innere Bedeutung und die Folgen dieses Gebotes ins Auge, so wird es außerordentlich groß und wichtig und für alle Zeiten verhängnisreich. Gott vermag eben ohne großen Apparat mit kleinem und Einfachem unaussprechlich Großes zu erreichen.

Ferner zweimal erscheint mit Gottes Zulassung der Fürst der Finsternis als Verführer in sichtbarer Gestalt und zwar an den beiden Wendepunkten der ganzen Menschengeschichte: vor unserm ersten und vor unserm zweiten Stammbater erscheint er — vor Adam und vor Christus. Freilich im Paradiese kann er sich noch nicht in eine menschliche Gestalt kleiden, einen Menschen nicht zu seinem Werkzeuge machen; darum sucht er sich sein Werkzeug in der Tierwelt, und er wählt sich die

Schlange, das sprechendste Bild seiner teuflischen List und Lüge.

Mit dem Weibe begann der Verführer sein Werk und brachte es zuerst zum Falle; ihm flößte er zuerst das häßliche Gift der Sünde ein. Eva war, was ihr Name anzeigt, die Mutter aller Lebenden (1. Mos. 3); aus ihr sollten alle Menschen hervorgehen. Und wie sie selbst war, mit Gnade und Unsterblichkeit herrlich ausgestattet, so sollten auch ihre Kinder heilig und unsterblich sein, Gottes Lieblinge. Indem nun der Feind Gottes und der Menschen das ganze Menschengeschlecht verderben will, hat er sich die Stammeltern ausersehen, um in ihnen das ganze Geschlecht zu Grunde zu richten; denn er weiß sehr wohl, daß ein schlechter Baum nicht gute Früchte bringen kann (Matth. 7).

Der böse Feind bringt zunächst das Weib zu Fall — aber sein Verderben soll nun auch das Weib werden. Er hat sich um des Weibes Freundschaft zu dessen Unheil bemüht — nun hört er das Strafurteil: „Ich will Feindschaft setzen zwischen Dir und dem Weibe!“ Und der böse Feind wollte das ganze Geschlecht verderben — nun hört er das göttliche Wort: „Ich will Feindschaft setzen zwischen Deinem Samen und ihrem Samen!“ Der Verführer hat es zu Wege gebracht, daß das Weib stolz den Kopf erhob und dem göttlichen Gebote trotzte, deshalb heißt es jetzt: „Das Weib wird Dir den Kopf zertreten!“ Und nicht sollte er sie verderben können, wie er es beabsichtigt, sondern nur anfeinden: „Du wirst ihrer Ferse nachstellen!“

Eine zweite Eva sollte also kommen und das Unheil wieder abwenden, das die erste Eva heraufbeschworen: Wie diese die Mutter der Sünde für uns war, so sollte Maria die Mutter der Gnade für uns werden, indem sie uns den Sohn Gottes schenkte, der sich in ihrem keuschen Schoße mit der menschlichen Natur bekleidete, um sich für uns zu opfern, um uns zu erlösen.

S.

AC. Die päpstliche Unfehlbarkeit in sozialdemokratischer Beleuchtung.

Die Annäherung der sozialdemokratischen Presse, welche unbeschwert von wirklichen Kenntnissen über alles und jedes aburteilt, zeigt sich eben jetzt wieder in der Behandlung, welche die Redner auf dem Regensburger Katholikentage sich gefallen lassen müssen. Eine durch die sozialdemokratische Presse verbreitete Korrespondenz befaßt sich mit der Rede des Herrn Professors Schnürer über die katholische Wissenschaft und bendrängt den sehr richtigen Ausspruch, daß die Lehren des Glaubens keine Fessel der wissenschaftlichen Arbeit seien.

„Damit“ meint diese sozialdemokratische Korrespondenz, soll der Anschein hervorgerufen werden, als ob auch für die katholische Wissenschaft der kritisch prüfende Verstand des einzelnen Gelehrten der oberste Richter wäre. Ein solches absichtliches Verhüllen der Wahrheit ist von jedem Standpunkt aus tief bedauerlich. Denn in Wirklichkeit ist für den katholischen Gelehrten nicht sein eigener prüfender Verstand, sondern die durch seinen Glauben angenommene Unfehlbarkeit der Kirche das letzte entscheidende Moment. . . . Professor Schnürer hätte sagen müssen: Wir haben durch göttliche Offenbarung (nicht durch unseren Privatverstand) die feste Ueberzeugung von der Unfehlbarkeit des kirchlichen Lehramtes gewonnen und halten darum jedes Resultat unserer wissenschaftlichen Forschung für falsch, wenn es von der Kirche und ihrem Oberhaupt, dem Papst, für falsch gehalten wird.“

Schon der einfachste Kinder-Katechismus gibt Aufschluß über die Grenzen der päpstlichen Unfehlbarkeit, wenn er diese mit den Worten des Vatikanischen Konzils einschränkt auf lehramtliche Entscheidungen über die Glaubens- und Sittenlehre, alle anderen Wissensgebiete ausdrücklich davon ausnimmt. Von einem Zusammenstoß zwischen Glauben und Wissen kann man überhaupt nicht reden, weil beide Dinge auf ganz verschiedenen Gebieten sich bewegen, dem übernatürlichen und natürlichen Gebiete. Wo es dem äußeren Ansehen nach zu Zusammenstößen gekommen, waren das keine Zusammenstöße zwischen Dogma und Wissenschaft, sondern

entweder zwischen Dogma und leichtfertig aufgestellten Hypothesen oder zwischen theologischen Schulmeinungen und wissenschaftlichen Ergebnissen, niemals aber zwischen Dogma und einem absolut feststehenden Ergebnis oder Tatsache der Wissenschaft.

Das ganze sozialdemokratische Gerede über die päpstliche Unfehlbarkeit als der Norm für alle wissenschaftliche Forschung ist ein Beitrag zu der wissenschaftlichen Rücksichtslosigkeit der Sozialdemokratie um fast ein halbes Jahrhundert.

Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre des letzten Jahrhunderts waren solcherlei Anschauungen im Schwange, wie sie die Sozialdemokratie heute noch zum Besten gibt. Damals phantasierten theologisch ungeschulte Köpfe über das Unfehlbarkeitsdogma, es fordere unbedingte Unterwerfung unter jeden päpstlichen Ausspruch im Gebiete der Religion, der Politik, der Sitte, der Sozialwissenschaften. Jetzt brauche man keine geschichtlichen Studien mehr in den Archiven zu machen, keine Ausgrabungen mehr zu veranstalten, keine naturwissenschaftlichen Forschungen mehr zu betreiben, denn der allwissende „Vizegott in Rom“ werde alle Fragen mit unfehlbarer Gewisheit beantworten.

Seitdem ist ein halbes Jahrhundert ins Land gezogen und die Geister- und Gespensterseher von damals konnten durch den Gang der Dinge zur Erkenntnis gelangen, daß sie gegen Wahngelüste Sturm gelaufen; daß von all ihren Befürchtungen, nichts, aber gar nichts eingetroffen ist, weil es dem Lehramt der Kirche nie einfallen kann, kraft lehramtlicher Unfehlbarkeit der Wissenschaft Resultate zu diktieren.

Charitas und Katholizismus.

Rede, gehalten auf der Katholikenversammlung in Regensburg von Msgr. Dr. Berthmann.

(Schluß.)

Nicht übersehen dürfen wir die gewaltige Helden-Schar jener herrlichen Frauen, von der Hirsin bis zur Handwerkerfrau, die neben der treuen Erfüllung ihrer Familienpflichten noch zur Mittagszeit finden, wo es gilt, das blutende menschliche Herz zu beruhigen und seine unsagbaren Schmerzen zu lindern, wo es darauf ankommt, in stiller, hingebender Selbstverleugnung jedem Atemzug der kranken Seele zu lauschen und dem Wort der Liebe. Ich meine die Mitglieder der Elisabethen- und Frauen-Bingenz-Vereine, der Marianischen Mädchen-Schulvereine, der Bahnhofsmission und der Arbeiterinnenpatronagen usw. O, wie hat sich doch durch diese Charitasheeren seit 50 Jahren so manches geändert und gebessert! Im Jahr 1849 mußte noch der schon genannte protestantische Schriftsteller Herz klagend ausrufen: „Jener Liebesstrom, der die alte Christenheit durchflutete, ist bei uns zu kleinen Gräben zer-spültet oder gar versandet und vertrodnet. Wie zäh das Blut, wie eifrig der Haß, wie kalt das Herz, wie larg die Hand, wie hart das Wort, wie steinern die Miene, wie steif der Rücken, wo es gilt zu Armen, Kranken, Verlassenen, Verwahrlosten sich niederbeugen! Der deutsche Mann lennt diese Königs-pflicht kaum mehr mit ihrer Last und Lust.“

Und schmerz erfüllt fährt er fort: „Wo sind die großen Männer, die ein ganzes Volk auf ihrem Herzen tragen und verschonen können? Alle Tage fragen alle Zungen darnach, aber umsonst ist Fragen und Sehnen; sie müssen erst geboren und erzogen werden. Aber kommen müssen sie, denn das Volk muß Heiden und Propheten, Männer Gottes haben, in denen es sich wieder fasse, erfrische, zu sich selber komme, die ihm allen Glauben wiedergeben durch die Wunder der Liebe, durch die Beweise des Geistes und der Kraft.“

Meine Herren! Diese Männer und diese Frauen waren bereits geboren, als diese Worte geschrieben wurden, ein Kolping, ein Don Bosco, ein Ottolengo, ein Ozanam, ein P. Damian, eine Pauline von Malinrodt, eine Franziska Scherzier, eine Pelletier, eine Jeanne Jugon und tausend ihrer Genossen und Genossinnen. Aller allerdings müssen sie mit Bedauern gestehen, daß ihre Zahl angesichts der großen Not noch allzu klein, daß ihre Hände vor der Uebermacht der Arbeit ermattet niedersinken. Darum richte ich von dieser Stelle aus an die katholischen Männer und Frauen aller Stände, an die Angehörigen des Adels und die bürgerlichen Kreise, an die Geistlichen, Ärzte, Akademiker, Kaufleute, an alle Frauen und Jungfrauen, besonders an die durch Bildung und Besitz bevorzugten Katholiken, den eindringlichsten Appell, mitzuwirken an den

Werken der Caritas und der sozialen Reform, Schulter an Schulter mit den Barmherzigen Schwestern und Brüdern, den Mitgliedern der Vinzenz- und Elisabethenvereine, den Kampf zu führen gegen die Not und den unter der Last der Arbeit niederstürzenden Kämpfern die Arbeit tragen und erleichtern zu helfen. Und damit mein schwaches Wort noch mehr Kraft erhalte, soll es verstärkt werden durch das Wort des Lehrers auf Petri Thron, des heiligen Vaters Leo XIII., der in seiner Enzyklika über die christliche Demokratie folgendes ausführt:

„In der Tätigkeit um die Hebung und Tröstung des Volkes muß man sich vor allem um die Unterstützung derjenigen bemühen, die nach Stellung, Vermögen, Bildung in der Gesellschaft höheres Ansehen genießen. Fehlt diese Hilfe, dann kann schwerlich etwas erreicht werden, was wirklich den Bedürfnissen des Volkes abhilft. Um so sicherer und schneller wird man dazu gelangen, je opferwilliger zahlreiche Bürger sich um dasselbe Ziel bemühen. Diese selbst aber mögen sich gesagt sein lassen, daß es nicht in ihr Belieben gestellt ist, sich um das Wohl der unteren Klassen zu kümmern oder nicht, sondern, daß es eine Pflichtsache ist.

Denn im Staate lebt jeder nicht lediglich für sein eigenes Bestes, sondern auch für die Allgemeinheit, damit, was die einen an ihrem Teil nicht zum allgemeinen Besten beitragen können, andere, welche die Macht haben, es um so reichlicher tun.

Wie bedeutsam diese Pflicht ist, lehrt der Vorzug der empfangenen Güter an sich, dem notwenig die beschränkende Bestimmung entspricht, daß alles Gott als dem höchsten Geber zurückzuerstatten ist. Dies lehrt auch die Forderung, welche bei nicht rechtzeitigem Entgegenreten einmal alle Stände vernichten wird; wer also sich nicht um das Volk in seiner unglücklichen Lage kümmert, der sorgt schlecht für sich und den Staat.“

Wir haben eben das Wort „Staat“ aus dem Munde des heiligen Vaters gehört und ich sehe nicht an, in ihm, dem Staat, den mächtigsten Bundesgenossen der Caritas im Kampfe gegen das menschliche Elend zu begrüßen. Jahrhunderte lang hatte er mehr oder minder diesen Kampf der Kirche überlassen, aber jetzt ist er durch die soziale Gesetzgebung, durch die kommunale Armenhilfe, durch hundertfache Institutionen der Volkswohlfahrt einer der gewaltigsten Faktoren der Beseitigung materieller Not geworden. Ich sage: „Der materiellen Not.“ Denn um die Not der Seelen zu lindern, um die Wunden des Herzens zu heilen, ja selbst um den kranken Leib zu pflegen, dazu ist die Hand des Staates zu rauh; dazu bedarf er notwendigerweise der Mitarbeit der christlichen Caritas. Und Heil und Segen dem Staate, der die gottgesandte Mission der freiwilligen, um Gottes Willen ausgeübten Caritas anerkennt und frei üben läßt. Ströme des Segens werden aus dieser Erkenntnis über die leidende Menschheit sich ergießen. Wehe aber dem Staate, der seine Hand erhebt, um die Diener und Dienerinnen der Armen und Schwachen in ihren Werken zu hindern oder gar aus dem Lande zu treiben. „Was würde geschehen,“ so fragt ein französischer, als freisinniger Mann bekannter Schriftsteller Du Camp, „wenn ein böser Geist die Spitäler und Hospize, die Asyle und religiösen Häuser, die Arbeitsjale und Kinderkrippen schließen und das arme Volk, das sie bewohnt, auf die Straße werfen könnte. Wir würden über das Schauspiel erschrecken, das sich dann unseren Augen darböte. Paris würde sofort eine Schauerstätte werden und alle Sicherheit würde aufhören. Dann wären die Trottoirs mit Sterbenden angefüllt, Diebe würden offen ihr Gewerbe treiben, Verhungerte die Türen einschlagen, Kinder in ihrer Verlassenheit jammern, Greise auf einen Gäßlein gelehnt ihre letzte Stunde erwarten, und Ströme von Elend würden die Zivilisation übersfluten.“ Es scheint, daß die jetzigen Machthaber in diesem Staat solchem Völkerverleumd die Wege zu bahnen gesehnen sind. Wenn der Ministerpräsident Combes im französischen Senate *) zu erklären mag: „Der Staat darf Privatunternehmungen nicht die Ausübung seiner Humanitätspflichten überlassen.“ „Das Wort Nächstenliebe eignet sich nicht zu einer Pflicht der bürgerlichen Gesellschaft!“, dann scheint ihm noch nicht ein Licht über die zivilisatorische Macht der christlichen Caritas aufgegangen zu sein. Freuen wir uns, daß in unserem deutschen Vaterland bei jenen, welche die Geschichte des Volkes zu lesen haben, jetzt andere Gesinnungen herrschen.

Freudig war im Jahre 1870 von den deutschen Regierungen die Hilfe von 342 Ordensmännern — worunter 159 Jesuiten — sowie von 1567 Barmherzigen Schwestern entgegengenommen worden, die auf den Schlachtfeldern und in den Feldbarakken 62 000 Kranken und verwundeten Soldaten in 4 167 571 Pflegetagen ihre liebevolle Hilfe zuteil werden ließen. Und als der böse Geist des Kulturkampfes seine ruchlose Hand auch an die Barmherzigen Schwestern legen und sie des Landes verweisen wollte, da erklärte der Kriegsminister von Kameke in der entscheidenden Minister Sitzung: „Ohne die

Barmherzigen Schwestern führe ich keinen Krieg.“ Und die Barmherzigen Schwestern blieben, wenn auch nicht ohne vielfach unerträgliche Belästigungen. Dankbar wollen wir es anerkennen, daß die deutschen Regierungen den Mut gefunden haben, das im Kulturkampf gegen die katholischen Caritas-Orden begangene Unrecht durch Wüldigung der Ordensgesetze teilweise wenigstens zu sühnen. Möchte doch die geblendete französische Regierung hierin von der deutschen lernen! Rein, möchte sie wenigstens zu der Vernunft sich emporschwimmen, welche die Helden der französischen Revolution sich bewahrt haben.

In dem französischen Nationalarchiv, da können sie noch die Beschlüsse der republikanischen Machthaber aus dem zehnten Jahre der Republik vom neunten des Fruchtmontats finden, wonach die Schwestern, deren Orden in der Revolution aufgehoben waren, aus Gründen des Gemeinwohls autorisiert werden, sich wieder dem Dienste der Kranken zu weihen und ihr Ordenskleid wieder anzulegen. „Die Erfahrung hat gelehrt, so erklärt die damalige Regierung, daß die Schwestern überall zum Besten der leidenden Menschheit gewirkt haben. Seit man den Krankenhäusern seine Aufmerksamkeit geschenkt, hat man immer ihre Hingebung, ihren Eifer in Anspruch genommen. Sie sind ein nationales Institut. Geboren in Frankreich, ist es die Frucht des Glaubens unserer Väter. Man ist dafür Dank schuldig seinem Gründer, Vinzenz von Paul, der Ordensmann und Philosoph zugleich, es verdient, unter die größten Wohltäter der Menschheit gezählt zu werden.“ Wenn aber der moderne Staat in Frankreich und in Deutschland solchen Dank schuldet der christlichen Caritas, dann ist es eine bedauerliche Verirrung, wenn man auch in deutschen Landen noch fortfährt, die Ordensleute bei Ausübung ihrer charitativen Tätigkeit, bei Uebernahme einer Kinderverwahrschule, einer Handarbeitschule, einer Fabrikküche mit bürokratischen Pläferereien zu belästigen. Meint man es ernst mit der Beseitigung des Volkseleudes, mit dem Kampfe gegen Armut und die soziale Not, dann muß man erklären: Man übt Verrat an der Sache der Armen, wenn man in dem Kampfe, den wir gemeinsam für das Volk — gegen das Elend — führen, auch nur eine wohlthätige Seele an der Entfaltung ihrer ganzen Kraft, ihrer vollen selbstlosen Tätigkeit hindern. Und wir deutsche Katholiken dürfen im gerechten Kampfe nicht ruhen, bis die letzte bürokratische Fessel gefallen ist, welche die letzte Barmherzige Schwester hindert, im letzten deutschen Dorfe ihre segensreiche Tätigkeit zu entfalten. Wahrlich, notwendig ist ein einträchtiges Zusammenwirken aller auf dem Felde der Nächstenliebe wirkenden Faktoren, notwendig die Mithilfe Tausender freiwilliger Helfer; das zeigt uns ein Blick auf das endlose Heer der Schuttlinge der Caritas. Vor mehreren Jahren hat die Nationale Gesellschaft zur Verhütung von Grausamkeiten gegen Kinder in England folgenden Bericht veröffentlicht: Man stelle sich einen Zug vor von 100 000 Kindern. Die ersten 25 000 sind Dulder von Gewalttätigkeiten, die mit Stiefeln, Schaufeln, Riemen, Geschirren, Schürreisen, Feuer, kochendem Wasser und dergleichen verübt wurden, kurz mit allen erdenklichen Waffen, die zufällig gerade in die Hände der rohen Eltern fielen. Bedeckt mit Beulen und Wunden, verbrannt und verbrüht ziehen sie an uns vorüber. Dann folgen 62 000 vernachlässigte, verhungerte, arme kleine Wesen. Sie starren von Schmutz, Ausschlag und Geschwüren: halbnackt wandeln sie einher, viele von ihnen getragen von den Pflegerinnen der Spitäler, ohnmächtig sterbend. Hierauf erscheinen 12 000 arme kleine Geschöpfchen, welche die Faulheit und Geldgier ihrer Erzeuger zu namenlosen Leiden verurteilt hat, denn durch die Blässe, die Magerkeit, den Husten oder gar die künstlichen Gebrechen ihrer Kinder suchen diese sich die Börsen mitleidiger Menschen auf den Straßen zugänglich zu machen. Dann schleppen sich 4000 unglückliche kleine Mädchen an uns vorbei, Opfer der Sinnenlust menschlicher Bestien; denen reichen sich 3000 kleine Sklaven schädlicher und gefährlicher Beschäftigungen an. Sie müssen schwer, weit über das Maß ihrer Kräfte hinaus arbeiten. Dieser ganze Zug ist 60 englische Meilen lang und braucht 24 Stunden, um an uns vorüberzuziehen — ein schreckliches Bild menschlichen Elends! Lohnt diese Schilderung nicht Tränen aus unseren Augen und verwundet ist nicht unser Herz? Aber in Wahrheit ist die Zahl derjenigen, welche die Hilfe und den Trost der Caritas brauchen, unendlich viel größer. Hier spreche ich nicht allein von der materiellen, sondern insbesondere von der sittlichen und religiösen Not. Wir wissen daß noch 50 383 katholische deutsche Kinder gezwungen sind, in evangelischen Schulen Unterricht zu erhalten. Wir wissen, daß wir im deutschen Reich alljährlich an 50 000 jugendliche Verurteilte über eine halbe Million Kinder unter 14 Jahren im Erwerbsleben mittätig, daß im ersten Jahre des preussischen Fürsorgegesetzes 8000 Kinder dieser Fürsorge zugeführt wurden, wir wissen, daß bis zum Erlaß des Kinderschutzgesetzes über 541 834 weibliche Unverheiratete in dem Verkehrs- und Handwerksberufe beschäftigt, daß 860 000 erwachsene Arbeiterinnen und

*) Kölnische Volkszeitung Nr. 576 v. 11. Juli 1904.

816 303 junge Leute in Fabriken tätig sind. Und wie verhältnismäßig wenig konnte bisher zu deren Schutze geschehen! Haben doch selbst die preussischen Ministerien vor drei Jahren erklärt: „Dass erst 10 Prozent der jugendlichen Erwerbstätigen in Konfessionellen Vereinen geboren sind.“ Wo sind die übrigen neunzig Prozent? Und wollten wir noch überschauen die Zahl derer, die an körperlichen oder geistigen Gebrechen leiden. Die Zahl der Idioten ist auf 70 000, der Taubstummigen auf 40 000, der Blinden auf 40 000 und der Krüppelhaften auf 325 000 allein für Preußen angegeben. Dazu kommen die unglücklichen Opfer der Trunksucht und Prostitution. Endlich die Piesen-armee der Auswanderer nach Amerika, die im vorigen Jahre aus den verschiedenen Ländern Europas beinahe eine Million betragen hat. Alle verlangen oder bedürfen unserer Hilfe. Wer möchte da noch den Mut haben, die Färde in den Schoß zu legen, wer möchte die Verantwortung tragen, wenn er sich sagen muß: „Hundert- und Tausende dieser armen Glenden, von diesen Kindern würden gerettet werden, wenn ich in den Dienst der Caritas einträte und andere zu diesem gleichen Dienst aufmuntere. Sie werden verloren gehen, wenn ich und die anderen in der Untätigkeit verharren.“

Darum meine Herren, einen letzten Appell an Ihr Herz und Ihr Gewissen: Treten Sie ein in die Schar der Caritas-Streiter, werden Sie Missionäre, Apostel der Nächstenliebe.

Ein letztes Wort: Es war im Jahre 1833. In Paris fand unter dem Vorsitz des hl. Vinzenz von Paula eine Versammlung der Caritas-Damen statt. Die Frage stand zur Verhandlung, ob in jener bedrängnisvollen Zeit die Anstalt für Findelkinder noch weiter erhalten werden sollte oder nicht. Ein Teil der Damen war in Anbetracht der großen Anforderungen, welche die allgemeine Not an sie stellte, für die Aufhebung, und das Pünglein der Majorität schien sich dahin zu neigen.

In diesem Augenblick erhob sich Vinzenz und hielt schmerzhaft bewegt jene berühmte gewordenen Ansprache:

Meine Damen! Sie sind frei in Ihren Entschlüssen. Da Sie keine Verpflichtung eingegangen haben, so können Sie sich von heute an von diesem Werke, von diesen Kindern zurückziehen. Aber bevor Sie einen Entschluß fassen, bedenken Sie, was Sie getan haben und was Sie jetzt tun wollen. Durch Ihre liebevolle Sorgfalt haben Sie bis jetzt einer sehr großen Anzahl von Kindern das Leben erhalten, die ohne Ihre Hilfe es für Zeit und Ewigkeit verloren hätten. Diese Unschuldigen haben durch Ihre Wohlthaten mit dem Sprechen zugleich Gott kennen und lieben gelernt. Von solch glücklichem Beginnen schließen Sie auf noch glücklicheren Fortgang.

Nun auf, meine Damen, das Mitleid und die christliche Liebe hat Sie bewogen, diese Kleinen an Kindesstatt anzunehmen. Sie sind ihre Mütter der Gnade nach geworden, nachdem ihre natürlichen Mütter sie verlassen haben. Sagen Sie, ob auch Sie dieselben verlassen wollen. Gut. Hören Sie auf, Ihre Mütter zu sein, um jetzt ihre Mütter zu werden. Leben und Tod dieser Kleinen ist in Ihrer Hand. Jetzt will ich Ihre Stimmen einsammeln. Sprechen Sie das Todesurteil aus, damit wir wissen, daß Sie keine Barmherzigkeit mehr für sie haben. Diese Kinder werden leben, wenn Sie in Ihrer liebevollen Sorgfalt für sie fortfahren; sie werden sterben, sie werden unfehlbar zu Grunde gehen, wenn Sie dieselben im Stiche lassen. Die Erfahrung läßt hierüber nicht im Zweifel.“

Allgemeines Schluchzen gab die entscheidende Antwort im Sinne des hl. Vinzenz.

Also, meine Herren, die Schar der Hilfsbedürftigen vergegenwärtigen Sie sich, Leben und Tod von Hunderttausenden liegt in Ihrer Hand. Diese werden zugrunde gehen, wenn Sie untätig sich zurückziehen. Sie werden gerettet, werden für Erde und Himmel gewonnen, wenn Sie sich entschließen zur Mitarbeit auf dem Gebiete der Caritas! Darum: Auf zur Arbeit, auf zum heiligen Kampfe unter dem Banner der Caritas! Der Sieg ist gewiß! Gott ist mit uns! Gott will es!“

Die Kirchendiebe.

Ein besonderes Anliegen in einer wichtigen Sache, das ich vor meinen Herrgott bringen wollte, veranlaßte mich, eines Abends noch zu später Stunde die Kirche in W. aufzusuchen. Sie war ein stattliches Gebäude aus alter Zeit mit zahllosen Nischen, Winkeln und Türmchen. Ich kniete mich in eine ziemlich verborgene Ecke und vertiefte mich in mein Gebet. Die Kirche war fast leer, nur in den letzten Bänken befanden sich noch ein paar alte Mütterchen.

Ich hörte, wie der Küster mit ihnen sprach, und dann verhallten mehrere Tritte.

Das Klirren der Schlüssel säreckte mich plötzlich aus meiner Andacht und aufspringend gewahrte ich, daß außer der ewigen Lampe kein Licht mehr brannte; der Küster hatte mich nicht bemerkt — ich war eingeschlossen.

Natürlich stürzte ich gleich zu den Türen, rüttelte daran, rief

um Hilfe, klopfte an alle erreichbaren Fensterscheiben — vergebens. Schließlich begann ich mich in das Unvermeidliche zu fügen und es als eine Gnade zu betrachten, mit dem göttlichen Heiland eine ganze Nacht unter einem Dache verweilen zu können.

Ich suchte meine frühere Ecke wieder auf und machte es mir so bequem wie möglich. Wegen der Meinigen zu Hause brauchte ich mir keine Unruhe zu machen, mein Zimmer lag abseits von den anderen, sie würden mein Fernbleiben nicht bemerken. Bald vertorren sich meine Gedanken; ich begann zu schlafen, so wohl und fest, als läge ich daheim im weichen Federbett. So mochte ich wohl eine Stunde gelegen haben, als ich von einem eigentümlichen Geräusch erwachte; es klang wie Knistern von der Altarseite her. Anfangs glaubte ich an Feuer, denn ich gewahrte hervorleuchtend einen hellen Schein hinter einem der Fenster. Entsetzt wollte ich vorspringen, da wurde plötzlich ein großes Stück der bunten Scheibe ausgedrückt, eine Wandlaternen erschien im Inneren, dahinter folgte ein geschwärtzes Gaunergesicht.

Nun wußte ich, woran ich war — Kirchendiebe begannen hier ihre verbrecherische Arbeit, denn gleich darauf war noch so eine Diebesgestalt in der größer gewordenen Oeffnung zu erblicken. Die Kerle stützten sich auf einen verzierten Vorsprung unter dem Fenster und zogen dann lautlos mit Leichtigkeit eine Leiter herein.

Ich zog mich vorsichtig in meine Ecke zurück, behielt die Diebe aber gut im Auge.

Jetzt waren sie unten angelangt. Im Vorbeigehen steckte einer von ihnen noch rasch ein kleines, vergoldetes Kreuzifix vom Altar in die Tasche. Dann leuchteten sie vorsichtshalber den Raum ab, ob sich nichts Verdächtiges finde. Ich preßte mich krampfhaft an die Wand, mein Herz schlug bis im Halse.

Gott sei Dank! sie achteten nicht auf meine Ecke, sie untersuchten überhaupt sehr oberflächlich, weil sie sich vollkommen sicher glaubten. Ich hörte, wie der eine im Vorübergehen zum andern sagte: „So, Pötte, jetzt rasch zum Geldschrank,“ damit meinte er den Opferkasten, von dem sie reiche Beute erhofften.

Wald waren sie eifrig bei der Arbeit. Ich aber hatte einen etwas abenteuerlichen Plan gefaßt, den ich unter allen Umständen ausführen wollte.

Ich entledigte mich meiner Schuhe und schlüpfte, behutsam auf Tritte und Bänke achtend, zur Leiter, dann warf ich mich schnell auf die Knie und bat Gott uminnigt um Kraft und gutes Gelingen, und nun begann ich, Sprosse für Sprosse hinaufzusteigern. Das Fenster lag in etwa 4—5 Meter Höhe. Bald hatte ich den verzierten Vorsprung erreicht und benutzte ihn als Sitz. Hierauf fing ich an, langsam die Leiter vom Boden zu heben und durch die Oeffnung zu schieben. Sie war nicht so schwer, wie ich anfangs dachte.

Hinten am anderen Ende des Raumes klirren die Münzen, welche den Mäubern in die Hände fielen. Bald mußten diese mit ihrer Arbeit fertig sein, und wehe mir dann, wenn ich es nicht mit der Meinigen war!

In der Verzweiflung gab ich meinen Armen einen Ruck und gottlob! Draußen berührte die Leiter die Erde. Nun kam noch ein gefährlicher Moment, das Erheben von meinem gefährlichen Sitze und das neuerliche Erklettern der Leiter von außen. Mit einem Stoßgebet begann ich das schwierige Werk, es gelang, alles ging möglichst geräuschlos von statten. Ich sah noch oben, wie die Beiden ihren Gewinn einsteckten und sich zum Gehen rüsteten.

Mit fieberhafter Hast eilte ich hinunter, hob die Leiter ab und legte sie zur Erde.

Dann stürzte ich fort und weckte die Familie des Küsters. Dieser schickte schleunigst seinen Sohn nach Schupfleuten, holte dann eine alte Pistole hervor, und so bewachten wir die Eingänge, bis Hilfe kam.

Nach kurzer Gegenwehr wurden die Gauner in der Kirche verhaftet und abgeführt.

Am anderen Tage stellte es sich heraus, daß man es mit alten, abgefemten Spitzbuben zu tun hatte, nach denen man schon lange suchte, und auf deren Ergreifung eine ansehnliche Summe als Belohnung ausgesetzt war. Ich erhielt das Geld ausbezahlt. Dies setzte mich in den Stand, das ausführen zu können, warum ich Gott gebeten hatte. Er hat also auf wunderbare Weise mein Anliegen erhört.

* Humoristisches. (Die kluge Mutter.) Junge Frau:

„Diesen Morgen habe ich Klavier gespielt, dann selbst gekocht und nachmittags habe ich meinem Mann etwas vorgesungen!“

— Mutter (vortwurfsvoll): „Aber Kinder, vertritt auch doch!“

Druck und Verlag: Düsseldorf'sches Tageblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt Gesellschaft mit beschränkter Haftung, vorm. Düsseldorf'sches Volksblatt.

Verantwortlicher Redakteur: G. Conzen, Düsseldorf.

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 7.

Düsseldorf, den 18. September.

1904.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten)

Siebzehnter Sonntag nach Pfingsten (Mariä Namensfest).

Evangelium nach dem heiligen Matthäus XXII, 34—46. „In jener Zeit kamen die Pharisäer zu Jesus und einer von ihnen, ein Lehrer des Gesetzes, fragte ihn, um ihn zu versuchen: Meister, welches ist das größte Gebot im Gesetz? Jesus sprach zu ihm: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen, und aus deiner ganzen Seele, und aus deinem ganzen Gemüte. Dies ist das größte und das erste Gebot. Das andere aber ist diesem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. An diesen zwei Geboten hängen das ganze Gesetz und die Propheten. Da nun die Pharisäer versammelt waren, fragte sie Jesus und sprach: Was glaubt ihr von Christo? Wessen Sohn ist er? Sie sprachen zu ihm: Davids. Da sprach er zu ihnen: Wie nennt ihn aber David im Geiste einen Herrn, da er spricht: Der Herr hat gesagt zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde zum Schemel deiner Füße gelegt habe. Wenn nun David ihn einen Herrn nennt, wie ist er denn sein Sohn? Und Niemand konnte ihm ein Wort antworten, und niemand wagte es von diesem Tage an, ihn noch etwas zu fragen.“

Eva und Maria.

Vor kurzem haben wir uns mit dem Gebote der Gottesliebe bereits beschäftigt, und zwar im Anschlusse an das Evangelium vom 12. Sonntag nach Pfingsten. Du wirst daher fragen, lieber Leser, aus welchem Grunde die Kirche denn in einem so kurzen Zeitraume zwei Abschnitte aus den Evangelien verlesen läßt, die sich auf denselben Gegenstand beziehen und noch dazu eine ganz ähnliche Veranlassung aufweisen. Beide Male heißt es bekanntlich, es sei ein Lehrer des Gesetzes aufgetreten, „um den Herrn zu versuchen“, d. h. auf die Probe zu stellen.

Der Grund hierfür ist vor allem darin zu suchen, daß der Heiland im Evangelium des 12. Sonntags („vom barmherzigen Samaritanen“) mit Nachdruck hervorhebt, daß ohne wahre Nächstenliebe auch die Gottesliebe nicht bestehen kann, die uns zum ewigen Leben führt. — Während der Herr heute das Gebot der Gottesliebe bezeugt als das erste und das größte aller Gebote, d. h. als das Gebot, von dem alle übrigen ausgehen und zu dem sie wieder zurückkehren, als das Gebot, das als der Grund und das Ziel des gesamten göttlichen Gesetzes anzusehen ist.

Daß Gott von uns Liebe fordert, lieber Leser, ist, wie ich früher schon sagte, ein außerordentlicher Beweis Seiner Güte. Es wäre schon etwas Großes gewesen, wenn Er uns nur erlaubt hätte, Ihn zu lieben, aber ist es nicht eine geheimnisvolle Herablassung Seinerseits, daß Er es uns befiehlt? Die Majestät der Könige flücht so große Ehrfurcht ein, daß man sich kaum erlaubt, sie zu lieben — wenigstens wagt man es nicht, ihnen diese Liebe zu erklären. Es wäre sicherlich eine ausgezeichnete Gnade für einen Hofmann, wenn sein König zu ihm sagte: Ich will, daß Sie mich lieben! Wie groß also ist des unendlichen Gottes Gnade gegen uns armen Menschenkinder, daß Er uns des Befehles würdigt, Ihn zu lieben, und es sogar als eine Ehre ansieht, wenn wir Ihm diese Liebe aussprechen! — Gott befiehlt uns, Ihn zu lieben! Worüber soll ich hier mehr erstaunen, daß Gott, der in unendlicher Glückseligkeit Sich Selbst genügt, uns Menschen trotzdem so eindringlich befiehlt, Ihn zu lieben, als ob Er ohne diese Liebe nicht glücklich sein könnte, — oder darüber, daß Er, der Allmächtige, alles tut, um den Menschen zur Liebe zu verpflichten, und doch

schon sehen muß, daß bei so vielen alle Gebote und Bemühungen umsonst sind? Ja, wie selten findet sich die echte, rechte Gottesliebe, die sich bewährt (wie wir sahen) in der treuen Beobachtung der göttlichen Gebote und namentlich in der Geduld bei vorkommenden Leiden und Widerwärtigkeiten! —

Nehmen wir nun, lieber Leser, unsere Betrachtung vom verflossenen Sonntag wieder auf, in der wir hinwiesen auf die merkwürdige Ähnlichkeit, die zwischen dem Sündenfall im Paradiese und dem Anfang unserer Erlösung besteht. Hier wie dort verhandelt ein Engel mit dem Weibe; aber unserer Stammutter Eva tritt ein gefallener Engel gegenüber — der zweiten Eva (Maria) aber ein vom Allerhöchsten beauftragter Engel. Satan naht voll Bosheit in der Gestalt einer Schlange — Gabriel, von Gott gesandt, tritt der zweiten Eva gegenüber, von Ehrfurcht erfüllt. Satan in seiner Arglist weiß seine Absicht zu verschleiern — der himmlische Bote gibt klar und bestimmt den Willen des Allerhöchsten kund.

Und siehe! Eva setzt nicht einmal einen ernstlichen Zweifel in das, was die Schlange redet, weil es ihr gefällt — Maria aber „erschraf“ über die Anrede des Engels „und dachte nach, was das für ein Gruß sei“. „Gegrüßet seist Du, Gnadenvolle, der Herr ist mit Dir, Du bist gebenedeit unter den Weibern!“ (Luk. 1, 28 und 29.) Eva schwacht sofort mit der Schlange — Maria verhält sich zunächst schweigend und „denkt nach, was das wohl für ein Gruß sei“ (Luk. 1, 29); und während sie schweigt, verflüchtigt der Engel ihr die hohe Würde, die der Herr ihr zugehört: Die Mutter des Messias, des Sohnes Gottes, zu werden.

Welcher Unterschied! Als die höllische Schlange der Eva vorgaukelte, sie und ihr Gatte „würden Gott gleich sein“, da erwacht der Hochmut in ihrer Seele, und voll Stier schaut sie nach der verbotenen Frucht, die mit berückender Schönheit ihr in die Augen sticht. Die Sünde hat schon tief in der Seele des Weibes begonnen; nun greift auch die Hand hinaus über die heilige Bannlinie, die der Schöpfer Seinem Geschöpfe gezogen hatte. Das Geschöpf kündigt den Gehorsam auf; es wird Rebell gegen Gott. — Wie ganz anders handelt die zweite Eva! Dem himmlischen Boten, der ihr ankündigt, daß sie

die Mutter Gottes werden soll, hält Maria eine heilige Verpflichtung vor, durch die sie sich ihrem Gott gegenüber für gebunden hält. Sie hat sich durch das Gelübde der Jungfräulichkeit Gott geweiht; wie kann sie also Mutter werden, ohne ihr Gelübde zu verletzen? „Wie kann das geschehen (sagt sie), da ich keinen Mann erkenne?“ (Luk. 1, 34.) Gottes Wille ist ihr heilig und an den glaubt sie sich durch ihr Gelübde schon gebunden. Nun erklärt zu ihrer Verwunderung der Engel, daß der Heilige Geist in ihrem jungfräulichen Schoße das Wunder der Menschwerdung des Gottesohnes wirken werde: „Der Heilige Geist wird über Dich kommen und die Kraft des Allerhöchsten Dich überschatten“ (Luk. 1, 35).

Fürwahr, lieber Leser, hier zeigt sich ein himmelweiter Unterschied zwischen der ersten und der zweiten Eva. Unsere Stammutter, von der Begier überwunden, denkt nicht mehr an ihres Gottes Gebot, noch an Seine furchtbare Drohung; sie pflückt die verbotene Frucht, sie macht sich einer schweren Sünde schuldig. — Maria dagegen hat nur den Willen Gottes, nur Sein heiliges Geheiß im Auge. Und da der Engel ihr im Auftrage des Allerhöchsten jene höchste Würde anbietet, nach der seit Jahrtausenden jede israelitische Frau sich gesehnt hatte, verdemütigt sie sich in kindlicher Einfalt und spricht das bewunderungswürdige Wort, das der Mutter des Sich so tief verdemütigenden Gottes so überaus würdig war: „Siehe, ich bin eine Magd des Herrn, mir geschehe nach Deinem Worte“ (Luk. 1, 38).

Das war jener gnadenvolle Augenblick, lieber Leser, da der Sohn Gottes vom Himmel herabstieg, um sich mit unserer menschlichen Natur zu bekleiden! Es war der Augenblick, da jene demütige Magd des Herrn zur denkbar höchsten Würde erhoben ward: Sie ist nun Mutter Gottes! — Eva, unsere leibliche Stammutter hat uns das Verderben geboren. — Maria ist für uns die Mutter der Gnade geworden, indem sie uns den göttlichen Erlöser von Sünden und geistigem Glend gebar.

Zu unserem Heile ist Maria von Gott, dem Herrn, so hoch erhoben worden. Sie sollte, als zweite Eva, die wahre Mutter aller Lebenden werden, indem sie Jesum gebar, „indem das Leben ist, das Leben, welches das Licht der Menschen ist“ (Joh. 1, 4).

Ein Beitrag zum Kapitel Kirche und Staat.

Ein Ereignis von weittragender Bedeutung war die Taufe des Frankenkönigs Chodowech am 25. Dezember 496 zu Rheims, womit die Befehrung der Franken zum Christentum in die Wege geleitet war. Mit dem Uebertritt der Franken zum Christentum war die Kirche vor die Aufgabe gestellt, das religiöse Leben des Volkes zu erneuern und seine sittliche Kraft zu verstärken.

Hat die Kirche sich dieser Aufgabe unterzogen? so muß man zuerst fragen, nicht ob ihr die Lösung der Aufgabe allsofort gelungen! Besteres zu verlangen, wäre unfinnig; denn die Erziehung eines halbbarbarischen Volkes zu einem Kulturvolk ist keine Augenblicksimprovisation, so wenig wie die Erziehung eines einzelnen Menschen. Dazu gehört Zeit, bis die neuen Anschauungen den Sieg über die alten davon getragen haben. Wer daher die Greuel, welche das fränkische Fürstengeschlecht jener der Befehrung fast unmittelbar nachfolgenden Zeiten als Beweis für die kulturelle und erzieherische Unfähigkeit des Christentums und der Kirche ausgibt, hat keine Ahnung von der geschichtlichen Entwicklung; am allerwenigsten darf übersehen werden, daß noch in jener turbulenten Zeit bereits die Keime einer Aufwärtsbewegung sich geltend machen.

Hören wir über die Kulturarbeit der Kirche das Urteil des protestantischen Geschichtsschreibers Soud in seiner „Kirchengeschichte Deutschlands“ (1. Band, 3. u. 4. Aufl. Leipzig 1904):

„Versucht man gegeneinander abzuwägen, was an sittlicher und unsittlicher Kraft im fränkischen Volke vorhan-

den war, so scheint sich mir zu ergeben, daß die Zustände nicht ganz so schlimm waren, wie man gewöhnlich annimmt. Es ist eine Täuschung, daß neben den auflösenden Faktoren die erhaltenden völlig fehlten; eine Grundlage war vorhanden, auf der weiter gearbeitet werden konnte. Die Pflicht, in diese Arbeit einzutreten, hatten die Vertreter der Kirche. Hat der Klerus des sechsten Jahrhunderts seiner Pflicht genügt? Das er nicht unberührt blieb von der Auflösung des sittlichen Lebens im Volke, ist nicht zu bezweifeln. . . . Gleichwohl kann man bei unbefangener Durchforschung der Quellen nicht verkennen, daß der Klerus als Stand an der religiösen und sittlichen Hebung des Volkes gearbeitet hat.“ (I., S. 213 u. 216.)

Von höchster Bedeutung war da, um nur eines hervorzuheben, der Kampf der Kirche für die Kernhaltung der Ehe, und daß hier der Klerus vor den Fürsten nicht inne hielt, sondern gerade sie mit den Witten der Kirchenzeit zwang, heidnischen Anschauungen den Abschied zu geben, ist eine hochanerkanntswürdige Tat, die in ihren Folgen gar nicht abzuschätzen ist. Soud schreibt über diesen Kampf des Klerus für Recht, Sittlichkeit und Wahrheit:

„Es dient zum Ruhme der fränkischen Kirche, daß ihre Diener in letzterer Hinsicht ihre Pflicht mit einer Furchtlosigkeit und Offenheit erfüllten, die Stürmen erregen. Sie leisteten dadurch dem Volke den größten Dienst; denn sie hinderten, daß das Bewußtsein dessen, was sein soll, dem Zeitalter, in dem nichts zu gelten schien als die Gewalt, verloren ging. Sie waren, wie es der Beruf der Kirche fordert, das Gewissen des Volkes. Zwischen den Mächtigen und Geringen machten sie dabei keinen Unterschied; im Gegenteil, sie fühlten sich als die von Gott bestellten Fürsprecher und Beschützer aller Schutzlosen. Das gab ihnen den Mut den Mächtigen gegenüber. . . . Auch die spätere Zeit bringt eine Menge Beispiele dafür, daß Bischöfe und Äbte nicht unterließen, den einzelnen Ereignissen gegenüber der sittlichen Anschauung der Dinge Worte zu geben. Als Chlodomar bei seinem Auszuge gegen die Burgunder den Plan faßte, den gefangenen König Sigmund zu töten, sprach der Abt Avitus von S. Mesmin freimütig und furchtlos dagegen; der Brief, welchen Germanus von Paris an Brunichilde richtete, um den Ausbruch eines Bruderkrieges zwischen Sigibert und Chilperich zu verhindern, macht dem Bischof alle Ehre. . . . Ähnliches wissen wir von Gregor von Tours und anderen Bischöfen dieser Zeit. Wenn Vorstellungen nicht zum Ziele führten, so ging man noch weiter. Germanus exkommunizierte König Charibert und seine Huhle Markoveja. Vor allem Nicetius von Trier wird hier immer mit Ehren genannt werden: ein Mann kräftig und durchgreifend, dem Widerspruch nichts galt, wenn er sich im Rechte wußte, durch Gewalt nicht zu beugen und durch Lob nicht zu gewinnen, gleich gegen vornehm und gering“ (I., 229—230).

Auch das Eintreten des Klerus für Verurteilte und Gefangene ist zu erwähnen, wie das Asylrecht der Kirche. Mag man darin eine Erschwärung der Rechtspflege sehen; der Geschichtsforscher muß zugeben, daß „in einer Zeit, in welcher das Strafrecht an überarößer Strenge und das Gerichtsverfahren an Willkür frankte, die Sache doch auch ihre berechnete Seite hatte.“ (I., S. 230, Anm. 2.)

Auch das Los der Sklaven fängt an, ein bedeutend besseres zu werden. Wohl haben dazu noch andere Gründe mitgewirkt, aber es wäre ein großer Irrtum, den Anteil der Kirche an der Entvorbereitung der Sklaven gering einschätzen zu wollen. Förderte doch gerade die Kirche die Sitte, den Sklaven die Freiheit zu schenken, welche sie als verdienstliches Werk empfahl, wie man das aus den entsprechenden Testamenten und Freilassungsurkunden ersehen kann. Wenn vollends den Sklaven der Eintritt in den geistlichen Stand nicht mehr verweigert wurde, so mußte das mehr als alles dazu beitragen, die Klust zwischen Freien und Sklaven auszufüllen.

Sollen wir noch erinnern an die Verdienste des Klerus um die geistige Bildung? Soud faßt sein Urteil dahin zusammen: „Will man den sittigenden Einfluß der Kirche ganz ermessen, so muß man schließlich auch noch

daran erinnern, daß der Klerus beinahe der einzige Träger der Bildung war: was die Merobinger Zeit in dieser Hinsicht besaß und erwarb, verdankte sie ausschließlich der Tätigkeit der Geistlichen.“ (I. 238.)

Wie Lotte vernünftig wurde.

(Von M. M.)

„Hoppla — hump! So, nun sähen wir glücklich!“ Mit diesen Worten stolperte Fräulein Lotte Wellmann in das Abteil II. Klasse, ließ sich mit einem hörbaren Ruck in die Polster fallen und strich sich die blonden Locken aus der erhitzten Stirn. Ihr folgte bedächtig, mit Koffern und Schachteln beladen, die schlanke, dunkeläugige Kusine Gertha Reichenberg. Sie brachte sorgsam die verschiedenen Gepäcstücke unter und machte es sich nun gegenüber Lotte ebenfalls auf den Polstern bequem. Da das Abteil sonst unbesetzt blieb, konnten die beiden ungeniert plaudern. Gertha war mehrere Wochen in der Stadt N. bei Wellmanns zu Besuch gewesen und nahm nun die Kusine für einige Zeit mit auf das elterliche Gut in Wehldorf, das etwa vier Stunden von der Stadt entfernt lag.

„Na weißt du“ meinte sie jetzt, „das war aber eine tolle Jagd zum Bahnhofe, das hat noch eben geklappt.“

„Ja, du, mit deinen ewigen Kisten und Kästen und der langweiligen Packerei, du kommst ja nicht vom Fleck. Sieh mich mal an, ich habe einfach zwei Kleider und ein paar Kleinigkeiten in den Koffer geworfen, die Bude zugesperrt und sie der Bahngesellschaft und dem weiteren Schicksal überlassen.“

„Du hast gut sagen, das ist auch ein großer Unterschied, ob man zur Stadt kommt oder aufs Land geht.“

Lotte musterte ihr Gegenüber ein wenig.

„Weißt du, Kopselchen, offengestanden finde ich, daß du dich während deines Stadtaufenthaltes sehr gemacht hast. Nimm's mir nicht übel, aber — du warst zu Anfang eine schrecklich blöde Landpomeranze. Beim ersten „Schellenmännchen“ — ach herje, was hast du da gezittert, ich hätte mich tollladen mögen!“

Gertha mußte nun auch lachen. „Das war auch keine Kleinigkeit; denk mal, wie wir uns blamiert hätten, wenn die Leute merkten, wer an ihrer Klingel zog —“

„Ach Unsinn, so was vermutete niemand bei zwei ruhig vorbeigehenden Weltfrauen —“

„O weh, Lotte, ich halt mir die Ohren zu! Das müßte mein Alfred hören, der sollte uns „angehenden Weltfrauen.“

Befagter Alfred war Gerthas Zukünftiger, ein junger Kaufmann, der momentan eine größere geschäftliche Reise unternahm; nach deren Ablauf in einigen Monaten die öffentliche Verlobung erfolgen sollte.

„Na, meinetwegen,“ entschied Lotte großmütig, „lassen wir deinem Alfred zuliebe diesen großen Gedanken fallen, obgleich wir, du mit deinen 20 und ich mit meinen 18 Jahren, die vollste Berechtigung dazu hätten.“

„Nein, Lotte, niemals; wir würden nicht viel Freude davon haben —“

„Na, beruhige dich nur, ich verführe auch nicht die geringste Lust, als gedrechselte Modepuppe herumzulaufen; wir amüsieren uns so viel besser — warte nur erst ab, ich will euch Wehldorfern schon zeigen, was ein Städterkind ist!“

Lotte wurde von Gerthas Eltern liebevoll empfangen. Sie führte jetzt für ihre Begriffe ein herliches Leben. Natürlich wurde sämtlichen Obstbäumen Besuch abgestattet, wobei der 14-jährige Vetter Friß gebührend mithalf. Oft wurde Bersteden gespielt in sämtlichen Ställen und Scheunen.

Oft gab Onkel Reichenberg Lottens unwiderstehlichem Schmeicheln nach und sattelte die Pferde. Lotte bekam einen harmlosen munteren Renner, Gertha ritt das elegante Damenpferd ihrer Mutter und fort gings, heidi, der Onkel mit, über die Wiesen, Chaujeen und Felder — das war eine Lust!

Fräulein Trina, die Wirtschafterin jammerte — nirgends war man vor den tollen Streichen dieses Stadtmädchels sicher. Wann die wohl mal vernünftig wurde?

Herr Reichenberg verreiste mit seiner Frau auf 8 Tage; die beiden Mädchen begleiteten sie zur Bahn und schenckerten dann gemächlich zurück. Es herrschte eine unerträgliche Hitze, die den Aufenthalt im Freien fast unmöglich machte.

„Wir gehen am besten auf unser Zimmerchen und lesen ein wenig,“ schlug Gertha vor. Das wurde angenommen und während sie in ihrer Schublade nach passender Lektüre suchte, sah Lotte auf der Fensterbank, ließ die Füße baumeln und musterte pfiffig ihre Umgebung.

Ihr Blick fiel auf das Nachbarhaus, das dicht an Reichenbergs Wohnung grenzte und in dessen Wohnräume man bequem von Gerthas Zimmer aus hineingucken konnte.

„Du, wer ist eigentlich der Mensch, der immer bei Schulzens am Fenster sitzt und den ganzen Nachmittag schreibt?“

„Ach, du meinst wohl den Dr. Müller, der bei euch in den Stadt wohnt. Kennst du ihn nicht?“

„Dem Namen nach vielleicht; was hat er denn immer so eifrig zu schreiben?“

„Er ist hier in der Sommerfrische, d. h. er sucht in den Ferien stets dies ruhige Fleckchen Erde auf, um ungestört schriftstellern zu können, was seine liebste Nebenbeschäftigung ist. Er ist ein sehr netter, ruhiger Mensch, meine Eltern mögen ihn auch gut leiden, er hat schon mal hier Besuch gemacht.“

„Na, der scheint ja schrecklich klug und vernünftig zu sein. Wie alt ist er wohl?“

„Ich glaube, ungefähr dreißig.“

„Du, Gertha, ich hätte Lust, den gelehrten Doktor ein wenig zu ärgern —“

„Am Gotteswillen, Lotte —“ Ungehört verhallte dieser Schreienruf, denn schon begann die Unverbesserliche mit nichts weniger als lieblicher Stimme: „Schier dreißig Jahre bist du alt —“ und Vetter Friß brüllte als Antwort aus dem Pferdestall: — „Hast manchen Sturm erlebt.“

Schnell hob der Doktor den Kopf und sah einige Augenblicke scharf zu dem jungen Mädchen hinüber. Lotte sprang verlegen von der Fensterbank herunter und kramte hastig mit in Gerthas Bücherstube. „Er hat rübergeguckt,“ sicherte sie. Die Kusine war sehr ärgerlich.

„Du solltest dich was schämen,“ schalt sie, „der wird jetzt einen netten Begriff von unserm Besuch bekommen.“

„Ach was,“ eiferte Lotte, „ich kann doch singen, wann und was ich Lust habe, das geht den dummen Philister garnichts an.“

Das leuchtete Gertha aber nicht ein und so blieb sie eine zeitlang verstimmt, bis die Kusine schmeichelnd den Arm um sie legte und hat, ihr nicht böse zu sein. „Siehste, Kopselchen,“ meinte sie reuevoll, „ich wollte ja selbst, ich wäre was vernünftiger, aber die dummen Streiche kommen immer ganz von selbst, und dann mit einermal ist's zu spät.“

Einige Tage später, als Gertha kurz vor Mittag in den Garten trat, kam Lotte entrüstet auf sie zugesprungen. „Du, soeben ist Dr. Müller hier vorbeigekommen, denkste vielleicht, der hätte gegrüßt? Ich stand gerade in der Nähe der Gartentür und pflückte Blumen, er ging ganz hochmütig vorbei und guckte mich mal scharf an, grade wie neulich nachmittags — aber seinen Hut ließ er schön sitzen — hm, er wird wohl Späßen drunter haben.“

„Nun,“ lächelte Gertha, „ich wüßte nicht, welche Veranlassung er zum Grüßen haben sollte. Du bist ihm doch nicht vorgefiel und übrigens hast du dich ihm bis jetzt nicht gerade im besten Lichte gezeigt.“

„Das ist mir egal, als Nachbar war er mir die Höflichkeit schuldig, aber —“ sie rechte ihre kleine Gestalt ein wenig höher, wie um an eine drohende Nachgöttin zu gemahnen — „wart nur, er soll schon dafür büßen.“ —

Nach Tisch, als Dr. Müller wieder schreibend in der Nähe des Fensters und vis-a-vis die beiden Freundinnen abwechselnd Trauben aßen und über die große Hitze klagten, erwachte in Lotte mit einmal ein merkwürdiges Interesse für die obstnahe Späßen. „Hör mal, Kopselchen, die Späßen sind ein liches Volk, ihr müßt sie nach Möglichkeit vertilgen.“

„Ach warum denn? Bis jetzt haben sie uns kaum geschadet, in den Feldern und auf den Beeten standen zur Saatzeit Vogelschenden und“ —

„Unsinn, denkste vielleicht, die fürchteten so 'nen maskierten Stod? Ebenjowenig wie Du und ich. Sieh mal, von dem Spalierobst lassen auch die Bester nichts Gutes mehr übrig; es sollen überhaupt unheimlich viele geben dies Jahr.“

„Ja, wie soll man sie aber vertilgen?“

„O, da wüßt ich schon guten Rat —“ husch war sie zur Tür hinaus und kam bald zurück, in der einen Hand eine Lüte Erbsen, und in der anderen Frißens neuesten Erbsenbläser.

„So, jetzt paß auf, dort den Späßen vorne im Birnbaum, den schieße ich gleich runter st — st.“

Natürlich gings fehl, der Vogel flog kreuzfidel davon. Lotte aber richtete ihr Geschöß jetzt anderswo hin. Knips, flog eine Erbsen gegen Dr. Müllers Fenster, er blinnte flüchtig auf, um dann eifrig weiter zu arbeiten. Bald war ja der Schluß des hübschen Werkchens beendet; es würde wohl ebenso freundliche Aufnahme im Publikum finden, wie seine Vorgänger. — Nun flog eine zweite Erbsen ins Zimmer hinein, eine dritte folgte — der Doktor achtete noch immer nicht darauf. Drüben verschwanden jedesmal die beiden Mädchenköpfe sichernd hinter dem einen Fensterflügel; der böse Kobold, der in Lotte steckte, war auch auf Gertha übergegangen, sodas sie ihr Mahnen und Warnen ganz vergaß; es hätte auch wenig genutzt.

Lotte trat wieder vorsichtig vor und zielte. Das ungeliche Geschöß flog wieder gegen das Fenster, prallte ab und nahm

seinen Weg gerade über Dr. Müllers Tisch beschriebenen Bogen, einen breiten Tintenstreifen hinterlassend.
Der Doktor fuhr in die Höhe — heiß wollte es in ihm auf. Drüben verschwand schleunigst ein blonder Mädchenkopf hinter den Kissen.

„Meine Damen!“ rief er erregt, „da hört aber alles bei auf! Sie haben mir die ganze Arbeit verdorben. Derartiges muß ich mir aber denn doch dringend verbitten.“ Dann slog stierend das Fenster zu, die Gardinen wurden mit einem energischen Aufzugezogen. Drüben standen die beiden Missetäter hinter dem geöffneten Fenster; Gertha unbeweglich, totenblau — Lotte mit hochrotem Kopfe. Sie hatte den Arm der Kusine krampfhaft umspannt. „Ich habe ihm die Arbeit verdorben,“ stammelte sie. Gertha befreite langsam ihren Arm.

„O, Lotte, was hast Du angefangen. Er wird zu meinen Eltern gehen.“

In Lotte erwachte der Trost. „Mag er, meinethwegen, mir soll's recht sein. Ich werde mit Freuden betheuern, daß ich's war. Nun habe ich ihn wenigstens mal geärgert.“

Nun folgte eine heftige Auseinandersetzung zwischen den beiden Mädchen, welche zur Folge hatte, daß sie im Aufrieden von einander gingen. Gertha setzte sich hin und schrieb an ihren Verlobten, natürlich erwähnte sie nichts von der unglücklichen Affäre. Lotte vertiefte sich anscheinend in eine Erzählung, jedoch mehr in die Ferne als ins Buch starrend.

Es herrschte gedrückte Stimmung — Frig wurde schroff abgewiesen, als er eine Promenade durch den Garten vorschlug.

Abends gingen die Mädchen zeitig zu Bett, sich kaum gute Nacht wünschend. Gertha schlief bald, aber Lotte wälzte sich unruhig hin und her, sie konnte nicht zur Ruhe kommen.

Was dachte der Doktor nun von ihr? Ach, das war doch eigentlich ganz gleich — aber —

Sie hatte ihm doch nun die mühevollen Arbeit verdorben, er mußte den Bogen von neuem schreiben. Und warum hatte sie das getan? Er hatte ihr doch keine Veranlassung dazu gegeben.

Nein, es war ihrerseits eine große Ungezogenheit gewesen, der böse Kobold in ihr, der sich mit dem besten Willen nicht verzeihen ließ. Aufschluchzend barg sie den wirren, heißen Kopf im Kissen —

Wüstlich kam ihr eine Erleuchtung, — ja, das mußte gehen — möchte es kosten, was es wolle!

Mit einem Satz war sie bei der Kusine. „Gertha, Kopselchen, komm, sei nicht böse, ich muß Dir was sagen.“

Gertha fuhr auf, doch Lotte hielt sie umschlungen.

„Es tut mir so leid, daß Dr. Müller nun böse auf mich ist, wir müssen morgen früh unbedingt hin, ich will ihn um Verzeihung bitten.“

„Lotte, bist Du närrisch?“ — „Nein, es muß gehen.“ —

„Aber Lotte —“ „Still Gertha, ich überlege mir schon, was ich sagen werde. Bist Du nun nicht mehr böse?“ — „Nein, — aber —“ „Nein aber! Gute Nacht, das weitere morgen.“

Am anderen Tage arbeitete der Doktor wieder in seinem Zimmer. Eben hatte er den letzten Strich getan, das Werk war beendet. Der bewußte Schaden war noch glücklich mit Hilfe von Radirgummi und Taschenmesser beseitigt worden. Er ärgerte sich nun, wie er gestern so erregt werden konnte. Genau genommen war es doch nur ein harmloser Streich von dieser nichtsnutzigen, kleinen Ränge. Ein schwärzernes Klopfen unterbrach seinen Gedankengang.

Gertha und Lotte waren glücklich unbemerkt oben angelangt. Die Haustüre stand offen, die Leute arbeiteten im Garten und Frau Schulze hantierte im Hinterhaus in der Küche.

Die beiden befanden sich in der größten Aufregung, keiner wollte erst anlocken, bis Gertha endlich die Haustüre unternahm. Doch als geöffnet wurde, zog sie sich schnell ein wenig zurück.

Da stand er nun vor ihnen, er, der Gefürchtete, Verleumdete, erkannt ließ er sie eintreten.

Gertha grüßte ernst, gemessen; sie fühlte sich doch als Unschuldige. Lotte hatte sich inzwischen ein wenig gefaßt. „Herr Doktor,“ begann sie, „es tut mir — so leid, — daß —“

Nun waren die dummen Tränen nicht mehr zurückzuhalten; sie schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte sathungslos. Gertha ergriff das Wort: „Meine Kusine, Herr Doktor. Sie bereut ihren Streich, es soll nicht mehr vorkommen.“

Dr. Müller machte ein eigentümliches Gesicht; er versuchte, scheinbar böse zu sein, das mißlang.

„Ja, mein Fräulein, allerdings — aber — ich bitte Sie, hören Sie doch auf zu weinen, es ist ja nicht so schlimm. Sehen Sie, der Schaden ist ja längst geheilt. Ich war nur im ersten Augenblicke erregt. Nun beruhigen Sie sich wieder, Fräulein Wellmann!“

Das klang so vertrauensweckend, Lotte beruhigte sich wirklich.

„Nicht wahr, Herr Doktor,“ fragte sie unsicher, „Sie nehmen

mir doch nicht übel? Und Sie sagen doch Onkel und Tante Reichenberg nichts wieder?“

„Nein, ersteres gewiß nicht, mein liebes Fräulein; aber letzteres nur unter einer Bedingung nicht: daß sie nie wieder so unvernünftige Streiche machen. Sie versprechen es mir?“

Er reichte ihr die Hand hin, sie schlug ein.

Er hatte mit einmal eine merkwürdige Idee, nämlich, daß dieses kleine blonde Mädel, das mit den verteilten blauen Augen schon zu ihm aufschau, ihm eigentlich sympathischer erschien als alle schönen und geistreichen Damen, die er in der Stadt kennen gelernt hatte.

Die Mädchen verabshiedeten sich rasch, nachdem sich der Doktor noch höflich nach Gerthas Eltern erkundigt hatte.

„Herr Doktor, ich bin Ihnen sehr, sehr dankbar,“ beteuerte Lotte beim Abschied. Er schloß lächelnd die Tür und lauschte noch einen Augenblick.

Draußen wurde so etwas wie ein Indianertanz aufgeführt.

„Lotte, sei doch vernünftig, wenn jetzt jemand käme.“

„Ach, laß mich, ich bin selig — so'n reizender, lieber, guter Kerl, so'n Engel!“

Dr. Müller ging langsam im Zimmer auf und ab. Es war mit einmal eine sonderbar weiche Regung über ihn gekommen, der er nicht mehr Herr wurde.

Und das Ende vom Liede?

Dr. Müller machte noch einige Male bei Reichenbergs Besuch. Nach Schluß der Ferien besuchte er auch Familie Wellmann in A. Natürlich war es vor allem die wilde, kleine Ränge, welche ihn dort fesselte. Sie verdiente aber diesen Titel nicht mehr so ganz mit Recht seit jenem verhängnisvollen Tage war aus dem tolen wilden Mädel eine ruhigere, vernünftiger Lotte geworden. Freilich steckte immer noch viel Schalk und Schelmerei in ihr; aber das nahm gerade den Doktor so für sie ein, bis er sich eines Tages von ihr und den Eltern das Jawort holte.

Weihnachten kreuzten sich zwei Verlobungsanzeigen von Gertha und Lotte.

Dr. Müller führte seine glückstrahlende, kleine Braut zum Gabeltisch und überreichte ihr ein Kästchen. Es enthielt eine entzückende kleine Brosche, bestehend aus einer goldenen Perle, die rings von Brillanten umgeben war. „Nun sich sie Dir mal genau an,“ sagte er lächelnd.

„Aber Hans, die Perle, das ist doch nicht —“

„Gewiß, Schatz, sie ist es, die verhängnisvolle Erbse, die sich einst meinen armen Schreibbogen zum Opfer ihrer Verheerungen aussersehen wollte. Ich ließ sie vergolden und in Brillanten fassen. Sie war doch eigentlich, abgesehen von Amors gütiger Nachbülte, die Ursache zu unserem Glück. Nicht wahr, mein kleiner Liebling?“

Und er küßte sein Bräutchen leise auf die Stirn.

Allerlei.

* Wie unser Kaiser sich verlobte. Eine interessante Reminiscenz bilden gelegentlich der Verlobung des Kronprinzen die Neußerlichkeiten der Verlobung unseres Kaisers. Prinz Wilhelm von Preußen verlobte sich bekanntlich am 14. Februar 1880 mit der Prinzessin Auguste Viktoria von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg. Die Verlobung wurde aber so geheim gehalten, daß die erste Nachricht davon erst vier Wochen später in auswärtigen Blättern auftauchte. Ein paar Tage später wurde dann in Berlin bekannt, daß Prinz Wilhelm bei einem Empfang bei der Gattin des englischen Botschafters, Lady Odo Russell, Glückwünsche anwesender Damen nicht zurückgewiesen hat. Gleichzeitig hörte man, daß die Verlobung in Gotha stattgefunden habe. Die Ausgssburg. Allg. Ztg. mußte dann zu melden, daß die Verlobung des Prinzen „für die Beteiligten nicht gerade etwas Neues sei, da das Verhältnis schon seit längerer Zeit bekannt war.“ Fürst Hohenlohe aber antwortete im Reichstage den auf ihn einströmenden Fragen, er wisse noch nichts von der Verlobung. Am 18. März 1880 verkündete der alte Kaiser Wilhelm vor Beginn einer musikalischen Soiree im königlichen Palais in Gegenwart der Kaiserin, der Prinzen und Prinzessinnen die Verlobung seines Enkels, fügte jedoch hinzu, daß diese noch als interne Familienangelegenheit zu behandeln sei, da sich die Braut in tiefer Trauer um ihren verstorbenen Vater befindet. Erst im Mai erfolgte die offizielle Verlobung.

Druck und Verlag: Düsseldorf'sche Zeitung, Buchdruckerei und Verlagsanstalt Gesellschaft mit beschränkter Haftung, vorm. Düsseldorf'sche Volksblatt.
Verantwortlicher Redakteur: G. Conzen, Düsseldorf.

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 8.

Düsseldorf, den 25. September.

1904.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten)

Achtzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus IX, 1—8. „In jener Zeit stieg Jesus in ein Schifflein, fuhr über und kam in seine Stadt. Und siehe, sie brachten zu ihm einen Sichtbrüchigen, der auf einem Bette lag. Da nun Jesus ihren Glauben sah, sprach er zu dem Sichtbrüchigen: Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben! Und siehe, einige von den Schriftgelehrten sprachen bei sich selbst: Dieser lästert Gott. Und da Jesus ihre Gedanken sah, sprach er: Warum denket ihr Arges in euerem Herzen? Was ist leichter, zu sagen: Deine Sünden sind dir vergeben, oder zu sagen: Stehe auf und wandle umher? Damit ihr aber wisset, daß des Menschen Sohn Macht habe, die Sünden zu vergeben auf Erden, sprach er zu dem Sichtbrüchigen: Steh' auf, nimm dein Bett und geh' in dein Haus. Und er stand auf und ging in sein Haus. Da aber das Volk dieses sah, fürchtete es sich, und pries Gott, der solche Macht den Menschen gegeben hat.“

Jesus, der Messias.

Die im heutigen Evangelium erzählte wunderbare Begebenheit fällt in die erste Zeit des öffentlichen Wirkens Jesu, als Er eben kurz vorher den Petrus, Johannes und Jakobus zu Seinen Aposteln erwählt hatte (Luk. 5, 8—11). Die Wundertaten, die Er nach der großen Bergpredigt gewirkt hatte, waren schnell in der ganzen Gegend am See Genesareth bekannt geworden, so daß Er nicht mehr öffentlich in die von ihm bevorzugte Stadt Kapernaum ging, um dem Andrang des Volkes auszuweichen (Mark. 1, 45). Heute finden wir Ihn wieder in „Seiner Stadt“. Als nun die Leute hörten, — so berichtet der Evangelist Markus (2, 1.) — daß Jesus im Hause des Petrus sei, da versammelten sich viele, so daß selbst der Raum vor der Türe des Hauses sie nicht faßte. Was aber besonders hervorgehoben wird, ist der Umstand, daß der Herr heute, da Er „im Lehren begriffen war“, auch Phariseer und Gesetzeslehrer unter seinen Zuhörern hatte, die „gekommen waren aus jeglicher Ortschaft von Galiläa und Judäa und selbst von Jerusalem“ (Luk. 5, 17). Während Seines Lehrvortrages ereignete sich nun ein im heutigen Evangelium berichteter Vorgang, der die ganze Aufmerksamkeit aller Anwesenden zu fesseln wahrlich geeignet war.

Vier Männer (Mark. 2, 3) nämlich trugen einen Gelähmten auf einem Bette zum Hause des Petrus, um ihn vor den großen Wundertäter zu bringen, der ihn sicher heilen würde. Da die dichtgedrängte Volksmenge indes die Ausführungen ihres menschenfreundlichen Vorhabens unmöglich machte, stiegen die Männer auf das Dach des Hauses, hoben dort die Ziegel aus, mit denen die von dem Innern des Hauses auf das Dach führende Tude gewöhnlich (außer dem Laubhüttenfest) zugelegt war, und schufen auf diese Weise eine Öffnung, durch die sie ihren auf dem Tragbette liegenden Kranken hinablassen konnten in den Zimmerraum „mitten hinein vor Jesus hin“ (Luk. 5, 19).

Hier wird uns bei einzigem Nachdenken klar, lieber Leser, in welcher schönem Zusammenhange die Evangelien des letzten und des heutigen Sonntags miteinander stehen: wir haben heute ein Beispiel der Erfüllung des größten und „ersten“ Gebots der Liebe vor uns. Denn wenn wir die opfervolle Tätigkeit jener vier Männer betrachten, die den Gelähmten zu Jesus hintrugen, so müssen wir an ihnen bewundern einerseits den Glauben an die Macht des Herrn, die

Hoffnung auf Seine Erbarmung und das kindliche Vertrauen auf Seine Güte und Liebe — andererseits ihre tatkräftige Nächstenliebe, die sich befundet in ihrem teilnahmevollen Erbarmen gegen den unglücklichen Mitbruder. — Ohne wahre Nächstenliebe ist die echte, rechte Gottesliebe nicht möglich. Auch der Lieblingsjünger des Herrn hat diese wichtige Lehre seines göttlichen Meisters in seinem ersten Sendschreiben noch einmal nachdrücklich hervorgehoben mit den Worten: „Wenn wir einander lieben, bleibt Gott in uns und Seine Liebe ist vollendet in uns (1. Joh. 4, 12). So haben auch jene vier Männer nicht nur ihren Glauben, sondern auch ihre Gottesliebe an den Tag gelegt durch die tatkräftige Hilfe, die sie dem armen Kranken leisteten. Ohne ihren lebendigen Glauben hätten sie nicht die Schwierigkeiten zu überwinden vermocht, die sich ihrem menschenfreundlichen Vorhaben in den Weg stellten, — sie hätten aber auch nicht entfernt daran gedacht, sich einer so außergewöhnlichen Mühe für den leidenden Mitbruder zu unterziehen, wenn sie nicht von wahrer Nächstenliebe beseelt gewesen wären. Kurz, wir haben hier, wie oben gesagt, eine tatsächliche Illustration zu dem Gebote, das uns im Evangelium des verflochtenen Sonntags so ernst vorgehalten wurde: „Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst“ (Matth. 22).

Als der Herr ihren Glauben sah, sprach Er zu dem Sichtbrüchigen: „Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben!“ — So einfach lieber Leser, berichtet das Evangelium einen Vorgang, der Himmel und Hölle in Bewegung setzt! Es ist das erste Mal hier, daß Jesus angesichts einer großen Volksmenge von Seiner Macht der Sündenvergebung Gebrauch macht. Er offenbart sich hier als der „Menschensohn“, der vom Himmel gesandt ist, „um Sein Volk zu erlösen von seinen Sünden“ (Matth. 1, 21). Wenn daher nun heute zum ersten Male aus dem Munde Jesu das majestätische göttliche Wort vernommen wird: „Deine Sünden sind dir vergeben“ — so kann diese echt messianische Sprache nur den Unglauben befremden, während der Gelähmte und die den Herrn umgebende Volksmenge darin zweifellos ein neues Motiv fanden für ihren Glauben an Jesus, als den erwarteten Messias. Der Unglaube, mit dem Phariseer und Schriftgelehrten dem Messias überhaupt begegneten, hält sie auch hier ab, die so naheliegende Schlussfolgerung

zu ziehen, obwohl der Herr durch die nun folgende Heilung des Sichtbrüchigen Seine göttliche Macht in einer so augenscheinlichen Weise beweist. Er liefert ihnen den tatsächlichen Beweis, daß Er mehr sei, als selbst der größte Prophet, da Ihm eine Macht zuteilt, über die kein Mensch, sondern nur Gott allein verfügt.

Er liest nicht nur ihre geheimen Gedanken, die Er verweisend ihnen vorhält, sondern — um Sein Recht der Sündenvergebung noch deutlicher zu beweisen — legt Er ihnen die Frage vor: „Was ist denn leichter zu sagen: „Deine Sünden sind Dir vergeben! oder aber zu sagen: Stehe auf und wandle!“ — Sie sollen also selbst sagen, ob sie die Heilung des kranken Leibes für leichter halten, als die Heilung der kranken Seele; und wenn Er nun einen vollständig Gelähmten mit einem bloßen Worte zu heilen vermöge, so müsse Er doch eine übermenschliche, göttliche Kraft besitzen; wenn Er aber über göttliche Macht verfüge, so habe Er auch wahrlich die Gewalt, die Sünden zu vergeben.

Wie mögen sie gestaunt haben, lieber Leser, als nun auf das Machtwort des Herrn der arme Kranke sich gesund von seinem Schmerzenslager erhob! Aber auch das Erstaunen über diesen augenscheinlichen Beweis der göttlichen Macht des Herrn führt diese stolzen Pharisäer und Schriftgelehrten nicht zum Glauben an Jesum, als den Messias. Der Glaube ist ja nicht nur Sache des Verstandes, sondern vor allem auch des Herzens, des guten Willens. Wir gläubigen Christen aber, lieber Leser, schulden dem Herrn unendlichen Dank dafür, daß Er einst die himmlische Herrlichkeit verließ und unsere menschliche Natur annahm, „um Sein Volk zu erlösen von seinen Sünden“.

Musikdirektor P. Piel.

(Ein Gedenkblatt.)

Am frühen Morgen des 21. August d. J. schied der Oberlehrer des Lehrer-Seminars zu Boppard, Königl. Musikdirektor Peter Piel im Alter von 69 Jahren aus dem Leben. Es war der Sonntag, an dem unsere rheinischen Dörfer das Fest der Himmelfahrt der allersel. Jungfrau Maria feiern, zu deren Ehr' und Preis der Heimgegangene so oft und so begeistert, bis in seine letzten Lebenstage hinein, seine feingestimmte Harfe erklingen lassen. Wenn daher bei der unerwarteten Nachricht von dem Ableben des verehrten Freundes mir unwillkürlich der Gedanke kam, die erhabene Gottesmutter habe den Heimgang ihres frommen Sängers gerade für diesen ihren Ehrentag vom göttlichen Sohne erbeten, so wird der Leser mir das kaum verdenken wollen!

Peter Piel war zwar nicht geborener Kölner, — vielmehr erblickte er das Licht der Welt in Kessenich, bei Bonn, — aber schon im Jahre 1837 (also in seinem dritten Lebensjahre) waren seine Eltern, brave, schlichte Bürgerleute, nach der rheinischen Metropole übersiedelt; und so erklärt es sich leicht, daß zeitlich an ihm die joviale Eigenart des Kölners, zumal im engeren Freundeskreise, in der liebenswürdigsten Weise hervortrat.

Schon in früher Jugend schwärmte er für den Lehrerstand, dessen Pflanzstätte er einst werden sollte. Zu der hohen Beanlagung aber, die ihn für den Lehrerberuf besonders geeignet machte, gesellte sich eine außergewöhnliche musikalische Begabung, so daß der junge Piel, als er im Jahre 1854 als Alummus in das Lehrer-Seminar zu Kempen eintrat, alle Konseminaristen weit überflügelte. So kam es, daß er sofort nach Abschluß des Seminarstudiums dem bekannten und hochverdienten Seminar-Musiklehrer Jepsens als Hülfsl. Lehrer an die Seite gestellt wurde, von dessen origineller Art er mir später oft in der launigsten Weise erzählte, und dem er bis zu dessen Tode (1878) eine pietätvolle Freundschaft bewahrt hat.

Im Jahre 1868 erhielt Piel einen ehrenvollen Ruf an das neugegründete Lehrerseminar zu Boppard; Pädagogik und Musik waren die Hauptfächer, auf die sich seine reichsegnete Tätigkeit in dem neuen Wirkungskreise konzentrierte. Auch die Direktorstelle hat er im Laufe der Jahre wiederholt für längere Zeit interimistisch verwaltet. In welchem Ansehen er aber als Seminarlehrer bei seinen Kollegen stand, wofür hohes Maß von Verehrung und Liebe die Schüler — die früheren mit eingeschlossen — ihm entgegenbrachten, davon durfte ich mich persönlich überzeugen bei Gelegenheit seines silbernen Amtsjubiläums im Jahre 1881. Dieser „Bopparder Tag“ gehört zu den

angenehmsten Erinnerungen meines bisherigen Lebens. Da kamen sie alle von Nord und Süd und Ost und West, die einst als Schüler zu seinen Füßen gesessen, und konnten sich nicht genug tun in Lobeserhebungen ihres ehemaligen Lehrers und fanden kein Ende, wenn sie erzählen durften, wie der einzige Mann auch nach der Seminarzeit ihnen mit Rat und Tat unter die Arme gegriffen.

Die Art übrigens, wie ich mich damals in diese Jubelversammlung in Boppard eingeführt habe, war seltsam genug; denn ich kannte den Gefeierten „von Ansehen“ nicht einmal, war auch nicht eingeladen — nur führte ich seit Jahresfrist eine lebhaft korrespondenz mit ihm, die sich zwar um musikalische Fragen drehte, für ihn indes nur eine Last sein konnte: ich wollte eben vom Bopparder Meister lernen! Als ich nun in den Zeitungen die Ankündigung des Jubelfestes las, resolvierte ich mich kurz dahin, dem liebenswürdigen Manne bei dieser festlichen Gelegenheit auch einmal mündlich meinen Dank abzusprechen, nachdem ich es schriftlich schon wiederholt getan. So steckte ich denn an dem Festtage früh morgens ein, zu Ehren des Gefeierten komponiertes, kleines Lied in die Tasche, kaufte mir unterwegs auf dem Kölner Hauptbahnhofe einen hübschen Blumenstrauß und fuhr mutig gen Boppard. Der Eisenbahnzug hatte kaum die Station Remagen passiert, als die Sache schon anfang „interessant“ zu werden; denn mehrere, für längere oder kürzere Strecken mitfahrende Pastoren errieten leicht den Zweck meiner Reise, sobald sie nur das Ziel herausgehört hatten. Natürlich Staunen, ja Verblüffung über den jungen Mann da, der „ungeladen“ und noch dazu als „Unbekannter“ zu solchem Feste reiste! Das amüsierte mich selbstredend nicht wenig; und noch in späteren Jahren habe ich oftmals, bei gelegentlichen Besuchen in Boppard, die Keinen Erlebnisse dieser Eisenbahnfahrt in ebenso zum Besten geben müssen, — immer wieder namentlich zum Gaudium des jovialen Freundes. Der Leser will jedenfalls nun auch wissen, was sich an jenem Festtage in Boppard selbst abspielte. Ei, ich durfte sehr zufrieden sein; denn als meine Karte einen der Festordner ins Vestibül des Festsaales herauslockte, folgte ihm der Jubilar, der meinen Namen hatte nennen hören, schon auf dem Fuße, und nun gab es nicht nur eine ungemaine herzliche Begrüßungsszene, sondern ich wurde sofort in seine unmittelbare Nähe plaziert, zwischen seinen alten biederen Vater und den damaligen Domkapellmeister F. Könen. Was für Augen würden meine Reisegefährten wohl gemacht haben, wenn sie meinem Vorschlage, sich mir anzuschließen und mitzufeiern, gefolgt wären!

Alles in allem genommen rangierte Piel als Komponist im „Deutschen Cäcilienverein“ ohne Frage an erster Stelle. Zugegeben, daß einzelne Kompositionen anderer Meister mit hervorragenden Produktionen aus seiner Feder um die Palme streiten: in Summa ist er „der Meister“ geblieben! Und selbst! Unter seinen Mehrkompositionen ist diejenige, die er selber am höchsten einschätzte, vielleicht am wenigsten aufgeführt worden. Es ist die „Missa in pon. Ss. Apostolorum Petri et Pauli“, komponiert zum silbernen Priesterjubiläum des verewigten Kölner Domkapellmeisters F. Könen, gegen Ende der 70er Jahre. Als ich ihm einst von einer Aufführung derselben durch einen wadern Düsseldorfer Kirchenchor Mitteilung machte, sagte er mir, daß diese Komposition niemals im Dome zu Köln erklingen sei, obwohl sie zunächst für den Domchor geschrieben worden sei. Um so erfreulicher ist die Tatsache, daß die weitaus größere Mehrzahl seiner Tonhöpungen geradezu „die Reise um die Welt“ gemacht hat; eine Diözesan- oder Bezirksversammlung des Cäcilienvereins in Westdeutschland ist zudem nicht denkbar, ohne daß der Bopparder Meister zu Wort käme. Von seinen Kompositionen sind ca. neunzig (90) zur Verherrlichung unseres kath. Gottesdienstes geschrieben, darunter einige vierzig (40) Mehrkompositionen und ebenso viele andere Werke liturgischen Charakters. Die übrigen Kompositionen sind teils wieder religiösen Charakters, teils als Studienwerke für Seminaristen, jüngere Lehrer und Musiker verfaßt. Besondere Erwähnung verdient die von ihm edierte Harmonielehre, die nicht ohne Grund zu den besten Werken ihrer Art gezählt wird, und nicht minder die von ihm, im Verein mit seinem Schüler und Freunde P. Schmeß, verfaßte „Orgelbegleitung zum Ordinarium Missae“, ein Meisterwerk ersten Ranges. Sein „Schwanengesang“ sollte sein opus 114 sein: „Marienleben“ eine zur Jubelfeier der Verkündigung des Dogmas der Unbefleckten Empfängnis komponierte Kantate.

Nachdem der Meister bereits von staatlicher Seite durch Verleihung des Kronenordens und des Titels eines königlichen Musikdirektors ausgezeichnet worden, verlieh ihm der hochselige Leo XIII. gegen Ende des Jahres 1901 das „Kreuz pro Ecclesia et Pontifco“, als er gewissermaßen wieder Jubilar geworden war durch Er-

reichung der opus-Zahl Hundert als hervorragender Cäcilianischer Komponist.

Der Vereingte war für alle, die ihn näher zu kennen das Glück hatten, das Ideal eines Christen, eines Lehrers, eines Kirchenmusikers, und nicht zuletzt das Ideal eines treuen Freundes in guten wie in schlimmen Tagen. Ehre seinem Andenken!

Wie soll man ein Kind gewöhnen, die Tiere zu lieben.

Von J. Engell-Sünther.

Jedes Kind ist, sobald es überhaupt zu sehen und zu hören imstande ist, sehr aufmerksam auf alles, was vorgeht. Lange bevor es sprechen und gehen kann, betrachtet es die Handlungen und den Gesichtsausdruck der Personen seiner Umgebung genau, um ihnen zu gefallen, sich ihnen dankbar zu erweisen oder ihnen nachzuahmen, da es seine Abhängigkeit von seiner Umgebung fühlt. Daher sollte es nie hören und sehen müssen, daß ein Tier oder ein Mensch grob angeschrien, lieblos beiseite gestoßen oder gar geschlagen wird; sondern im Gegenteil sollte es stets nur freundliche Worte und liebevolle Handlungen sehen und hören; und es versteht sich, daß ihm selbst auch jede Plage erspart werden sollte. Man soll es weder Hunger noch Durst, weder Kälte noch Hitze leiden lassen, und soll ihm den nötigen Schlaf ungestört gönnen. Sobald es anfängt, einer Beschäftigung zu bedürfen, was etwa im vierten Monat der Fall ist, muß man ihm dergleichen (je nach dem Alter immer besser entwickelt) verschaffen. Während zuerst eine Klapper genügt, kann das Kind mit 8 Monaten schon mit Bausteinen kleine Versuche machen, an denen es Freude hat. In diesem Alter wird es auch schon mit Tieren spielen wollen, was man eine kleine Weile gern gestatten kann, damit aber sofort ein Ende machen muß, wenn das Kind dem Tiere (vielleicht unbedachtlos) wehtut, es an Ohren und Schwanz zerrt und dergleichen. Auch ist im Augenblick der bösen Tat ein tüchtiger Schlag auf die schuldige kleine Hand ganz angebracht. Ein kleiner Schreck kann da gar nicht schaden und mahnt am besten von Wiederholung ab, besonders, wenn man dann das Spielen mit dem Tiere für längere Zeit ganz verhindert. Man soll das Kind eben merken lassen, daß man sein Tun mißbilligt, und es nicht dulden will, weil es häßlich ist. Von eigentlicher Strafe darf jedoch keine Rede sein, da nicht Erbitterung, sondern bessere Einsicht erzeugt werden soll.

Hiernach steht es fest, daß ein Kind, welches mit 3 Jahren ein Vergnügen daran findet, irgend ein Tier zu quälen, dazu von seiner Umgebung (entweder durch schlechtes Beispiel oder durch Unachtsamkeit) angeleitet worden ist und folglich nur durch ein besseres Beispiel und richtige Beschäftigung entwöhnt werden kann, aber keineswegs durch Hunger oder Prügel, da solche Strafen immer nur als Ungerechtigkeiten empfunden werden und also nur Schaden können.

Daß es noch so viele erbarmungslose Menschen gibt, beweist am besten, wie verkehrt sie von ihrer frühesten Kindheit an behandelt worden sind. Wer in jeder Weise mit Liebe und Freundlichkeit zu friedlicher Beschäftigung gewöhnt ist, hat später einen wahren Abscheu vor allen Gewalttätigkeiten, die irgend einem lebenden Wesen Schmerzen bereiten können. Also muß ein dreijähriges Kind, wenn es richtig behandelt wurde, schon zur Liebe und Güte gegen Tiere und Menschen gewöhnt sein.

Das Lied vom armen Zickelein.

Von Paula Karsten (Charlottenburg)

(Nachdruck erwünscht.)

Zickelein, was klagest Du? seufzest Du? mederst Du?

Zickelein, was klagst Du? mederst Du so sehr?

Im dunkeln Stall mag ich nicht sein,

Ich suche Licht und Sonnenschein!

Darum, darum medre ich,

Medere, medre, med, med, med,

Darum, darum medre ich, medre ich immerzu!

Daß das Liedchen der kleinen Schar in der Schulkasse ein unbändiges Vergnügen bereitete, sah man an den lachenden Gesichtern und hörte man an den Stimmen, die sich die denkbar größte Mühe gaben, das Medern der Ziege so naturgetreu wie möglich ertönen zu lassen.

Da holte die Kirchenuhr weit aus, und mit tiefem Klange verkündete sie Lehrern und Kindern, daß es für heute genug

wäre. Mit kräftigem Strich zog Herr Kirbis noch einmal den Bogen über die Saiten, und dann legte er die Geige in den Kasten. Die Kinder beteten und drängten dann einander aus den Bänken, als könnten sie es gar nicht erwarten, ins Freie zu kommen. Wohlherzogen ging jedes einzelne aber erst zum Lehrer und verabschiedete sich.

„Bergeht also nicht, Kinder,“ sagte dieser freundlich, „warum Euer Zicklein so jämmerlich medert, wenn es vielleicht noch im Stall eingesperrt sein sollte, wenn Ihr zum Spielen ins Freie lauft. Nehmt es mit auf die Wiese oder den Wegrand. Zum Lohn und aus Dankbarkeit wird es Euch dann viel mehr Milch geben als sonst und sie wird auch viel besser schmecken.“

Einen Augenblick sah er ihnen nach, wie sie so fröhlich dahinstürmten oder ernst miteinander plaudernd von dannen gingen. Dann ward sein Gesicht sehr ernst. Er seufzte tief auf und fuhr mit der Hand über die Augen, als wollte er ein Bild verwischen, das sich ihm zeigte. Dann verließ er die Schulkasse und ging über den Flux in seine Wohnung. Als er die Tür öffnete, wandte ein kleines Mädchen, das am offenen Fenster in einem großen Armstuhl saß, ihm das überzarte Gesichtchen zu. Es war wohl zu bepreisen, daß es feucht schimmerte in den Augen des Vaters, der jeden Vormittag so viele frische, gesunde, zum Teil derbe Kindergesichter vor sich haben mußte, und dann immer zu seinem einzigen Kinde zurückkehrte, das so überaus zart und blaß war und von den Freuden des Kinderlebens so gut wie nichts kannte.

„Nun meine kleine Maria, ist Dir auch nicht die Zeit lang geworden?“ fragte der Vater zärtlich und drückte einen Kuß auf die weiße Stirn.

„O nein,“ antwortete die Kleine eifrig. „Ich habe so aufgeschpaßt und alles verstanden; und das Lied vom armen Zickelein hat mir so gefallen, und ich glaube, daß ich es ganz richtig singen kann.“

„Wollen wir es mal mit der Geige versuchen?“ fragte der Vater, glücklich, ihr eine Freude bereiten zu können.

„Ach bitte, ja!“ rief sie vergnügt und richtete sich ein wenig auf.

Dem Vater gab es einen Stich durchs Herz. Wie übermütig hatte das Lied vorhin gellungen, als drüben die Kinder es voll übersprudelnder Lebenslust sangen; wie schwermütig und tieftraurig trug es das zarte, weiche Stimmchen hier vor.

„Am Bergesabhang“, sang Maria, und sehnsüchtig schweifte der Blick über Tal und Hügel hin bis zu der hohen Bergkette am fernem Horizont, die noch mit Schnee bedeckt war. Die volle Mittagssonne schien darüber hin, daß die weißen Flächen wie ein Lichtmeer erglänzten.

„Hier ist es mir zu eng, zu klein“ — — —

Rattatata, rattatata!

Die Worte zum Vorgärtchen tat sich auf und ein kleines, bralles, pausbäckiges Mädchen kam herein, ein Wägelchen hinter sich herziehend.

„Magdalena!“ rief Maria beglückt.

Gleich darauf trat jene ins Zimmer, verlegen an der Tür stehen bleibend.

„Nun, Magdalena, was bringst Du uns?“ fragte der Lehrer freundlich.

Das kleine Mädchen machte nicht gerade den Eindruck, als ob es zu den ängstlichen und schüchternen Naturen gehörte. Der Respekt vor dem Lehrer kannte sie aber doch einen Augenblick an die Schwelle. Als Maria ihr aber so freundlich die Hand entgegenstreckte und sagte: „Komm doch, Magdalena!“ da leuchtete es hell auf in den braunen Augen, und legtere die Hand erst dem Vater reichend, sagte: „Ich habe das hübsche Lied gleich meinem Vater und meiner Mutter vorgesungen, und als ich im Garten war, habe ich gehört, wie meine Mutter gesagt hat: „Lehrers Maria ist selbst so ein armes Zickelein, das gewiß manchmal rechte Sehnsucht hat, mit den anderen Kindern auf der Wiese sein zu dürfen, anstatt alles Spiel immer nur vom Fenster aus mitanzusehen zu dürfen.“

Die Kleine ahnte nicht, wie wehe sie Vater und Kind mit diesen Worten tat, darum fuhr sie fröhlich fort: „Die Sonne scheint so schön. Maria soll nicht nur zusehen. Jetzt will ich sie in dem kleinen Wagen abholen, und dann kann sie bei uns bleiben.“

Wie die großen Augen Marias voller Freude und Dankbarkeit auf die kleine Gefährtin gerichtet waren. Wie heiß erfüllte oft das Verlangen ihr Herz, wenigstens ganz in der Nähe der spielenden Kinder sein zu dürfen. Den Wunsch danach hatte sie nie ausgesprochen. Das wäre ihr selbst zu ungebeuerlich erschienen. Während ihres ganzen bisherigen Lebens hatte es ja nur bei jeder Gelegenheit geheißt: „Das kann Maria nicht!“ — „Das darf Maria nicht!“ — „Dazu ist sie zu schwach!“ — „Dazu ist sie zu zart!“ — Sie war in der Tat vom ersten Lebensmoment ab ein richtiges Sorgen- und Schmerzenskind gewesen. Ihre Mutter war bei ihrer Geburt gestorben, und die Leute im Dorfe sagten: „Sie wird das

Kindchen nach sich ziehen.“ — Der Vater aber liebte das kleine Wesen doppelt, weil es das letzte Geschenk und eine so teure Erinnerung an sein geliebtes Weib war, und seine große, warme Liebe hielt die kleine Maria an seiner Seite fest. Des Lehrers Schwester war zu ihm ins Haus gekommen. Sie umgab das Kindchen mit aller ihr zu Gebote stehenden Liebe und Güte, da sie aber in immerwährender Angst und Sorge lebte, ihrem Schützlinge könnte irgend etwas schaden, so ward nie versucht, Marias Kräfte ein wenig zu wecken und zu stärken.

Der Lehrer wollte Magdalenas Wunsch gleich abschlagen. Er brachte es aber nicht übers Herz, als er die sehnsüchtigen und bittenden Blicke seines Kindes auf sich gerichtet sah. Er rief seine Schwester herein, um ihre Meinung zu hören. Er schroden hörte sie von dem Vorschlage. Sie unarmte ihre kleine Nichte zärtlich und sagte voller Besorgnis: „Daran denkt unsere liebe kleine Maria gar nicht. Dazu ist sie ja viel zu zart und schwächlich.“ — Der Vater sah jedoch, wie Verlangen und getäuschte Hoffnung die Augen seines Kindes mit Tränen füllten, die in schweren Tropfen über die schmalen blauen Wangen rollten, und mittheilig meinte er: „Es ist wirklich so sehr milde und warmes Wetter, vielleicht dürfen wir es einmal versuchen.“

„Und dann gerade mit diesem Wildfang?“ fragte Tante Dora und sah Magdalena ziemlich mißtrauisch an.

„Mit mir ist Magdalena nie Wildfang,“ rief Maria lebhafter als es sonst ihre Art war. — „Sie ist immer ganz sanft und behutsam mit mir. Und ich möchte doch auch so gern im Freien fröhlich sein,“ fügte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu.

Die beiden Kinder siegten schließlich. In Stiften und Dedern eingepackt, sah Maria im Wägelchen; Magdalena fuhr so sorgsam und vorsichtig, als ob sie lauter rohe Eier und zerliche Glaswaren in ihrem Gefährt hätte. Das war ein Jubel, als sie auf dem Spielplatz anlangten. Selbst die wildesten Knaben kamen auf Augenblicke zu Maria und gaben sich ungeheure Mühe, freundlich und fürsorglich das ihre dazu beizutragen, daß Maria auf irgend eine Weise an ihren munteren Spielen beteiligt werden konnte. Die kleinen Mädchen flochten ihr einen Kranz und setzten ihr auf das goldig schimmernde Haar und brachten ihr Sträußchen. Die Zicklein, die die Kinder zum Hüten mitgebracht hatten, kamen auch manchmal in übermüthigen Sprüngen herbei, betrachteten erstaunt den neuen Gast, beschmupperten die Blumen in den weißen, fast durchsichtigen Händchen und hoppelten wieder davon. Ihre edigen Bewegungen und ihr sonderbares Wesen machten Maria viele Male lachen.

Zu rechter Zeit fuhr Magdalena sie wieder nach Hause. — Da diese erste Ausfahrt so gut von statten gegangen war, schwand nach und nach die Aengstlichkeit und Besorgnis von Vater und Tante, und Maria ward ein ständiger und allgemein geliebter Gast auf dem Spielplatz. Maria gewann an Selbstvertrauen, bald fing sie an, Ansprüche an sich zu stellen; ein zarter rosa Schimmer bedeckte die sonst stets farblosen Wangen; sie mochte nicht mehr immer im Wagen sitzen und begann sich an den Spielen zu beteiligen oder mit den Zicklein zu spielen. Wie glücklich Vater und Tante über diesen Wechsel waren, könnt ihr euch wohl denken.

Da kam ein Tag, zu dem die Kinder im Dorf sich eine wunderhübsche Feier ausgedacht hatten.

Maria ward von ihrem Vater allein unterrichtet, weil es zu anstrengend für sie war, so lange auf der Schulbank zu sitzen. In letzter Zeit hatte es sich nun eingebürgert, daß an schönen Tagen die Kinder vor Beginn des Unterrichts kamen, Maria abholten, sie nach der Wiese fuhren, ihr unter dem großen Baum in der Mitte ein hübsches Plätzchen zurechtzumachen und ihr alle Ziegen zuführen. Die Tiere kannten sie ganz genau und folgten meist ihrer freundlichen, weichen Stimme. Für Ausnahmefälle hand der energische Herr über die Grenze zu springen, und da sie dies wußten, so richteten sie sich danach.

Stundenlang konnte Maria dem Treiben der munteren Tierchen zusehen, wie sie ruhig äßen, munter dahin sprangen, neckische Spiele trieben oder auch wohl manch hitzigen Kampf ausfochten. Schloß sie die Augen, so sah sie doch ganz deutlich die Gestalten groß und klein mit den ausdrucksvollen Gesichtern. Die großen fahlfarbenen mit dem langen Spießbart und dem scharfen Blicke, die ausjagen, als kämen sie eben vom Blodsberge; die kleinen zierlichen, weiß und schwarzen, die mitten im muntersten Treiben zu ihr gebüßt kamen, sie um ein paar Liebessungen baten und fröhlich wieder von dannen rasten; die graziösen braunen, die auf ein Haar ausjagen, wie kleine Rehlein; und dann ihre eigene kleine mit dem glänzenden schwarzen Fell, die Magdalenas Eltern ihr geschenkt hatten und der sie immer ein buntes Seidenband um den Hals schlang.

Wie staunte Maria über sich selber, als sie eines Tages den Bleistift in ihrer Hand über ein Blättchen Papier hinschreiben

sah und dann, als sich Strich an Strich fügte, eins ihrer Zicklein dastand, wie es lebte und lebte. Als sie es schäutern ihrem Vater zeigte, weil sie das Wunder gar nicht fassen und begreifen konnte, da traten ihm Tränen in die Augen, er schloß sein Töchterchen in die Arme, drückte ihm einen Kuß auf die Stirn und sagte voller Rührung: „Mein gottbegnadetes kleines Künstlermädchen, meine Maria! Ist Dir ein so herrlicher Erfolg geworden für das, was Du bisher im Leben entbehren mußt, dann wollen wir jetzt nie mehr traurig sein und klagen, nicht wahr, mein Liebling?“

Jetzt zeichnete Maria Ziegen um Ziegen. Diese schienen wirklich zu begreifen, wieviel sie zum Glücke ihrer kleinen Beschützerin beitragen konnten. In den verschiedensten Gruppen und den anmutigsten Stellungen standen oder lagen sie manchmal lange Zeit vor ihr. Oft hatte sie den Wunsch ausgesprochen, Farben und Pinsel zu besitzen, um ihren Wildchen die richtigen Töne geben zu können. Mehrere der Knaben und Mädchen aus dem Dorfe besuchten seit einigen Jahren die Schulen der nahen Stadt. Am Sonntag aber kamen sie nach Hause. Wie vergaßen sie Maria einen Besuch zu machen. Sie hatten es angeregt zu sammeln. Mit Jubel ward der Vorschlag angenommen. Auch die Aermsten gaben mit Freuden einige Pfennige dazu. Hatte sie Maria doch alle von Herzen lieb; und bei jedem hing ein Bild seines Zickleins über dem Bette und noch dazu mit einem reizenden Rahmen, denn Maria hatte es herausgefunden von gepressten oder getrockneten Blumen und Blättern die niedrigsten Rahmen herzustellen.

Nun war Marias Geburtstag, noch dazu an einem Sonntage. Am Nachmittage kamen die Kinder und brachten ihr die gemeinsamen Gaben: Zeichenpapier, Zeichenstifte, Farben und Pinsel. Sie war so glücklich, daß sie in der Nacht gar nicht schlafen konnte.

Einer der Lehrer in der Stadt hatte durch seinen Schüler von Ziegen-Maria, wie sie schon lange hieß, gehört und auch einige von ihren Wildchen gesehen. Er war damit zu einer berühmten Tiermalerin gegangen. Diese interessierte sich lebhaft für das kleine Dorfgenie, und eines Sonntags erschienen beide bei Lehrers. Als sie Abschied nahmen, war es abgemacht, daß die Malerin die Sommermonate bei Maria verleben und sie regelrecht unterrichten würde. Dies wiederholte sich ein paar Jahre hintereinander. Da erschienen auf Kunstausstellungen und in den ersten Kunsthandlungen Ziegenbilder, so fein, so sinnig angeordnet und ausgeführt, daß niemand daran vorüberging, ohne sie mit größtem Vergnügen zu betrachten. Wie oft ward es ausgesprochen: „Das muß jemand gemalt haben, der die Ziegen nicht nur mit den feinsten Augen sah, sondern mit freundlichem Herzen das Wesen, die Neigungen und den Charakter der Tiere erforschte.“

Nach und nach war Maria doch etwas kräftiger geworden. Als sie zum ersten Male den Preis für ein Bild zugehört erhielt, da weinte sie vor Freuden. Sie war so glücklich, und ihr Vater so stolz. Dann aber drang er darauf, daß sie eingehend mit einem bedeutenden Arzte über Marias Zustand sprachen. Der erklärte, daß seine Patientin nur sehr zart wäre und durch stärkende Bäder, richtige Diät und sonstige Lebensbedingungen ganz kräftig werden könnte. Natürlich wurden alle seine Ratschläge befolgt.

Maria kam jetzt auch häufiger in die Stadt, wo sie so schöne Dinge, besonders Kunstschätze, sah, von denen sie früher nichts ahnte. In einer Ausstellung künstlerischer Frauenarbeiten sah sie wundervoll gestickte Bilder, sogenannte Nadelmalereien. Das reizte sie für ihre geliebten Zicklein. Ihre feinen geschickten Finger stellten bald die reizendsten Ziegenbilder in Seidenstickerie fertig.

Das alles war von dem Lied vom armen Zicklein gekommen, daß Maria noch immer mit großer Vorliebe sang. Aber nicht mehr traurig und schwermüthig, sondern froh und vergnügt widerholte es im Hause oder auf der Wiese:

Ich suche Licht und Sonnenschein.

Ich kann im Frei'n nur fröhlich sein.

Darum, darum medre ich,

Medre, medre, med med med,

Darum, darum medre ich,

Medr' ich immerzu.

Magdalena blieb Marias liebste Herzensfreundin. Hätte der kleine Wildfang mit dem weichen Herzen damals nicht darauf gedrungen, daß die zarte Maria ihr anvertraut wurde, wer weiß, ob diese je mit den Ziegen so befreundet geworden wäre!

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 9.

Düsseldorf, den 2. Oktober.

1904.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten)

Neunzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus XXII, 1—14. „In jener Zeit trug Jesus den Hohenpriestern und Pharisäern folgende Gleichnisrede vor: Das Himmelreich ist einem Könige gleich, der seinem Sohne Hochzeit hielt. Er sandte seine Knechte aus, um die Geladenen zur Hochzeit zu berufen, und sie wollten nicht kommen. Ahermal sandte er andere Knechte aus und sprach: Saget den Geladenen: Siehe, mein Mahl habe ich bereitet, meine Ochsen und das Matvieh sind geschlachtet, und Alles ist bereit, kommet zur Hochzeit! Sie aber achteten es nicht, und gingen ihre Wege: Einer auf seinen Ackerhof, der Andere zu seinem Gewerbe. Die Uebrigen aber ergriffen seine Knechte, taten ihnen Schmach an und ermordeten sie. Als dies der König hörte, ward er zornig, sandte seine Kriegsvölker aus, und ließ jene Mörder umbringen und ihre Stadt in Brand stecken. Dann sprach er zu seinen Knechten: Das Hochzeitsmahl ist zwar bereitet, allein die Geladenen waren dessen nicht wert. Gehet also auf die offenen Straßen, und ladet zur Hochzeit, wen ihr immer findet. Und seine Knechte gingen aus auf die Straßen, und brachten alle zusammen, Gute und Böse: und die Hochzeit ward mit Gästen besetzt. Der König aber ging hinein, um die Gäste zu beschauen, und er sah daselbst einen Menschen, der kein hochzeitliches Kleid an hatte. Und er sprach zu ihm: Freund, wie bist du da hereingekommen, da du kein hochzeitliches Kleid an hast? Er aber verstummte. Da sprach der König zu den Dienern: Bindet ihm Hände und Füße, und werfet ihn hinaus in die äußerste Finsternis, da wird Heulen und Zähneknirschen sein. Denn Viele sind berufen, Wenige aber auserwählt.“

Wie bist Du da hereingekommen?

Am zweiten Sonntage nach Pfingsten lasen wir, lieber Leser, eine ähnliche Gleichnisrede im Evangelium. Es war das Gleichnis vom großen Abendmahl, das in seinem Grundgedanken mit dem ersten Abzug der heutigen Parabel übereinstimmt: daß nämlich an die Stelle der Juden, welche die Einladung zum Eintritt in das Reich Christi verschmähten, die Heiden berufen werden sollten. Allein dem heutigen Gleichnisse sind offenbar neue Züge eigen, die ihm eine ganz andere Richtung geben. Das wird sofort klar, wenn wir die Anwendung beider Gleichnisse vergleichen: in dem früheren sollte gezeigt werden, daß die, welche aus Gleichgültigkeit der ergangenen Einladung nicht folgen, vom Mahle ausgeschlossen bleiben, — während heute die Wahrheit betont wird, daß auch von denen, welche dem Rufe der Gnade folgten und sich einfanden, nur solche zum himmlischen Hochzeitsmahle zugelassen werden, die das hochzeitliche Kleid der Gnade besitzen.

Um das Gleichnis im einzelnen zu verstehen, muß man lieber Leser, auf die damals im Morgenlande herrschenden Sitten Rücksicht nehmen. Die Verheiratung der Söhne wie der Töchter geschah durch den Vater; dieser bestimmte dem Sohne die Gemahlin und der Tochter den Gemahl. Die Hochzeit wurde im väterlichen Hause gehalten; dahin brachte man im feierlichen Zuge die Braut, die begleitet war von den Verwandten und Freunden. Ein festliches Mahl bildete den Schluß der Feier. Die Einladungen zur Hochzeit erfolgten gewöhnlich zweimal, — das eine Mal früher, das zweite Mal kurz vor Beginn der Feier.

In unserm Gleichnis hier ist der einladende „König, der seinem Sohne Hochzeit hielt,“ der im Himmel thronende König der Könige, der himmlische Vater. Die „Hochzeit“ Seines eingeborenen Sohnes ist dessen Vermählung mit unserer menschlichen Natur in der Menschwerdung. Oft kehrt dieses Bild in der heiligen Schrift wieder: ja, ganze Abschnitte und Bücher derselben sind der Feier der Menschwerdung des Sohnes als Seiner bräut-

lichen, hochzeitlichen Vereinigung mit unserer menschlichen Natur gewidmet. Man denke nur an den 44. Psalm Davids, der die Herrlichkeit des göttlichen Bräutigams und der Ihm zur Rechten gestellten, im golddurchwirkten Gewande prangenden Königin, Seiner Braut, feiert — gar nicht zu reden vom „Hohen Lied“ Salomons.

Aber wie schön und wie bedeutungsvoll ist nicht auch dieses Bild! Wie hätte die Liebe unseres Gottes schöner ausgedrückt werden können: jene innige, unauflöbliche Vereinigung, die Er mit uns eingegangen, — die Erhöhung, die durch seine Menschwerdung unserer Natur zu Teil geworden, — endlich die treue, glühende Liebe und Anhänglichkeit, die wir Ihm, als dem Bräutigam unserer Seelen, schulden!

„Der König hielt seinem Sohne Hochzeit.“ Wir werden also hier in die Zeit versetzt, lieber Leser, wo die von Ewigkeit her beschlossene und von Anfang der Zeiten her vorausverkündigte Menschwerdung des Sohnes Gottes schon stattgefunden hat. Wer sind denn die „Knechte,“ die ausgesandt werden, um die Geladenen zur Hochzeit zu rufen? Und warum heißt es, daß die also Verufenen schon geladen waren?

Da die Hochzeitsfeier schon bereitet — also die Menschwerdung des ewigen Gottessohnes schon erfüllt ist — sind wohl unter diesen ersten Knechten, die entsandt werden, der Vorläufer Johannes, der Täufer, und dessen Gesinnungsgeossen (z. B. der alte Simeon) zu verstehen. Die Knechte „laden ein zur Hochzeitsfeier,“ d. h. sie verkünden laut und bezeugen: Dieser (Jesus) ist es, der da kommen sollte, und den die Völker erwartet haben: Er ist das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünden der Welt; tuet daher Buße und glaubt an Ihn, auf daß Ihr in seinem Namen die Vergebung Eurer Sünden, den Frieden der Seele und das ewige Leben erlangt! — Waren die also Verufenen denn schon früher geladen worden? Ganz gewiß, lieber Leser, durch Moses und die Propheten, die lange im Voraus auf Christus hingewiesen und zum Glauben an Ihn eingeladen hatten. — „Aber sie wollten es nicht hören,“ denn wenn auch einige auf die Bußpredigten des Johannes sich bekehrten und an Christus glaubten, so waren ihrer doch so wenige, daß sie

im Vergleiche mit der großen Masse der Unbefehrten und Ungläubigen kaum in Betracht kamen. Diese waren zu irdisch gesinnt, als daß sie der Einladung zum Eintritt in das Reich Gottes Folge geleistet hätten.

„Anderere Knechte“ werden nun ausgesandt, welche die Einladung zu dem schon bereiteten Hochzeitsmahle dringender wiederholen sollen: es sind offenbar die Apostel und Jünger Jesu, die zuerst zu den Juden, dann aber, nach der Himmelfahrt des Herrn, zu allen Völkern des Erdkreises gesandt wurden. Im Großen und Ganzen verschmähten die Juden die wiederholte Einladung: „Sie achteten es nicht und gingen ihrer Wege.“ Ja, die übrigen ergriffen sogar die Apostel, einen Jakobus, einen Petrus, einen Stephanus, einen Paulus, mißhandelten oder töteten sie, — eine schmachvolle Behandlung des himmlischen Königs, die durch die Zerstörung Jerusalems ihre Sühne finden sollte.

Die dritte Sendung folgt. Es wird hier nicht gesagt, daß andere Knechte gesandt worden seien — es sind vielmehr dieselben Apostel und selbstredend deren Schüler und Nachfolger, die auf die offenen Straßen d. h. zu den heidnischen Völkern gingen und ganze Scharen von ihnen der Kirche Gottes zuführten: „Gute und Böse“, d. h. unter diesen Scharen waren leider auch viele, die den irdischen Sinn, von dem sie bis dahin beherrscht waren, nicht ablegen wollten. Wird ihre bloß äußerliche Zugehörigkeit zum Reiche Gottes auf Erden sie berechtigen zur Teilnahme am Hochzeitsmahle der himmlischen Seligkeit?

Die Antwort hierauf gibt uns der Schlussteil des Gleichnisses. Noch heute ist es im Morgenlande Sitte, daß die Könige den zu ihren Festen Geladenen Prachtgewänder (Kostans) senden und so auch den weniger Begüterten den Zutritt zu den glänzenden Hoffesten ermöglichen. So war auch in unserer Parabel den Gästen zugleich mit der Einladung ein Festgewand überbracht worden, und der König mußte es daher als eine große Beleidigung auffassen, wenn einer der Anwesenden das Königskleid verschmäht hatte.

„Freund, wie bist Du da hereingekommen, da Du das hochzeitliche Kleid nicht trägst?“ Diese Frage war also vollauf berechtigt; aber ebenso berechtigt ist das folgende schreckliche Urteil. — Auch wir, lieber Leser, sind vom himmlischen Könige zur Hochzeitsfeier Seines Sohnes eingeladen, und wir um dieser Einladung gefolgt. Auch uns ist das hochzeitliche Kleid der Gnade (in der Taufe) gereicht worden, das uns zur Teilnahme am Hochzeitsmahle der ewigen Seligkeit berechtigt. Sorgen wir durch ein wahrhaft christliches Leben — zumal durch öfteren und würdigen Empfang der hl. Sakramente — daß wir mit „zu den wenigen gehören, die auserwählt sind.“ da sie bei ihrem Lebensende jenes „hochzeitliche Kleid“ der Gnade tragen.

S.

A.K. Eine Bestätigung geschichtlicher Angaben der Genesis.

Aus dem Dunkel, welches bisher über der Urgeschichte Kleinasiens lag, tritt dank den Ausgrabungen auf kleinasiatischem (syrischem) Boden vorab von Soudschirli, jetzt einem unscheinbaren Kurdendorf am Ostfuße des nördlichen Amanus (Gaur-Dagh) in Nordsyrien allmählich ein neues Volk in den Gesichtskreis der Gegenwart, welches in dem Völkergeschiebe des alten Weltasiens eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat.

Das sind die Sittiter (hebräisch: Chittim, ägyptisch: Abiti, assyrisch: Chatti). Sie werden im Alten Testament vorab im 1. Buch Moses erwähnt als zur Zeit Abrahams im südlichen Palästina ansässig. Von Ephron dem Sittiter kauft z. B. Abraham die Höhle Machpela als Erbbegräbnis und Esau holt sich zwei Frauen aus den Sittiterinnen. Weitere Kenntnis dieser Völkergruppe geben uns noch die ägyptischen und assyrischen Denkmäler.

Neuerdings hat man gemeint, die diesbezüglichen die Sittiter betreffenden Mitteilungen des Alten Testaments, zumal wegen des Umstandes, daß die Sittiter so weit

nach Süden verlegt werden, als unzulässig beiseite schieben zu dürfen. So z. B. Messerschmidt, die Sittiter, Leipzig 1902 (der Alte Orient, 4. Jahrg., S. 3), welcher ziemlich sicher erklärt:

„Die Nachrichten des Alten Testaments, durch die die Bekanntschaft mit dem Namen der Sittiter weiteren Kreisen bisher in der Hauptsache vermittelt wurde, stehen den Vorgängen zeitlich und örtlich viel zu fern und sind zu unbestimmt, als daß sie brauchbares Material hinzubringen.“

Jetzt tritt auf einmal ein erster Fachmann in der Ägyptologie, Professor Sance, für die Anwesenheit der Sittiter in Südpalästina ein. Wie wir der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ (Nr. 205 vom 7. Sept. 1904) entnehmen, schreibt er in der „Expository Times“ vom Juli:

„Vor einigen Jahren hat Brugsch auf die Stele (Säule) im Louvre aufmerksam gemacht, in der Montu-Nesu, ein ägyptischer Beamter unter den zwei ersten Königen der XII. Dynastie, von den „Palästen der Ahetau“ oder Sittiter spricht, als eines Volkes, das in der Nachbarschaft der Montu und Heruscha, somit im südlichen Grenzlande der Palästinas, niedergeworfen wurde. Später hat man das Vorkommen des Namens der Sittiter in dieser Steleninschrift geleugnet und ich wurde dadurch abgehalten, sie heranzuziehen, als ich die Frage der Anwesenheit der Sittiter im Süden von Canaan behandelte. Nunmehr hat der Ägyptologe Percy Newberry einen neuen Abklatsch der Inschrift gemacht, und sagt mir, daß Brugsch vollständig richtig gelesen hat und das Land der Sittiter in dem Text wirklich erwähnt ist.“

Damit wären die Angaben der Genesis durch die Monumente bestätigt und deren Leugnung unhaltbar geworden.

Schlechte Lektüre.

Christliche Jugend! willst du fromm und gut bleiben, so mußt du besonders bezüglich der Lektüre die Grundsätze des Glaubens beobachten: Du darfst niemals ein schlechtes Buch, sollst aber gerne gute und lehrreiche Bücher lesen. Um dich hierzu zu ermuntern, lasse ich einige belehrende Worte über den Schaden der schlechten Presse folgen.

Die schlechte Presse ist das kräftigste Mittel des Teufels, um Verstand und Herz zu verderben; die schlechte Presse ist der mächtigste Hebel in den Händen der Gottlosen, um den Glauben und die Religion zu bekämpfen und zu unterdrücken. Schlechte Bücher und schlechte Zeitungen vergiften den Verstand des Menschen durch Verbreitung von Irrthümern und falschen Anschauungen: einige predigen den Unglauben ganz offen, andere mehr versteckt, alle sind voll Haß gegen die katholische Kirche. Die Bischöfe und Priester werden von ihnen bei jeder Gelegenheit durch Lügen und Verleumdungen, durch Hohn und Spott herabgesetzt; Gebet, Anhörung des göttlichen Wortes, öfterer Empfang der hl. Sakramente, Bruderschaften, Wallfahrten, Missionen, Exercitien, kurz alle religiösen von der Kirche empfohlenen Uebungen werden angegriffen und lächerlich gemacht, als „Heuchelei“, „Ueberspanntheit“, „Bigotterie“, „Betschwehsterei“ und dergl. bezeichnet.

Schlechte Bücher und Schriften vergiften ferner das Herz der Menschen durch Bekundung und Begünstigung schlimmer Begierden und Leidenschaften. Sündhafte Verhältnisse, Laster und Verbrechen aller Art werden nur als menschliche Schwachheiten oder gar als erlaubt und edel hingestellt, die Genußsucht wird auf alle mögliche Weise befördert.

Es ist nicht erlaubt, solche Bücher und Schriften zu halten und zu lesen; denn wer sie hält und liest, begeht eine vielfache Sünde: er sündigt gegen Gott weil er das erste und sechste Gebot Gottes nicht befolgt, worin verboten wird, glaubensfeindliche und unsittliche Bücher oder Schriften zu lesen, er versündigt sich auch gegen die Kirche, weil er ihr ausdrückliches Verbot nicht beachtet, schlechte Bücher zu lesen oder auch nur aufzubewahren; er versündigt sich ferner gegen den Nächsten, dem er durch das Halten schlechter Schriften und Zeitungen ein böses Beispiel gibt und den er unterstützt in seinem verderblichen Wirken, durch die schlechte Presse Religion und Sittlichkeit zu untergraben; er versündigt sich endlich gegen sich selbst, denn er setzt sich der größten Gefahr aus, die Unschuld, seine religiöse Gesinnung und selbst den Glauben zu verlieren. Es ist eine unleugbare Tatsache, daß der Umgang mit gottlosen und verdorbenen Menschen sehr gefährlich ist. Nun sind aber die Schriften der Gottlosen oft noch weit gefährlicher, als ihr Umgang. Wenn man nämlich häufig mit ihnen verkehrt, so merkt

man gar bald, daß sie nur um des Geldes willen oder um ihren Haß gegen die Religion auszulassen, ihre Schriften verfassten; man sieht die Laster und Ausschweifungen, denen sie ergeben sind; und das ist ein Gegengift, es schwächt den Eindruck, den sonst ihre Reden machen würden.

Ganz anders verhält es sich mit dem Leser ihrer Bücher und Schriften. Da bemerkt man wenig oder nichts von ihren Laster. Die schlechten Bücher sind nicht selten mit großer Gewandtheit geschrieben und so gehalten, daß sie den Leser für den jeweiligen Verfasser einnehmen, der alles aufgebietet hat, um seinen falschen Grundfäßen durch eine angenehme Einleitung leichter Eingang zu verschaffen, um durch anziehende Schilderungen, reizende Darstellungen oder auch durch Spott das Urteil des Lesers irre zu führen. Das Gift wird in einer goldenen Schale und in kleinen Dosen dargereicht. Man hat beim Lesen Zeit, über das Gelesene nachzudenken, Glaubenszweifel und sinnliche Versuchungen werden dadurch wachgerufen, man hält sich darin auf, man grübelt darüber nach und so dringt das Gift unvermerkt immer tiefer und tiefer in die Seele ein und raubt dem Menschen Glauben, Schamhaftigkeit und gute Sitte.

Was der Mutter treue Liebe, was des Vaters fromme Sorgfalt, was des Lehrers warmer Eifer Jahre lang aufbaute, das reißt der Kluch eines einzigen gottlosen Buches nicht selten in einer Stunde nieder. Diesen unseligen Büchern und Zeitungen, mit denen die Welt förmlich überflutet ist, ist es größtenteils zuzuschreiben, daß es heutigen Tages in religiös-sittlicher Hinsicht so überaus traurig aussieht. Wie manche Herzen hätten ihre Unschuld nicht eingebüßt, wie manche Familie wäre noch glücklich und zufrieden, wie manche brave und tüchtige Jünglinge wären nicht um den Glauben gekommen, wenn man nicht nach gottlosen Schriften gegriffen hätte.

Darum lies nie ein Buch, das deinen Glauben angreift oder deine Unschuld gefährdet. Lies nie ein Buch, und wenn es auch noch so schöne Titel und noch so schöne Ausstattung hat, bevor du dich überzeugt hast, daß es ein gutes sei. In zweifelhaften Fällen frage einen gewissenhaften Mann, z. B. einen Priester darüber um Rat.

Sage nicht, daß diese Bücher mit viel Geist und Wit geschrieben seien, daß du bloß zu deiner Ausbildung darin liesest, um die Hierlichkeit, der Schreibart und die Reinheit der Sprache zu erlernen. Ich antworte dir mit dem hl. Augustin: „Daß ist ein Kunstgriff des Teufels sei und daß man durch die schlechten Bücher nicht besser werde, sondern lasterhafter leben lerne, und durch die unterhaltenen Schriften sich gefährliche Bilder sammle und dreist genug werde, das Böse ohne Scham auszuüben.“ Ich antwortete dir, daß du wahre Wissenschaft auch aus guten Büchern erlernen kannst, ohne sie aus diesen vergifteten Quellen schöpfen zu müssen. Hast du diese vielleicht schon alle gelesen? Sage nicht: Mir schadet das nicht. Der Glaube und ebensolche Unschuld ist eine Gnade und kann nicht ohne Gnade bewahrt werden. Schlechte Schriften lesen heißt also, die Gnade verachten und sich selbst überheben, und das ist der Anfang des Falles, das Blatt gleich weglegen, wenn ich Schlechtes darin finde. Der — Laß dich auch nicht täuschen durch den Gedanken: Ich werde angeregte Wortwitz würde stärker sein als die besten Vorträge.

Lieber junger Freund! nochmals bitte ich dich: Fliehe die schlechten Bücher. Solltest du vielleicht ein solches besitzen, so wird es sogleich trotz seines schönen Einbandes, unbarmherzig ins Feuer, gemäß der Beispiele der ersten Christen von welchen es heißt: „Viele aber von denen, welche sich auf abergläubische Dinge verlegten, brachten die Bücher zusammen und verbrannten sie vor allen. Man berechnete ihren Wert und fand ihn zu 50 000 Denaren.“

Lies aber nicht bloß selbst kein schlechtes Buch, sondern suche, wenn du Gelegenheit hast, durch Belehrung auch auf andere einzuwirken, daß sie die schlechte Presse bekämpfen. Du übst dadurch ein vorzüglich gutes Werk, der liebe Gott wird dich reichlich dafür belohnen.

Das Tischgebet.

In Wien lebte vor einer Reihe von Jahren ein Schuhmacher, der sich und seine Familie durch fleißige Arbeit redlich ernährte. Er wurde aber krank, bekam die Auszehrung, siechte lange Zeit hin und starb endlich, und weinend stand die Witwe mit fünf Kindern am Sarge ihres Ernährers. Sie suchte zwar durch angestrengte Arbeit den notdürftigsten Lebensunterhalt zu gewinnen; aber ihr Verdienst reichte nicht aus. Ein Hausgerät nach dem andern mußte verkauft werden, und als am Ende des Jahres die Wohnungsmiete nicht bezahlt werden konnte, trieb der Hausbesitzer die Armen mitten im Winter aus dem Hause, und so mußten sie froh sein, bei einem mitleidigen Handwerker in einem Dachstübchen ein Unterkommen zu

finden. Da lebten sie denn in Hunger und Kälte; nur wenige reichten ihnen zuweilen eine kleine Gabe. Aber die Mutter verlor das Vertrauen auf Gott nicht. Täglich ermahnte sie ihre Kinder, recht andächtig zu beten: „Vater unser, der Du bist im Himmel,“ und wenn sie dann aus dem Munde der hungernden Kleinen die Worte hörte: „Gib uns heute unser tägliches Brod!“ da traten ihr die Tränen in die Augen.

Das Elend sollte aber noch größer werden: Kummer und Not machten die Mutter krank, und ganz hilflos schien die Familie dem Hungertode preisgegeben zu sein. Da sagte die Mutter eines Morgens, als die hungernden Kindern um Brod weinten, zu ihrem ältesten Knaben: „Franz, schau, ob man dir nicht irgendwo ein Stück Brod schenkt.“

Gehorsam, aber schweren Herzens ging der Knabe durch die Straßen; er hatte noch nie gebettelt. Endlich trat er in einen großen Kaufladen und bat weinend um etwas Brod. Ein Ladengehülfe fuhr ihn an: „Bettelbuben bekommen hier nichts.“ Als er sich eben entfernen wollte, kam der Kaufmann hinzu und gab ihm, als er den Sachverhalt vernommen hatte, einen Gulden mit den Worten: „Da, kaufe für die Hälfte des Selbes Brod und Fleisch die andere Hälfte bringst du mir zurück.“ Voll Freude lief Franz davon, während der Gehülfe sagte: „Na, der Junge vergißt gewiß darauf den halben Gulden zurückzubringen.“ Doch nach wenigen Minuten kam Franz wieder, Fleisch und einige Stücke Brod in der einen, das Geld in der anderen Hand, das er dem Kaufmann mit herzlichem Dank für das Geschenkte übergab.

Der Kaufmann, erfreut über die Ehrlichkeit des armen Jungen, sah ihn durchs Ladenfenster nach und gewährte da etwas das ihn tief ergriff. In seinem großen Hunger blieb Franz einige Schritte weit von dem Hause stehen und brach sich von einem Brode ein Stück ab, um es zum Munde zu führen. Aber plötzlich hielt er inne, bekreuzte sich und faltete die Hände, dann erst schob er das Stück in den Mund. Gerührt rief der Kaufmann, ein Wiener von altem Schlag, den Knaben zurück und erkundigte sich um die Verhältnisse des Knaben, fragte nach seiner Wohnung und schenkte ihm dann noch den andern halben Gulden. Mit welcher Freude Franz nach Hause lief, läßt sich denken.

Abends stand plötzlich der Kaufmann in dem Dachstübchen der Armen und wurde von dem Elend, das da herrschte, so tief ergriffen, daß er beschloß, ihm ein Ende zu machen. Er gab der Witwe Geld, schickte ihr einen Arzt und Lebensmittel, sorgte dann dafür, daß die Kinder in braven Familien untergebracht wurden, und den Franz nahm er selbst zu sich, da er weder Frau noch Kinder hatte. Der Knabe machte sich durch Verliebtheit, Sittsamkeit und Gehorsam der ihm erwiesenen Wohlthaten würdig. Sein Wohlthäter, bei dem er die Kaufmannschaft erlernt hatte, übertrug ihm nach und nach die wichtigsten Arbeiten und machte ihn später, als er selbst an einem langwierigen Gichtleiden erkrankte, zu seinem Geschäftsführer und Vertreter.

Es war damals eine schlimme Zeit für die Handelsgeschäfte, manches große Kaufhaus ging zu Grunde und zog andere in das Verderben hinein; aber Franz wußte mit großer Geschicklichkeit seinen Herrn vor jedem schweren Verluste zu bewahren und gewann dadurch, und indem er seine freie Zeit nur bei seinem kranken Wohlthäter zubradte, dessen Liebe und Vertrauen in immer höherem Maße.

Eines abends, als Franz wieder bei dem Kranken saß, sprach dieser: „Du bist jetzt 15 Jahre bei mir und mir so lieb wie ein Sohn. Ob ich wieder gesund werde, weiß Gott allein. Aber für den Fall meines Todes möchte ich meine Nichte Rosalie, die seit dem Tode ihrer Eltern ganz allein in der Welt dasteht, unter dem Schutze eines braven Mannes wissen.“

Franz errötete bei diesen Worten, denn er hatte Rosalie öfter am Krankenbette ihres Onkels gesehen und sich von ihrem anmutigen, bescheidenen Wesen mächtig angezogen gefühlt. Er gestand dies seinem Herrn, setzte aber hinzu, daß er nie gewagt hätte, die Nichte eines so reichen Mannes zur Frau zu begehren. „Nun, was das anbetrifft,“ sagte der Kranke lächelnd, „brauchst du dir keine Skrupel zu machen. Ich bin gesonnen, dir mein ganzes Geschäft und Vermögen zu überlassen, und daß Rosalie nichts dagegen hat, deine Frau zu werden, das weiß ich bereits aus ihrem eigenen Munde.“

Nicht lange darauf wurden Franz und Rosalie ein glückliches Paar; noch glücklicher dadurch, daß Gott den wackern Kaufmann wieder gesund werden ließ. Oft sagte Franz in späteren Jahren, wenn er seine Kinder zu Fleiß und Frömmigkeit ermahnte: „Mein Lebensglück verdanke ich durch Gottes Fügung hauptsächlich dem Tischgebet, welches ich als armer hungriger Knabe vor dem Genuß eines Stückchen Brod vor diesem Hause verrichtete, in welchem wir jetzt wohnen.“

Chinesisches Heerwesen.

Ein auswärtiger militärischer Berichterstatter schreibt der *Vol. Corr.*: Bei Erörterung der Möglichkeiten die im weiteren Verlaufe des ostasiatischen Krieges eintreten könnten, wurde begreiflicherweise auch die Wehrmacht Chinas in Betracht gezogen und dabei vielfach den chinesischen Truppen jeder soldatische Wert abgesprochen. Diese Ansicht ist entschieden falsch. Wegen sie sprechen schon die Tatsachen, daß lange Jahre deutsche Instrukteure in China das mühevollste Werk ernstlicher militärischer Arbeit in Händen hatten und daß seit zwei Jahren nahezu 200 japanische Offiziere in chinesischen Diensten stehen, um der Nachbarnation eine brauchbare Armee zu erziehen.

Um sich ein zutreffendes Bild von dem auch heute noch etwas komplizierten Heerwesen in China und von den zur Landesverteidigung verwendbaren Truppen zu verschaffen, tut man am besten, wenn man zwischen der alten und der neuen Armee streng unterscheidet und jede für sich der Kritik unterzieht. Zur alten Armee gehören, abgesehen von dem mongolischen Landsturm und der tibetanischen Miliz, die hier außer Betracht bleiben können, die Mandchu- oder Bannertruppen und die Truppen „der grünen Fahne“ oder Provinzialtruppen. Die Bannertruppen, ursprünglich die Nachkommen der ehemaligen Juching-Armee der Mandchus aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts, sind zwar eine Kriegerkaste geblieben und stehen auch heute noch unter den Befehlen der kaiserlichen Gouverneure, haben aber im Laufe der Zeit durch Aufnahme von Mongolen und Chinesen die Reinheit der Rasse und damit auch ihren früheren kriegerischen Geist vollständig verloren. Ihre Stärke wird auf dem Papier mit 200 000 Mann angegeben, doch dürfte sich in Wirklichkeit kaum mehr als 80 000 Mann zusammenfinden, von denen 2000 Mann zur Besatzung von Peking gehören. Noch schlechter als mit diesen Truppen des alten Heeres ist es mit den Provinzialtruppen bestellt, die als Reste einer um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts geschaffenen stehenden Armee anzusehen sind. Dieselben sind über die achtzehn älteren Provinzen des chinesischen Reiches verteilt und stehen unter den Befehlen und zur freien Verfügung der betreffenden Generalgouverneure. Ueber die tatsächliche Stärke dieser Truppen lassen sich genaue Zahlen nicht aufstellen; angeblich sollen 400 000 Mann vorhanden sein, doch steht fest, daß die Provinzialverwaltungen die hohen Ziffern bezweigen, angeblich, damit sie der Regierung in Peking einen möglichst hohen Betrag für ihren Unterhalt in Rechnung stellen können, der dann zum großen Teile wieder ihren eigenen Taschen zugute kommt. Militärischen Wert besaßen die Truppen als Ganzes bisher nicht, und ihrer Bestimmung, „zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung im Lande beizutragen“, kamen sie gar nicht nach.

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß die Mehrzahl der vorgenannten Herreste keinen Anspruch auf eine kriegsbrauchbare Truppe erheben konnten und daß daher eine ganz neue Armee auf moderner Basis geschaffen werden mußte, wenn das militärische Ansehen des Reiches der Mitte irgendwelche Bedeutung gewinnen wollte. Zur Lösung dieser schwierigen Aufgabe wurde der alte Ni-Sung-Tschang berufen, der sich schon oft als Retter in der Not bewährt hatte, und dessen Einfluß es auch früher bereits gelungen war, die ersten deutschen Instrukteure für die Ausbildung des chinesischen Heeres zu gewinnen. Unter solcher Leitung wurden nach und nach aus den besten Elementen der Banner- und der Provinzialtruppen zwei Armeen formiert, die unter der Bezeichnung Peihangarmee (in der Provinz Petchschil) und Hupeharmee (in der Provinz Hupeh am Mittellauf des Yangtse) den Kern des heutigen chinesischen Heeres bilden und bestimmt sind, die Wehrkraft des Landes einer neuen Wäلتzeit entgegenzuführen. Ni-Sung-Tschang hat die Vollendung seines Werkes nicht erlebt, denn er starb, als es die ersten Früchte zu tragen anfing und Zucht und Ordnung in die Reihen der neu zusammengestellten Truppen kamen. Aber Tschangsching, der jetzige Generalgouverneur der Provinz Hupeh, wie Hanschiklai, der gegenwärtige Vizekönig von Petchschil, haben die Arbeit Ni-Sung-Tschangs mit großem Eifer aufgenommen und sollen es, unterstützt durch zahlreiches japanisches Ausbildungspersonal, sowie mit Hilfe eigener Militärschüler, bereits zum Teile zu ganz achtbaren Resultaten gebracht haben. Besonders hervorgehoben werden die Erfolge Tschangschings, dessen Armee mit dem Standort Wutang, in der Stärke von 7700 Mann und 60 Geschützen gegenwärtig für die Elite des chinesischen Heeres gilt. Doch auch die Peihangarmee erfreut sich eines guten Rufes, nur fehlt ihr noch die Gleichmäßigkeit in der Ausbildung und die damit zusammenhängende Gleichwertigkeit ihrer militärischen Leistungen. Zum Teile liegen diese Mängel darin, daß die acht Gruppen, in die sich die Armee gliedert, sehr weit voneinander garnisonieren und sich noch nicht für jede Gruppe geeignetes u. ausreichendes Lehrpersonal hat finden lassen. Am besten ausgebildet von dieser Armee, deren Gesamtstärke sich auf 37,000 Mann mit 194, zum

Teile neuen Geschützen beziffert, sollen die Truppen Nordchinas sein, die mit 9030 Mann und 48 Geschützen in Baotingfu ihren Friedensstandort haben und gegenwärtig die Grenzbesatzung gegen Rußland am Liaoho bilden. Sie würden mit hin auch diejenigen Truppen sein, auf deren Unterstützung die Japaner in erster Linie rechnen können, falls es je zu einem Bündnisse zwischen den beiden verwandten Nationen kommen sollte. Auch der rechte und der linke Flügel des Huweikorps zwei andere Gruppen der Peihangarmee, die mit zusammen 16 280 Mann und 82 Geschützen in Peking, Nutschang und Tungsichou stehen, werden gerühmt, nachdem sie in letzter Zeit durch japanische Offiziere eingeerzert worden sind. Das „starke Korps“, das Huweikorps und das „tapfere Korps“, die zusammen etwa 9000 Mann zählen, sollen in ihrer Ausbildung noch am weitesten zurück sein, angeblich weil die als Lehrer fungierenden chinesischen Militärschüler noch zu jung und unerfahren für ihr schwieriges Amt sind.

Allem Anscheine nach sind die maßgebenden Peking Kreise durchaus nicht gewillt, auf dem einmal beschrittenen Wege stehen zu bleiben oder etwa sich mit den bisherigen Erfolgen zu begnügen. Vielmehr beweist ein erst kürzlich erfolgter Erlass, welcher anordnet, daß von den Provinzialtruppen sämtlicher chinesischer Provinzen die besten Offiziere und Unteroffiziere sowohl zu der Peihang- wie zu der Hupeharmee abzukommandieren seien, um nach beendeter Ausbildung als Instrukteure bei den Provinzialtruppen verwendet zu werden, daß die angebahnten Heeresreformen auf alle Provinzen des Kaiserreiches ausgedehnt werden sollen, sobald ein genügender Stamm an Ausbildungspersonal vorhanden sein wird. Die militärischen Rüstungen Chinas, die Arbeit an der Verbollkommnung seines Heerwesens und die erreichten Resultate stehen nach alledem durchaus nicht auf so niedriger Stufe, wie man nach Berichten aus früheren Zeiten immer noch anzunehmen geneigt ist. Ist das Reformwerk auch noch nicht vollendet, so empfiehlt es sich doch, dasselbe aufmerksamen Auges zu verfolgen, um nicht zu schiefen Urteilen zu kommen.

Allerlei.

— Die japanischen Lebensretter des Zaren. Dem *Daily Express* wird aus Kobe in Japan folgendes Geschichtchen berichtet: „Der französische Gesandte in Tokio hat die jährliche Pension übermittleit, die der russische Kaiser den beiden Nitscha-Kulis auszahlen läßt, die bei der Reise des Zaren in Japan dessen Leben retteten. Man wird sich entsinnen, daß damals, als der Zarewitsch den Ort Otsu am Ufer des Sees Biwa besuchte, ein verrückt gewordener Polizist sich mit gezogenem Säbel auf ihn stürzte. Die beiden Nitscha-Kulis waren nicht unerheblich an der Rettung des russischen Thronfolgers beteiligt, und der Zar erwies sich dankbar, indem er den Leuten jährlich eine Pension auszahlen ließ, die den Kulis ermöglichte, in angenehmer Wohlhabenheit zu leben. Als der Krieg ausbrach, sprachen die beiden Kulis ihre Befürchtung aus, daß sie nunmehr wohl genötigt sein würden, wieder die Nitscha zu ziehen. Die Freude der Leute, daß sie sich in ihrer Befürchtung getäuscht hatten, war groß. Das hört sich alles ganz nett an, stimmt aber, wie die Köln. Ztg. ausführt, leider nicht, denn die Geschichte mit der russischen Pension der beiden japanischen Kulis hat einen ganz andern, beinahe tragikomischen Ausgang gehabt. Zunächst ist es nicht richtig, daß die beiden Leute nur „nicht unerheblich“ an der Rettung des Zaren beteiligt waren, sondern dieser hat ihnen allein sein Leben zu verdanken. Meist wird ja erzählt, daß Prinz Georg von Griechenland der Lebensretter des Zaren sei, doch hat tatsächlich nicht dieser, sondern das Kulipaar die Wundwaffe von ihm abgewandt. Unmittelbar nach dem Attentat wollten die Kulis die beiden Kulis in wahrhaft kaiserlicher Weise belohnen, die japanische Regierung machte aber geltend, daß die Leute dadurch nur unglücklich gemacht werden würden, da sie nicht wußten, was sie mit so viel Geld anfangen sollten. Die Belohnung wurde also auf Vetreiben der japanischen Regierung ganz wesentlich heruntergesetzt, fiel aber immer noch zu hoch aus und verdrehte den Leuten vollständig den Kopf. Beide gaben sich aus Trinken mit dem Erfolge, daß der Kuli schon wenige Monate nach Bewilligung der Pension am delirium tremens starb, während der andere nicht lange Zeit darauf in der Betrunktheit in das Meer hineintrante und ertrank. Wenn nun in Wirklichkeit die Pension der beiden seit vielen Jahren verstorbenen Kulis noch immer weiter gezahlt werden sollte, so würde das eines eigenartigen Weigeschwads nicht entbehren. Ähnliches soll in Rußland ja schon vorgekommen sein.“

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 10.

Düsseldorf, den 9. Oktober.

1904.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten)

Zwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Johannes IV, 46—53. In jener Zeit lebte ein Königlischer, dessen Sohn zu Kapharnaum krank lag. Da dieser gehört hatte, daß Jesus von Judäa nach Galiläa gekommen sei, begab er sich zu ihm und bat ihn, daß er hinabkomme und seinen Sohn heile, denn er war daran zu sterben. Da sprach Jesus zu ihm: Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht. Der Königlische sprach zu ihm: Herr, komme hinab, ehe mein Sohn stirbt. Jesus sprach zu ihm: Geh hin, dein Sohn lebt. Und der Mann glaubte den Worten, welches ihm Jesus gesagt hatte, und ging hin. Und da er hinabging, begegneten ihm seine Knechte, verkündeten ihm und sagten, daß sein Sohn lebe. Da erforschte er von ihnen die Stunde, in welcher es mit ihm besser geworden war. Und sie sprachen zu ihm: Gestern, um die siebente Stunde verließ ihn das Fieber. Da erkannte der Vater, daß es um dieselbe Stunde war, in welcher Jesus zu ihm gesagt hatte: Dein Sohn lebt. Und er glaubte mit seinem ganzen Hause.

Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder seht, so glaubt ihr nicht.

Auch die im heutigen Evangelium berichtete Begebenheit fällt in die erste Zeit der öffentlichen Wirksamkeit Jesu. Bekanntlich hatte der Herr sein erstes öffentliches Wunder zu Kana in Galiläa gewirkt. Von da kehrte Er mit Seinen Jüngern nach Nazareth zurück. Weil aber die ungläubigen Nazarether Ihn zurückwiesen, begab Er sich nach Kapharnaum und, nach kurzem Aufenthalte, von da nach Jerusalem, zum Osterfeste. Aber wie tragisch, lieber Leser, gestaltet sich der erste Eintritt des Messias in das jüdische Heiligtum! Schächernde Viehhändler und Geldwechsler treiben ihr Unwesen in den Vorhöfen des Tempels, die für das betende Volk bestimmt sind; das Innere des Tempels gibt im Kleinen ein Bild von der damaligen religiösen Verfassung des auserwählten Volkes überhaupt. Mit der Geißel treibt der Herr sie hinweg, „die das Haus des himmlischen Vaters zum Kaufhause gemacht haben“ (Joh. 2, 16). Das majestätische Auftreten des Herrn bei diesem Anlaß, Seine machtvollen Reden und die Wunder, die Er vor ihren Augen wirkte, — alles dieses hatte zur Folge, daß „Viele (in Jerusalem) an Seinen Namen glaubten“ (Joh. 2, 23). Weil aber die im Volke sehr angesehenen Pharisäer den Herrn wegen Seines stets wachsenden Einflusses auf die Volksmenge verfolgten, verließ Er Jerusalem und Judäa wieder und kehrte über Samaria nach Galiläa zurück. Auf dieser Reise hatte Er in Sichar am Jakobsbrunnen die bekannte Unterredung mit der Samariterin. Nach zweitägigem Aufenthalte in Samaria setzte Er Seine Reise fort nach Galiläa und kam wieder nach Kana: „Da war ein Königlischer Beamter, dessen Sohn in Kapharnaum krank darniederlag.“

Das Städtchen Kana erlebt heute seinen zweiten Ehrentag. Wo vor kurzem die jungfräuliche Gottesmutter bei Gelegenheit einer Hochzeit das erste Wunder — „als Offenbarung Seiner Herrlichkeit“ — veranlaßt hatte, da sollte heute aus dem Volke Galiläas selbst der Anstoß gegeben werden, daß der Herr sich wieder als der ersuchte Messias offenbare. Gar ein „Königlischer“ war es, der nun den Anlaß gab, — zweifellos ein Beamter des Landesfürsten Herodes, aber ein Galiläer, ein Israelit. Die äußerste Not treibt den bekümmerten Vater zu Jesus; die Krankheit des Sohnes ist bereits in ein Stadium

getreten, daß menschliche Hilfe nichts mehr vermag. Schon in dem Umstande, daß der Beamte Jesum aufsucht, dürfen wir eine Regung des Glaubens an die höhere Macht des Herrn und ein nicht zu unterschätzendes Maß des Vertrauens auf dessen Güte erblicken. Der Vater glaubt offenbar, daß sein Sohn nur durch ein Wunder gerettet werden könne, und daß Jesus die Macht und auch die Geneigtheit habe, ein solches Wunder zu wirken. Wir wären daher auch geneigt zu erwarten, lieber Leser, daß der Herr sogleich den Glauben und das Vertrauen des Beamten belohnen werde, wie Er sonst in ähnlichen Fällen das Flehen der Bittenden erhörte. Warum zögert Er denn in dem vorliegenden Falle?

Die Antwort auf diese Frage gibt uns Jesus selbst in den tabelnden Worten, die Er dem bittenden Vater erwidert: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubt ihr nicht!“ In diesen Worten des Herrn liegt offenbar die ernste Wahrheit eingeschlossen, daß es Ihm nicht genügt, bloß als Wundertäter in den Nöten und Bedrängnissen des irdischen Lebens aufgesucht zu werden, — daß Er vielmehr einen Glauben verlangt, der sich bekennt in der unbedingten Hingabe an Ihn Selbst, als den Heiland der Welt.

Diesen Glauben hatte jener Beamte noch nicht, und der ehrwürdige Beda sagt daher mit Recht von ihm, er habe geglaubt und doch nicht geglaubt: Er glaubte, insofern er um Hilfe für seinen rettungslos darniederliegenden Sohn flehte, — aber er glaubte nicht, insofern er sich die Macht des Herrn, die über Erde und Himmel hinausreicht, auf bestimmte Orte, auf Seine leibliche Gegenwart, beschränkt dachte. Darum seine Bitte, der Herr möge kommen, um seinen Sohn zu heilen, — ganz im Gegensatz zu jenem heidnischen Hauptmann in Kapharnaum, der da sprach: „Es ist nicht nötig, daß Du Selbst in mein Haus kommst; Du brauchst nur zu gebieten, und mein Knecht wird die Gesundheit wieder erlangen.“ (Matth. 8.)

Der bekümmerte Vater achtet wenig auf den Tadel, der in den Worten Jesu liegt; er ist nur beherrscht von dem Gedanken an die Rettung seines totkranken Sohnes, daher seine erneute, dringende Bitte: „Herr, komme hinab, bevor mein Sohn stirbt!“ Und mit liebender Erbarmung nimmt der Herr diesen neuen Erweis mangelnden Glaubens hin, zumal da der Bittende trotz der erhaltenen Mühe nicht aufhört, sein Vertrauen auf

gen zu setzen, und so wirkt Jesus das Wunder nicht, weil der Bittsteller es um seines Glaubens willen verdient, sondern damit derselbe zum rechten Glauben kommen möchte. Ein alter Erklärer hebt noch besonders hervor, daß der Tadel Jesu über das Verlangen nach Zeichen und Wundern zugleich ein indirektes Lob für die verachteten Samaritaner enthielt, denen der Herr kurz vorher gepredigt hatte: Diese hatten Ihm auf Sein Wort hin geglaubt (Joh. 4, 41.), während es in Galiläa, bei den Heimatgenossen Jesu, nötig war, deren Aufmerksamkeit auf die angebotene Heilsgnade erst durch Wunder wach zu rufen.

„Geh hin, dein Sohn lebt!“ Welch' majestätisches Wort! Es wirkt auch in der Seele des bittenden Vaters; es beruhigt ihn in solchem Maße, daß er von dannen geht, ohne die wunderbare Wirkung dieses Wortes zu sehen. Erst auf dem Heimwege erfährt er, daß sein Vertrauen nicht getäuscht worden sei: „Und er glaubte mit seinem ganzen Hause“ an Jesum, als den verheißenen Messias.

„Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubt ihr nicht!“ Dieser Verweis galt nicht nur jenen Beamten, sondern allen Anwesenden, ja, dem ganzen Volke, — er gilt aber auch Vielen aus uns, lieber Leser! Welche Mutlosigkeit, welcher Mangel an lebendigem Glauben, wenn der Herr bisweilen zögert, unsere dringenden Bitten zu erhören! Welcher Kleinmut in Trübsal und Widerwärtigkeit! — Aber wenn der Herr zögert mit Seiner Hilfe, so zögert Er, wie einst jenem Beamten gegenüber, zweifellos mit Recht, Er zögert mit Weisheit und Liebe! Jedes Leiden ist eine Feuerprobe, sagt der hl. Chrysostomus, deren wir um so mehr bedürfen, je mehr wir in Sünden versunken sind. Darum ist auch das Zögern des Herrn nicht selten die rechte Hilfe für uns, — ja vielleicht die notwendigste Hilfe zur Sicherstellung unseres ewigen Heils.

S.

Vom Rosenkranz.

Vor einer Reihe von Jahren hielt der vor mehreren Jahren verstorbene Missionar P. Casparus (Franziskaner) in einer größeren Stadt am Rhein für Männer und Jünglinge Exerzitation, eine Art Mission. Bei der Schlusspredigt, wo Tausende den Worten des Missionars in Andacht lauschten, empfahl der Redner als ein wirksames Mittel, um die in den hl. Tagen gemachten Vorsätze treu zu halten, auch die Andacht zu Maria, der Himmelskönigin; ganz besonders legte er den Männern und Jünglingen an's Herz, den hl. Rosenkranz mit Andacht zu beten. Dabei mochte dem Missionar wohl der Gedanke kommen, daß von der Männerwelt das Rosenkranzgebet im Allgemeinen nicht besonders geübt wird, und besonders sog. Gebildete oder gebildet sein Vollende allerlei Vorurteile gegen dasselbe hegen.

„Ich weiß wohl,“ so jagte ungefähr der Redner, „daß gar viele unter meinen Zuhörern sind, die nicht einmal einen Rosenkranz bei sich tragen, geschweige denn, ihn zuweilen beten; es mögen sogar vielleicht manche hier sein, die überhaupt nicht viel von dieser Gebetsweise halten; sie meinen, das sei wohl ein Gebet für ungebildete, gewöhnliche Leute und alte Frauen, das fortwährende Einerlei und Herjagen von einer langen Reihe „Ave Maria“ könne ihnen doch zu langweilig und geistlos vor, und lämne auch die Mutter Gottes an einem solchen ewigen Einerlei von „Ave Maria“ keine besondere Freude haben.“

Nachdem der Missionar die ersten Einwendungen gründlich widerlegt und auf die erhabene Schönheit des Rosenkranzgebets hinweisend gezeigt, daß nicht der Rosenkranz, sondern diejenigen geistlos seien, die ihn nicht näher kennen und zu beten verstehen, ging er in ganz origineller Weise auf den letzten Einwurf ein; Maria könne an diesem langweiligen Gebet und ewigen Einerlei, dem immer sich wiederholenden „Ave Maria“ keine besondere Freude haben, und zeigte dessen Haltlosigkeit durch folgenden interessanten Vergleich.

Denkt Euch, so sprach ungefähr der Missionar, zur Zeit, wo der Kaiser und der König seine Gulbigungsreise durch das Deutsche Reich macht, gelangt die bestimmte Nachricht in diese Stadt, daß Se. Majestät an einem bestimmten Tage hier eintreffen werde. Was geschieht? — Alles rüstet zum feierlichen Empfang; es werden prächtige Triumphwagen errichtet, die öffentlichen Gebäude geziert, Straßen und Häuser besetzt, mit

Guirlanden und Kränzen geschmückt. Zur festlichen Stunde erscheinen die Spitzen der Behörden zum festlichen Empfang am Bahnhof, und vor demselben sind viele Tausende versammelt, den Kaiser zu sehen und zu begrüßen. Und worin besteht die Begrüßung? Sobald sie des Kaisers ansichtig werden, erschallt ein brausendes: Hoch! hoch! hoch! Der Kaiser dankt für das Hochrufen nach allen Seiten, besteigt den Wagen und voran geht's durch viele Straßen der Stadt bis zum kaiserlichen Absteige-Quartier. Aber das Hochrufen läßt nicht nach, es wälzt sich einer laut brausenden Woge gleich fort durch sämtliche Straßen, welche der Kaiser passiert; Alles schwenkt die Hüfte und ruft in einem fort: hoch! hoch! hoch!

Und was tut der Kaiser? Ist ihm das beständige und immer fortschallende Hochrufen vielleicht langweilig und unangenehm? Sagt er vielleicht: nun laßt doch das beständige Rufen und Schreien, es betäubt mir die Ohren, ich kann's nicht mehr anhören, es wird mir langweilig? O nein, gerade das Gegenteil zeigt sich, und je mehr der jubelnde Ruf erschallt, desto mehr scheint der Kaiser erfreut, grüßt und dankt freundlich nach allen Seiten. Und wenn der Weg eine Stunde dauern würde und eine Million Menschen auf der Straße versammelt wäre, die beständig nur „Hoch“ riefen, der Kaiser würde an dem beständigen Einerlei und Rufen doch keine Freude haben und nicht müde werden, den Ruf stets dankend zu erwidern.

Seht, fuhr der Redner fort, was das „Hoch“ für den Kaiser, das ist das „Ave“ für Maria.

Ja, unendlich mehr, denn es ist nichts anderes, als ein Jubelruf der ganzen Welt und Schöpfung, ein Freudenruf der Kirche und der ganzen Christenheit: „Ave Maria!“ „Hoch! Maria“, die in den Augen Gottes so hoch stand, daß er selbst sie grüßen ließ mit den Worten: „Ave Maria!“ Gott Vater sandte den höchsten Himmelsfürsten, der vor dem Throne Gottes steht, den Erzengel Gabriel, zu Maria und ließ sie grüßen mit demselben Gruß, mit dem auch wir sie grüßen: „Gegrüßet seist du, Maria!“ Der dreimal heilige Gott hat noch keinem Menschen solche große, außerordentliche Ehre erwiesen, als Maria, der gebenedeiten Jungfrau. Und wenn der Engel zu Maria sagt: „Gegrüßet seist du, Maria!“ so sprach der hl. Geist aus dem Engel im Namen der heiligsten Dreifaltigkeit. Und wenn wir somit auch sagen: „Gegrüßet seist du, Maria!“ so jagen wir nur nach, was der hl. Geist mit der Zunge des Engels vorgejagt hat.

Es ist also etwas Erhabenes und Geheimnisvolles mit diesem Gruß an Maria. Einmal hat ihn der Engel gesprochen in der stillen Kammer zu Nazareth: „Ave Maria!“ Seitdem ist dieses Wort nicht verstummt, sondern immer lauter geworden, so daß es über die ganze Welt hinüberdönt, wie eine Glocke vom Himmel, und Tag und Nacht und nie und nimmermehr aufhört. Seit der Engel so gesprochen, seitdem haben es schon mehr als tausend Millionen Menschenzungen nachgesprochen; ja, es geht kein einziger Pendelschlag an der Uhr vorüber, ohne daß jener Gruß irgendwo auf Erden gesprochen wird. Und wie alle Augenblicke auf Erden eine Seele aus sterbendem Menschenleibe ausgeht in's Jenseits hinüber, so geht auch alle Augenblicke ein Mariengruß von Menschenlippen hinüber. Und so wird man beten bis an das Ende der Welt.

Das es so sein wird, hat Maria selbst, erleuchtet vom hl. Geiste vorhergesagt: „Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter.“ Der höchste Preis aber und die größte Ehre, die wir Maria erweisen können, besteht darin, daß wir sie grüßen und benedizieren mit jenem hl. Gruß aus Engelsmund, und mit dem der hl. Geist selbst sie geehrt und gepriesen hat: „Ave Maria.“

Es hat auch die Himmelskönigin an jenem schönen Gruß stets ihre besondere Freude und darum hat sie selbst den Rosenkranz eingeführt, ihrem großen Diener St. Dominikus den Auftrag erteilt, ihn der christlichen Welt zu verkünden, damit wir ja oft zu ihr rufen und stehen: „Gegrüßet seist du, Maria.“

Ein sozialer Priester.

Das Schwabenland hat dem Seelforgellern der letzten Zeit zwei Männer gegeben, die weit über seine Grenzen hinaus Bedeutung erlangt haben: Seb. Kneipp und Dom. Ringelstein. Beide haben der leidenden Menschheit Samariterdienste erwiesen, beide haben auch beständig auf den Lebensgang des Mannes eingewirkt, der nun berufen ist, das Werk des letzten fortzusetzen.

Es war zu einer Zeit, da der Reichsvater der Dominikanerinnen in Borsighofen erst seiner nächsten Umgebung als hilfreicher Menschenfreund bekannt war durch seine Wasseranwendungen, aber auch als Dienenzüchter und Pfleger des Obstbaues. Damals kam zu ihm ein jugendlicher Sanctori von 24 Jahren aus Eggenthal bei Kaufbeuren, um sich Rat zu erholen und seine Kenntnisse zu erweitern in den genannten landwirtschaftl.

lichen Nebenjahren. Kneipp fand Gefallen an dem lernbegierigen Jünglinge, und sein Hares Auge schaute tiefer hinein in die junge Menschenseele und las auf ihrem Grund die ungestillte Sehnsucht nach höherer Erkenntnis im geheimnisvollen Reiche der Bildung und Wissenschaften. So fragte er denn den angehenden Wienenzüchter, ob er nicht gewillt sei, zu studieren. Wie mochte das Auge des jungen **Maurus Gerle** — denn dieser war es — aufgeschuldet haben in höherem Maße, als dieser zündende Funke in die empfängliche Seele fiel. Bald aber trübte sich der Blick angesichts der Schwierigkeiten, in einem Alter das Studium zu ergreifen, in welchem andere bereits die Unversität beziehen. Aber Kneipp konnte auf sein eigenes Beispiel verweisen, da er, im gleichen Alter stehend, den Weibstuhl verlassen hatte. Es konnte gehen. Die Persönlichkeit Kneipps aber war geeignet, Mut einzulösen, Vertrauen zu erwecken, — das hat sich später an Tausenden gezeigt, die an sich selbst verzweifelten und denen er den sinkenden Mut und die einschwindenden Lebensgeister zu neuer Flamme entzündete. Als Mann der Tat erteilte er auch ersten Unterricht und vermittelte den weiteren bei einem befreundeten Geistlichen in Franken, wo in raschem Studiengange das Wissen des Unter-gymnasiums angeeignet wurde. Hierauf bezog Maurus das Gymnasium der Jesuiten in Feldkirch, da die heimischen Behörden damals und auch später bei der Maturitätsprüfung starr an der bestehenden Altersgrenze festhielten, was ihnen der Schüler höherer Bildung und Wissenschaft lange nicht verzeihen konnte.

Wie oft hat Gerle, wenn er die Herbstferien in dem heimatischen Müggau verbracht hatte und wieder in die *Stella matutina* zurückgekehrt war, gerade die besten und edelsten seiner Mitschüler nicht mehr vorgefunden: sie waren ins Kobiziat eingetreten. Ihn selbst zog es wohl auch dahin, allein, Gott hatte anderes mit ihm vor.

Zur Erlangung des staatlich anerkannten Reifezeugnisses begab sich der Primaner Gerle nach Reichs-Deutschland zurück, an das Gymnasium nach **Ellwangen**, worauf er im Herbst dieses Jahres die Unversität **München** bezog.

Nach einem erfolgreichen Studiengange, in welchem die Studiengenossen bald eingeholt und zum Teil überholt waren, erfolgte der Eintritt in die Weinbergarbeit des Herrn, und die erste Anstellung als Kaplan und später als Pfarrvikar in **Roßguburg**. Hier hatte das wachsame und kundige Auge des Bischofs Paulratius den Kaplan ersehen, der überall angriff und alles so praktisch anfaßte, und hatte ihn ausersuchen für die verwaltete und schwierige Donaumoos-Pfarrei Karlskuld. Das war nun das Arbeitsfeld, auf welchem Gerle 16 Jahre rastlos gewirkt und eine ungemein vielseitige, vielfachsegnete Tätigkeit entfaltet hat.

Um die Wirksamkeit zu ermessen, welche Gerle in seiner neuen Pfarrei entfaltet hat, ist es notwendig, die Zustände zu schildern, welche dazulbst zuvor geherrscht haben.

Nicht alle Bewohner dieser Donaumoospfarrei waren und sind Kolonisten, nicht alle hatten Grund und Boden zu bebauen. Bis diese „Enterbten“ kamen, war „die Welt wieder einmal schon vergeben“. Diese suchten ihren Unterhalt nun durch Korbflechten zu verdienen, wozu sie das Rohmaterial den benachbarten Forsten entnahmen, und den kalten Unterschied von Wein und Wein letzterhand aufhoben, was sie freilich vielfach mit den Gesetzen in Konflikt brachte. Kam dann der Frühling ins Land, so erlitt es sie nicht mehr länger daheim: mit dem Wintervorrat von Körben zogen sie, mit Kind und Kegel und dem Hundegespann, in die weite Welt hinaus, ließen sich dazulbst nichts abgehen, und ließen der heimatischen Armenpflege enorme Kosten anwachsen, welche die arbeitssame, sechsbaste Bevölkerung kaum mehr erschwingen konnte, trotz aller distriktiven und anderweitigen Beihilfe. Der angehende Pfarrer stellte sich weit zurückreichende Listen her und fand, daß sich die Armenlasten jeweils von acht zu acht Jahren verdoppelt hatten, und daß es so nicht weitergehen könne, sollte die Gemeinde nicht dem Bankruß entgegengehen. Da setzte er den Hebel an und griff mit fester Hand ein, wobei er die allseitige Unterstützung der Armenpflugeschäftsrate, der lgl. Behörden fand. Zunächst erhielt seiner mehr einen Wandergewerbeschein, der nicht zuverlässig nachweisen konnte, in welcher ansässigen Familie er seine Kinder untergebracht hatte. Vor dem unbezähmbaren Wandertrieb und dem geschäftigten Müßiggange der Alten sollten die Jungen bewahrt bleiben und sich an Lernen und andere Arbeiten gewöhnen. Der Wohnungsnot wurde abgeholfen und eine Besserung der dadurch hervorgerufenen Unsitlichkeit erreicht. Es ist klar, daß diese scharfen Maßnahmen unter diesen landfahrenden Leuten eine heftige Erregung und Bedrohung hervorriefen. Aber der neue Pfarrer war nicht der Mann des Fürchtens. Jedoch, es galt auch etwas Positives an die Stelle zu setzen, und da kam ihm der Gedanke, die **Korbflechter** zu organisieren, so daß sie genossenschaftlich produzierten, gemeinsam veräußerten, statt wie bisher gegenseitig die

Preise zu brüden und sich Konkurrenz zu machen. Das führte zur Gründung der **Korbflafri** — der Pfarrer ward Gründer und Fabrikdirektor. Ein benachbarter Forstmann er fand eine Spaltmaschine, die geistliche Direktor eine andere wichtige Maschine: der benachbarte Adel und Alerus, sowie die vermöglicheren **Karlshulder** zeichneten Anleihebescheine — die Genossenschaft war ins Leben getreten.

Aber nun stellten sich ungeahnte Schwierigkeiten ein. Fernerstehende haben kaum einen Begriff davon, wie rücksichtslos der Kampf des Kapitals ist, mit welcher unläuterer Mitteln oft im Erwerbseben der Wettbewerb geführt wird wie schwer es hält, das Rohmaterial zu beschaffen, Absatzgebiete zu erschließen, den Weltmarkt zu erobern und zu behaupten. In der Korbflafri Karlskuld werden keine Weidenkörbe hergestellt, sondern **Verfandkörbe**, und mancher hat vielleicht schon ein willkommenes Angebinde in Form etlicher Flaschen Wein, süßer Trauben oder saftigen Obstes erhalten und die zierliche Verpackung beachtet oder auch achtlos beiseite gelegt, die etwa aus der Korbflafri Karlskuld hervorgegangen war. Die Spaltmaschine spaltet den Baumstamm derart, daß er sich ansieht wie eine Druchrolle. Es kam nun vor, daß die teureren Spaltmesser in der Schleiße rei der Reibe nach zerbrachen. Die rat- und hilflosen Leute wandten sich an den Herrn Pfarrer, und dieser wußte Rat und half durch Wasserbad nach. Es begegnete ihnen, daß das Spaltmesser nicht mit dem rechten Winkel einfiel und das schönste Werkholz verdarb, — der Fabrikdirektor im **Priesterock** trat vor die sozialdemokratischen Arbeiter in Karlskuld und zeigte ihnen genau, wie sie die Maschine konstruieren müßten, damit sie richtig arbeite. Und dann funktionierte sie! Es passierte, daß ein teures Geld kein astfreies Holz zu bekommen war; da — wir erinnern uns genau — im August 1898 kam ein Gewitter, das in der Umgebung an den Kornmandeln durch den begleitenden Sturmwind ziemlichen Schaden anrichtete, aber auch **Windfälle** im Gefolge hatte, und die Korbflafri Karlskuld hatte wieder Rohmaterial zu erheblich billigeren Preisen.

Vor einigen Jahren ging die Fabrik in den Besitz des **Superiors** Ringeisen in **Ursberg** über, und damit auch in die besondere Fürsorge des hl. Josef, zu dessen Fürbitte bekanntlich Ringeisen ein unbegrenztes Vertrauen hatte. Es ward eine angrenzende Gastwirtschaft mit der Bäckerei und Schlächtereigerechtigkeit käuflich erworben und von Grund aus neu erbaut und zur Wohnung der **Ursberger St. Josefsschwester** und zur **Musterwirtschaft** eingerichtet.

Das Wasser in dem Donaumoos ist fast weingelb und von schlechtem Geschmack. Der Pfarrer von Karlskuld hat das Wasser durch eine Quarz-Filtrierung derart verbessert, daß es von gewöhnlichem Trinkwasser in Geschmack und Farbe sich nicht mehr unterscheidet. Als vor nicht gar langer Zeit der preussische Minister v. Hammerstein-Logten mit einer Kommission die bayerischen Torfmoore besichtigte, da leideten die Herren seines Gefolges in der Moorkulturstation Karlskuld wiederholt ihre Bewunderung in die Worte: „Das haben wir nicht einmal in Norddeutschland!“ Zu dem begleitenden Ortspfarrer aber sprach Se. Erzelenz der Herr Staatsminister: „Es freut mich aufrichtig, in Ihnen wieder einmal einen sozialen Pfarrer gefunden zu haben.“

Nun hat man ihn aus Karlskuld weggeholt, damit er das Werk seines seligen Freundes Ringeisen weiterführe, das dieser für die Armen der Menschheit, für Lahme, Blöde, Schwachjantige usw. ins Leben gerufen. Gerle soll und wird es vollenden. (Augsb. Postztg.)

Das neue Wiener Versorgungsheim.

das größte und besteingerichtete Armenhaus der Welt. Am 15. Juni 1904 fand in **Wien-Lainz** im Beisein des Kaisers in feierlicher Weise die **Schlusssteinlegung** des großartigsten Versorgungshauses der Welt statt. Das neue im Gebiete der ehemaligen Gemeinden **Lainz** und **Ober-St.** weit gelegene Wiener Versorgungsheim umfaßt einen ganzen Gebäudekomplex und bietet 5000 Männern und Frauen ein Heim, kann es also, was Einwohnerzahl anbelangt, mit mancher kleineren Stadt aufnehmen. Zum Versorgungsheim gehören nicht weniger als 20 ansehnliche Gebäude.

„Eine echt christliche und soziale Tat hat damit der Wiener Gemeinderat vollbracht,“ so bemerkte mit Recht der **Mähr. Volksbote** vom 24. Juni 1904. In der Tat: Haben die **Christlichsozialen** Wiens, schon durch die Erbauung der neuen Gaswerke, der Elektrizitätswerke, durch eine wesentliche Besserung des ganzen Verkehrslebens usw. bewiesen, daß sie Männer sind welche die Bedürfnisse der Zeit verstehen, so haben sie speziell mit dem neuen Versorgungsheim den denkbar schönsten Beweis geliefert, daß ihnen der Titel „christlich-sozial“ nicht eine leere Phrase ist.

Debor wir in eine nähere Schilderung des Wiener Verfor-

gungsheimes eingehen, sei die Stimme eines den Christlichsozialen sonst äußerst gehässigen Blattes über das neue Werk zitiert. Wer die geradezu planmäßige Feindseligkeit der Wiener sozialdemokratischen „Arbeiterzeitung“ gegen alle christlich-sozialen Unternehmungen kennt, der wird uns recht geben, wenn wir sagen: Das neue, von der christlich-sozialen Wiener Gemeindeverwaltung erbaute Versorgungsheim muß tatsächlich Anerkennung verdienen, wenn sogar die „Arbeiterzeitung“ das neue Werk als ein „Ruhmeskapitel“ bezeichnet. Das genannte Organ schreibt:

„Das neue Wiener Versorgungsheim bildet eine ganze Stadt und wurde mit beinahe amerikanischer Geschwindigkeit in der kurzen Zeit von nicht ganz zwei Jahren — der erste Spatenstich wurde am 26. Juni 1902 getan — vollendet. Was hier in dieser knappen Zeit geschaffen wurde, bildet zweifelsohne ein Ruhmeskapitel für unsere Bau- und sonstigen Techniker, die an diesem für die Armen der Stadt Wien bestimmten Bau mitgewirkt haben. Und daß die Gemeinde bei der praktischen und wirklich schönen Einrichtung dieses Versorgungsheimes nicht eingeherzig vorging und das Beste wählte, um den alten Wienern, die in dem Versorgungsheim ihre alten Tage beschließen wollen oder müssen, das Leben möglichst anheimelnd zu gestalten, soll ihr nicht hoch genug angerechnet werden. Bei der Vorbesichtigung, die für die Presse veranstaltet wurde, hörte man mitunter die Ansicht äußern, daß viel unnötiger Luxus aufgewendet worden ist. Man kann sich auch dieses ersten Eindruckes kaum erwehren, wenn man die blumenbemalten Fenster und Gänge, die schönen Speisefäle, die ganz sezessionistisch und dabei doch wirklich gemütlich eingerichteten Zimmer für Ehepaare, die prächtigen Wascheinrichtungen und noch manches andere sieht. Dabei durchflutet Licht und Luft alle Räume, für die Kranken sind Liegehallen, im Freien und gedeckt, vorhanden. Alle technischen Neubauten sind musterhaft angewendet. Die Küchen und Waschräume sind ganz imposante maschinelle Prachtwerke; Komfort und sogar Geschmack ist selbst bei Kleinigkeiten zu finden. . . . Ein wirkliches Schmuck- und Schautück ist die Kirche. Genossenschaften und Privatleute haben da durch Widmung von Fenstern und Bildern sehr viel getan, um die Kirche fast übermäßig prunkhaft zu gestalten. Alles in allem kann aber nur wiederholt werden, daß dieses neue Versorgungsheim eine Anlage ist, die durchaus auf der Höhe der Zeit steht. Das soll nicht einmal ein Lob sein, denn in der Tat ist für die Armen das Beste gerade gut genug. Den Armen, die es in Anspruch nehmen müssen, ist zu wünschen, daß sie sich recht bald dort in der Schönheit heimisch fühlen mögen.“

Die Gesamtgrundfläche der Anstalt hat ein Ausmaß von rund 353,000 Quadratmetern; sie grenzt im Südwesten an die Mauer des Lainzer Tiergartens und steigt sanft von Ost nach West an. Die Verteilung der einzelnen 29 Gebäude mußte diesem ansteigenden Gelände möglichst angepaßt werden, um allzu große kostspielige Erdbewegungen zu vermeiden. Diese Steigerung war am besten durch die Anlegung von Längsterrassen beiläufig in der Richtung Süd-Nord zu überwinden, und es sind im ganzen fünf solcher Terrassen angelegt worden. Den Mittelpunkt der Hauptanlage bildet inmitten der zweiten Terrasse auf einer etwas erhöhten, nach vorne vorgeschobenen Plattform die Kirche. Von der zum Haupteingang führenden Zufahrtsstraße führen zwei große Rampen zu dieser Plattform hinauf. Für Fußgänger dient eine dreiarmlige Freitreppe. Mit dem Querschiff der Kirche sind durch eine je zehn Meter breite Durchfahrt die zwei Verwaltungsgebäude architektonisch verbunden. Alle Zwischenräume sind, von den notwendigen Straßenflächen abgesehen, in Gartenanlagen verwandelt.

Von den fünf Männer- und den fünf Frauenheimen wurden bei der Eröffnung nur vier Frauen- und drei Männerheime der Benützung übergeben. Jedes Heim bietet in drei Geschossen Raum zur Unterbringung von 280 Pflöglingen. Ein 126 Meter großer, doppelt belichteter Lagerraum, zugleich Speisesaal, dem eine offene Loggia vorgelagert ist, trennt jedes Stockwerk in zwei Teile, die eigene Stiegenaufgänge besitzen. Neben jedem Speisesaal befindet sich ein Raum zur Speisenausgabe mit einem Speisenaufzug, die Abwaschkammer und der Aufbewahrungsraum für das Speisegerät. Von den Speisefälen gehen heizbare Wandelbahnen aus, die jedes Stockwerk in der ganzen Länge durchlaufen, einerseits zu den Schlafräumen, andererseits zu den Veranden, Wäldern und den Waschküchen und den anderen Nebenräumen. Sämtliche Schlafräume liegen gegen Osten und haben eine lichte Zimmerhöhe von 4 Meter.

Die Raumberteilung und Ausstattung ist nach den neuesten Vorschriften durchgeführt. Das große Zentralfüchengebäude ist mit den neuesten Maschinen und Kochvorrichtungen ausgestattet. Die meisten Maschinen werden durch Elektromotoren zubereiteten Speisen werden auf der Rollbahn zu den Speisefälgebäuden bis in die einzelnen Gebäude geführt. Zum Warmhalten der Speisen dienen 201 Termophorgefäße mit je 25 Liter Inhalt.

Wer sich über alle übrigen größeren Schöpfungen der christlichsozialen Partei in Niederösterreich und speziell in Wien näher orientieren will, dem empfehlen wir das Büchlein „Eine wahre Volkspartei“ von Franz Sturacz. (Mit 10 Bildern. Preis 50 Pfg. Zu beziehen von A. Opitz in Wurnsdorf, Nordböhmen.)

Der hl. Philippus Neri und die Verläumderin.

Eines Tages kam eine Frau zum hl. Philippus Neri und klagte ihm, daß sie sehr zur Verläumdung geneigt sei. Der Heilige fragte sie freundlich: „Ist dieser Fehler vielleicht bei Euch zur Gewohnheit geworden?“

„Leider ja“, antwortete die Frau.

„Wie oft begeht ihr denselben?“

„Alle Tage und öfter sogar mehrmals an einem Tage.“

Aus diesem aufrichtigen Geständnis erkannte der hl. Philippus Neri, daß diese an sich so unheilvolle Gewohnheit bei dieser Frau mehr der Unbesonnenheit und dem Leichtsinne, als der eigentlichen Bosheit zuzuschreiben sei. Er mußte sie deshalb über die Größe und die schweren Folgen dieses Fehlers, der bei ihr bereits eingewurzelt zu sein schien, aufklären, und er tat dieses auf eine passende und zugleich überzeugende Weise.

„Meine Tochter“, sagte er, „Euer Fehler ist groß, viel größer, als Ihr glaubt; aber Gottes Gnade ist ebenfalls groß. Wenn Ihr guten Willen und Entschlossenheit habt und einige Gewalt anwenden wollt, Euch zu bessern, und wenn Ihr dabei fleißig betet, werdet Ihr ohne Zweifel bald über diese schlimme Gewohnheit den Sieg erlangen, die so feste Wurzel in Euren Herzen geschlagen hat. Als Ruhe lege ich Euch Folgendes auf: Geht auf den nahen Markt und kauft dort ein junges Hühnchen, das noch mit Federn bedeckt ist. Dann tragt dasselbe zur Stadt hinaus bis nach San Michele. Nehmt aber nicht den geraden Weg, sondern geht durch einige Straßen und Nähe Roms und rupft auf dem Wege dem Hühnchen beständig die Federn aus und werft sie weg! Seid Ihr dann bei San Michele angekommen und habt Ihr endlich dem Hühnchen alle Federn ausgerupft, dann kommt wieder zu mir und erstattet mir genauen Bericht über die Art und Weise, wie Ihr den Befehl ausgeführt, den ich Euch gegeben habe!“

Man denke sich das Erstaunen der Frau, als sie dieses hörte, und noch dazu aus dem Munde eines heiligen Ordensmannes, der sicher keinen Scherz trieb und besonders in einer so wichtigen Sache nicht!

„Ich werde gehorchen, mein Vater!“ sagte die Frau und unterdrückte mit Gewalt den Widerspruch, der sich in ihrer Seele gegen das Gebot des Priesters erhob. Sogleich geht sie zum nächsten Markte, kauft ein Hühnchen und begibt sich auf den Weg nach San Michele, indem sie beständig dem Hühnchen die Federn ausrupft, wie ihr befohlen war. Als der Wind das letzte Federchen fortgetragen, kommt sie zu dem Heiligen zurück, mit einer Miene, die nicht ganz frei von einer gewissen Reue zu sein schien.

„Ach, Ihr seid schon zurück!“ sagte Philippus Neri; „Ihr habt den ersten Teil meines Auftrages gut ausgeführt; ich hoffe, das selbe werde beim zweiten der Fall sein und dann seid Ihr sicher geheilt auf immer. Geht jetzt zurück an alle Orte, wo Ihr mit dem Hühnchen vorbeigekommen seid und hebt eine Feder nach der anderen auf, so wie Ihr sie vorher hingeworfen habt!“

„Das ist nicht möglich, mein Vater, das ist nicht möglich!“ rief die Frau starr vor Ueberraschung. „Ich habe die Federn auf dem ganzen Wege willkürlich hingeworfen und jetzt hat der Wind dieselben bereits in die verschiedensten Richtungen zerstreut. Wie könnt Ihr verlangen, daß ich sie wiederfinde, mein Vater? Ich würde unnütz ganze Tage verlieren.“

„Gut, meine Tochter, Du hast Recht; es ist nicht möglich, all die Federchen wiederzufinden“, sagte der Heilige und fuhr dann ernst und liebevoll fort: „Aber siehe, diese Verläumdungen gleichen ganz diesen vom Wind nach allen Richtungen hin zerstreuten Federn! Deine lügenhaften und ehrabschmeißerischen Reden sind zu vielen Ohren gelangt und in viele Herzen, die Du gar nicht kennst; und die, welche sie hören, verbreiten sie weiter nach allen Richtungen. Jetzt rufe sie zurück, wenn Du kannst!“

„Ach, mein Vater, das ist wahr!“ sagte die arme Frau; „wie kam es doch, daß ich nicht früher daran dachte? Bittet Gott für mich, daß ich mich bessere!“

„Nun, so gehe im Frieden, meine Tochter, und sündige nicht mehr!“

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 11.

Düsseldorf, den 16. Oktober.

1904.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten)

Einundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus XVIII, 23—35. In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern dieses Gleichnis: Das Himmelreich ist einem Könige gleich, der mit seinen Knechten Rechnung halten wollte. Als er zu rechnen anfing, brachte man ihm Einen, der ihm zehntausend Talente schuldig war. Da er aber nichts hatte, wovon er bezahlen konnte, befahl sein Herr, ihn und sein Weib und seine Kinder und Alles, was er hatte, zu verkaufen und zu bezahlen. Da fiel der Knecht vor ihm nieder, bat ihn und sprach: Habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen. Und es erbarmte sich der Herr über diesen Knecht, ließ ihn los, und schenkte ihm die Schuld. Als aber dieser Knecht hinausgegangen war, fand er einen seiner Mittknechte, der ihm hundert Denare schuldig war: und er packte ihn, würgte ihn und sprach: Bezahle, was du schuldig bist! Da fiel ihm sein Mittknecht zu Füßen, bat ihn und sprach: Habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen. Er aber wollte nicht, sondern ging hin, und ließ ihn in's Gefängnis werfen, bis er die Schuld bezahlt hätte. Da nun seine Mittknechte sahen, was geschehen war, wurden sie sehr betrübt: und sie gingen hin, und erzählten ihrem Herrn alles, was sich zugetragen hatte. Da rief ihn sein Herr zu sich, und sprach zu ihm: Du böser Knecht! die ganze Schuld habe ich dir nachgelassen, weil du mich gebeten hast: solltest denn nicht auch du deines Mittknechtes dich erbarmen, wie auch ich mich deiner erbarmte? Und sein Herr ward zornig und übergab ihn den Peinigern, bis er die ganze Schuld bezahlt haben würde. So wird auch mein himmlischer Vater mit euch verfahren, wenn ihr nicht, ein Jeder seinem Bruder von Herzen vergehet."

Hab' Geduld mit mir!

Die obige, vom Herrn im letzten Jahre Seines öffentlichen Lehramtes vorgetragene Gleichnisrede ist gewissermaßen eine Erläuterung zu dem Worte des Herrn: „Mit welchem Maße Ihr ausmisset, mit demselben wird Euch eingemessen werden“ (Matth. 7), — und zugleich eine erschütternde Darlegung jener fünften Bitte im Gebete des Herrn: „Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern“.

Nicht umsonst ist die Schuld, die der unbarmherzige Knecht an den König abzutragen hat, auf zehntausend Talente*) angelegt, während seine eigene Forderung sich nur auf hundert Denare**) beläuft. Es soll uns da in Zahlen auf eine recht sinnfällige, verständliche Weise vor Augen geführt werden, wiewohl große Schuldner wir, lieber Leser, Gott gegenüber sind, den wir beleidigt haben durch unsere Fehlritte, und wiewohl großes Maß von Barmherzigkeit wir Seinerseits bedürfen, — während das Schuld-Konto des Nächsten uns gegenüber im Vergleiche zu jener Schuld verschwindend klein erscheint. Je höher der steht, den wir beleidigen, um so größer ist die Beleidigung. So ist es schon im gewöhnlichen Leben: Die Beleidigung eines Fürsten wird weit schwerer geahndet vom Strafrichter, als die Beleidigung eines gewöhnlichen Bürgers. „Ebenso unendlich nun als die göttliche Majestät ist (sagt der hl. Thomas), ebenso unendlich ist auch die Beleidigung, die Ihm durch die Sünde zugefügt wird“.

Aber, fragt der Leser erstaunt, wie kann denn ein Knecht die ungeheure Summe von zehntausend Talente jemals schuldig gewesen sein? — Freilich ist hier nicht an Knechte im heutigen Sinne des Wortes zu denken, sondern vielmehr an hohe Steuerbeamte, Schatzmeister des Königs oder Pächter der königlichen Domänen. Daß diese aber auch als „Knechte“ bezeichnet werden, darf uns nicht befremden, da das despotische Regiment der morgenländischen Herrscher auch die höch-

sten Beamten diesen gegenüber in der Tat als „Knechte“ erscheinen läßt. Auch ist z. B. aus dem Buche Esther zu ersehen, daß die hohen Beamten über sehr bedeutende Summen zu verfügen hatten; denn dort heißt es von dem tückischen Aman, er habe dem Könige Assuerus gelobt, den königlichen Schatzmeistern zehntausend Talente vorwiegen zu lassen, wenn der König die Genehmigung gebe zur Ausrottung des jüdischen Volkes (Esth. 3,9). Daher hatte es für die Zuhörer des Heilandes durchaus nichts Unwahrscheinliches, wenn Er in der Parabel sagte, jener Knecht sei dem Könige die Summe von zehntausend Talenten schuldig gewesen.

Nach damaligem Rechte stand es nun dem Könige frei, den zahlungsunfähigen Schuldner und seine Familie verkaufen zu lassen und mit dem erlösten Gelde sich bezahlt zu machen. Dieses Recht seines Herrn erkennt auch der „Knecht“ an; er sieht ein, daß er ihm mit seiner ganzen Familie als „Eigentum“ zugefallen sei bis zur Abtragung der Schuld. Ganz außer sich ob des ihm drohenden schweren Unglücks, fleht er den Herrn nicht nur um Erbarmen an, sondern verspricht dabei ganz Unmögliches: „Hab' Geduld mit mir, und ich will dir alles bezahlen!“

Aber wann findet die Abrechnung, die durch diese Parabel zur Anschauung gebracht werden soll, eigentlich statt? Offenbar müssen wir, lieber Leser, den ersten und den letzten Teil des Gleichnisses auseinander halten: Der erste Teil der Abrechnung kann sich nicht auf das göttliche Gericht nach dem Tode des Menschen beziehen. — sondern diese Abrechnung findet noch in diesem irdischen Leben statt, da der Zweck der Gleichnisrede diese Deutung offenbar fordert. Sie findet also statt, wenn Gott mit dem Sünder in diesem Leben ins Gericht geht: wenn Er ihm durch besondere Prüfungen, durch Krankheiten und Leiden, oder durch einen Blitzstrahl Seiner göttlichen Gnade ins Herz redet, so daß er die ganze Größe seiner Schuld erkennt und von einer heilsamen Furcht vor der drohenden ewigen Strafe erfasst wird. Auch er sieht ein, daß er die Schuld nicht „bezahlen“ kann; denn sie ist — und wenn es sich nur um

*) Gegen fünfzig Millionen Mark.

**) Etwa siebenzig Mark.

eine einzige schwere Sünde handelt — eine unendliche Schuld, weil hervorgehoben durch eine schwere Beleidigung der unendlichen Majestät Gottes. Alles aber, was er als Genugthuung dafür bieten kann, ist nur von endlichem, geringem Werte. Ja, wollte er sich das ganze übrige Leben hindurch den strengsten Bußübungen unterziehen, es würde immer noch keine „Bezahlung“ der Schuld sein. Und er hat sich durch seine Sünden um alles gebracht, was er ist und was er hat; er ist wert, sich selbst und alles, was ihm bisher lieb und teuer war, zu verlieren.

Wie aber in der Parabel der Rot- und Hülfschrei jenes geängstigten Knechtes wohl begründet war, ebenso, ja noch mehr begründet ist der Aufschrei des geängstigten Gewissens eines Sünders, der zur Erkenntnis seiner unheilvollen Lage gekommen ist: „Hab' Geduld mit mir (ruft auch er), ich will Dir alles bezahlen!“ Mit anderen Worten: Schenke mir, o Herr, eine Gnadenfrist zur Bahlung meiner Sünden; ich will alles tun, was ich kann! — Und in dieser wahren Bußgesinnung erhält er im Sacramente der Buße von der unendlichen Barmherzigkeit des himmlischen Königs die große Schuld nachgelassen.

Das Verfahren des Begnadigten (in dem Gleichnisse) gegen den Mitleid empört uns, lieber Leser, und es erfüllt uns sogar mit einer gewissen Genugthuung, wenn wir weiter lesen, daß der König gegen diese Undankbarkeit und Grausamkeit die strengste Gerechtigkeit walten läßt. Allein wir haben nur eine Gleichnissrede vor uns, durch die uns der göttliche Heiland die ernste Wahrheit einschärfen wollte, daß nur der Barmherzige dereinst Barmherzigkeit finden wird, — daß also derjenige ein Gericht ohne Erbarmen zu erwarten hat, der seinem Mitmenschen gegenüber nicht Mitleid und Erbarmen und Verzeihung üben will. Bei wie vielen aus uns, lieber Leser, genügt ein verlegendes Wort, eine kleine Mißachtung, eine üble Nachrede, eine abschlägige Antwort und ähnliches, um sie nicht nur für den Augenblick ganz aus der Fassung zu bringen, sondern bei ihnen ein andauerndes feindseliges Gefühl hervorzurufen! Ja, die Welt ist voll von Menschen, die teils in offener, teils in geheimer Anfeindung mit einander leben, die einander (scheinbar) freundlich grüßen, dabei aber innerlich sich so feindselig gesinnt sind, daß sie keine Gelegenheit vorübergehen lassen, wo sie einander kränken oder benachteiligen können!

Wieder ist ein Kirchenjahr seinem Ende nahe, und wir selbst, lieber Leser, sind der endgültigen „Abrechnung“ um ein beträchtliches Stück näher gerückt. Wem aus uns drängt sich da nicht die bange Frage auf: Was wird an jenem Tage der Abrechnung aus mir werden?

Darf ich dir, lieber Leser, einen Rat geben? Siehe! in einigen Tagen beginnt in allen Pfarrkirchen der Stadt eine heilige Mission, — auch du bist zur Teilnahme eingeladen! Bleib' nicht zurück! Laß dich durch nichts von der Teilnahme zurückhalten! Denn wer kann wissen, ob nicht gerade in dieser Gnadenzeit der himmlische König zum letzten Male Seine Barmherzigkeit walten läßt vor der letzten, endgültigen Abrechnung?

S.

Schäme Dich nicht des Rosenkranzes.

Es war während der Regierung Louis Philipps (1830 bis 1848), als sich im polytechnischen Institut zu Paris folgender Vorfall ereignete. Eines Tages in der Erholungsstunde trat plötzlich ein Student mit besonders heiterer Miene herein, stieg auf einen Stuhl und gebot durch seine Geberde Stillschweigen. Alsdann bildete sich ein Kreis um ihn her. Man hörte, was er wohl zu sagen haben würde. „Meine Herren“, — fing er an — „es ist manchmal gut, sich zu erheitern, sonst verstimmt man vor lauter Ziffern. Für Jene, welche dieser Meinung sind, kann ich etwas ganz Köstliches aufstischen. Ich habe einen Hund gemacht, aber einen seltsamen, fabelhaften, so daß ich Lausend gegen Eins wetten kann, daß Ihr den Gegenstand nicht erraten würdet mit Ausnahme dessen, der ihn verloren hat. Allein ich würde eher glauben, daß das Ding einem Bewohner des Monats angehört als einem aus Euch. Nun rätet einmal was ich

auf dem Gausgang gefunden habe!“ — Und nun ging's an ein Raten voll Mutwillen und Gelächter und sprudelnder Worte: „Eine Perücke!“ — „Ein Stadthausprogramm!“ — „Eine Puppe!“ — „Der Plan zu einem Trauerspiel!“ — „Eine Handschrift von Robinson Crusoe!“ usw. So ging's lange fort unter einem Schwall von mutwilligen Scherzreden. „Ich sehe schon“, rief nun der Redner, „die Kameraden verlieren die Geduld. So paßt denn auf, meine Herren, ich stelle den Gegenstand aus, hier ist er!“ — Er erhob die Hand und zeigte zur allgemeinen Verwunderung einen — Rosenkranz! Nun entstand ein Heidenlärm und endloses Gelächter, darauf folgte ein wahres Feuerwerk von Spottreden. „Ihr sehet also“ — rief nun wieder der Redner, „daß ich keinen schlechten Wit gemacht. Wenn der Eigentümer nicht aufkommt, werde ich den Gegenstand versteigern. Also zum ersten Male! Verlangt ihn einer als sein Eigentum zurück?“ — Bei diesen Worten schaute ein Bögling, welcher vor einem mit Büchern und Zeichnungen bedeckten Tische saß, in die Höhe und betrachtete ruhig, aber mit einem unbeschreiblichen Lächeln die seltsame Gruppe. Seine Gestalt war edel, seine Stirn hoch, und Geist leuchtete aus seinem lähnen und heitern Blicke. Er war geachtet und geliebt unter seinen Kameraden. Dieser Jüngling erhob sich nun, drängte sich an den Stuhl des Redners, streckte die Hand aus und sagte mit ruhiger Miene und festem Tone: „Der Rosenkranz ist mein, gib mir ihn zurück.“ — „Ungeheure Verwunderung!“ — „Werk! Ihr denn nicht,“ — rief einer — „daß er den Scherz fortsetzt, man kennt den Spatzvogel!“ — „Ich scherze nicht“, antwortete der Jüngling, — „am allerwenigsten scherze ich über solche Dinge. Ja, meine Herren, der Rosenkranz gehört mir, und ich fordere ihn zurück, er kommt von meiner Mutter, der ich am Sterbebett versprochen habe ihn stets zu behalten und allzeit zu beten. Meine Herren, so eben hörte ich hier über die heiligsten Dinge mit einer Leichtfertigkeit reden, die allein durch die leider nur zu gewöhnliche Unwissenheit zu erklären ist, welche über derlei religiöse Dinge herrscht. Ja, meine Herren, ich bin religiös nach dem Beispiele Raubans (französischer Marschall und berühmter Kriegsbaumeister, welcher das Befestigungssystem verbesserte, † (1707), unseres berühmten Lehrers, nach dem Beispiele Turcotes, Condés, Villars, dieser Tapfern! (berühmte französische Feldherren) nach dem Beispiele Fenelon's, Bossuets und so vieler anderer großer Männer. Ich glaube mich hier in hinlänglich guter Gesellschaft zu befinden, um, weit entfernt, über sie zu erröten, sogar noch Ehre zu haben.“

Diese feste Antwort machte Eindruck. Viele, welche noch zweifelhaft hin- und herschwankten, ob sie zustimmen oder spotten sollten, andere, die schon anfangen zu hohnlächeln, traten vor dem leeren Kämpfen zurück. Die meisten bewunderten des Jünglings Mut, gaben ihm Beifall und reichten ihm die Hände zum Zeichen ihrer Achtung. Derjenige, der den Rosenkranz gefunden hatte, trat zuerst auf ihn zu: „Bist Du mir böse, Heinrich?“ fragte er. „Gott bewahre, mein Freund“, war die Antwort „nur kann ich nicht umhin, zu finden, daß Du hier ein wenig ...“

„Sag's nur heraus, daß ich unbesonnen gehandelt habe. Ich sehe jetzt wohl ein, daß ich Unrecht hatte; Deine Worte haben mich zum Nachdenken gebracht, und es tut mir nur leid, daß ich einen so dummen Lärm gemacht und solche Torheiten geschwätzt habe.“

So hatte Heinrich nicht nur die Freiheit für sich selbst erobert, sondern mehr als Einer, der bis dahin schwach genug seine wahre Gesinnung verleugnet hatte, benützte den Vorfall, um sich unabhängig zu machen und Christ von Herzensgrund, die Larve der Heuchelei und Gottlosigkeit abzulegen.

Heinrich war ein Kind des heiligen Rosenkranzes. Der hl. Rosenkranz, den er, gehorjam dem letzten Wunsche seiner frommen Mutter, immer bei sich getragen und gebetet, hat ihn nicht bloß vor Verführung bewahrt in der unchristlichen Umarmung; bloß vor Verführung bewahrt in der unchristlichen Umarmung einer französischen Militärschule, sondern hat auch seiner mutvollen Ueberzeugung Anerkennung und Sieg verschafft und viele seiner Kameraden auf bessere Gesinnung gebracht.

Christliche Eltern! Wollet Ihr, daß Eure Kinder die Früchte einer guten katholischen Gesinnung nicht vereiteln, wollt Ihr, daß sie die Versuchungen der Menschenfurcht siegreich bestehen, so bringt ihnen eine rechte Liebe zum hl. Rosenkranze bei. Lehret sie, denselben recht und mit Geist beten, und gewöhnt sie von Jugend auf daran, bei jeder Gelegenheit ihn öffentlich in der Hand zu führen!

(Aus „Hundertfünfzig Marien-Geschichten“ von Dr. Joseph Anton Keller, Pfarrer in Gottenheim bei Freiburg i. B.)

Erinnerung an die Kindheit.

Alban Stolz erzählt: Da ich dieses Spätjahr (1857) in meiner freien Zeit bald alleinig, bald zu selbender auf den Höhen und den Talgründen des Schwarzwaldes umhergewandert bin und Leib und Seele in der Vergluth gebadet habe, lehrte ich einmal in der Frühe in einer Kirche ein, wo gerade Gottesdienst gehalten wurde, und stellte mich oder kniete an des Pölners Platz. Da sangen sie den Messgesang vor der Kommunion, wo es heißt:

„Nicht würdig bin ich Armer,
Mich deinem Tisch zu nah'n;
Du aber siehst, Erbarmen,
Mein Sehnen gnädig an.
Ich glaube deinem Worte,
Vergebung ist bei dir,
Und offen steht die Pforte
Der Seligkeit auch mir.“

Die nämlichen tröstlichen Worte und ihre schöne Melodie habe ich vor langen Jahren, wo ich ein schwächliches Studentlein war, manchmal singen hören und habe sie besonders lieb gehabt. Und wo ich sie jetzt wieder hörte, haben sie gar süß und lind meine Seele aufgeweicht, wie wenn mitten im harten Winter ein warmer Oberwind kommt und das Wetter aufgeht und es einen innerlich anweht, als komme schon der Frühling.

Wenn einer auch schon lange in dem Alter steht, wo um das Herz eine rauhe Rinde sich gelegt hat und nicht mehr so leicht einen etwas rührt, wie in jungen Jahren: so übt das oft noch große Gewalt, wenn man wieder sieht oder höret oder tut, womit in der Kindheit die Seele umgegangen ist, es regt sich innerlich etwas, das schon lang in Vergessenheit begraben war, als wollte es von den Toten auferstehen. Bist du ein Katholik von Geburt aus und betest den englischen Gruß schon lange nicht mehr oder schleppst ihn nur noch wie eine unliebe Last aus Gewohnheit hinter deinem Vaterunser nach und mit: so lehe' einmal in Gedanken zurück in deine frühe Jugend, wo mit euch Kindern die Mutter zu Morgen und zu Nacht gebetet hat und euch gelehrt und angehalten hat, die liebe Mutter Gottes zu verehren und zu grüßen. Ist es dir denn jetzt wohlher und bist du selber besser geworden, seitdem es dir zu viel ist und du den englischen Gruß nicht mehr betest? Sieh', es gilt auch in solchen Dingen der Spruch des Heilandes: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht eingehen in das Reich Gottes.“

Wahre wieder zurück zu der Übung deiner Kindheit; du erfreuest deine eigene verstorbene Mutter und wirst ihr wieder näher anverwandt; vielleicht wird es auch sonst besser mit dir, und es wird dich gewiß nicht gereuen in der Stunde deines Absterbens.

AC. Der Selbstmord eine Heldentat?

In stolzen selbstbewußten Tönen rühmt die Gegenwart sich ihrer technischen Kultur, als ob damit der Menschheit die Wiederkehr des goldenen Zeitalters gewährleistet sei. In schreiendem Widerspruch zu dieser Selbstbeweihräucherung steht die Tatsache, daß die Freude der modernen Gesellschaft an ihrem Kulturmahle fortwährend gestört wird wie Macbeths Mahl durch das Erscheinen eines schrecklichen Gespenstes, des Pessimismus, der Verzweiflung an allem und jedem. Und dieses Gespenst geht nicht bloß um in Büchern und Schriften, in denen man schließlich als Erzeugnissen einiger gespannter Schriftsteller gleichgültig vorübergehen könnte, sondern dieses Gespenst hat Gestalt angenommen in einer von Tag zu Tag zunehmenden Selbstmordiffer und einer in der Literatur und Tagespresse geübten Verherrlichung des Selbstmordes als einer — Heldentat. Der größte Schurke, der ein Leben von Gemeinheiten hinter sich hat, wird zum Helden gestempelt, wenn er das Leben, als es anfing, an ihn ernste Anforderungen zu stellen, weggeworfen hat. Wie weit die Begriffsverwirrung in diesem Punkte gediehen ist, kann man daraus ersehen, daß ein bekannter deutscher medizinischer Hochschullehrer, dessen Sohn sich erschossen hatte, weil er fürchte blind zu werden, diese Tat als eine „nützige“ bezeichnen zu müssen glaubte, vorausgesetzt, daß diese Art der Betrachtung nicht eine Art Suggestion sein sollte im Interesse eines freilich verfehlten Trostes. Daß von Mut bei solchen Vorkommnissen keine Rede sein kann, zeigt auch die allerobersächlichste Erwägung der heutigen Selbstmordmanie.

Auf gar keinen Widerspruch glauben wir zu stoßen, wenn wir die Bezeichnung einer „Heldentat“ für denjenigen Selbstmord streichen, der das Ende eines verkommenen und verbrecherischen Lebens ist. Der soll ein Held sein, der in bodenloser Liberalität sein und seiner Familie Vermögen, vielleicht auch noch fremdes, ihm anvertrautes Eigentum, verpraßt und ver-

spielt, schließlich, als der finanzielle und moralische Bankrott nicht länger zu verbergen ist, zur Pistole greift? Für ein solches fortgesetztes Verbrecherleben will man ob eines Pistolesschusses General-Absolution erteilen? Das soll eine Sühne sein? Wir meinen, ein Held wäre derjenige, welcher wenn ein von ihm beschuldeter Unglück ihn und mit ihm die Seinigen und die von ihm Hintergangenen trifft, auf dem Plage bleibt, alle seine Kraft einsetzt, um in ehrlicher Arbeit den Schaden wieder gut zu machen. Aber jetzt dieser irdischen Verantwortung sich zu entziehen, ist eine Feiglings- und Schurkental.

Wahres und echtes Heldentum aber unterliegt auch nicht den Schicksalschlägen, Unglückschickungen, kurz allem Elend an der moderne Pessimismus schwelgt. Ja gewiß, dieser Pessimismus weiß eine beredte Sprache zu führen, wenn er schildert, wie das Leben reich ist an Enttäuschungen und unsagbarem körperlichen und geistigem Weh, wie auf eine Stunde der Freude Jahre des bittersten Grammes, auf einen Jubelschrei tausend Seufzer, auf eine Freudenträne ein Meer von Schmerzensstränen kommt.

„Das ist des Menschen Los! Heute sprechen ihm
Der Hoffnung zarte Blättchen, morgen Blüten,
Und hüllen ihn in dichte Farbenpracht.
Am dritten Tage kommt tödlich streng der Frost
Und heißt ihm, wenn der gute, sich're Mann
Die Gröbte reisend wähnt, die Wurzeln tot,
So daß er stürzt.“

(Shakespeare.)

Welcher Mensch, der nicht ganz verflucht ist, wüßte schließlich nicht selbst, um mit Steinhilf zu reden, wenn es darauf anläge, „eine Variation des nie verstummenden Liedes vom unsäglichen Schmerz, welcher wahnsinnig macht, von brennenden Wunden, welche nicht heilen wollen und vor jeder Freude frisch bluten, indem sich immer Besorgnisse zwischen Lippen und Becher drängen.“

Indes zugegeben, daß das menschliche Leben kein wellenloser Frühlingstag, zugegeben einmal, daß Unglück und bitteres Weh mit zermalender Wucht auf den Menschen niederfällt, wer ist dann der wahre Held? Derjenige, welcher feige die Flucht ergreift und die Pforten des Todes aufreißt, um ins selbstgegrabene Grab hinabzutreiben, oder derjenige, welcher ungebeugten Mutes den Kampf aufnimmt? Die Antwort kann nicht schwer sein! Ja sie wird, um auf das oben angezogene Beispiel zurückzugreifen, von dem gesunden Menschenverstand trotz aller sonstiger theoretischer Voreingenommenheit selbst gegeben, wenn es in den jeweiligen Zeitungsberichten heißt: „aus Furcht“ zu erblinden, habe der junge Mann die unselbige Tat begangen. Etwas, was aus Furcht geschieht, erhebt von vornherein keinen Anspruch auf die Bezeichnung heldenhaft; damit ist ohne weiteres das Urteil feige Flucht verbunden. Wie viele Hunderte und vielleicht Tausende hat ein ähnliches Schicksal bedroht, und sie haben es kommen sehen, ohne zu fliehen, haben vielmehr mit unbeugbarem und ungebeugtem Mut den Kampf des Lebens durchkämpft.

Aber natürlich, ein solches Heldentum, von dem kein Lied und kein Heldenduch singt, wächst nicht auf dem Boden einer ungläubigen Wissenschaft, am allerwenigsten auf dem Boden des Nihilismus. Da hat der Prophet des modernen Nihilismus sein Buch „Welträtzel“ betitelt und verkündet mit der Miene eines unfehlbaren Menschen, die Welt- und Lebensrätzel gelöst zu haben, aber seltsamerweise berührt er das Lebensrätzel mit keinem Wort. Seiner ganzen Weisheit letzter Schluß ist schließlich der Götthe'sche Vers: „Nach ewigen, ehernen Gesetzen — Rüssen wir alle — Unseres Daseins Kreise vollenden.“ Von dieser Anschauung aus ist aber der Pessimismus der legitime Sohn des Nihilismus.

Dieser an Glaube und Sitte bankrott gewordene Pessimismus ist es aber, welcher in der Gegenwart Hunderte in den Tod scheidt, indem er stets von der Erbärmlichkeit des Daseins redet, aber keinen stärkenden Heiltrank hat, um diese Erbärmlichkeit des Daseins zu paralysieren und dem vom Leid betroffenen und unter der Wucht des Schmerzes sich krümmenden Menschen die Kraft zu verleihen, sich aufzurichten und ungebrochen als Held den guten Kampf zu kämpfen.

Es ist ein unanfechtbarer Beweis der praktischen Brauchbarkeit und damit der Wahrheit der religiösen Weltanschauung für den Lebenskampf, daß ihre Kreise frei sind von jener feigen Flucht vor dem Leben, welche in den ungläubigen Kreisen grassiert und welche man vergebens zu vertuschen und zu beschönigen sucht, indem man von einer Heldentat spricht, wo doch nur eine Feiglingsstat vorhanden ist. Wie hat sich doch Lenau zugeschlüßert gegen den Ansturm des Pessimismus, ohne sich freilich damit selbst zu retten, da ihm sein religiöser Glaube in Trümmer gegangen war?

„Das aber ist feige Richtung,
Daß du dich sehnest nach Vernichtung.“

Der verdächtige Gast.

Humoreske von Adolf Hölzer.

(Nachdr. verb.)

In einem eleganten Kaffee der Kaiserstadt Wien saßen gegenüber dem Operngebäude in einer traulichen Ecke mehrere Aristokraten bei Noffa und Virginia und führten Gespräche über allerlei Herrlichkeiten dieser Welt.

Die Bogen der Unterhaltung gingen hoch: Wie jeder echte Wiener auf den Anfang des Liebeschwört:

„Es gibt nur a Kaiserstadt,
Gibt nur a Wean“.

ebenso berechtigt hält er sich über die schlechten Zustände der Residenzstadt zu schimpfen. Das hindert ihn nicht im Geringsten, wenn auch ein offener Widerspruch darin liegt, und die „Tama“ will wissen, daß es gerade die schlechtesten Wiener nicht wären, die ihrem gepreßten Herzen in ärgerlichen Redensarten über Wien Luft machten. . . .

Einer der Herren hatte es auf die Wiener Polizei abgesehen, deren Dienstfrigkeit er mit den härtesten Worten charakterisierte und als ein Uebel der alten Kaiserstadt hinstellte.

Er fand aber den entschiedensten Widerspruch. Man lobte die pflichttreue Haltung der Polizeiorgane, pries ihre Energie fast über Gebühr, und deutete nicht ganz mit Unrecht auf ihre Erfolge hin.

Der eigensinnige Herr aber blieb steif und fest bei seiner Behauptung und sprach mit Pathos: „Ich bin bereit, den Beweis zu erbringen, daß man in unserem schönen Wien arretiert werden kann, ohne auch nur den Schatten einer unerlaubten Tat auf sich geladen zu haben.“

Man stieß sich an, lächelte vielsagend, wibbelte, und schließlich brach die ganze Gesellschaft in schallendes Gelächter aus.

„Wir wären neugierig, diesen Beweis erbracht zu sehen“, meinte einer der Anwesenden.

„Was gilt die Wette?“ sprach der erste wieder. „Ich schaffe Euch bis morgen Abend den Beweis, daß ein guter Wiener von dem ersten besten Polizisten festgenommen wird, obgleich er in seinem ganzen Leben auch nicht im geringsten gegen die Paragraphen des Gesetzes verstieß. Ich wette um ein Champagner-Souper. Wer hält?“

„Wir alle“, hieß es.

Man trennte sich mit der Versicherung, sich nächsten Tages gegen Abend wieder in dem Kaffee treffen zu wollen.

* * *

In Sechshaus, einer Vorstadt Wiens, saß am nachmittag des anderen Tages in einem kleinen, sogenannten „Weißel“ ein etwas derangierter Herr, dessen Garderoben Spuren einstigen Glanzes zeigte. Er machte in dieser Kleidung den Eindruck eines heruntergekommenen Barons.

Diesen Eindruck hatten auch sofort der Wirt und die Kellner des Wirtshauses gewonnen, denn sie betrachteten gerade diesen Gast, der sich in dem entferntesten Winkel der Gaststube niedergelassen hatte, mit ganz besonderer Aufmerksamkeit.

Der Fremde hatte sich einen halben Liter „Abzug“ und eine Portion „Primsentkäse“ nebst einem „Vosniaken“ geben lassen, und fragte nebenbei den Kellner nach dem nächsten vom Westbahnhof abgehenden Zuge.

Dem Kellner fiel der unruhige Blick des verdächtigen Gastes auf, nicht minder das schüchterne, fast ängstliche Benehmen und die zitternde Hast, mit der er sein frugales Mahl verzehrte.

Der Speisenträger nahm Rücksprache mit dem Oberkellner, der Oberkellner mit dem Wirt und in den Dreien stieg der furchtbare Verdacht auf, daß dieser rätselhafte Mensch am Ende gar ein Raubmörder sein könnte. Daß er aber zum mindesten ein Dieb sei, das galt den Dreien bereits als eine ausgemachte Sache.

Der Wirt mahnte zur Vorsicht und gab Auftrag, ihn sofort in Kenntnis zu setzen, wenn sich etwas Verdächtiges an dem sonderbaren Fremden zeigen sollte.

Nach einer Weile wünschte der Unbekannte zu zahlen. „Sie haben ein Glas Abzug, Primsentkäse und ein Brot, macht zusammen einundzwanzig Kreuzer.“

Jetzt streifte der fremde, verdächtige Gast sein Beinkleid in die Höhe und entnahm einem seiner Stiefel eine 100 Guldennote.

Der Kellner war sprachlos. „Ich habe nicht so viel Geld, muß mir's erst vom Herrn Wirt holen“, stieß er hervor und damit ging er zu seinem Chef, dem er diesen höchst seltsamen Vorgang hastig mitteilte.

Dieser wechselte die Banknote, nahm seinen Hut und verschwand.

Unterdessen zählte der Kellner dem zur Eile drängenden Gast langsam und zögernd die Münzen auf den Tisch.

Er war damit noch nicht fertig, als sich die Tür öffnete, und der Wirt in Begleitung eines Polizisten erschien.

Der Wirt gab dem Schuttmann einen Wink und deutete auf den Fremden.

Der verdächtige Gast sah es, ergriff seinen Hut und rannte durch die rückwärts gelegene Tür nach dem Hof, und von da auf die Straße, indem er eine ganze Reihe kleiner Silbermünzen auf dem Tische zurückließ.

„Haltet den Dieb!“, rief der Schuttmann. „Haltet den Dieb!“ der Wirt.

Die Folge war, daß sich eine große Menschenmenge ansammelte, die jetzt gleichfalls auf den vermeintlichen Dieb Jagd machte, der wie ein gehehelter Hirsch in mächtigen Schritten davonlief. Es half ihm aber nichts. Als er gerade um eine Ecke bog, rannte er vier stämmigen Arbeitern in die Hände, die ihn festhielten. Der Fremde wurde einigen in der Nähe weilenden Schutzleuten übergeben und zur nächsten Polizeiwache geführt.

Unterdessen war auch der erste Polizist, der den angeblichen Dieb in dem Wirtshaus arretieren wollte, nachgekommen. Er rapportierte und führte den Wirt zum Zeugen an, unter welcher bedenklichen Umständen der dingfest gemachte Herr angetroffen wurde. Jetzt bestand auch bei den anderen Sicherheitsorganen kein Zweifel, daß man es mit einem Diebe, und mit einem ganz gefährlichen noch dazu, zu tun habe.

Zur Vernehmung vor den Kommissar geführt, richtete letzterer die barsche Frage an den Arretierten: „Wer ist Er?“

Da schlug der Unbekannte mit einer eleganten Verbeugung den Leberock zurück, zeigte auf einen glühenden Ordensstern auf seiner Brust, und antwortete: „Ich bin Graf S a n d o r, und wenn Sie mir nicht glauben wollen, so lassen Sie den Fürsten Metternich rufen, der wird Ihnen nähere Auskunft geben. Außerdem noch dies.“ Damit nahm er kaltblütig seine Legitimationspapiere aus der Tasche und legte sie auf den Tisch des Beamten.

Man kann sich denken, in welcher peinlicher Verlegenheit sich die Diener Hermandads dem berühmtesten Reiter und Fahrer seiner Zeit und dem Verwandten des einflussreichen Fürsten Metternich gegenüber befanden. Verneigungen und Erröten, Entschuldigungen um Entschuldigungen folgten.

Graf Sandor aber unterbrach die Herren mit den Worten: „Ich verzeihe Ihnen gern, mache aber zur Bedingung, daß mir derjenige Schuttmann, der meine Arretierung im Wirtshaus bewirken wollte, heute Abend Gesellschaft leistet,“ was natürlich zugestanden wurde.

Am Abend ging es in dem Kaffee gegenüber der Wiener Oper sehr lustig zu.

Graf Sandor zündete sich behaglich eine Virginia an und erzählte seinen Freunden den Hergang in launiger Weise. Dabei flocht er folgende Bemerkungen ein: „Ich habe,“ meinte er, „eine etwas mehr als abgetragene Kleidung angezogen, und das ist meines Wissens kein Verbrechen. Dann habe ich mich in ein kleines Wirtshaus nach Sechshaus begeben. Warum nicht? Laufende tun das Gleiche! Wenn ich mich dort in die entlegenste Ecke gesetzt habe, so ist dies auf meinen Geschmack zurückzuführen; es ist aber keine Straftat. Ich habe mein Geld in einem meiner Stiefel aufbewahrt und es beim Bezahlen aus diesem allerdings ungewöhnlichen Behälter hervorgeholt. Das ist aber Privatfache. Es gibt kein Gesetz in Oesterreich, das bestimmt, wo man sein Geld aufzubewahren hat. Ich bin schließlich zur Tür hinausgelaufen. Warum hätte ich es nicht tun sollen? Aber ich wurde verfolgt, arretiert und vernommen wie ein leibhaftiger Verbrecher. Somit ist tatsächlich in mir ein guter Wiener Bürger verhaftet worden, der nicht das Geringste verbrochen hatte.“

Allerlei.

Brüderlich. Die Tante Emma hat dem kleinen Hans und seinem Bruder, der in der Schule ist, einen Korb mit Obst mitgebracht. Hans macht sich gleich darüber her. — „Aber, Hans, denkst Du denn gar nicht an Deinen Bruder?“ — „Gewiß, Tante! Ich denke immer: wenn er nur nicht bald kommt!“

Stille Mitbewohner. Mieter: Ich kann leider hier nicht wohnen. — Vermieterin: Warum denn nicht? Sie wünschen ein ruhiges Zimmer, und das ist es doch. — Mieter: Es gibt aber zuviel Ungeziefer hier. — Vermieterin: Erlauben Sie — das macht doch keinen Lärm.

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 12.

Düsseldorf, den 23. Oktober.

1904.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten)

Zweiundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus XXII, 15—21. „In jener Zeit gingen die Pharisäer hin und hielten Matth. wie sie Jesum in einer Rede fangen könnten. Und sie schickten ihre Schüler mit den Herodianern zu ihm und sagten: Meister, wir wissen, daß du wahrhaft bist und den Weg Gottes nach der Wahrheit lehrest, und dich um Niemand bekümmerst; denn du siehst nicht auf die Person der Menschen, sage uns nun, was meinst wohl du: Ist es erlaubt, dem Kaiser Zins zu geben oder nicht? Da aber Jesus ihre Schallheit kannte, sprach er: Ihr Heuchler, was versucht ihr mich? Zeiget mir die Zinsmünze. Und sie reichten ihm einen Denar hin. Da sprach Jesus zu ihnen: Wessen ist dieses Bild und die Ueberschrift? Sie antworteten ihm: Des Kaisers. Da sprach er zu ihnen: Gebet also dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!“

Wessen ist das Bild und die Aufschrift?

Das heutige Evangelium schließt sich unmittelbar an das Evangelium vom neunzehnten Sonntage mit der Gleichnisrede vom „Hochzeitsmahle“ an, die der Herr im Tempel zu Jerusalem kurz nach seinem feierlichen Einzuge gehalten hatte. In dieser Parabel hatte Er, wie schon vordem wiederholt, den Stolz der im Volke hochangesehenen Pharisäer schwer getroffen, indem Er ihnen die Verwerfung des auserwählten Volkes und die Berufung der Heiden zum Messianischen Reiche ankündigte. Darum versetzten die Häupter der Synagoge in ihrer Bosheit und Verstocktheit auf neue Rachepläne, wie der erste Satz des heutigen Evangeliums bezeugt: „Die Pharisäer hielten Mat., wie sie Jesum in einer Rede fangen könnten“.

Während der ganzen Zeit der öffentlichen Wirksamkeit des Herrn standen Ihm die Hohenpriester und Pharisäer feindselig gegenüber; aber wieder hatte Er die hinterlistig gelegten Fallstricke mit göttlicher Weisheit zerrissen. Nun, am letzten Tage des öffentlichen Lehramtes, unmittelbar vor dem Ausgange Jesu aus dieser Welt, erfinden sie einen neuen gottlosen Plan, von dem sie sich sicheren Erfolg versprechen. Sie, die als strenggläubige Israeliten stets auf ihre echt-patriotische Gesinnung pochten, scheuen sich nicht, für die Zwecke ihres Hasses mit den Feinden Israels, den Herodianern, in Verbindung zu treten. Wie Herodes, der Fürst von Galiläa, selbst, so erscheinen auch seine Anhänger (die Herodianer) als die natürlichen Freunde und Parteigänger Roms, das allein die Herrschaft des fremdländischen Fürsten in Galiläa aufrecht hielt. Um ihre gottlosen Zwecke zu erreichen, stecken die stolzen Pharisäer sich hinter diese ihnen verhassten Anhänger des Herodes und wissen sie dafür zu gewinnen, den verhassten Nazarener zum „Schiedsrichter in einer Frage zu machen, in der beide Parteien grundsätzlich sich befähigten: Ob es erlaubt sei, dem römischen Kaiser die Steuer zu zahlen oder nicht?“

Die Streitfrage, lieber Leser, war offenbar eine sehr verhängliche; denn das jüdische Volk erwartete von seinem Messias, daß er sich an die Spitze des auserwählten Volkes stellen werde, um es von dem Joche der heidnischen Römer zu befreien und den alten Glanz Israels wiederherzustellen. Die Frage, die dem Herrn vorgelegt wurde, war also raffiniert genug: entweder stellte der Gefragte sich auf die Seite Roms, und dann er-

klärte Er sich als Feind des israelitischen Volkes — oder Er erklärte sich gegen die römische Fremdherrschaft, und dann konnte eine Anklage auf Hochverrat gegen Ihn erhoben werden. Dabei stellen die Pharisäer sich in heuchlerischer Weise an, als ob ihnen nur die Beobachtung des Gesetzes am Herzen liege, als ob es ihnen Gewissenszweifel verursache, einem ihnen aufgezwungenen Herrscher Steuern und Abgaben zu entrichten, ohne das göttliche Recht Israels zu verleugnen.

Der Haß macht die Pharisäer blind; deshalb erkennen sie nicht, daß es die ewige Weisheit ist, der sie ihre tückische Frage vorlegen; die ewige Weisheit, die „Herzen und Nieren durchsichtigt“ und darum auch ihre feindselige Absicht erkennen muß: „Was für ein Bild und welche Aufschrift trägt denn eure Steuermünze?“ fragt der Herr. — Sie antworten: „Das Bild und die Aufschrift ist vom Kaiser!“ — „Nun so gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!“ — d. h. wenn ihr die römische Münze mit dem Bildnis des Kaisers bei euch traget, so bekennet ihr damit ja selbst, daß ihr euch als seine Untertanen betrachtet: Gebet also dem Kaiser, was des Kaisers ist! Weil ihr aber in euren Seelen das Bildnis Gottes traget, so gebet auch Gott, was Gottes ist!

Der Herr gibt uns allen hier die Lehre, lieber Leser, daß, wenn die weltliche Obrigkeit sich auf den ihr zugewiesenen Bereich beschränkt, die Rechte Gottes mit den Pflichten gegen die weltliche Obrigkeit sehr wohl bestehen können. Denn die Pflichten gegen Gott liegen auf einem ganz anderen Gebiete: Gott herrscht über den ganzen Menschen und Er fordert daher vom Menschen, was er ist — die weltliche Obrigkeit aber kann höchstens vom Menschen fordern, was er hat. Hieraus ergibt sich aber, daß wir nur dann Gott geben, was Gottes ist, wenn wir all unser Denken, Wollen und Streben nach dem Willen Gottes ordnen und uns bemühen, Ihm immer ähnlicher zu werden. Ist ja das Bild Gottes unserer Seele eingeprägt, da sie das Ebenbild Gottes ist. Wir sind von Gott und für Gott geschaffen; darum wird unsere Seele nur dann Ruhe finden, wenn sie einst zu Ihm zurückkehren darf. Wie viele unter uns vergessen das über den Sorgen und Mühen und Arbeiten des täglichen Lebens!

Rette Deine Seele! Das ist der Grundton, lieber Leser, auf den alle Predigten in dieser heiligen Missionszeit gestimmt sind. Jeder aus uns hat nur eine un-

sterbliche Seele! Verliert er diese, so ist für ihn alles verloren — alles, was Friede und Freude und Glück heißt! Diese Wahrheit wird uns zwar immer und immer wieder gepredigt und eingeschärft, aber mit besonderem Nachdruck und unter besonders günstigen Umständen in den Tagen der Mission. Da vereinigt sich alles, um uns in eine fromme, ernste Stimmung zu versetzen, und nicht zuletzt wirkt das gemeinsame Gebet, um diese Tage ernstlicher Einklehr in unser Inneres recht fruchtbar zu machen.

Vor zwei Jahrtausenden ungefähr stand der Sohn Gottes selber als Missionsprediger vor dem jüdischen Volke. Das schlichte, brave Volk schenkte ihm im allgemeinen Gehör; aber wie verhielten sich die Führer und Vornehmen des Volkes! Ungeachtet der göttlichen Wundertaten, die der Herr vor ihren Augen wirkte, um sie zu überzeugen, verharrten sie in ihrer Verstocktheit und in ihrem Unglauben. Wer, lieber Leser, darf sich darum heute allzusehr wundern, wenn manche Christen den Ruf der Gnade unbeachtet lassen, der ihnen aus allen Kirchen der Stadt entgegenschallt? Wenn sie der väterlichen Mahnung unseres geliebten Oberhirten nicht Folge geben?

Mit Nachdruck hebt der Oberhirt in seinem Hirtenschreiben hervor, daß die nächstliegende Frucht einer heiligen Mission der würdige Empfang der heiligen Sakramente der Buße und des Altars sei. Das Anhören der Predigten (sagt er) ist gut und ist notwendig. Aber das Entscheidende und Wesentliche ist eine gute heilige Beicht und eine gut vorbereitete heilige Kommunion.

Lieber Leser! Auch Dir ruft der Heiland in diesen Tagen der Gnade zu: „Gib Gott, was Gottes ist!“ Rette Deine Seele, denn sie ist das Eigentum Gottes, und Er wird sie von Dir einst fordern!

S.

Die Ermordung der Missionare auf Neupommern.

Zu der vor wenigen Wochen im Düsseldorfer Tageblatt kurz gemeldeten Ermordung katholischer Missionare auf der Gazelleinsel liegt ein offizieller Bericht des Paters Provinzial S. Linden vor. Wir lassen denselben hier folgen:

* Anna Pove, 25. August 1904.

Wie jüngst im Düsseldorfer Tageblatt schon gemeldet, wurden am 13. August die Missionsstationen St. Paul, Nacharunep und Marienhöhe in Baining (Gazelle-Halbinsel, Neu-Pommern) von einer Mörderbande überfallen und zehn Angehörige derselben grausam ermordet. Wie ich vernommen, gehen Mitteilungen über diese Greuelthat nach allen Richtungen, es wurde hier selbst schon manches erzählt, das mit der Wahrheit nicht im Einklang steht. Deshalb erlaube ich mir, Ihnen eine ganz objektive Darstellung der That, die unsere Mission so unerwartet und schwer getroffen hat, zur Verfügung zu stellen.

Westlich vom Weberhafen, an der Nordküste Neu-Pommerns, liegen die von einem Stammesbewohner bewohnten Baininger Berge. Am Fuße dieser Berge, der kleinen Insel Massava gegenüber, befindet sich die Missionsstation Bunamarita, zurzeit unter der Leitung von P. Heinrich von der Na und Bruder Ignatius Stevens. Anderthalb Stunde landeinwärts zwischen den Bergen liegt die Station St. Paul, unter der Leitung von P. M. Rascher und Bruder J. Blaschaert, sowie der Missionschwester Anna, Sophia und Dorothea. Noch zwei Stunden landeinwärts hat P. S. Nuten mit dem Bruder J. Schellekens vor zwei Jahren eine Station gegründet. Zwischen diesen beiden letzten Stationen haben die Trappistenbrüder Matthias Folger und Joseph Bley voriges Jahr eine provisorische Niederlassung Marienhöhe gegründet.

Am 26. August sollte in St. Paul die neue Kirche eingeweiht werden. Deshalb waren die Brüder C. Schellekens von Nacharunep und Joseph Bley von Marienhöhe seit anfangs August dort anwesend, um zu helfen, die letzten Arbeiten zu vollenden. Auch befanden sich seit einigen Tagen die Schwestern Agnes, Angela, Agatha und Brigitta bei den Schwestern von St. Paul. Einige Tage später sollten diese wieder nach ihrem Arbeitsfeld in Bunapope zurückkehren.

Nichts ahnend von dem, was ihnen bevorstand, begaben sich die Bewohner von St. Paul Samstag den 13. August nach dem Frühstück gegen 7 Uhr an ihre gewöhnlichen Arbeiten. Unter Leitung von zwei Schwestern Brigitta und Dorothea gingen die meisten Mädchen und Knaben zum Ufer nach Bunamarita, um die dort per Boot angekommenen Sachen zu holen.

Wie gewöhnlich Samstags kommt To Maria, ein Bewohner des Slavendorfes, die Jagdflinte von P. Rascher holen, um wilde Tauben zu schießen. P. Rascher war unwohl und lag angekleidet auf seinem Bett; da erscheint gegen 8 Uhr To Maria auf der Veranda des Hauses und schießt ihm durch das Fenster eine Ladung Schrot in die Brust; P. Rascher steht auf und beugt sich zur Türe.

Schwester Anna, im Nebenzimmer beschäftigt, eilt auf den Verwundeten zu; dieser stürzt tot zusammen. Schwester Anna, vom Mörder verfolgt, flüchtete in ein Nebenzimmer und verschloß die Türe. Mit einigen Anstößen sprengte dieser die Türe und durchschloß der Schwester die Stirn. Sie verblutete unter dem Tisch, mit dem Haupte auf einer Kiste ruhend; so fand man ihre Leiche, mit ihrem gewohnten freundlichen Lächeln und mit offenen Augen.

Inzwischen gesellten sich zu dem einen noch andere Mordbusen. Etwa zehn Schritte vom Hause zur Kirche kam Schwester Sophia vom Slavendorfe zurück, wo sie Wunden verbunden hatte. Sie muß sich gegen ihren Mörder verteidigt haben, denn ihre Kleider von starkem Tuch waren vielfach zerrissen; sie soll nicht sogleich gestorben sein, und der Anführer To Maria soll dem Mörder zugerufen haben: „Warum tötest du sie nicht sogleich?“ Darauf hat der Mörder sie mit Füßen getreten, so daß die Eingeweide aus einer Seite herausgekommen sind. Man fand ihre Leiche auf der rechten Seite liegend; sie hatte auch klaffende Wunden im Hinterhaupt und im Nacken.

In der Nähe des Hauses fand man auch die Leiche des Bruders Joseph Bley; sie hatte Anstöße im Hinterkopf und im Nacken. Bruder J. Bley arbeitete unter dem Hause. Als er die Gewehrschüsse hörte, soll er mit Tande, einem jungen Manne, der mit ihm arbeitete, hervorgetreten sein und dem To Maria zugerufen haben: „Was hast du zu schießen?“ Da legte To Maria auf ihn an, Tande stellte sich in den Weg, To Maria schrie, er solle sich entfernen. Tande erwiderte: „Du launst uns beide erschließen.“ To Maria schuß, traf aber trotzdem nur den Bruder, der sich mit einem Brett, das er in der Hand hatte, schützte. Der Bruder kam durch den Schuß zum Stolpern und wurde dann von einem Mörder getötet.

In der Nähe der Kirche arbeitete Bruder Schellekens an einer Zementtreppe. Bei der Arbeit hat ein Mörder ihm den Schädel gespalten und zu beiden Seiten des Halses tiefe Wunden beigebracht. Er lag auf seinem Gesicht und das Werkzeug, die Axt, lag neben ihm.

Bruder Blaschaert arbeitete an der Kirche und war mit dem Abmeißen von Brettern beschäftigt. Man fand seine Leiche auf den Brettern liegend mit Bleistift und Metermaß in der Hand. Sie hatte tiefe Wunden am Hinterkopf und zu beiden Seiten des Halses.

Schwester Agatha verband an der linken Seite des Schwesternhauses Wunden von Eingeborenen. Da wurde ihr von hinten das Haupt zertrümmert. Das Verbandszeug fand man neben ihrer Leiche.

Schwester Angela war in der provisorischen Kapelle unter dem Schwesternhaus am Altare beschäftigt. Da wurde ihr ebenfalls von hinten der Kopf zertrümmert. Sie lag auf den Stufen des Altars, neben ihr auf dem Boden lag das Tabernakel mit dem Allerheiligsten.

Schwester Agnes nähte auf der Veranda; dort fand man ihre Leiche mit tiefen Schädeldwunden. Sie hatte das Gesicht mit dem Schleier bedeckt.

Diese Mordthaten in St. Paul sind in ein paar Minuten ausgeführt worden. Die Mörder befanden sich in der Nähe der ihnen vorher angewiesenen Opfer und fielen über sie her in dem Augenblicke, wo To Maria den ersten Schuß abfeuerte.

Um dieselbe Zeit, oder kurz nachher fand die Ermordung des Pater Nuten in Nacharunep statt. Auf der Veranda seines Hauses fand man einen Klappstuhl ganz mit Blut bedeckt. Auf dem Boden war ebenfalls eine große Blutlache, daneben das Brett und ein aufgeschlagenes Buch über die Märtyrer der Katafomben. Die Leiche fand man vor der Stelle der Ermordung kaum einen Fuß unter der Erde, in Bananenblätter eingewickelt, begraben. Der Kopf war oberhalb des Mundes vollständig abgehakt. Einige Stücke vom Schädel wurden in der kleinen Pflanzung der Station gefunden. Den farbigen Bewohnern von St. Paul haben die Mörder nichts zuleide getan, mit Ausnahme des oben genannten Tande, der einen Keulenschlag erhielt. To Hermann, der Pater Rascher gewarnt hatte, wurde von den Mördern vergebens nachgestellt. Beim Ueberfall flohen die meisten der noch anwesenden Knaben, Jünglinge, Mädchen und Frauen teilweise nach Bunamarita, teilweise in den Urwald. Nur einige blieben bis gegen Abend auf der Station, um sich dann auch nach Bunamarita zu begeben. Die ersten Flüchtlinge trafen in Bunamarita ungefähr gleichzeitig mit den beiden Schwestern und ihrer kleinen Truppe ein.

Um dieselbe Zeit kam auch Hr. Riefterfeld, Vorsteher der Massavapflanzung der Neuguinea-Compagnie, nach Buna-

marita, um nach Uebereinkunft mit P. Rascher zu sprechen, erfuhr aber, daß P. Rascher sich wegen Unwohlseins entschuldigen ließ. Da P. von der Na aus dem Gerede der bei ihm eintreffenden Flüchtlinge nicht klug wurde, aber doch das Schlimmste fürchtete, bestieg er sogleich das Pferd des Herrn Meisterfeld und eilte hinauf nach St. Paul. Unterwegs begegnete er einigen bewaffneten Vainingern, die bei seinem Erscheinen in den Urwald flüchteten; ferner begegnete er weinenden Kindern, Frauen und Männern, die ihn immer mehr von einem Ueberfall überzeugten. Das Sllabendorf vor St. Paul findet er leer, er erreicht die Wohnung des P. Rascher, wo er sich von dessen Tod und dem Tod der Schwester Anna überzeugt; da er durch das Haus auf die andere Seite geht, sieht er die Leiche einer anderen Schwester und eine Truppe Vaininger, welche geraubte Sachen einpackten. Kaum haben diese ihn bemerkt, so erheben sie mit wildem Geschrei ihre Weife; unbewaffnet wie er war, konnte er nichts anders tun, als eiligst nach Bunamarita zurückzukehren, um Hilfe zu holen. Der Meisterfeld schrieb sofort nach Herbertshöhe an das Kaiserliche Gouvernement, und P. von der Na nach Buna-Pope. Um dieselbe Stunde, wo die Mordtat in St. Paul verübt wurde, traten auch drei Vaininger in die Wohnung des Hr. Meisterfeld und boten als Vorwand zwei Kasuarier zum Kauf an. Da Hr. Meisterfeld nach Bunamarita war, mißglückte dort der Mordanschlag.

Nachmittags gingen einige Vaininger und Bewohner von Bunamarita mit den Arbeitern des Hr. Meisterfeld unter der Leitung des Hr. Tom Gough, der in der Nähe von Bunamarita eine Händlerstation hat, nach St. Paul, um die Leichen zu holen. Es gelang ihnen nur, die Leiche des P. Rascher auf eine Tragbahre zu nehmen, da der Abend anbrach und es stark regnete. Während dieser Zeit schickte P. von der Na ein Boot, um die Trappistenbrüder in Marienhöhe von den Ereignissen zu benachrichtigen. Die starke See machte es unmöglich, das Ziel zu erreichen. Glücklicherweise hatte Bruder Matthias Folger sich entschlossen, trotz des schlechten Wetters, nach Bunamarita zu gehen, um am folgenden Tage der Messe beizuwohnen; er traf gegen 5 Uhr dort ein.

Wegen der schlechten Verbindungen mit Herbertshöhe war die Lage in Bunamarita sehr bedenklich: die dort Versammelten waren auf Selbstverteidigung angewiesen, denn daß Bunamarita angegriffen würde, schien außer Zweifel. Die Bula-Arbeiter der Neu-Guinea-Kampagne wurden von Hr. Meisterfeld mit Keulen und Speeren bewaffnet, und die Weifen mit geladener Flinte hielten Wache.

Die Nacht ging ohne Angriff vorüber, morgens aber gegen 4,30 Uhr kamen die Vaininger zahlreich heran. Da sie auf die Bulaente stiegen, zogen sie sich zurück. Als es Tag wurde, besorgte man P. Rascher am Eingang der Kirche von Bunamarita, während Hr. Meisterfeld mit seinen Leuten die Wache fortsetzte. Kaum war die Wandlung der hl. Messe vorbei, da wiederholten die Vaininger ihren Angriff, so daß die hl. Messe sofort beendet werden mußte. Als alles aus der Kirche stürmte, zogen sich die Angreifer zurück.

Im Laufe des Tages gingen einige Bewohner von St. Paul, die sich nach Bunamarita geflüchtet hatten, nach der Station zurück und brachten die Nachricht, daß nicht allein die zwei Schwestern, deren Leichen P. von der Na gesehen, ermordet seien, sondern auch die drei Brüder und die anderen Schwestern. To Maria ließ melden, er würde die Polizeisoldaten in St. Paul erwarten, sämtliche Weifen, besonders den Gouverneur Hr. Dr. Sahl und Hr. Bischof L. Couppe töten. Zur größeren Sicherheit beschloß P. von der Na, die beiden Schwestern Brigitta und Dorothea, Fräulein Sadie Mac Donald, die Braut des Hr. Meisterfeld, die Mädchen, Frauen und Knaben nach der in der Nähe liegenden Insel Rasilonapula zu bringen und sie dort einem katholischen Häuptling anzuvertrauen.

Das Schreiben des Hr. Meisterfeld an die Regierung war am vorigen Tage mit einem Boot bis zu einer Handelsstation an der Nordküste zu Herrn Hildebrandt gekommen. Dieser schickte sofort einen Arbeiter nach Herbertshöhe, der dort am Sonntagmorgen gegen 7 Uhr ankam. Das Unglück wollte nun noch, daß der Gouverneur nach den Karolinen war, sein Stellvertreter Hr. Anale nach Neu-Guinea, der kaiserliche Richter Dr. Kornmayer nach der Nordküste und sich 20 Polizeisoldaten in Herbertshöhe befanden. Auch waren fast alle Schiffe abwesend, nur die Dampfpinasse der Neu-Guinea-Kampagne war anwesend.

In fieberhafter Eile wurde alles zur Abfahrt vorbereitet. Der Eingeborenenvogt Sigwanz, der Arzt Dr. Wendland, P. Kleintischen, einige andere Weife und die 20 Polizeisoldaten verließen bald Herbertshöhe, und unter vollem Dampf ging es auf Bunamarita zu, wo sie gegen halb sechs abends eintrafen. Am Strande wurden sie von den Ueberlebenden empfangen. Da es spät war, um noch nach St. Paul vorzurücken, wurden die Polizeisoldaten auf Posten ausgestellt, und die Weifen über-

nahmen abwechselnd die Wache bis zum folgenden Morgen. Dann blieb eine kleine Abteilung zur Bewachung von Bunamarita zurück, und eine andere wohlgeordnete Abteilung, bestehend aus bewaffneten Bula-Arbeitern, Polizeisoldaten, Hr. Sigwanz, Hr. Dr. Wendland, P. Kleintischen und einigen anderen Herren, ging hinauf nach St. Paul, wo sie ohne Zwischenfall eintraf. Die Räuberbande war nicht zu sehen, wohl aber das greulichste Schauspiel, das man sich vorstellen kann: die wegen der hier herrschenden Hitze schon in Verwesung eingetretenen Leichen in der Lage wie oben angegeben.

Aus dem Hause des P. Rascher und dem der Schwestern waren Wäsche, Kleider, Fleischkonserven, Messer, Messkleider (mit Ausnahme der Stolen, Manipel und Pallien), Altartücher verschwunden. Alles übrige das für die Räuber keinen Wert hatte, lag bunt durcheinander: Kelche, Lampen, Bücher, Stühle, Schultafeln usw. Von den Feldbetten und Klappstühlen war das Segeltuch abgeschnitten. Die Wohnungen der treu gebliebenen Vaininger waren ebenfalls vollständig ausgeplündert. In den Häusern selbst und an der Kirche war nichts beschädigt als die Tür, welche gesprengt worden war, um die Schwester Anna zu töten.

Nachdem die Station durchsucht war, wurden zwei Abteilungen gebildet: die erste blieb auf der Station, um die Toten zu beerdigen. Auf dem Kirchhofe wurde in dem festen Lehmboden ein einziges großes Grab gemacht. Die treu gebliebenen Vaininger Jünglinge trugen die Leichen zum Kirchhofe. Welcher Anblick, als die acht Leichen nebeneinander im Grabe lagen, die bewaffneten Bula-Arbeiter den Kirchhof, die Polizeisoldaten mit geladenem Gewehre das Grab umstanden und der Priester, P. Kleintischen, die geladene Flinte an seine Füße legte, um die Begräbnisgebete zu sprechen!

Die andere Abteilung hatte inzwischen einen Streifzug durch die umliegenden Gehöfte gemacht, die aber von den Bewohnern verlassen waren. Am Abend war die Abteilung wieder in St. Paul. Die Nachtwache, bestehend aus vier Soldaten — einer an jeder Ecke des Hauses — und einem Weifen, wurde alle zwei Stunden abgelöst.

Am folgenden Tage, Dienstag, ging die ganze kleine Truppe hinauf nach Nacharunep. Nach einer halben Stunde bemerkte die Vorhut einige Vaininger. Die Soldaten gaben sofort Feuer, verwundeten einen, aber es war im Urwald nicht möglich, den Blutspuren lange zu folgen. Bei den zurückgelassenen Gegenständen fand man auch eine Nische, welche die treugebliebenen Vaininger als die des To Maria bezeichneten. Etwas halbwegs teilte sich die kleine Truppe: eine Abteilung begab sich direkt nach der Missionsstation Nacharunep, die andere zog durch das Tal nach dem Gehöfte des Häuptlings Balilikai, den sie aber nicht fand.

Ueber die Station Nacharunep war die Truppe in Ungewißheit. Sobald P. von der Na die Mordtat von St. Paul erfahren, schickte er Eilboten zu P. Ruten, um ihn zu warnen, aber eine Antwort war nicht nach Bunamarita erfolgt. Als nun die erste Abteilung in Nacharunep ankam, bemerkte sie bald, daß die Räuber dort furchtbar gehaust hatten. Erst nach langem Suchen wurde die Leiche des P. Ruten gefunden, da man bemerkte, daß der Boden an der Stelle, wo sie lag, umgegraben war. In Nacharunep war mit Ausnahme der Bücher und Papiere, die überall zerstreut lagen, alles, was nicht nagelfest war gestohlen, die Fenster größtenteils zerbrochen, die Kapelle vollständig ausgeplündert, das Tabernakel mit dem Allerheiligsten, Kelche, Messgewänder usw. alles verschwunden, der Altar ganz zerbrochen. Nichts war mehr zu finden, ausgenommen der Meßwein.

Inzwischen traf noch ein anderer Zug unter Führung des kaiserlichen Richters Dr. Kornmayer mit fünf anderen Weifen in Nacharunep ein. Dieser Zug war über die Trappisten-niederlassung Marienhöhe heraufgekommen und hatte dieselbe vollständig ausgeplündert gefunden. Der Ueberfall muß dort kurz nach Mittag, als Bruder Matthias nach Bunamarita gegangen war, stattgefunden haben.

Von Nacharunep wurde nun in Begleitung von etwa 20—30 Jünglingen und Männer von St. Paul eine Strafexpedition unternommen. Bis heute sind etwa 15 Vaininger erschossen worden.

Während dieser Zeit befand sich der Missionsbischof L. Couppe und Schreiber dieses am Lorin am äußersten Ende der Gazellhalbinsel. Die Nachricht der Greuelthat traf erst am Freitag dort ein. Samstag abend brachte der kleine Missionsdampfer Gabriel uns nach Bunamarita. Die beiden geretteten Schwestern mit den Mädchen und Frauen waren schon nach Buna-Pope abgereist. Die Dampfpinasse Barongoi der Neuguinea-Kompagnie brachte mich am folgenden Tage mit 86 Sllaventnaben nach Buna-Pope; der Herr Bischof an Bord des Gabriel sollte einige Seemeilen westlich von Bunamarita kreuzen, um die Truppe der Strafexpedition an Bord zu nehmen.

Als Samstag der stellvertretende Gouverneur Anale von

Neuguinea zurückkam wurde sofort der Kriegszustand für die ganze Gazellhalbinsel erklärt. Gestern, Mittwoch, brachte der Dampfer Seestern den Gouverneur Dr. Hahl nach Serberishöhe zurück.

Nach Aussage der Bewohner von St. Paul, welche sich hier befinden und wovon einige die Greuelthat gesehen, kann ich folgende Einzelheiten über die Mörder mitteilen: To Maria ist der Anführer gewesen und erschoss Vater Rascher und Schwester Anna und verletzte Bruder Bleh; mit einer Steinkeule und einem Messer tötete To Kanggal die Schwester Sophia; mit einer Art tötete Lamgam, auch To Duldut genannt, den Bruder Blaschaert, To Gonatom den Bruder Schellefens, To Kabilia die Schwester Agatha, To Langur die Schwester Angela, To Palom die Schwester Agnes. Vater Nuten soll durch To Melmel ermordet worden sein. To Maria ist der Sohn des To Kalliklai, eines Häuptlings in der Nähe von Nacharunep, der mit seinen Leuten am Morde in St. Paul beteiligt war. Der Mörder To Kabilia ist der Vater des Mörders Lamgam; To Kanggal ist der Sohn des Häuptlings To Kapi von Puktas, in der Nähe von St. Paul, der auch mit seinen Leuten am Morde teilgenommen hat. Außerdem sind aus dem Karagebirge die Leute des Häuptlings To Mos am Morde beteiligt gewesen.

Von den Mördern waren auf der Station St. Paul wohnhaft To Maria und To Palom. Der erstere wurde vor einigen Jahren durch die Mission, der letztere durch die Regierung aus dem Sklavenstande befreit. Die übrigen sind alle Buschbewohner. Kurz vor dem Ueberfalle soll Anis, ein Bewohner des Sklavenborses, einen anderen Bewohner des Sklavenborses mit Namen To Hermann, gebeten haben, den P. Rascher zu warnen. Dieser erwiderte: „Die Leute lügen, wie sie schon oft gelogen haben.“ Auf das Wort des To Hermann: „Sie wollen dich erschießen“, hätte P. Rascher gesagt: „Dah sie nur schießen.“

Zum Schluß gibt der Vater Linden die Gründe der Verjährung gegen die Missionsstation an. Wir veröffentlichten dieselben bereits im politischen Teile des Düsseldorfener Tageblattes, weshalb wir heute hierauf nicht mehr zurückzukommen brauchen. Im übrigen verweisen wir noch auf den ehrenvollen Nachruf, den heute die liberale Köln. Ztg. dem ermordeten Vater Rascher widmet und den wir im Tageblatt unter „Deutsches Reich“ wiedergeben.

= Zur Kalenderfrage.

Obwohl wir noch ein gutes Stück des Jahres 1904 vor uns haben, sind die Kalender für das nächste Jahr zum großen Teil schon erschienen. Ein Verleger will dem andern zuvorkommen. Im Interesse des kaufenden Publikums geschieht diese frühe Herausgabe jedenfalls nicht. Die Geschichten sind ja nicht an das Jahr gebunden, für welches sie erscheinen. Eben deshalb ist aber auch sehr oft der Kalender schon sehr schadhast geworden oder in die Brüche gegangen, ehe sein Jahr da ist.

Die Volkskalender haben eine wichtige Mission. Sie kommen in unzählige Familien und werden von Jung und Alt gelesen. So ganz selten sind auch die Häuser noch nicht geworden, in denen sie fast die ausschließliche Lektüre bilden. Da ist es wohl einzusehen, daß ihr Einfluß ein ungeheurer ist und daß sie, je nach dem Geiste, der in ihnen herrscht, großen Segen oder Schaden errichten können.

Für den gewöhnlichen Preis der Kalender wird uns, das muß man gestehen, viel geboten. Das bringt die große Konkurrenz mit sich. Selbstverständlich ist es, daß unter dem Heer der verschiedenen Kalender für katholische Familien nur die katholischen in Betracht kommen; daß man aber selbst unter diesen, d. h. unter den als katholisch bezeichneten, noch vorsichtig wählen muß, ersieht man aus folgendem:

In einem protestantischen Verlag in Neustadt a. S. ist ein „Katholischer Volkskalender für das Jahr 1905“ erschienen. Das Titelblatt zeigt ein großes Kreuz und ein ferneres Gedicht. Bei derselben Firma sind nun auch noch zwei andere Kalender erschienen, die nicht für Katholiken bestimmt sind. Ein Vergleich belehrt uns nun sofort, daß die drei Kalender gleich sind. Die verschiedenen Titelblätter sowie der Umstand, daß in dem sog. katholischen Kalender das katholische, in den beiden andern das evangelische Kalenderium vorangestellt ist, wird niemand als konfessionellen Unterschied bezeichnen wollen.

Am besten tut man, wenn man sich an die Kalender hält, die uns zu allen Bekannten geworden sind. Unter diesen muß man dann seinem Geschmac die Wahl überlassen. Nun gibt es aber Kalender, deren Reinertrag ausschließlich für mildtätige Zwecke verwandt wird, während der Ertrag anderer in die Kasse des Verlegers fließt. Da haben die erstern jedenfalls den Vorzug.

Mit Freuden darf man es begrüßen, daß man auch auf katholischer Seite den Wert der Kalender erkannt hat. Während sich die älteren immer besser ausgestalten, bemühen sich die jüngeren mit Erfolg, ihnen würdig zur Seite zu stehen.

Einfachheit und Sauberkeit der Hausfrau.

Von Emmy Paul, Berlin.

Recht viele Frauen sind der Meinung, als Gattinnen und Mütter hätten sie nicht mehr nötig, dem Manne so ganz besonders zu gefallen, wie sie als Braut es sich doch so sehr angelegen sein ließen. Sie sind mehr noch als viele Hausherren der Ansicht, daß im eigenen Hause vieles erlaubt sei, um der lieben Bequemlichkeit einen möglichst großen Spielraum zu gewähren. Das ist jedoch ein wenig empfehlenswerter Grundsatz, denn das Sichgehenlassen, besonders der Hausfrau, rächt sich an dem häuslichen Leben in seinem ganzen Umfange.

„Liebe ist blind“ heißt es. Traurig für diejenigen, welche diesen Gedanken Raum geben und danach handeln. Was der Bräutigam nicht bemerkt hat, weil er es zu bemerken teilweise nicht einmal Gelegenheit gehabt hatte, müssen leider häufig die Augen des Gatten sehr bald erblicken. Als Bräutigam sah er in der Geliebten die Schönste, Begehrenswerteste ihres Geschlechts, und die Zierlichkeit und Nettigkeit der jungen Frau verließ ihm ein Paradies, sie war sein ganzer Stolz, hielt jeden Vergleich aus. Doch wahrte dies nicht lange; die häuslichen Angelegenheiten begannen die junge Frau mehr und mehr zu fesseln, ihre Zeit wurde davon derart in Anspruch genommen, daß sie angeblich vor lauter „Arbeit“ nicht mehr dazu kommen konnte, auf ihre äußere Erscheinung die bisherige Sorgfalt zu verwenden. Und die Folge davon ist? Nach und nach fallen die unwillkürlichen Vergleiche zu Ungunsten der eigenen Gattin aus, vieles erscheint dem Manne an anderen Frauen netter, hübscher; seine Andeutungen, seine schonend, liebevoll ausgesprochenen Erregungen wohl gar einen kleinen häuslichen Sturm — eine allmähliche Erkältung ist die unvermeidliche Folge.

Diese Fälle sind leider nicht selten. Viele Frauen machen es sich eben nicht klar, daß es zuerst lediglich ihre äußere Erscheinung gewesen ist, welche den Gatten fesselte, und daß diese auch neben den später erst hervorretenden inneren Vorzügen stets einen vollwertigen Teil der Fessel bildete, die den Bräutigam band. Würden sie sich das klar machen, so würden sie auch erkennen müssen, ein wie mächtiger Hebel für ihr friedliches, häusliches Glück mit der äußeren Erscheinung ihnen selbst in die Hand gegeben ist, sie würden sich eingestehen müssen, daß auch die umfangreichste Arbeit ihnen immer noch so viel Zeit läßt, wie erforderlich ist, um auf dem Angesichte des Gatten nur durch die äußere Erscheinung schon ein wohlgefälliges Lächeln der Freude und Liebe hervorzulocken.

Was dem Bräutigam an der Geliebten als das Schönste und Begehrenswerteste erschien, dessen Besitz soll den Gatten mit freudigem Stolze erfüllen. — Ein ebenso großer Fehler als die Vernachlässigung im Äußeren ist das Gegenteil davon, „die Puffsucht“. Eine puffsüchtige Frau ist stets eine leichtsinnige Frau; eine Frau, welche auch in der Häuslichkeit die Modedame spielen will, ist keine Gattin im wahren und edlen Sinne des Wortes. Die häusliche Kleidung der Frau sei zierlich, nett, aber einfach, so wird sie auf den Gatten auch stets den besten Eindruck machen, denn die Einfachheit allein verleiht jene Harmonie die so wohlthuend berührt, deren Einfluß wir uns nicht entziehen können, wenn wir auch keinen Erklärungsgrund dafür haben.

Eine puffsüchtige Frau kann für den Gatten eine gefährliche Klippe werden. Die Eitelkeit geht ja stets über den Anzug hinaus und fragt nichts darnach, was eine elegante Einrichtung, ein Vergnügen kostet, sie kann auch den ehrenwertesten Mann in schwere Versuchungen führen. Und fragen wir: Wozu das alles? so lautet die Antwort: Für die Welt außer dem Hause, nicht für den Gatten, nicht für das eigene Glück. Eine eitle Frau hat schon oft folgende Worte zur Wahrheit werden lassen:

„Wie der Reichtum ist ein Rauch, kann dich mancher Schornstein lehren, Gold und Silber flog heraus, Ruß wird man herunterlehren.“ Eine Frau, deren Sinn nur darauf gerichtet ist, stets als Modedame zu erscheinen, verrät damit, daß ihr Herz an Dingen hängt, welche nur einen oberflächlichen, vorübergehenden Wert haben und keinen Vergleich aushalten können mit den Schätzen, welche eine sorgsame treue Mutter und Gattin sich in der Liebe ihres Gatten und ihrer Kinder erwirbt. Ist die Sorge um die Häuslichkeit Nebensache für eine Frau, so geht sie nicht nur bald der Achtung ihres Mannes, sondern jedes verständigen Menschen verloren, dem Verlust der Achtung wird gar bald der Verlust der Liebe folgen und das Ende ist Hader und Unfrieden.

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 13.

Düsseldorf, den 30. Oktober.

1904.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten)

Dreiundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus IX. 18—26. „In jener Zeit da Jesus zu den Juden redete, stieh, da trat ein Vorsteher (der Synagoge) herzu, betete ihn an und sprach: Herr meine Tochter ist jetzt gestorben: aber komm' und lege deine Hand auf sie, so wird sie leben. Und Jesus stand auf, und folgte ihm samt seinen Jüngern. Und siehe, ein Weib, das zwölf Jahre lang am Blutflusse litt, trat von rückwärts hinzu, und berührte den Saum seines Kleides; denn sie sprach bei sich selbst: wenn ich nur sein Kleid berühre so werde ich gesund. Jesus aber wandte sich um, sah sie und sprach: Tochter, set getrost! dein Glaube hat dir geholfen. Und das Weib ward gesund von derselben Stunde an. Und als Jesus in des Vorstehers Haus kam, und die Flötenspieler und das lärmende Volk sah, sprach er: Weichet denn das Mädchen ist nicht tot, sondern es schläft. Da verlachten sie ihn. Nachdem aber das Volk hinausgeschafft war, ging er hinein, und nahm es bei der Hand. Und das Mädchen stand auf. Und der Ruf davon ging aus in derselben ganzen Gegend.“

Das Mägdlein ist nicht tot, sondern es schläft.

Die beiden Wunderthaten Jesu, die im heutigen Evangelium erwähnt werden, sind uns von drei Evangelisten — Matthäus, Markus und Lukas — zugleich berichtet. Es ist dabei bemerkenswert, lieber Leser, daß die drei Evangelisten beide Wunder im Zusammenhange erzählen, obwohl diese doch ganz ungleichartig sind, so daß man hätte erwarten sollen, über jedes der beiden Wunder werde im besondern berichtet. Es muß also ein Grund vorhanden sein, der diese Verbindung rechtfertigt. In der That seien die heiligen Väter in der Auferweckung der Tochter des Jairus ein Vorbild der Bekehrung Israels am Ende der Welt — während sie in der Heilung der kranken heidnischen Frau ein Vorbild der Bekehrung der Heidenwelt erblicken, die dem Judenvolke in der Gewinnung des Heils zuvorkommt.

Von dieser Frau berichtet der Evangelist Markus, sie habe ihr ganzes Vermögen aufgewendet für ärztliche Heilmittel, allein ihr Zustand habe sich nur verschlimmert. Sie mußte also für unheilbar gelten. In dieser verzweifelten Lage hört sie von Jesus, von Seinen wunderbaren Heilungen, von Seiner Milde, Seiner geheimnisvollen Macht, wie Er seit langem helfend und tröstend durch die Lande zieht. Wie aber soll sie zu dem großen Wundertäter kommen, der von einer zahlreichen Volksmenge stets umgeben ist, da sie infolge ihrer Krankheit nach dem jüdischen Geseze für unrein gilt und daher von dem engeren Verkehr mit anderen ausgeschlossen ist? Denn im Geseze (3. Moses 15.) steht geschrieben, daß jede Frau, die am Blutflusse leidet, unrein ist, solange sie diesem Gebrechen unterliegt, und daß unrein ist jedes Gerät, das sie benützt; und wer solches benützt, der wird gleichfalls unrein; umso mehr wird unrein, wer mit der Kranken in leibliche Berührung kommt.

Wachte die Frau als Heidin dieses jüdische Gesez nun kennen oder nicht: jedenfalls getraute sie sich nicht, vor den Herrn hinzutreten und ihr Anliegen vorzutragen; vielmehr bemüht sie sich, unbemerkt unter der Volksmenge bis zu Ihm vorzudringen, um nur den Saum Seines Kleides berühren zu können. Welch' hohe Meinung, lieber Leser, muß diese arme heidnische Frau von Jesus gehabt haben, wie groß muß ihr Glaube an Seine Wunder-

ermacht gewesen sein, daß sie von der bloßen Berührung Seines Kleides ihre Heilung erwartete! Und siehe! ihre Demut und ihr Vertrauen wurden nicht zu Schanden: „Sei getrost, meine Tochter, Dein Glaube hat Dir geholfen!“ Dieses Machtwort des Herrn macht die Unheilbare vollkommen gesund. — Aber (fragt der Leser) hatte denn diese Frau den rechten Glauben? Wir wissen nicht, was sie sich gedacht haben mag, als sie ihre Hoffnung aussprach, durch Berührung des Kleides Jesu geheilt zu werden; der Ausspruch Jesu beweist aber, daß sie Seiner Hilfe durchaus würdig war. Um sie aber zum vollen Glauben an Seine Messianische Sendung zu führen, läßt der Herr die Geheilte nicht heimlich fortgehen, sondern begrüßt sie herablassend als „Tochter“, indem Er zugleich die Berufung der Heiden zur Kinderschaft Gottes damit bekundet.

In dem Trauerhause des Synagogenvorstehers treiben Flötenspieler und eine lärmende Volksmenge ihr Unwesen, so daß der Herr sie zurückweist mit den Worten: „Weichet! denn das Mägdlein ist nicht tot, sondern es schläft.“ Für die Stimmung der „Trauerversammlung“ ist der Zusatz bezeichnend, daß sie Ihn „verlachten“ — wenn auch der Evangelist damit hauptsächlich bekunden will, daß der Tod des Mädchens zweifellos eingetreten war. Für Jesum, dessen Stimme einst alle in den Gräbern Schlummernden wach rufen wird, ist das Mägdlein nicht tot, sondern es schläft nur! Er, der allzeit Nacht hat, vom Tode zu erwecken, darf ihn ein Schlafen nennen.

Es war damals Sitte, durch Musik und Lärmen den Schmerz der Angehörigen eines Gestorbenen zu betäuben. Der Herr aber schafft sogleich die Flötenspieler und das lärmende Volk aus dem Hause der Trauer. Willst du, — sagt hierzu ein alter Prediger — daß deine Seele durch Jesu Gnadenhand wieder erweckt werde, so vertreibe zuerst die Flötenspieler und das lärmende Volk aus der Behausung deines Geistes! Denke daran, wie alles, was von Lustbarkeiten und irdischen Freuden deine Sinne betäubt, sehr bald verklingt, wie Flötentöne verklingen! Bersehe vielmehr deinen Geist in eine heilige Einsamkeit und denke nach über deine Bestimmung! Und hörst du in dieser Seelenstimmung Christi Wort predigen, so wirst du zur Einsicht kommen, daß noch vieles zu bessern ist in deinem Leben und Streben, wofern du ein wahrer

Jünger sein willst, — vielleicht mußt du dir aber geradezu sagen, daß dein bisheriges Leben in der Sinnlichkeit und in irdischem Tun und Streben aufgegangen ist, daß du nicht gedacht hast des geistigen Todes, dem du verfallen warst, und des strengen Gerichtes, das deiner wartet!

Fürwahr, lieber Leser, dieser alte Prediger hat Recht; Du hast Dich ja auch in die heilige Einsamkeit während der Missionszeit zurückgezogen und bist daher um so mehr in der Lage, seine Worte auf ihren Wert zu prüfen. Auch Deine Seele wird durch Christi Gnadenhand zu neuem Leben in und mit Christus erweckt werden, wenn Du diese heilige Gnadenzeit im Geiste der Kirche ausnüttest und namentlich Dich sorgfältigst auf eine gute Lebensbeicht vorbereitest.

„Sie verlachten Ihn“, sagt das Evangelium. So lacht die Welt über das belebende Wort Gottes! Das Fleisch will nicht verstehen, was des Geistes ist, wie der Völkerapostel Paulus sagt: „Der natürliche Mensch faßt nicht, was des Geistes ist; denn es dünkt ihm Torheit, und er kann es nicht verstehen, weil es eben geistig beurteilt werden muß“ (1. Kor. 2,14). Wer sein Leben zu einem wahrhaft christlichen Leben macht und die Entsagungen übt, die ein solches Leben fordert, wird von den Weltkindern verlacht und für töricht gehalten — aber, lieber Leser, wer wollte sich durch das Lachen dieser wahren Toren heirren lassen, wenn es sich um das ewige Heil handelt!

„Das Mägdlein ist nicht tot, sondern es schläft nur!“ Dieses tröstliche Wort, das der Herr einst gesprochen, gilt auch Deiner Seele, lieber Leser, wenn in dieser Gnadenzeit derselbe Herr im heiligen Bußsakramente Seine barmherzige Liebe walten läßt!

„Der Engel des Herrn“.

Schwarze Finsternis liegt noch über der ganzen Natur ausgebreitet und alles Leben noch umfassen in den Armen des Schlafes. Aber schon blühen Mond und Sterne mit erbleichendem Licht auf die schlummernde Erde und schon steigt die liebliche Morgenröte am östlichen Himmel empor, der Vorbote des goldenen Tagesgestirnes, welches nun bald selbst den ersten belebenden Strahl hineinsendet in die dunkle Nacht und alles zu neuem Leben erweckt. Und in die wehevollen Augenblicke ergittert eine melodische Stimme durch die linden Lüfte des neuen Morgens. — Hörst Du das Glöcklein läuten? — Hörst Du jenes Glöcklein, welches in Stadt und Dorf, über Feld und Flur silberhell verkündet: „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft.“ „Und sie empfing vom hl. Geiste?“ Diese Worte der ehernen Stimme, in die lobsingend die Vögel des Himmels einfallen, trägt der sanfte Morgenwind weiter in die Herzen der erwachenden Christen, sie an das hl. Geheimnis der Menschwerdung des Gottessohnes erinnernd, welcher ihnen Erlösung aus Satans Knechtschaft und das Anrecht auf die himmlische Glorie brachte. Und viele tausend Christen fallen dann mit dankerfülltem Herzen nieder und sprechen mit Andacht dieselben Worte: „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft; gegrüßt seist Du Maria, voll der Gnade; bitte für uns!“

Schwarze Finsternis legte sich nach dem Sündenfalle unserer Stammeltern im Paradiese über die Erde: die Finsternis der Sünde und des Lasters, der Gottlosigkeit und Abgötterei. Vier Jahrtausende hindurch lag diese dunkle Nacht über der Menschheit in der man dem Teufel Tempel baute und Opfer brachte, und das Laster auf den Altar des allheiligen Gottes gehoben wurde. Nur wenige Sterne leuchteten in dieser Finsternis und erhielten die Hoffnung auf einen neuen Tag, den Tag der Erlösung aus Irrium und Sünde. Es sind dies die Propheten und die hhl. Männer und Frauen des alten Bundes. Mit inniger Sehnsucht seufzten sie nach dem Aufgang der Sonne der Gerechtigkeit, nach der Ankunft des Erlösers, der die Menschheit erwecken sollte zu einem neuen gottgefälligen Leben der Gnade und Liebe. Endlich erschien, da die Fülle der Zeit gekommen war, die Morgenröte des neuen Tages, an dem alle Verheißungen Gottes, alle Wünsche der Patriarchen, alle Vorhersagungen der Propheten, alle Hoffnungen von 40 Jahrhunderten sich erfüllen sollten.

„Wer ist die,“ so fragen wir mit dem Sänger des Hohenliedes, „welche wie die aufsteigende Morgenröte hervorbricht?“ — Maria ist es, die ohne Sünde empfangene Jungfrau. Denn ihre Geburt verkündete Freude der ganzen Welt. Sie war jenes Weib, mit der Sonne umkleidet, das dem Satan den Kopf gestreitet sollte. Sie war die von der heiligen Dreifaltigkeit im ewi-

gen Ratsschlusse auserkorene jungfräuliche Mutter des Erlösers der ins Verderben gesunkenen Menschheit. Zu ihr wurde daher, als die von Gott bestimmte Zeit der Rettung gekommen war, der Erzengel Gabriel hinabgeschickt, sie zu grüßen im Namen des dreieinigen Gottes, ihr zu verkünden, daß sie die erwählte Mutter des ersehnten Weltheilandes werden sollte, sie zu bitten um ihre Einwilligung dazu.

Mit Ehrfurcht trat der Himmelsfürst bei der armen Jungfrau von Nazareth ein und grüßte sie mit dem herrlichen Gruße: „Ave Maria“, mit dem heute viele Millionen Christen die Gottesmutter begrüßen, die nun als Königin der sichtbaren und unsichtbaren Schöpfung im Himmel thronet. Und dann sprach er die Worte, die Maria ihre hohe Würde und Auserwählung, dem Satan das Ende seiner Herrschaft und der gefallenen Menschheit Erlösung und Begnadigung kündeten:

„Siehe, so sprach Gabriel, Du wirst empfangen und einen Sohn gebären, und Du sollst seinen Namen Jesus nennen. Dieser wird groß sein und der Sohn des Allerhöchsten genannt werden. Der hl. Geist wird über Dich kommen und die Kraft des Allerhöchsten wird Dich überschatten. Darum wird auch das Heilige, welches aus Dir geboren werden soll, Sohn Gottes genannt werden.“

Sieh, mein Christ, so lenkt die Glode am frühen Morgen Deinen Geist zurück in die viertausendjährige finstere Nacht der Sünde und der Verderbens und läßt Dich in der stillen Hütte Mariens den Beginn der neuen Zeit säuen.

Was wärest Du, was wäre die ganze Welt, wenn Gott sie nicht derart geliebt hätte, daß er seinen eingeborenen Sohn dahingab, damit er für uns Mensch wurde und uns durch seinen Tod erlöste? — Was wären wir, wenn jene frohe Botschaft nicht an Maria ergangen wäre? — Ach, noch heute schmachteten wir unter dem Scepter des Teufels, noch heute wäre der Himmel uns verschlossen! — Bete dankbar an die Weisheit und erbarrende Liebe des Allerhöchsten, die ein Mittel zu unserer Errettung fand und uns die verlorene Kinderschaft Gottes wieder schenkte. Verehere voll Dankbarkeit und Liebe Maria, deren Heiligkeit und Tugend den Heiland vom Himmel zog, deren heilige und wunderbare Mutterchaft uns denjenigen brachte, der am Kreuze den Schuldbrief zerriß, der gegen uns zeugte! Durch Maria und ihren Sohn bist Du das, was Du bist: ein Christ, ein Kind Gottes und Erbe des Himmels.

Werde Dir am Morgen eines jeden Tages beim Klange der Glode dieser Würde und Bestimmung recht bewußt und nimm alle Arbeiten, Sorgen und Leiden des Tages aus Gottes Hand an im Hinblick auf Jesus und Dein ewiges Ziel. Vergiß es nie, daß Du nur hier auf Erden bist, um Deine durch Christi Blut erlöste Seele für den Himmel zu retten. Mit solch hhl. Gedanken und Gefühlen beginne und heilige Dein Tagewerk.

Die Sonne, o Christ, steigt nun immer höher am Firmament empor und immer eifriger widmet Du Dich Deiner Arbeit, Deinen Geschäften. Aber in diesem Ringen und Jagen nach irdischem Gewinn und Reichtum vergiffest Du gar zu bald, daß dieses alles Dir nur zur Erreichung des ewigen Zieles mit-helfen soll, nicht aber Dein Ziel, Deine Bestimmung selbst ist. Ueber die alle Deine Körper- und Geisteskräfte in Anspruch nehmende Arbeit, in dem Geräusche des geschäftlichen Verkehrs, in dem Geklirre der Werkzeuge und dem Rauschen der Maschinen denkst Du nicht mehr an Gott und seine Liebe und Deine uns-sterbliche Seele. Deshalb erhebt am Mittag die Ave-Glode des Morgens von neuem ihre Stimme und gebietet dem Getriebe der Welt für einige Augenblicke ein majestätisches Halt. Wieder führt sie Dich in das hl. Haus zu Nazareth und wiederholt andächtig jene Worte Mariens, über die der ganze Himmel in Jubel ausbrach und die Hölle in ihren Grundfesten erbebt; jene Worte, bei denen durch Uebersättigung des hl. Geistes das ewige Wort Fleisch annahm und Maria Gottesmutter wurde. „Siehe, so singt die Glode, ich bin eine Magd des Herrn und mir geschehe nach Deinem Worte.“ Und wieder grüßen viele tausend fromme Christen die hehre und beglückte Mutter mit dem Gruße des Engels. Laß auch Du die Arbeit ruhen und erhebe auch Du Deinen Geist für wenige Augenblicke hinaus zum Himmel. Betrachte Maria, nachdem Gabriel, ihr die hohe Würde einer Gottesmutter angetragen hatte. Nimmt sie dieselbe ohne Bedenken und Zaudern an, wie es die anderen Töchter Israels getan haben würden? Achtet sie sich mehr als sonst, gefällt sie sich um ihrer Erhebung willen selbst? Denn wohl mußte sie, die Erlauchteste unter den Menschen, eine so große Würde die göttliche Mutterchaft war, und sie dadurch nach dem dreieinigen Gott das Höchste im Himmel und auf Erden werden sollte. Ach nein, Maria betrachtet in ihrer Demut ihr Nichts gegenüber der allgewaltigen Herrlichkeit Gottes und hält sich für unwürdig der Ehre, deren Größe nur der erfassen kann, der die Erhabenheit und Größe Gottes selbst begreifen kann. Maria hielt sich für ganz unwürdig und doch wollte sie sich auch nicht dem Willen ihres Gottes widersetzen und gab endlich im Gefühle ihrer Niedrigkeit ihre Einwilligung und sandte dem himmlischen

Vater die ewig denkwürdige Antwort: „Siehe ich bin eine Magd des Herrn und mir geschehe nach deinem Worte.“ Und was geschah? — Der Sohn Gottes ward der Sohn Mariens.

Bete dankbar an das hl. Geheimnis der Menschwerdung, welches die Erlösung brachte. Willst aber auch Du Gott gleich Maria gefallen, nun wohl an, so folge ihr nach in ihrer Demut, übe die Werke der Tugenden, ohne welche nach der Lehre der größten Geisteslehrer keine andere Tugend in Deiner Seele wohnen und blühen kann; denn sie ist das Fundament von allen. Wie ist es aber mit Deiner Demut bestellt? — Bist Du nicht im Gegenteil stolz und eitel? Stolz auf Deine Gesundheit und Schönheit, auf Deinen Reichtum, Dein Ansehen und Deine Macht, auf Deine Kenntnisse und Wissenschaften, mit denen Du Dich vielleicht sogar in eitlem Dünkel erfühst, zu mäkeln, zu verhöhnern und zu verwerfen die göttlichen Wahrheiten und Offenbarungen? Woher hast Du denn dies alles, wenn nicht von Gottes Güte und Liebe; denn aus Dir selbst bist Du und kannst Du nichts; ein nutzloses und entbehrliches Geschöpf. Ja, Du vermagst durch Dich selbst noch nicht einmal die genannten Vorzüge zu bewahren.

Gesundheit und Schönheit schwinden — Grab und Moder sind ihr Ende; Macht und Ansehen gehn verloren und an andere über — Vergessenheit und Verachtung ist Dein Los; und Deine Wissenschaft? — Ach, was ist Dein Wissen gegenüber dem, was Du noch nicht weißt, und wie bald verläßt Dich die Kraft Deines Geistes und immer mehr und mehr schwindet Deine Gelehrsamkeit. Ach, Freund, hegt Dich Deines Stolzes und Deiner Eitelkeit schau auf Marial Trost ihrer unendlichen Größe besah Maria die tiefste Demut, sie nannte sich selbst eine Magd des Herrn. — O möge die Demut, durch deren süßen Wohlgeruch der ewige Sohn vom Herzen Gottes in den reinsten Schoß der Jungfrau herabgezogen wurde, auch in unsere Seelen einziehen, auf daß wir nach dem Bilde Mariens und des göttlichen Heilandes demütig werden von Herzen. —

Der Abend des Tages naht heran, Stille und Ruhe zieht ein in die Werkstätten und Fabriken, leer werden die Geschäftsräume und besriedigt kehrt der Landmann vom Felde heim. Die Sonne geht unter und malt mit ihren scheidenden Strahlen goldenes Feld und Flur; alle ruhen aus, müde vom Tagewerk! Verstummt sind die gesiederten Sänger des Himmels; aber noch ein Ton klingt durch die Abendluft. — Hörst Du das Glöcklein läuten: „Ave Maria Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt.“ —

Fall in demütigem Glauben nieder und bete an das ewige Wort, den Sohn Gottes, der aus Liebe zu uns herniederstieg aus dem Schoße des Vaters und in dem Schoße Mariä unser Fleisch annahm, um in allem uns gleich zu werden, ausgenommen die Sünde. O großes und unbegreifliches Geheimnis! Ein Gott wird Mensch, der Herr ein Knecht, der Schöpfer der Sohn eines seiner Geschöpfe! — Und warum? — Um uns Erlende und Undankbare durch sein Leben und Sterben zu erretten von Tod und Sünde. Er hat unter uns gewohnt, um uns die übernatürliche Offenbarung zu bringen, uns zu lehren die ewigen Wahrheiten, er hat unter uns gewohnt, um nach einem Leben voll Entbehrungen und Arbeit das bitterste und qualvollste Leiden auf sich zu nehmen, das je die Grausamkeit und der Haß der verderbten Menschennatur erinnern kann; um gequält, verspottet, verspien und mit Dornen gekrönt zu werden; um endlich zwischen zwei Verbrechern, dem Auswurf der Menschheit, am Schmachholze des Kreuzes unter dem Hohn des Volkes das Opfer seines Lebens darzubringen, den letzten Tropfen seines Blutes hinzugeben, um die Sünden der Welt zu sühnen, die unsterblichen Seelen vom Verderben zu erretten und dem göttlichen Jozn eine hinreichende Genugtuung zu leisten. Er hat unter uns gewohnt und eine Kirche gestiftet, in der er unbefälscht die ewigen Wahrheiten und die Schätze der Verdienste seines Lebens und Sterbens niedergelegt hat, damit wir immer wieder Vergebung und Gnade finden können, um unsere Seelen vor dem ewigen Tode zu bewahren; eine Kirche, wo er Tag für Tag dasselbe genugtuende Kreuzesopfer unblutiger Weise erneuert zur Vergebung unserer Sünden.

Er hat unter uns gewohnt vor nahezu 1900 Jahren gewohnt und wohnt noch heute als Gefangener seiner Liebe unter uns in den Sakramente des Altars. Unter den unscheinbaren Gestalten des Brotes wohnt er wahrhaft, wirklich und wesentlich in den vielen Tausend Tabernakeln der katholischen Gotteshäuser, um unsere Anbetung und Liebe entgegenzunehmen, um unsern Gebeten Erhörung zu gewähren, um uns zu trösten in Trübsal, uns zu stärken im Leiden, uns zu segnen an Leib und Seele, ja, o Wunder der Liebe! um uns zu speisen mit seinem hl. Fleisch und Blut. Aus der Stille seines Tabernakels ruft er in die Welt hinaus: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!“ Kommet, ihr Armen ich will euch bereichern mit himmlischen Gütern; kommet ihr Trostlosen, an meinem Herzen findet ihr süßen Trost; kommet ihr, die ihr von Zweifeln gefoltert wer-

det, ich will euch erleuchten und auf den Weg der Wahrheit führen; kommet ihr Gerechten, ich werde euch in der Gnade befestigen und beharrlich machen; kommet ihr Sünder ich will euch begnadigen und vergeben; kommet ihr, die ihr verlassen seid und kein liebendes Herz mehr auf dieser Erde besüßet, ich will euch Freund und Bruder sein; o kommet alle und schöpft aus der nie versiegenden Quelle meiner unendlichen Liebe; alle senden ihre Hülfe, Gnade und Segen.“ — Und wenn Du, mein Christ, selbst nicht mehr kommen kannst, wenn Du sterbenskrank darniederliegst, niemand Dir mehr helfen, Dich trösten und ermuntern kann, dann kommt das im Tabernakel wohnende ewige Wort zu Dir, um Deine Beggehrung zu sein auf der letzten Reise. — O, unermessliche Liebe unseres Heilandes, der für uns Fleisch geworden und unter uns gewohnt; — wer kann Dich begreifen? —

Dieser Liebe gedente, mein Christ, wenn die Ave-Glocke durch die Ruhe des Abends tönt und Dich zum dritten Mal an die Menschwerdung Jesu erinnert, Versehe Dich vor den Tabernakel und bete dankbar Deinen Heiland an, opfere ihm die Mühen, Arbeiten und Leiden des Tages auf und bitte um Gnade und Segen; — grüße auch voll Ehrfurcht und Liebe die Hochgebenedeite, deren hl. Mutterchaft Dir das Heil gebracht hat, Ave Maria!

So predigt die hl. Kirche dreimal am Tage durch die ehernen Stimme der Ave-Glocke das Geheimnis der Menschwerdung Jesu und viele andere hl. Geheimnisse, die in jenem ihren Grund und ihre Ursache haben, und erinnert dreimal an die hehre Gottesmutter, alle auffordernd, sie zu lieben und zu verehren und ihren Tugenden nachzufolgen. Leider gehört die fromme Zeit längst der Vergangenheit an, wo ein jeder beim Klang der Glocke andächtig niederkniete, wo er stand und ging, um den Engel des Herrn zu beten, leider sieht unser ungläubiges ins Materielle versunkene Geschlecht in dem Zeichen der Glocke nur noch ein Zeichen zum Beginnen und Einstellen der Arbeit. — Wir aber, die wir die tiefe Bedeutung des Angelusläutens und seine Predigt nun kennen, wollen täglich auf den dreimaligen Ruf der Glocke lauschen und ihr Hangvolles Gebet berecht machen mit unserm Verstande, mit Herz und Mund, und eine reiche Gnadenfülle wird uns zuschießen für Zeit und Ewigkeit. Und wenn dann am Abend unseres Lebens die Ave-Glocke sich für uns verwandelt in die Sterbe-Glocke, wird der Tod für uns keine Schrecken haben, sondern wir werden voll Vertrauen und froher Zuversicht hinüberschreiten über die dunkle Schwelle der Ewigkeit.

Nichts übereilen! *)

Der oströmische Kaiser Basilius I. genannt der Mazedonier, war zuerst einfacher Reifknecht gewesen. Durch seine Körperkraft, seine Schönheit und seine ungewöhnliche Begabung brachte er es zum kaiserlichen Kammerherrn, dann zum kaiserlichen Kammerherrn, dann Mitregenten und schließlich bestieg er als Alleinherrscher den Thron von Byzanz. Weise und kraftvoll regierte er in den Jahren 867—886. Er war ein tüchtiger Feldherr, ein geschickter Staatsmann und kein nedler Charakter. Nur einen Fehler hatte man an ihm öfter zu beklagen: Basilius war zu rasch in seinen Entscheidungen. Hatte die Aufregung ihn erfaßt, so dachte er nicht mehr daran, sich Zeit zu ruhiger Ueberlegung zu nehmen. Schnell wie das zornige Blut in seinen Adern rollte, kamen dann seine Befehle, und deren Ausführung durfte nicht verschoben werden. Ein vornehmer Schurke, der diesen Fehler seines Herrn wohl kannte, beschloß, ihn zu seinem Vorteile auszunutzen. Santabarenos hieß der Mann. Er gehörte zu den einflussreichsten Personen des Hofes. Verschlagen, wie nur ein Grieche es sein konnte, war er nach außen die verkörperte Ergebenheit, Redlichkeit und Treue. Das Vertrauen des Kaisers genoz er in hohem Grade. Dagegen behandelte ihn der Kronprinz, Leo mit Namen, stets mit unüberwindlichem Mißtrauen. Der Prinz, der später den Beinamen „der Philosoph“ erhielt, sah in dem Manne einen Heuchler und machte aus dieser seiner Ansicht durchaus kein Gehehl. Das zog ihm den grimmigsten Haß des Santabarenos zu. Tag und Nacht sann er auf Rache und endlich beschloß er, den Thronfolger zu vernichten, noch ehe er zum Mitregenten ernannt würde oder gar zur Alleinherrschaft gelangte.

Um seinen Plan durchzuführen zu können, mußte Santabarenos zuerst das Vertrauen seines erwählten Opfers gewinnen.

*) Diese schöne Erzählung haben wir der kath. Monatschrift: Die heilige Familie entnommen, welche wir sehr empfehlen können. Die Schrift bringt allmonatlich eine Reihe erbauliche, belehrende Erzählungen. Das Postament beträgt jährlich nur 1 Mk 20 Pfg. Herausgegeben wird sie unter Mitwirkung mehrerer Mitarbeiter von Clemens Edlecht Benefiziat in Ingolstadt. Verlag der heiligen Familie in Freising.

Es war ein hartes Stück Arbeit. Aber schließlich gelang es. Santabarenos nahm dem Prinzen gegenüber die Maske der Freundschaft an, erwiderte ihm einige nicht unliebe Dienste, zeigte eine bisher an ihm nie gesehene Bescheidenheit, eine Anhänglichkeit, die so echt und ehrlich als nur möglich schien, und so brachte er es nach und nach zustande, daß der Kronprinz sein Mißtrauen aufgab und ihn in seine nähere Umgebung zuließ. Damit war nun viel gewonnen und Santabarenos konnte Schritt für Schritt weitergehen.

Eines Tages näherte er sich mit betrübter Miene dem Prinzen. „Hohheit“ begann er, „der Gedanke an das Wohl unseres erlauchten Kaisers läßt mir keine Ruhe mehr. Der Kaiser ist zu wenig auf seine Sicherheit bedacht. Ihr wißt, wie sehr an unserem Hofe der Dolch des Meuchelmörders zu fürchten ist. Mehr als ein Kaiser hat dies schon erfahren müssen. Geschähe Eurem erlauchten Herrn Vater ähnliches, es wäre mir schrecklich. Nun ist morgen große Hofjagd. Ihr wißt, Prinz, das ein altes Gesetz bestimmt, niemand von denen, welche den Kaiser auf der Jagd begleiten, dürfe eine Waffe bei sich tragen. Wenn nun im Walde auf den Kaiser ein Ueberfall geschähe — niemand könnte ihm zur Hülfe kommen, denn das Gesetz erstreckt sich sogar auf die kaiserlichen Prinzen. Es ist ein in gewisser Beziehung sehr unkluges Gesetz. Darum bitte ich Euch, Prinz, achtet nicht auf dasselbe! Die Liebe zu Eurem kaiserlichen Vater, die Sorge für sein Leben muß Euch höher stehen. Es ist Eure Pflicht über ihn zu wachen und ihn gegen etwaige Feinde zu schützen. Darum bitte ich Euch, haltet Euch während der ganzen Jagd dicht an seiner Seite, weicht nicht von ihm und tragt unter Euren Kleidern eine gute Waffe, die Ihr im Notfalle gebrauchen könnt.“

Leo ging ahnungslos in die Falle. Die Gründe, welche Santabarenos angeführt hatte, schienen ihm gut und vernünftig. Als am nächsten Morgen der Jagdzug aufbrach, hatte er unter seinem Gewande ein kurzes Schwert verborgen, das im Nahkampf eine gefährdete Wehre sein mußte. Santabarenos nahm es mit Befriedigung wahr. Jetzt mußte sein Plan gelingen. Die Stunde der Rache war da.

Im Walde angelangt, drängte er sich unauffällig an den Kaiser heran, suchte dessen Aufmerksamkeit zu erregen und flüsterte ihm dann unter allen Zeichen eines wohlgepielten Scherzens zu: „Mein Herr und Kaiser, rettet Euch. Euer Sohn Leo stellt Euch nach dem Leben. Rängst merkte ich, daß er nach der Krone Verlangen trug. Heute nun will er die Gelegenheit benutzen. Euch töten und selbst die Herrschaft antreten. Unter seinen Kleidern trägt er Waffen. Eine Durchsuchung wird Euch von der Wahrheit meiner Angabe überzeugen.“

Aufs höchste erregt stand Basilus und wartete das Herannahen seines Gefolges ab. Dann befahl er: „Man durchsuche den Kronprinzen nach Waffen!“ Es geschah und wie Santabarenos gesagt hatte, ein scharfes Schwert kam zum Vorschein. Erschrockenheit und Schweigen herrschte ringsum in der Runde.

Die Klugheit hätte nun verlangt, daß der Kaiser seinen Sohn nach den Beweggründen seines Handelns gefragt hätte. Er würde dann gefunden haben, auf welcher Seite die Lüge und Treulosigkeit war. Aber das tat Basilus nicht. Der Anblick des Schwertes verkehrte ihn vollends in Wut. Ohne nur eine Frage zu stellen, stürzte er auf Leo zu, riß ihm mit eigenen Händen die Abzeichen des kaiserlichen Prinzen vom Leibe, überhäufte ihn mit Vorwürfen und ließ ihn in den Kerker werfen.

Als der Horn des Kaisers ausgetobt hatte, ergriff ihn eine tiefe, bittere Traurigkeit. Gebeugt und schwermütig ging er umher. Aus den kaiserlichen Gemächern mußte alles entfernt werden. Jede Anspielung auf den Unglücklichen war strengstens verboten. Der Kaiser wollte, daß er für ihn nicht mehr existiere.

Ein Vierteljahr war unter diesen Umständen verstrichen. Der Kaiser hatte kein Wort über seinen Sohn gesprochen. Er hatte auch nichts verfügt, was mit ihm geschehen sollte. Er ließ ihn im Kerker und schwieg.

So kam Weihnachten heran. Der Brauch wollte es, daß der Kaiser an diesem Feste den an seinem Hofe versammelten Großen ein Mahl gebe. Man glaubte sicher, er werde diesmal das Herkommen nicht einhalten, aber Basilus tat es doch. Die Feier war ihm ein Band, das ihn mit den Stützen seiner Herrschaft enger verknüpfte, und so ergingen denn die Einladungen wie gewöhnlich. Das Fest wurde in einer eigens für solche Zwecke bestimmten Prunkgalerie abgehalten, in die der Kaiser seit jenem verhängnisvollen Jagdtage keinen Fuß mehr gesetzt hatte. In einer Fensternische hing ein aus Silberdraht kunstvoll gefertigter Vogelläufig, der dem Kronprinzen gehört hatte, und der durch irgend einen Zufall dort geblieben war, als man alle anderen Habseligkeiten Leos hatte entfernen müssen. In dem Käfig befand sich ein niedlicher Papagei, den der Kronprinz selbst einige Worte sprechen gelehrt hatte.

Die Gäste nahmen Platz, der Kaiser mit ihnen. Aber er spricht kaum ein Wort. Düsteres Schweigen herrscht in der Runde. Man konnte glauben, diese reich geschmückte Gesellschaft

sei zu einem Trauermahle zusammengelassen, nicht zu einem frohen Feste. Da rauschte mit einemmale das Gefieder im Käfig und deutlich rufte der Papagei: „Leol Lieber Leol!“

Da konnte ein greiser General sich nicht mehr halten. Er erhob sich und rief dem Kaiser zu: „Herr, erlaubt, daß ich rede! Die Stimme dieses Tierchens ist uns ein Vorwurf. Warum haben wir nicht den Mut, diesen lieben Namen auszusprechen, den wir soeben vernommen haben? Wie können wir uns zu einem Festmahl versammeln während Euer Sohn, unser Kronprinz, im Kerker schmachtet. Er ist vielleicht das Opfer eines falschen Scheines, wenn nicht gar dasjenige eines Schurkenstreiches. Hat er denn ein Wort zu seiner Entschuldigung sagen dürfen? Ist er gefragt worden? Wurde er gehört? Hat man ihm jene Rücksichten gewährt, die man nicht einmal den gewöhnlichsten Verbrechern verweigert? Nein, ungehört wurde er beurteilt, ungehört verdammt. Kaiser, macht dies wieder gut! Wir alle, wie wir hier sind, bitten darum!“

Dieses männliche Wort machte auf Basilus einen tiefen Eindruck. Sofort gab er den Befehl, seinen Sohn vorzuführen. Die ganze Versammlung sollte Zeuge seiner Aussage sein und seine Rechtfertigung mitanhören.

Leo erschien, bleich und abgehärtet, aber unendlich froh, doch einmal Gehör zu finden. Es gelang ihm leicht, seine völlige Unschuld zu beweisen und das Gewebe von Lüge und Trug darzulegen, dessen Opfer sowohl er selbst als der Kaiser geworden waren. Tiefbewegt drückte der Kaiser seinen Sohn ans Herz und bat ihn um Verzeihung für all das Leid, das er hatte erdulden müssen. Er verwünschte seine unselige Uebereilung, die Ursache so vielen Kummers geworden war und nahm sich ernstlich vor, sich künftig nie mehr von derselben hintersitzen zu lassen. Dann ließ er Leo an seiner Seite Platz nehmen. Lauter Beifall durchtönte die Säle.

Was aber war aus dem Schurken Santabarenos geworden? Kaum hatte er gehört, daß Leo im Saale erscheinen sollte, als er sich schleunigst entfernte. Bei der herrschenden Aufrichtigkeit und allgemeinen Aufregung gelang ihm dies, ohne daß er bemerkt wurde. Dann stürzte er nach den Stallungen, ließ sich sein schnellstes Roß satteln und sprengte davon. Der Kaiser und sein Sohn schenken ihm großmütig das Leben. Doch büßte er seinen Frevel mit lebenslänglicher Verbannung.

Warum haben wir diese Geschichte erzählt? Weil auch jetzt noch Tag für Tag recht viel durch Uebereilung gefehlt wird. Zwar handelt es sich nicht immer um Menschenleben, aber doch oft um viel Aerger, Verdruß und Sorge. Es wird einem etwas zugezogen: der und der, die und die habe das und das gesagt oder getan. Man glaubt ohne weiteres, fühlt sich beleidigt, gekränkt, tief verletzt. Man faßt in dieser Stimmung Entschlüsse, vollzieht Handlungen, übt Wiederbergehung und findet später daß man sich umsonst geärgert, umsonst gestraft, umsonst Rache geübt hat. Man war übereilt. Nun kommt die Reue. Man sieht ein, daß es das einzig Richtige gewesen wäre, nicht nur auf den einen oder die eine zu hören, welche uns schlimme Kunde zugezogen haben, sondern auch jener Person das Wort zu geben, welche bei uns verklagt worden ist. Man soll immer beide Teile hören, sagt ein altes, kluges Sprichwort nicht umsonst.

Ebenso oft als man dadurch fehlen kann, daß man zu rasch fremder Anklage glaubt und darnach handelt, kann man auch fehlen, indem man sich vorschnell nach dem Scheine eigener Beobachtung richtet. Der Augenschein trägt in vielen Fällen. Eine Vermutung, die sich daran knüpft, ist so häufig falsch, ein Urteil so häufig unrichtig, ein Vorwurf, eine Anklage ungerecht. Wir unterlassen es gewiß nicht, unseren Tadel auszusprechen, wenn wir von Leuten hören, die in solche Fehler der Uebereilung gefallen sind und dadurch vielleicht Unschuldigen bitterlich weh getan, ihnen möglicher Weise den Frieden und den guten Namen genommen haben. Ob wir aber uns selbst von der Schuld freisprechen können? Nur Ueberlegung bewahrt vor Reue.

Schon die Erziehung kann da viel Gutes wirken. Gerade die Kinder glauben ja so leicht jedem Worte, unterliegen so häufig den ersten Eindrücken. Da muß man sie darauf aufmerksam machen, daß sie ruhig denken nicht nach jedem Anscheine urteilen und handeln sollen. Kameraden und Kamerädinnen berlaugen sich gegenseitig, teilen einander alles mögliche mit, was andere gesagt haben. Sind die Kinder nicht von Haus aus angehalten, vorsichtig zu prüfen, nachzufragen, sich Gewißheit zu verschaffen, so kommen sie oft aus dem Unfrieden gar nicht mehr heraus. Fragen sie aber nach, dann löst sich gewöhnlich jeder derartige Zwist sehr rasch und sehr einfach. Was dann das Kind so in der Jugend lernt, das übt es in reiferen Jahren und erspart sich und anderen durch bedächtige Ruhe viele schwere oder wenigstens unangenehme Stunden.

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 14.

Düsseldorf, den 6. November.

1904.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten)

Vierundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus XIII, 24—30. In jener Zeit trug Jesus dem Volke ein anderes Gleichnis vor und sprach: Das Himmelreich ist gleich einem Menschen, der guten Samen auf seinen Acker säete. Als aber die Leute schliefen, kam sein Feind und säete Unkraut mitten unter den Weizen, und ging davon. Als nun das Kraut wuchs und Frucht brachte, erschien auch das Unkraut. Da traten die Knechte des Hausvaters herzu und sprachen zu ihm: Herr, hast du nicht guten Samen auf deinen Acker gesät? Woher hat er denn das Unkraut? Und er sprach zu ihnen: Das hat der Feind gethan. Die Knechte aber sprachen zu ihm: Wilst du das wir hingehen und es auf-sammeln? Und er sprach: Nein! damit ihr nicht etwa, wenn ihr das Unkraut aufsammt, mit demselben zugleich auch den Weizen ausreißet. Lasset beides zusammen wachsen bis zur Ernte, und zur Zeit der Ernte will ich zu den Schnittern sagen: Sammelt zuerst das Unkraut und bindet es in Bündlein zum Verbrennen; den Weizen aber sammelt in meine Scheuer.

Das Böse in der Welt.

I.

Ein wunderliebliches Bild: Der Herr sitzt in einem am Ufer des Galiläischen Sees anerkennenden Schifflein und trägt Seine herrlichen Gleichnisse der am Gestade versammelten Volkschar vor. Als Er geendet hatte und das Volk entlassen war, traten die Jünger zu Ihm und baten um die Erklärung des obigen Gleichnisses von dem Unkraute auf dem Acker. So erhalten auch wir, lieber Leser, eine unanfechtbare Auslegung dieser herrlichen Gleichnisse und zugleich eine bestimmte Antwort auf manche lange Frage, die zumal in unseren Tagen das Herz jedes Christen bewegt, der seine Kirche liebt. Der Herr sagt nun also: „Der S ä m a n n, der guten Samen ausstreut, ist der Menschensohn (Christus Selbst), der Acker aber ist die Welt; der gute Same sind die Kinder des Reiches (Christi); das Unkraut die Kinder des Bösen. Der Feind, der es gesät, ist der Teufel; die Ernte ist das Ende der Welt, die Schnitter endlich sind die Engel. Wie nun das Unkraut zusammengelesen und im Feuer verbrannt wird, so wird es auch am Ende der Welt sein. Der Menschensohn wird Seine Engel aussenden, und sie werden zusammenlesen Alle, die in Seinem Reiche (in der Kirche) Vergernis angerichtet und Böses getan haben, und werden sie in den Feuerofen werfen, wo Heulen und Zähneklirren sein wird. Die Gerechten aber werden wie die Sonne leuchten im Reiche ihres Vaters“ (Matth. 13, 37—43).

So hat also der Herr Selber uns Aufschluß gegeben über eine Frage, die zu allen Zeiten die ernstesten Denker beschäftigt hat, und die selbst ein neuerer Philosoph als „Das Kreuz der Vernunftmänner“ bezeichnet hat: die Frage nach dem Ursprunge des Bösen.

Das Böse und Sündhafte stammt nicht von Gott, der alles gut und in seiner Art vollkommen geschaffen und gestaltet hat. Es stammt auch nicht von dem guten S ä m a n n e Jesus Christus; auch nicht von den Lehren und Befehlen der Kirche, die Er gestiftet hat. Der Mensch ist also nicht böse und verderbt geschaffen worden, sondern er war ursprünglich gut und gerecht; das Böse ist vielmehr von außen in ihn eingedrungen durch die Verführung und hat dann in ihm zu wuchern begonnen. Der Teufel war der Sämann des Unkrauts, als er im Paradiese die Stammutter des Menschengeschlechtes dazu ver-

mochte, das vom Schöpfer gegebene Gebot zu mißachten. Eitle, hochmütige Begierden hatte der Verführer im Herzen des Menschen erregt. Dieser war zu wenig wachsam, und so gelang es der Ueberredungskunst der alten Schlange, ihn zum Falle zu bringen und den Keim des Verderbens seiner Seele einzupflanzen. Alle die guten Früchte des göttlichen Samens, alle übernatürlichen Gnaden, verdorrten unter dem verderblichen Schatten des Unkrauts der Sünde; der Mensch hörte auf, eine Fruchtgarbe zu sein, die der Einföhrung in die himmlische Scheune würdig gewesen.

Unsere Stammeltern hatten sich durch ihren Frevel gegen das göttliche Gebot in ein feindseliges Verhältnis zu ihrem Schöpfer gesetzt; sie wollten gewissermaßen sein wie Gott, d. h. unabhängig in ihrer Welt sein und leben, wie Gott Selbst unabhängig ist und lebt. Darin lag eine völlige Verkehrung der vom Schöpfer festgestellten sittlichen Weltordnung. Nun liegt es aber in der Natur der Sache, daß die Stammeltern, die gleichsam das Menschengeschlecht in sich trugen, dieses widersprechende Verhältnis zum Schöpfer auf ihre Nachkommenschaft übertrugen. So ist es gekommen, daß durch die Sünde der Stammeltern ihrer Nachkommenschaft eine allgemeine Richtung zum Bösen gegeben wurde. Es war ein Zustand eingetreten, der auf einer krankhaften Richtung der Neigungen beruht und unordentliche Begierden erzeugt, die den Menschen mit Gott und mit sich selbst in Zwiespalt bringen.

Es besteht im Menschen nummehr ein krankhafter Hang, eine an und für sich verkehrte Richtung des Willens und Strebens zum Bösen. Diese unordentliche Neigung ist also eine traurige Folge der Erb-sünde und erzeugt im Innern eines jeden Menschen einen immerwährenden Streit und Kampf. So verstehen wir den großen Bölkerapostel Paulus, wenn er im Sendschreiben an die römische Gemeinde seufzend ausruft: „Ich sehe ein anderes Gesetz in meinen Gliedern, welches dem Gesetze meines Geistes widerstreitet.“ (Röm. 7, 23.)

Aus all dem muß uns klar werden, lieber Leser, daß die Begierlichkeit jener Same des Unkrautes ist, den der Teufel einst in die Herzen unserer Stammeltern gesät hat, und der sich von ihnen auf das Ackerfeld der Herzen aller ihrer Nachkommen verpflanzt hat. Dieses Unkraut aber wächst schnell und breitet sich nach allen

Seiten aus, wenn ihm nicht energisch entgegengearbeitet wird. So leicht es wächst, so schwer ist es auszurotten. Wir alle wissen, wie viel Mühe und Arbeit dazu gehört, um einen Acker, der einmal verwildert ist, vom wuchernden Unkraut gründlich zu reinigen. Noch schwerer ist es, den Acker des menschlichen Herzens zu reinigen, wenn einmal das Unkraut sündhafter Gewohnheiten und Leidenschaften herrschend geworden ist.

Auf nichts wohl lauert der Teufel, der das Unkraut säet, mehr, als daß „die Leute schlafen“, d. h. daß sie sorglos und leichtsinnig sind in Bezug auf ihr ewiges Heil. Von welcher Bedeutung darum die heilige Mission mit ihrem Bedruse für viele, viele Christen zweifellos gewesen, brauche ich wohl nicht weiter auszuführen. Hoffentlich haben die Missionspredigten aber auch manche Eltern, Herrschaften, Vorgesetzte aus dem „Schlase“ aufgerüttelt, auf das sie mehr, als bisher, ihre Kinder und Untergebenen gegen das „Unkraut“ schätzen, das in der heranwachsenden Jugend unserer Tage so viel Verderben anrichtet.

In unserer nächsten Betrachtung werden wir, lieber Leser, jenen Teil der Parabel in Betracht ziehen, wo der Herr das Ansinnen der Knechte, das Unkraut auszureißen zu wollen, zurückweist. Es ist aber klar, daß wir in unsern Herzen nicht das Unkraut wachsen lassen dürfen bis zum Tode, — daß es vielmehr unsere ernsteste Sorge sein muß, unablässig an der Ausrottung unserer sündhaften Neigungen und Gewohnheiten zu arbeiten. S.

Den Missionaren.

Die Töne der Pufflöde sind nun verhallt,
Die Töne voll ernster, voll heil'ger Gewalt;
Verklungen der herrliche Dantesgesang,
Der auf zu dem Himmel von Tausenden drang,
Verklungen das Wort, das an heiliger Statt
Die Herzen aller bewältigt hat,
Das Wort von der Wahrheit, so lauter und klar:
Die Wahrheit die ist, die sein wird und war.
Der Wahrheit, die Licht in das Dunkel gebracht
Und frei und glücklich die Menschen gemacht.
Das Wort von der Liebe, die uns hat erlöst
Von Sünde und Tod — und die keinen verläßt
Der Liebe, die einstens das Kreuz aufgestellt
:Herr abigun! sig uni gnuß sig uapros sig
Das Kreuz, das wir alle jetzt freudig umstehn,
Weil Ströme des Segens vom Kreuze ausgehn.
O heil'ger Glaube, so göttlich, so groß,
Wie glücklich die Menschen, die ruh'n dir im Schoß!
Du bringest den Frieden der ruhlosen Brust
Und schaffst in dem Herzen ein Eden voll Lust!
Und wenn wir zum Himmel heut dankend geschaut,
Dann, wir bekennen es offen und laut:
Euch, Missionaren, so opferbereit,
Die Sorge und Mühe und Nag' nicht gescheut,
Uns näher zu bringen dem himmlischen Licht,
Euch danken, das ist unsere heiligste Pflicht.
Wenn einstens der Herr zum Gerichte erscheint
Uns alle zu einer Gemeinde vereint,
Dann mög' er Euch lohnen, was hier in der Zeit
Für seine Erlösten gewesen Ihr seid!
O möchte einst droben im himmlischen Land
Verklärt, mit der Palme des Siegs in der Hand,
Wir alle den göttlichen Thron dann umstehn,
Das wär wohl ein herrliches Wiedersehn! —

Käthe Hoffbach.

Eine Erinnerung aus dem Leben Freiligraths.

Nachgezählt von G. Heiner.

(Nachdruck verboten.)

Manches Gedicht, manches Lied, das mit eigentümlicher Gewalt an unser Herz greift, hat seine eigene kleine Geschichte, der es seine Entstehung verdankt.

Ihre Kenntnis trägt zum besseren Verständnis bei, vermehrt unser Interesse dafür und erhöht den Zauber der ganzen Dichtung. Viele unserer Leser kennen Ferdinand Freiligrath, den glühvollen Dichter des Meeres und der Wüste, den stürmischen Dichter so manchen verfehlten politischen Liedes, sie kennen auch sein ergreifendes Gedicht:

O Lieb', so lang du Lieben kannst!
O Lieb', so lang du Lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und sagst! . . .

Auch dieses Lied hat seine Geschichte und den Worten der Dichtung gemäß eine traurige, die uns allen zur Warnung dienen möge, unser Temperament zu bezwingen und nicht tödlicher Empfindlichkeit und ungerechtfertigtem Grolle nachzugeben.

Ich lernte vor einigen Monaten eine alte Dame kennen, welche in ihrer Jugend mit Ferdinand Freiligrath befreundet war und mir nachfolgende kleine Geschichte erzählte, die sie selbst miterlebt hat.

Als Freiligrath noch junger, unverheirateter Kommis in Warmen war, unternahm er einst an einem schönen Sommertage mit seinem Freunde, dem späteren Dichter Emil Rittershaus einen Ausflug nach dem annulig gelegenen Limburg an der Lenne im Sauerland. Das Ortchen besitzt eine malerische Umgebung, eine alte romantische Burg und schöne Waldungen erhöhen den Reiz der Landschaft.

Freiligrath und Rittershaus hatten brieflich mit anderen guten Freunden in Limburg eine Zusammenkunft verabredet. Namentlich freute sich Freiligrath auf das Wiedersehen eines seiner besten Freunde, eines Kaufmanns Gage aus Elberfeld. Außerdem erwarteten sie noch einen Herrn Schulte aus Hagen mit seiner Braut und deren Freundin. Letztere war die alte Dame, die mir die Geschichte kürzlich erzählte. Alle trafen rechtzeitig in Limburg ein und die kleine Gesellschaft verlebte einen schönen, heiteren Tag.

Freiligrath gefiel es so wohl an dem lieblichen Orte, daß er den Freunden im Laufe des Nachmittags, als sie zusammen auf der Terrasse des Gasthofes beim Kaffee saßen, vorschlug, im Gasthose zu übernachten und den anderen Morgen in der Frühe noch einen Ausflug in die herrliche Umgegend zu machen. Alle stimmten fröhlich ein, nur Gage aus Elberfeld sagte, daß er denselben Abend wieder nach Hause zurückkehren müsse.

„Das kann Dein Ernst nicht sein, lieber Freund“, erwiderte Freiligrath lebhaft. „Du mußt bleiben. Gerade auf Deine Gegenwart lege ich besonderen Wert.“ fuhr er fort, den Arm um die Schultern des Freundes legend.

„Nimm es mir nicht übel, lieber Ferdinand, aber ich kann nicht. Ich habe meiner Frau fest versprochen, heute Abend zurückzukehren.“ Gage war der einzige von der Gesellschaft, der bereits verheiratet war. „So lassen wir Deine Frau benachrichtigen, daß Du Dich anders besonnen hast und erst morgen zurückkehrst“, versetzte Freiligrath.

„Ich zweifle sehr, ob sie noch Nachricht vor der Nacht erhalten kann“, meinte Gage bedenklich. „Sie wird sich beunruhigen, wenn ich nicht heimkomme und . . .“

„Ach was, das sind leere Ausflüchte“, fiel der Dichter dem jungen Kaufmann ungeduldig in die Rede. „Wenn Du nicht kommst, wird Deine Frau einfach denken, Du wärest hier geblieben.“

„Das wird sie nicht“, antwortete der andere Mit Nachdruck. „Weil ich ihr versprochen habe heute heimzukehren, wird sie mit sicher erwarten und sich ängstigen, wenn ich ausbleibe. Eine eigentümliche, innere Unruhe zieht mich auch selbst nach Hause.“

„Ja, wenn Du nicht gerne bei uns bist, dann reise nur gleich mit dem nächsten Zuge ab“, rief jetzt der Dichter mit blühenden Augen.

„Wie kannst Du meine Worte nur so falsch deuten, Ferdinand“, versetzte Gage gekränkt. „Wäre ich dann überhaupt gekommen? Ich habe mich so innig auf das Wiedersehen mit Dir gefreut.“

„Pah, das sind nur Redensarten, weiter nichts“, erwidert Freiligrath heftig.

„Du tust mir weh, Ferdinand“, sagte Gage mit bebender Stimme.

„So beweise Deine freundschaftliche Gesinnung, indem Du bleibst.“ Mit einem Seufzer wandte sich der andere ab.

„Trübt Euch doch nicht den schönen Nachmittag durch ein Mißverständnis“, mischte sich jetzt Rittershaus in den Wortwechsel der Freunde, „denn das ist es schließlich doch nur.“

„Bedenke doch Ferdinand, daß Gage als verheirateter Mann nicht so frei über sich verfügen kann, wie wir“, sagte er dann leise in begütigendem Tone zu Freiligrath.

Dieser brumnte etwas Unverständliches vor sich hin und wandte sich gleich darauf Herrn Schulte und den Damen zu,

mit denen er bald in ein lebhaftes Gespräch begriffen war.

Zwei Stunden später verabschiedete sich Hage von den Freunden, um sich zur Eisenbahn zu begeben. Zuletzt trat er auch auf Freiligrath zu, der sich geflüstertlich von ihm ferngehalten hatte und bot ihm freundlich die Hand.

„Lebe wohl, Ferdinand, und trage mir nichts nach“, hat er.

„Daß Du nun doch fortfährst, das vergesse ich Dir nie.“ antwortete dieser zornig, indem er Hage seine Hand entzog und ihm den Rücken zulehrte.

Hage wuschelte die Farbe, Tränen traten in seine Augen, aber er sagte nichts mehr. Rittershaus schüttelte, auf Freiligrath blickend, mißbilligend sein Haupt.

„Da hat ihn sein heißes Temperament wieder einmal mit fortgerissen“, flüsterte er Hage zu, „er meint es nicht so schlimm.“

Dann begleitete er den jungen Kaufmann, der sichtbarlich tief verstimmt war, zur Bahn.

Den andern Morgen wurde von den Zurückgebliebenen der geplante, weitere Spaziergang unternommen. Da für den nächsten Tag noch andere gute Bekannte ihren Besuch in Limburg angemeldet hatten, schlug Rittershaus vor, den Nachmittag mittlerweile zu einem Abstecher nach Elberfeld zu benutzen und den folgenden Morgen nach Limburg zurückzukehren. Er hoffte bei dieser Gelegenheit Freiligrath zu einem Besuche bei Hage zu bewegen und eine Versöhnung der Freunde herbeizuführen.

Der Vorschlag wurde angenommen, und so fuhren sie denn zusammen nach Elberfeld. Nachdem die kleine Gesellschaft die Stadt beiseitigt hatte, forderte Rittershaus alle zu einem Besuche bei Hage auf. Er meinte, er würde sich um so mehr über ihren Besuch freuen, weil sie so ganz unerwartet kämen.

„Ich gehe aber nicht mit, sondern warte so lange im nächsten Restaurant“, flüsterte Freiligrath heimlich Rittershaus zu.

„Du wirst Deinen unbegründeten Groll doch nicht noch auf den andern Tag übertragen wollen, Ferdinand!“ entgegnete dieser mit einer gewissen Entrüstung. „Das wäre eines edlen Herzens unwürdig!“

„Nun, so will ich denn mitgehen“, antwortete der Dichter.

Einige Straßen weiter und sie sahen das Haus des Kaufmanns Hage vor sich liegen. Aber was bedeutete das? Alle Fensterläden waren geschlossen.

„Wie sonderbar?“ sagte Rittershaus. „Sollte unser Freund mit seiner Frau verreist sein, aber er sagte doch gestern kein Wort davon. Wir wollen auf alle Fälle schellen, sicher wird doch ein dienstbarer Geist zurückgeblieben sein. So zog er denn die Klingel. Nach einer Weile öffnete ein Dienstmädchen mit verdrehten Augen die Türe. Auf die Frage, ob Herr Hage zu sprechen sei, erzählte es, von Schluchzen unterbrochen, daß der gute Herr plötzlich in vergangener Nacht am Schlage gestorben sei. Einige Augenblicke blieben alle stumm vor Schrecken. Dann fragte man erregt nach näheren Umständen. Rittershaus blickte bestürzt auf Freiligrath, der totenbläß am Türpfosten lehnte und keines Wortes fähig schien. Er warf ihm einen trostlosen Blick zu und suchte sich dann gewaltsam zu fassen. Als unsere Reisenden nun hörten, daß die junge Witwe noch vergebens nach Rastung ringe nach dem schrecklichen Schicksalschlage, der sie gleich einem Blitzstrahl aus heiterem Himmel getroffen hatte, beschlossen sie, nicht in das Trauerhaus zu gehen und zu einer anderen gelegeneren Zeit ihrer Teilnahme Ausdruck zu geben. Stumm schritt Freiligrath hinter den andern her, er meinte, das Herz müsse ihm vor Schmerz zerspringen. Am liebsten hätte er sich ausgeweint, aber sie waren auf der Straße und er mußte seine Empfindungen zu verbergen suchen. Rittershaus, welcher ahnte, was im Herzen des Freundes vorging, drückte ihm still die Hand.

„O, daß ich gestern freundlich von ihm Abschied genommen, ihm nur ein gutes Wort gegönnt hätte!“ sagte Freiligrath, „aber ich wandte mich lieblos ab, als er mir zum letztenmal die treue Hand bot.“

„Wer konnte denken, daß es das letzte Mal war!“ suchte Rittershaus zu trösten.

„Wie richtig ist doch die Mahnung des Apostels: „Die Sonne gehe nicht unter über eurem Horne.“ fuhr der Dichter fort. „Ich ließ sie untergeh'n. Was gäbe ich jetzt darum, wenn ich wüßte, ob Hage mir meine Kränkung vergeben hat.“

„Sicher hat er Dir vergeben, wir kannten ja sein gutes Herz, und dann Ferdinand, glaube mir, in jenen lichten Höhen werden alle Dinge anders beurteilt, als hier auf unserer dunklen Erde.“

„Ja, dort kennt man keine Bitterkeit, kein Heineliches Nachhaken, dort herrscht nur der Geist der Liebe.“ antwortete der Dichter bewegt. „Ich sehe ein, mein ganzer Zorn beruhte nur auf törichter Empfindlichkeit.“ sprach er weiter, „und in dieser

Stimmung ließ ich mich leider hinreißen, Worte auszustößen, die doch nicht ernst gemeint waren.“

„Ich glaube es Dir gern, doch suche Dich jetzt zu beruhigen, Geschehene Dinge lassen sich nicht ändern,“ versetzte Rittershaus.

Sie kehrten denselben Abend noch nach Limburg an der Lahn zurück. Der Aufenthalt in Elberfeld war ihnen durch den Tod des Freundes verleidet worden.

Den folgenden Nachmittag befanden sich alle in der Gesellschaft der hinzugereisten Bekannten wieder im Garten des Gasthofes unter schattigen Bäumen. Freiligrath war still und einsilbig. Weder die anregende Unterhaltung der andern noch der Blick in die malerische Gegend, die im Strahle der Sonne so lieblich und heiter vor ihm lag, vermochte ihn von seinen traurigen Gedanken abzulenken. Nach einer Weile verließ er den gemeinsamen Tisch und setzte sich in einiger Entfernung auf eine Bank, holte sein Notizbuch aus der Tasche und begann zu schreiben.

Rittershaus beobachtete ihn aus der Ferne, und als er bemerkte, daß er mehrmals verthölen mit der Hand eine Träne von der Wange wischte, trat er zu ihm.

„Was machst Du hier so allein, Ferdinand?“ fragte er liebevoll, die Hand auf die Schulter des Freundes legend.

„Ich habe zum Ausdruck gebracht, was mein Herz bewegt, nun ist mir leichter“, erwiderte der Dichter.

Damit reichte er Rittershaus ein beschriebenes Blatt.

Als dieser es mit feuchten Augen gelesen hatte, fragte er: „Darf ich es den andern mitteilen?“

„Ich habe nichts dagegen, mag es nur allen zur Lehre dienen.“

Sie gingen nun zu den Freunden zurück, und Rittershaus las mit bewegter Stimme nachfolgendes Gedicht vor, das alle tief ergriffen, anhörten:

O Lieb', so lang du lieben kannst!
O Lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Und Sorge, daß dein Herz glüht,
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
So lang ihm noch ein ander' Herz
In Liebe warm entgegenschlägt.

Und wer dir seine Brust erschließt
O tu' ihm, was du kannst zulieb!
Und mach ihm jede Stunde froh,
Und mach' ihm keine Stunde trüb!

Und hüte deine Zunge wohl,
Dals ist ein böses Wort ge'!
O Gott, es war nicht bö' gemeint, --
Der andere aber geht und klagt.

O Lieb', so lang du lieben kannst,
O Lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Dann kniest du nieder an der Gruft,
Und birgst die Augen trüb und naß --
Sie seh'n den andern nimmermehr --
Ins lange, feuchte Kirchhofsgras.

Und sprichst: O schau' auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint!
Vergib, daß ich gekränkt dich hab'!
O Gott, es war nicht bö' gemeint!

Er aber sieht und hört dich nicht,
Kommt nicht, daß du ihn froh umfangst.
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
Nie wieder: ich vergab dir längst!

Er tat's, vergab dir lange schon,
Doch manche heiße Träne fiel
Um dich und um dein herbes Wort --
Doch still -- er ruht, er ist am Ziel!

O Lieb', so lang du lieben kannst!
O Lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

Ein Besuch in St. Paul kurz vor der Blutthat.

Wir lesen in der Deutschen Kolonialzeitung:
In bezug auf die bei der Ermordung der katholischen Missionen im Bismarck-Archipel vielgenannte Station des Vater Rascher in den Bainingbergen dürfte ein kürzlich hier eingetroffener Brief eines Herrn von Interesse sein, der diese Station am 3. August, also nur wenige Tage vor der Katastrophe besucht hat. Der Bericht lautet wie folgt:

„Ich bestieg am frühen Morgen einen Macassarhengst und ritt auf herrlichem Waldwege nach St. Paul. Der Pfad führt um Bergbach Carro, der in seinem unteren Laufe beinahe ganz ausgetrocknet ist, entlang und steigt dann zwischen enormen Tarosfeldern und anderen Pflanzungen der Eingeborenen in die Höhe. Nach zweistündigem Ritt ist die ca. 200 Meter hoch liegende Station erreicht und dem Blick erscheint beim Umbiegen eines Hügelrückens zuerst eine hübsch gelegene Kirche.

An derselben vorbei durch ein von der Mission angelegtes Dorf für befreite Sklaven und quer durch eine kleine Kaffeeplantage mit herrlich in allen Farben prangendem tropischen Blumenarten, gelangt man zum Missionshaus, in dem Vater Rascher, einer der freiesten und nettesten Mitglieder der katholischen Mission seinen Wohnsitz hat.

Ich wurde freundlichst aufgenommen und nach kurzer Rast vom Vater in das Tal geleitet, wo die Brüder eine hochinteressante primitive Sägemühle vollkommen aus dem Material das der Wald liefert, hergestellt haben.

Ein Trappistenbruder hat die Anlage nach in seinem Kloster gesehenen Modell gemacht. Die Abdämmung eines kleinen Gebirgssees ist sehr geschickt durchgeführt und der Ablauf des gestauten Wassers setzt ein großes Mühlenrad in Bewegung, dessen eintöniges, sonst hier nie vernommenes Klappern die Heimat in Erinnerung ruft. Kein fremdes Material ist hier verwendet worden und nach Fertigstellung des Sägewerkes haben die Brüder dann auch alles Holz für Kirche und Missionshaus damit geschnitten.

Zum Schlagen und zur Verarbeitung kommen hauptsächlich Eukalyptusstämme, von welcher Baumart der umliegende Wald große Mengen birgt. Wie am Torrin stehen diese Baumriesen mit ihren lergengraden Stämmen von über 100 Meter Länge in nächster Umgebung des Wasserlaufes. Eine Schneise durch den Wald führt von der Schlagstelle nach der Sägemühle und müssen die 4-5 Meter langen Rinde auf primitiven Schienen dahin gerollt werden.

Die Mission besitzt hier 300 Hektar Land, ein Geschenk des Gouvernements, und Vater Rascher hat in vierjährigem Einsiebleraufenthalt Land und Leute an Ort und Stelle gründlich kennen gelernt. Der leichte Waldboden soll sich ganz besonders gut für Kakaokultur eignen und die Neu Guinea Kompagnie macht auf ihrem anstehenden, ca. 2000 Hektar großen Terrain, Versuche mit dieser Nutzpflanze im großen.

Nach dem Essen im Missionshause geleitete mich Vater Rascher noch zur Kirche und zu den Schwestern, die sich an dem idyllisch gelegenen Platze sehr heimisch zu fühlen schienen. Schöner Wald, plätscherndes Wasser und reine Gebirgsluft vereinigen sich, St. Paul zu einem idealen Aufenthaltssort zu machen. Hoffentlich gelingt es der Mission, ihren Einfluss auf die tiefstehenden aber kriegerischen Eingeborenen auszunutzen und hier eine Stützstätte der Kultur und Zivilisation zu errichten.

Diese Hoffnung scheint nun leider vorläufig bereitet zu sein und es bleibt abzuwarten ob die Mission es nochmals versuchen wird, das begonnene Werk weiterzuführen und unter diesen wilden Stämmen als Trägerin der Kultur festen Fuß zu fassen.

D. K. G.

Allerlei.

ca. Ein erfundener Klosterkandal. Ein Telegramm aus London vom 8. Oktober verkündete der Welt folgende Geschichte: „Eine gewaltige Sensation weckt in Ungarn ein Prozeß, der fast ungläubliche Enthüllungen über den Orden Notre Dame bringt. Der Orden, der sich des Schutzes der vornehmsten Familien erfreute, hat eine Menge junger Mädchen, deren Erziehung ihm anvertraut war, gezwungen, den Schleier zu nehmen. Er hat verschiedene elterliche Mädchen vollständig von der Außenwelt abgesperrt und sie gezwungen, dem Orden ihr Vermögen zu vermachen. Im Prozeß traten Eltern als Zeugen auf und erzählten unter Tränen von ihren Kindern, die vor vielen Jahren spurlos verschwunden waren, und vor denen es sich nun zeigte, daß sie im Kloster eingesperrt lebten.“ (Vgl. Morgenblatt, Christiania, Nr. 593 vom 8. Okt. Bresl. Volksz. fr. Presse. Arb. Bzg. Dortmund, 18. Okt. Mainz, Volksz. 18. Okt. u. a.)

Wir haben es hier mit einer äußerst ungeschickten Verleumdung zu tun. Es ist nun einmal nicht möglich, ein Kind in einem klostertlichen Erziehungsinstitut zu verbergen, es ohne Einwilligung der Eltern heranzuloden und gar zur Annahme des Schleiers zu zwingen! In Ungarn ist jede Klostererschule eine öffentliche Anstalt unter staatlicher Aufsicht wo jedes Kind regelrecht aufgenommen und „eingeschrieben“ wird. Mindestens einmal im Jahre wird jede Schule vom kgl. Schulinspektor inspiziert. Zudem wird jedes Kind beim Eintritt in die Schule von seinen Angehörigen polizeilich abgemeldet und von der Vorsteherin des Instituts polizeilich angemeldet. Will ein Mädchen den Schleier nehmen, so muß es vorerst allein vor einem bischöflichen Kommissar und dessen Sekretär erscheinen um u. a. besonders darüber examiniert zu werden, ob es freiwillig und ungezwungen ins Kloster gehen will. Ueber die Aussagen der Postulantin wird vom bischöflichen Kommissar und dessen Sekretär ein Protokoll aufgenommen und dem bischöflichen Ordinariat unterbreitet. In diesem Protokoll wird angegeben, wer die Eltern der betreffenden sind, wo sie geboren usw. Der Taufschein, ärztliches Zeugnis und die schriftliche Einwilligung der Eltern werden dem Protokoll beigelegt. Ohne schriftliche Einwilligung der Eltern werden weder minderjährige noch großjährige Mädchen als Novizinnen aufgenommen. Jede Novizin kann das Kloster verlassen wann sie will, auch steht es jeder Klosterfrau frei, mit bischöflicher Dispens von ihren Geliebten ins Weltleben zurückzukehren. Bei den bestehenden kanonischen Gesetzen und der bischöflichen Kontrolle sind Entführungen durch Klöster, wie sie neuerdings auch wieder aus Frankreich berichtet wurden, in der katholischen Kirche faktisch unmöglich.

* Journalismus unter schwierigen Umständen. Aus einer Nummer des im belagerten Port Arthur erscheinenden Rowy Straj wird folgende Notiz aus der Rubrik „Vom Tage“ mitgeteilt: „Seit gestern befinden sich die Redaktionsräume und die Druckerei unserer Zeitung innerhalb des Wirkungsbereiches des feindlichen Feuers. Etwa zwölf Granaten explodierten in der Nähe unserer Druckerei; viele Splitter sind in die Wände eingedrungen und haben die Fenster zertrümmert.“ Diese Zeilen sind auf Papier gedruckt, das einmal weiß gewesen zu sein scheint, jetzt aber einen undefinierbaren Ton hat. Manchmal ist die Zeitung auf weißem Papier gedruckt, gewöhnlich aber wird rotes, grünes, orangefarbenes oder blaues Papier benutzt. Aber diese Zeitung wird eifrig von den Truppen auf den Wällen gelesen.

Einladung

zur

General-Versammlung des katholischen Frauenbundes,

vom 6. bis 8. November 1904

im Karlsbause, Seilerstraße 20, in Frankfurt a. M.
Sonntag, den 6., abends 8 Uhr: Begrüßung im Saale des Hotel Schwan, Steinweg.

Montag, den 7., vormittags 10 Uhr: Versammlung der Mitglieder. (Eintritt gegen Vorzeigung der Mitgliedskarte. Gäste willkommen.)

1. Konstituierung der Versammlung.
2. Bericht über die Gründung des Kathol. Frauenbundes.
3. Bericht über den gegenwärtigen Stand des Bundes.
4. Kasienbericht und Entlastung der Schatzmeisterin.
5. Endgültige Annahme der Satzungen.
6. Eventuelle Anträge des Vorstandes.
7. Wahl des Ausschusses.
8. Entlastung des Vorstandes.

Im Anschluß an diese Versammlung findet eine Ausschusssitzung statt zur Wahl des neuen Vorstandes.

Nachmittags 3 Uhr: Referate: 1. Die Arbeiterinnenfrage. Diskussion. 2. Fürsorge. Diskussion.

Abends 8 Uhr: Öffentliche Versammlung. Vortrag: „Der katholische Frauenbund“. Die Mission der Frau in der Gegenwart.

Dienstag, den 8., vormittags 10 Uhr: Referate: 1. Die christliche Mädchenerziehung. Diskussion. 2. Kaufmännische Gehilfinnen. Diskussion. 3. Mädchenschutz und Bahnhofsmission. Diskussion. — Schlußrede.

Nähere Auskunft, auch über Wohnungsfrage, erteilt das Generalsekretariat in Köln, Georgstraße 7.

Druck und Verlag: Düsseldorf'scher Tagblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt Gesellschaft mit beschränkter Haftung, vorm. Düsseldorf'scher Volksblatt.
Verantwortlicher Redakteur: H. Conken, Düsseldorf.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 15.

Düsseldorf, den 13. November.

1904.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

fünfundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heil. Matthäus XIII, 31—35. In jener Zeit legte Jesus dem Volke ein anderes Gleichnis vor und sprach: Das Himmelreich ist gleich einem Senfskörnlein, welches ein Mensch nahm und auf seinen Acker säete. Dieses ist zwar das Kleinste unter allen Samenkörnern; wenn es aber gewachsen ist, so ist es das Größte unter allen Kräutern, und es wird zu einem Baume, so daß die Vögel des Himmels kommen und in seinen Zweigen wohnen. Ein anderes Gleichnis sprach er zu ihnen: Das Himmelreich ist gleich einem Sauerteige, den ein Weib nahm und unter drei Maass Mehl, verbackt, bis alles durchsäuert war. Alles dieses redete Jesus durch Gleichnisse zu dem Volke, und ohne Gleichnisse redete er nicht zu ihnen; damit erfüllt würde, was durch den Propheten gesagt worden, der da spricht: Ich will meinen Mund aufstun in Gleichnissen, und will aussprechen, was vom Anbeginn der Welt verborgen war.

Das Böse in der Welt.

II.

Der Herr vergleicht heute Sein Reich auf Erden (die Kirche) zunächst mit einem Senfskörnlein, dann mit einem Sauerteig — es sind wieder zwei Gleichnisse, lieber Leser, wie sie eben nur die göttliche Weisheit lehren konnte. Der Evangelist sagt uns zum Schlusse aber auch, warum der Herr vorzugsweise in Gleichnissen zum Volke geredet habe. Der Herr (sagt er) habe es getan, damit erfüllt würde, was durch den Propheten gesagt worden, der da spricht: Ich will meinen Mund aufstun in Gleichnissen und will aussprechen, was von Anbeginn der Welt verborgen war. — So waren denn selbst die Gleichnisse, die Jesus vortrug, ein Zeugnis für Ihn, denn im 77. Psalm war vom künftigen Weltkaiser geweissagt, daß Er gerade in dieser Redeform offenbaren werde, was von Anbeginn der Welt verborgen gewesen.

Nehmen wir nun, lieber Leser, die jüngst abgebrochene Betrachtung wieder auf, die wir an das Evangelium vom verflohenen Sonntage angeschlossen hatten. Erst ein Teil der bewohnten Erde ist in den „Acker“ verwandelt, von dem Jesus als von Seinem Reiche redet. Aber wenn nur erst dieser Acker des Reiches Gottes vom „Unkraut“ frei wäre! So dachten auch die Knechte jenes Hausvaters; darum traten sie vor ihn mit der Frage: „Willst du, daß wir hingehen und es auf sammeln?“ Und der Hausvater bescheidet sie mit dem denkwürdigen Worte: „Nein! damit ihr nicht etwa, wenn ihr das Unkraut ausjätet, mit demselben zugleich den Weizen ausreißet!“ Wir sehen also, lieber Leser, daß die Vermischung der Bösen und der Guten ein Geheimnis ist, das wir Menschen nicht zu ergründen vermögen; denn ginge es nach unserem Sinne mit dem „Unkraut“, so würde nach dem klaren Worte des Herrn mehr Schaden als Nutzen erzielt werden. Gott weiß schon, warum er die Bösen unter den Guten bestehen läßt, denn Er weiß auch aus dem Bösen Gutes zu ziehen. Wie der Weizen, so sollen auch die Guten zur Reife kommen; sie müssen in der Tugend gefestigt, ihre Verdienste und damit ihre einstige Glorie sollen vermehrt und erhöht werden. Denn was ist das für eine Tugend, die sich nicht in der Ansehung bewährt? Kann ich denn Geduld beweisen, ohne bedrückt zu werden? Kann ich (mit einem Worte) Demut, Sanftmut, kann ich die alles ertragende Liebe üben, wenn alle meine Mitmenschen guten

Willens sind? Und giebt es andererseits ein weiteres Feld für wahre Christenliebe, als die Sorge für das Seelenheil derjenigen unserer Mitbrüder, die vom rechten Wege abgeirrt sind?

„Lasset beides wachsen bis zur Ernte“, sprach der Hausvater zu den besorgten Knechten. Nur bis zu einem gewissen Grade läßt die Weisheit Gottes das Böse gegen das Gute ankämpfen, und zwar nur so weit, lieber Leser, als es für das Gute sowohl als für das Böse heilsam oder notwendig erscheint. Nur bis zu einem gewissen Grade ist dem bösen Feinde erlaubt, den Kindern des Lichtes zu schaden und sie zu versuchen. — der Herr des Himmels hat in Seiner Weisheit genau die Grenze bestimmt, bis wohin die Macht und Gewalt des Satans sich ausdehnen darf: Dann ruft Er ihm ein gebietendes Wort zu. Niemals hat Er es dem Feinde Gottes und der Menschen gestattet, zum eigentlichen Schaden des Guten den Rest seiner Macht und Gewalt zu gebrauchen und die ihm gesteckte Grenze zu überschreiten.

Ja, in dem großen Kampfe, in dem das Böse gegen das Gute sich erhebt, muß das Böse sogar zur Beherrschung und zum Siege des Guten erheblich beitragen. Wie in der uns umgebenden Natur Kämpfe und Stürme zwischen den verschiedenen Elementen notwendig und nützlich sind. — wie die Luft, die wir atmen, durch das Draußen des Windes gereinigt wird, — wie das Schäumen der Meereswogen das Wasser vor Fäulnis bewahrt, — wie das eine Leben in der Natur sich aus der Fäulnis und dem Untergange eines anderen Lebewesens ernährt: so ist Kampf und Sturm auch in der geistigen Welt heilsam und zu ihrem Gedeihen notwendig. Darum sagt der hl. Paulus: „Es ist notwendig, daß Irrelehren kommen“ (1. Kor. 11, 19). Das aber ist der Sieg der anbetungswürdigen Weisheit Gottes, daß „denen, die Gott lieben, alles zum Heile gereichen muß“.

Ueberschauen wir nur mit einem flüchtigen Blicke die Geschichte des Reiches Gottes auf Erden, so überzeugen wir uns schnell, lieber Leser, daß jede Periode des Kampfes und des scheinbaren Unheils eigentlich nur eine Stufe zu neuer Beherrschung für das Reich Gottes war. Die Welt fiel im Anbeginn der Zeiten von Gott ab; da wählte der Herr Sich ein kleines Volk aus, um Sich diesem durch reichere und größere Gnaden zu offenbaren. Aber das Volk Israel wird seines hohen Berufes untreu; da wird es in die Knechtschaft der Heiden

gegeben; aber durch diese Knechtung wird die Kenntnis des einen wahren Gottes und die Hoffnung auf den Welterlöser unter den heidnischen Völkern vorbereitet. Der Erlöser kam auf die Erde und gründete Seine Kirche. Die Welt erhebt sich zu einem schrecklichen Kampfe gegen sie. Die Apostel und Bekenner des Herrn werden in Scharen hingeschlachtet; aber das Blut der Martyrer ist der fruchtbare Same für neue Christen. Kaum ist der Kirche nach a u ß e n der Friede gegeben durch Konstantin, da beginnen sehr gefährliche Kämpfe von innen heraus: Irrlehrer treten auf und gewinnen zu gewissen Zeiten so großen Anhang, daß es zuweilen schien, als ob das Unkraut des Irrtums den Weizen der göttlichen Wahrheit überwuchern werde. Allein nach jedem Sturme stand die Kirche nicht nur siegreich da, sondern auch immer wieder herrlicher und wie von ganz neuer Lebenskraft erfüllt! So war es in den vergangenen Jahrhunderten, lieber Leser, und so wird es nach dem Worte des Herrn sein bis zum Ende der Tage!

Missionsnachklänge.

Bedenk o Christ, bedenk es wohl,
Was dieses Kreuz bedeuten soll,
O rette Deine Seele!

Es mahnt Dich an den Gottessohn,
Es mahnt Dich an die Mission,
O rette Deine Seele!

Und trittst Du hier andächtig ein,
So läßt dich Kreuz dich freundlich ein:
O rette Deine Seele!

Und gehst getrost Du wieder fort,
Es ruft Dir nach das erste Wort:
O rette Deine Seele!

Und kommt ein Leichnam hin zum Grab
So ruft's von diesem Kreuz herab:
O rette Deine Seele!

Wie bald ist's auch um Dich geschehn,
Wie bald wirst Du zu Grabe gehn,
O rette Deine Seele!

O tritt hinzu, o schau es an,
Es lehret Dich, was der Herr getan,
Zu retten Deine Seele.

Am Kreuze hängt der Gottessohn,
Für Dich, Was fordert er zum Lohn?
Zu retten Deine Seele.

O heiliges Kreuz, o stummer Mund,
Wie laut ruffst Du zu jeder Stund:
O rette Deine Seele!

Gewiß vom Satan ist betört,
Wer diesen Ruf hier überhört:
O rette Deine Seele!

Besuch es oft, besuch es gern,
Und fliehe hier zu Deinem Herrn,
O rette Deine Seele!

Am Kreuze Jesu mußt Du ruhn
Und ihm zu Liebe alles tun,
O rette Deine Seele!

Vergiß es nicht, vergiß es nicht,
Was dieses Kreuz hier zu Dir spricht:
O rette Deine Seele!

Gleizeit ist Dir die rechte Bahn,
O geh' auf dieser nur voran,
O rette Deine Seele!

S. Zur Geschichte der Erbauungs- und Gebetsliteratur.

I.

Einen Adelsbrief besah Israel, der es über alle Völker erhob, in seiner Berufung zum auserwählten Volke Gottes. (Jer. 2, 2, Ezechiel 16, 8.) „Gott ist der Gemahl des israelitischen Volkes“, der 44. Psalm stellt den Messias als einen König dar, der eine Hochzeit hält, aus der das Heil aller Völker hervorgeht. Salomonis „Hohes Lied“ besingt die Liebe Gottes zu seiner Braut, dem Volke Israel. Die gesamte Literatur Israels fußt auf dieser Anschauung, was wir Katholiken in unserer Vulgata aus den allen Autoren Israels finden, das ganze Alte Testament erklärt e der katholische Kirchenka von Orient wie auch alle früheren Konzilien für wahrhaft

göttliche Urkunden, die Bücher Moses', des Josues, die der Richter, die vier der Könige usw. sind die Hinterlassenschaft der Geschichtsschreiber des auserwählten Volkes, sie befehlen überall dessen unlösliche Verbindung mit dem Messias. Wenn die moderne Kritik zu finden glaubt, daß von den Erzählern hier und da Religion und Sitte nicht genugsam gewahrt sei, wie in der wunderbaren Erzählung „Ruth“, so würdigt man nicht alte Volksgesetze und Gebräuche. So auch im Buche „Judith“. Gerade in diesem findet der Eifer für die Ehre Gottes großartigsten Ausdruck, ja das Lob Joachims des Hohenpriesters hat durch seine Erhabenheit die Judith unter die Vorbilder Marias, der Gottesmutter, eingereiht. „Du bist die Ehre Jerusalems, Du die Freude Israels, Du die Ehre unseres Volkes. Denn Du hast männlich gehandelt und bist starkmütig gewesen, weil Du die Keuschheit geliebt.“

Aus den Erzählungen der Schriftsteller des alten Bundes entnahm die spätere christliche Zeit zahlreiche Bausteine, die großen Dichter Israels befehlten überall die ununterbrochene Verbindung und die Gewißheit der Heilsicherheit in dem kommenden Messias. Ihre Werke sind deshalb in Wahrheit Einsprechungen des Geistes Gottes; einheitlich und untrennbar mit dem Gottesglauben des Volkes sind alle großen Dichtungen des israelitischen Volkes, seine Psalmen, Lobgesänge — die Verfasser sind des Herrn Propheten.

So rein menschlich und der Irrung unterworfen sich auch oft das Volk Israel bezeugte, wie andere Nationen, seine gottbegnadigten Schriftsteller, seine Dichter —, die vom Geiste Gottes erleuchteten Seher haben ihm alle Zeit den Verheißungsglauben bewahrt bis zu dessen Erfüllung.

Als Balaam, der Sohn Beors, aus dem Lande der Söhne Ammons auf Befehl des Königs Balak dem Volke Israel Fluchen sollte — segnete er es nach Gottes Willen. „Wie schön sind deine Zelte, Jakob, deine Wohnungen, Israel, wie waldige Täler, wie bewässerte Gärten am Strome, wie Hüften, die der Herr errichtet hat. Wer dich segnet, soll gesegnet werden, wer dich flucht, soll verflucht sein.“ Und dann 24, 17, der direkt auf den Messias zielende Vers: „Ich werde ihn sehen, aber jetzt nicht, ich werde ihn schauen, aber nicht nahe. Ein Stern geht auf aus Jakob, ein Szepter kommt in Israel.“ So segnete der Prophet aus Ammon, dem der Gott Israels den Seherblick verlieh, der die Schönheit der Auserwählung pries und selbst in der Wüste verschnadete.

Die Geschichtsschreiber, Erzähler und Dichter des israelitischen Volkes — die Propheten, kennen alle nur das eine Ziel, dem Volke der Auserwählung den Messias der Zukunft zu zeigen. Die geistige Arbeit des ganzen Volkes war — Gebet —, die großen Dichtungen der Propheten kündeten den Retter des Volkes an, den Befreier aus der geistigen Knechtschaft (H. 7, 14): „Siehe, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären und sein Name wird sein Gott mit uns (Immanuel).“ Ihn verherrlichen die Psalmen des königlichen Sängers David. Und Malachias 1, 11: „Vom Aufgange der Sonne bis zum Niedergange wird mein Name groß unter den Völkern werden und an allen Orten wird meinem Namen geopfert und ein reines Opfer dargebracht werden.“

Die Psalmenfänger sangen das Lob des kommenden Erlösers, der gesamte Gedanken Ausdruck der führenden Geister Israels, die ganze Literatur war eben Gebet, mit dem Siegel höchster gottbegnadigter Kunst. Keine andere Kunst des auserwählten Volkes hat sich auf die spätere Welt vererbt, nicht Malerei, nicht monumentale Kunst — von allen diesen allein, einzig allein — ein blutgetränkter Holzpfahl — auf Golgatha — das Kreuz. Das Kreuz ist das einzige monumentale Denkmal, das uns aus dem Judentum überkam, aber es ist die Verwirklichung der Hoffnungen aller Denker und Dichter des Volkes, die Erfüllung der Erwartung: „Der Herr regiert vom Holze“. Der am Kreuze hing mit ausgespannten Armen sagte von sich selbst: „Wenn ich am Kreuze erhöht sein werde, will ich alles an mich ziehen“. Unter dem Kreuze stand diejenige, durch welche sich die Hoffnung aller Völker erfüllen sollte, die zu dem Engel sagte: „Ich bin die Magd des Herrn, mir gescheh nach deinem Wort“, — die Jungfrau, die einen Sohn geboren die deshalb aus dem Rate der allerheiligsten Dreifaltigkeit begründet wurde: „Du bist gebenedeit unter den Weibern“. Dieser Sohn, den die Jungfrau empfing, hing jetzt am Kreuze und betete für seine Feinde. Ein ganz neues Gebet.

Dieses Gebet wurde das Lösungswort für die spätere Zeit — es zeigte sich siegreich in dem apostolischen Jahrhundert, es wurde das Gebet in den Katakomben.

II.

Stefanus war der erste, der das neue Gebet übte, das Gebet die für Feinde. (Apostelgesch. 7, 59). Herr rechne Ihnen dieses nicht zur Sünde, sprach er sterbend unter den Händen seiner

Mörder. Das Gebet der ersten apostolischen Zeit bestand wohl weniger in Worten als in der getreuen Nachfolge des Kreuzträgers. (Das unblutige Opfer des Leidens Christi wurde wahrscheinlich schon vor der Sendung des hl. Geistes durch Petrus auf dem Coenaculum gefeiert, ebenso hat man in Jerusalem sofort nach dem Kreuzestode des Herrn, die heiligen Städte besucht, an denen er gelitten hat, vom Oelberg zum Hause des Kaiphas, zu dem des Pilatus und Herodes, zur Geißelstätte, zur Stelle des „Ecco homo“, zum Gefängnis und zum Salvatorberg.) Wir wissen durch Tertullian, daß die ersten Christen ihre Liebesmahle durch Gebet eröffneten, nach dem Händewaschen wurde das Lob Gottes gesungen, ebenso hören wir von dem genannten Schriftsteller, daß die ersten Christen für die Kaiser beteten, für deren Stellvertreter, für die Obrigkeit. Ein geschriebenes Formular, welches diese Gebetsformeln regelte, wird es wohl nicht gegeben haben, hingegen sind ganz sicher bei Spendung der Sakramente Gebete ganz bestimmten Inhaltes in Gebrauch gewesen. Taufe, Abendmahl — Ehe, welche letztere schon von Paulus ein Sakrament genannt wird, hatten schon in der ältesten Zeit einen ganz bestimmten Ritus. Kirchen als Versammlungsorte zum Gebet, waren in jenen ersten Zeiten kaum möglich, wohl besah man gäßig oder mißweise eingeräumte Lokale, aber die immer wieder ausbrechenden Verfolgungen trieben die Christen in ihre geheimen Verstecke. Nach den Mittheilungen Tertullians waren den ersten Christen drei Stunden des Tages zum Gebet vorgeschrieben, die dritte, die sechste und neunte Stunde, außerdem war es Pflicht der Christen, beim Anbruche des Tages und beim Anbruche der Nacht zu beten. In der Abhandlung Tertullians vom Gebete besitzen wir den ersten literarischen Nachweis einer kirchlichen Gebets-einteilung. Am Sonntag als dem Erinnerungstage an die Auferstehung des Herrn war die Enthaltung von der Arbeit vorgeschrieben. — An dem ältesten christlichen Feste — Ostern, begann die Feier mit dem Rufe: Der Herr ist auferstanden und die Antwort lautete: Er ist wahrhaft auferstanden, wie es noch heute bei den Griechen gebräuchlich ist. Der Karfreitag wird schon im Anzuge der christlichen Zeit als Tag der allgemeinen Trauer gehalten, in Ruhe und Stille gefeiert.

Bestimmte Gebetsformeln finden wir wenige, wie der Heiland selbst, predigen auch die Apostel „Anbetung im Geiste.“ Paulus ist es, der in seinem ersten Briefe an Thimotheus bestimmte Formeln beim Gebete vorschreibt, wohl daraufhin gestaltet sich ein gottesdienstliches Gebet für die Christengemeinde. Der Apostel gibt folgende Arten des Gebetes an: Bitten, vorzüglich um Abwendung von Gefahr und des Uebels, Gebete zur Verherrlichung Gottes, sowie zur Erlangung zeitlicher und ewiger Güter, Fürbitten, auf daß Andere der Güter, die wir Ihnen wünschen, theilhaftig werden. Endlich: Dankagung für Wohlthaten, die wir oder andere empfangen haben. Der kirchliche Gesang galt und ist ja auch in Wirklichkeit nicht von der Bedeutung des Gebetes unterschieden, er erreicht im Hymnus seine größte Höhe. Während Gebete und Gesänge dem dreieinigen Gotte gelten und der Anbetung Christi, gehört die Anrufung der Engel und Heiligen, sowie der heiligen Jungfrau mangels früherer historischer Nachweise einer späteren Zeit an. Allein wir meinen, das Wort vom Kreuze, „Siehe Deine Mutter,“ hat die heilige Jungfrau als Mutterin zwischen dem Menschengeschlechte und ihrem Sohne offenbart. — Die schriftlich überlieferten ersten Gebete befinden sich in den apostolischen Konstitutionen, sie wurden gebraucht beim Katechumenen-Unterricht oder bei Vorlesungen aus der Bibel. Nach der Lesung und dem Gebete sprach der Bischof den Segen nach folgendem Formular: „Allmächtiger ungezeugter und unzugänglicher Gott, der Du allein wahrer Gott, Gott und Vater Deigegesalbten und eingeborenen Sohnes bist; Du Gott des Trüsters (das ist des Heiligen Geistes) und Herr aller Dinge, der Du durch Christus die Jünger zu Lehrern der Gottseligkeit bestellt hast! O, blicke auch jetzt auf Deine Diener, welche in dem Evangelium Deines Gesalbten unterwiesen werden! Gib ihnen ein neues Herz und erneuere den Geist der Zuversicht in ihrem Innern, damit sie erkennen und thun Deinen Willen aus vollem Herzen und bereitwilliger Seele. Laß sie der heiligen Weihe (Taufe) würdig werden und vereinige sie mit Deiner heiligen Kirche. Laß sie Theil haben an den göttlichen Geheimnissen (dem Abendmahle) durch Christus, unsere Hoffnung, welcher für sie gestorben ist. — Durch welchen Dir sei Ehre und Anbetung in dem heiligen Geiste, in Ewigkeit — Amen.“

Das liturgische Schlüsselwort bei allen Gebeten und Gesängen hieß — Amen. — So geschehe es. Andere gebräuchliche Formeln waren „Halleluja,“ eine Lobpreisung — „Hosanna“ — ein Ruf und Freudenruf — das Kyrie Eleison war der Ruf, mit dem die um Heilung stehenden sich an Christus wendeten.

Die Psalmen des alten Testaments waren als Gesänge von der Christen-Gemeinde übernommen worden, an bestimmten Tagen sang man bestimmte Psalmen; so wurde in Afrika seit den ältesten Zeiten am Karfreitag der 22. Psalm gesungen. Alte Grußformeln der ersten Christenzeit sind — Dominus vobis, cum — et cum spiritu tuo war die Antwort, — ferner Pax vobiscum, in den apostolischen Konstitutionen findet sich bereits das „oramus“. Cyprian erwähnt: „Sursum corda — habemus ad Dominum.“ Noch möchten wir bemerken, daß uns von den ersten beiden Jahrhunderten so gut wie gar keine „Hymnen“ überkommen sind. — Der Ambrosianische Lobgesang, das „Te Deum“, ist wahrscheinlich 100 Jahre jünger zu datiren, als die Zeit des h. Ambrosius, der im 4. Jahrhundert lebte. Eine andere interessante Forschung stellt die Entstehung des Ambrosianischen Lobgesanges als Wechselgesang dar, als Ausdruck einer spontanen Begeisterung bei Gelegenheit einer großen Kirchen-Versammlung. Darnach hätte in auffauchender Glaubensfreude Ambrosius den Hymnus angestimmt: Te Deum laudamus — te Dominum confitemur — in Wechsel antwortet ein Anderer — Te aeternum Patrem omnis terra veneratur. U. s. w. So wäre die herrliche aller Kirchenhymnen als ein Ausfluß der Glaubensinnigkeit der h. Kirchenlehrer entstanden. Erst nachdem das Konzil von Nicäa ein Glaubensbekenntnis festgelegt hatte — finden wir angetregt durch die Schriften der großen Kirchenväter Basilius, Augustin, die Gebete und Erbauungslitteratur herauswachsen.

* Ueber das St. Ursula-Fest zu Köln im Jahre 1837

geht uns von befreundeter Seite der folgende Bericht zu, der einmal dadurch besonderes Interesse erregt, daß er auch von einer Düsseldorfer Prozession erzählt, und dann deshalb auch, weil er einer Nummer der liberalen Kölnischen Zeitung aus dem Jahre 1837 entnommen ist. Der Bericht lautet:

Um unsern Brüdern in der Ferne, die nicht das Glück hatten, der schönen Feier, welche die Stadt Köln in diesen Tagen begangen, einen, wenn auch nur schwachen Begriff aller Festlichkeiten zu geben, deren Zeugen und frohe Teilnehmer wir waren, lassen wir hier eine kurze Beschreibung des ganzen Festes folgen:

Schon die letzten Tage vor dem Feste begann Köln immer lebhafter zu werden; viele Fremde aus der Nähe und Ferne kamen herbei, um einem so seltenen und in der That vieles versprechenden Feste beizuwohnen. Am Samstag, den 21. Okt., des nachmittags um 2 Uhr wurden die Reliquien der hl. Ursula und ihrer Genossinnen feierlich ausgeführt und darauf die Vesper und Komplet gehalten. Schon an diesem Vorabend war der Jubel der Gläubigen zur Jubelkirche ungeheuer. Die Weichhülle waren von Andächtigen, die das hl. Bußsakrament empfangen wollten, unlagert so daß bei der größten Anstrengung der Weichhülle unmöglich alle das Bußsakrament empfangen konnten.

Am folgenden Tage, den 22. Okt., entfaltete Köln den ganzen Reichtum seines kirchlichen Lebens, worin wohl keine der Städte Deutschlands daselbe übertreffen, wenige es ihm gleich tun werden. Kölns Bürger zeigten sich in der That als würdige Bürger jener alten Stadt, die man mit Recht die Stadt der Märtyrer, die hl. Glaubensstadt nennt. Dem hl. Pontificalamte, welches der hochwürdigste Herr Weihbischof unter Assistenz des Domkapitels abhielt, wohnten seine Erzbischof. Gnaden, Clemens August, der Herr Oberbürgermeister, der Stadt-Magistrat und viele hohe Militäre, und Zivilpersonen und eine zahllose Menge Gläubiger aus allen Ständen bei. Auch hatte sich die Gräfin von Salm-Reifferscheid, ehemalige kaiserl. Wittbin von Elten und letzte Stiftsdame des ehemaligen St. Ursulastiftes zu Köln, von Elten aus zum Feste eingefunden, was auf Viele einen wehmüthigen Eindruck machte. Nach dem Pontificalamte begann die feierliche Prozession sich in Bewegung zu setzen: aber welche Prozession! Köln erinnert sich nicht, je so etwas gesehen zu haben. Alle Straßen, wodurch der Zug gehen sollte, waren mit Blumen und Laub besreut; von allen Seiten her ertönte der Klang der Blöden und stimmte die Herzen zu freudiger Andacht. Ehrenbogen und Arkade waren auf den Straßen errichtet; es sollte allen sichtbar werden, daß Köln eine hl. Stadt, eine Stadt des Glaubens ist, und daß sie den Glauben, den vor 1600 Jahren St. Ursula bekann, und den alle unsere Väter bewahrt haben, noch immer frei und freudig bekennt. Der Zug ward eröffnet von der weiblichen Schuljugend der Stadt, dann folgten die Jungfrauen und Frauen, diesen die städt. Elementar-Skandenschulen, darauf die zahlreichen Berufschaften und Innungen der Stadt mit ihren Fahnen in einem herrlichen Zuge. Diesem schlossen sich in zwei überaus

langen Reihen Adlner Bürger mit Fackeln an und trugen nicht wenig zur Verherrlichung des ganzen bei. Darauf folgten die 10 Pfarren der Stadt, die 19 Pfarrenkreuze wurden vorge- tragen, der Anblick war erhabend und wohlthuend; dann das Domkapitel, der Herr Weihbischof, zuletzt der Herr Erzbischof mit dem Allerheiligsten, welches er bis zur 1. Station trug, worauf es abwechselnd vom Herrn Weihbischof, dem Herrn Dom- dechanten, dem Domkapitular Müller und dem Herrn Pfar- rer der Jubelkirche getragen wurde. Dem Hochw. Gute folgte der Herr Oberbürgermeister, der Stadtrat, die Frau Gräfin von Salm, mehrere hohe Zivil- und Militärpersonen, die Pa- rochianen von St. Ursula mit Fackeln und eine überaus große Anzahl Andächtiger aus allen Ständen. Welch ein großartiges Schauspiel! Die streckende Kirche auf Erden, in Einigkeit des Glaubens, rings um ihren Hirten und Führer, den sie be- schirmt, und der über sie wacht, für sie Sorge trägt, für sie be- tet, zusammengescharrt, feiert einen herrlichen Triumph, den der christliche Glaube über Verfolgung und Martyr errang.

Die Anwesenheit und das fortwährende Zustromen der an- dächtigen Fremden trug viel zur Belebung des Festes bei; aber nichts hat die Feyer so verherrlicht, als die schöne Düs- seldorfer Prozession. Am Dienstag gegen Mittag ging der Zug, gegen 2000 Menschen stark, geführt vom Pfar- rer Winterim, dem ehrw. Jesuiten-Pater Schulten und mehreren anderen Priestern, von Deutz über die Rheinbrücke nach Köln, von dem Herrn Pfarrer zu St. Ursula mit mehreren Priestern und den Bürgern von Köln feierlich eingeholt und empfangen. Siehe hier an der Brücke des vaterländischen Stromes begrüßen sich freundlich 2 große, blühende Nachbarstädte; denn sie sind ja vereinigt in dem Götzen, was die Menschenbrust erheben kann, im Glauben. Die Tempel in Köln sind auch die Tempel der wahren Anbe- tung für die Bürger Düsseldorfs; der Oberhirt von Köln führt auch für die Düsseldorfer Bürger seinen freundlichen Hirtenstab. In ruhiger Haltung, in heiligem Ernste und mit inniger Andacht zog die Prozession durch die vollgebrängten Straßen; voran gingen Kreuze und Fahnen, die Symbole des Glaubens und des Kampfes; von Turm zu Turm pflanzte sich das Geräusch der Glocken fort. Während war der Anblick der frommen Mädchen, die in weiße Kleider und lang herab- wallende Schleier gekleidet, teils die Symbole des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, teils Peile und Balmen trugen, teils die 5 weißen Jungfrauen des Evangeliums vorstellten; auch wurde die Statue der hl. Ursula von 4 Jungfrauen ge- tragen. Der Eindruck des Ganzen war so groß, und so rührend die innige Andacht der Pilger, daß mehrere der Zuschauer bemerkt wurden, die erschüttert in Tränen ausbrachen.

Am folgenden Tage hielt Herr D. Winterim das feier- liche Hochamt; die Mädchen mit ihren Symbolen knieten andächtig auf dem Chore; die Kirche war so angefüllt, daß alles eine dichtgedrängte Masse bildete. Nach dem Hochamte, gegen 12 Uhr, zog die ganze Prozession zum erzbischöflichen Palaste, um dort den Segen des Oberhirten zu empfangen. Noch ehe der Zug anlangte, war die breite Straße vor dem Pa- laste bis zur St. Gereonskirche hinab mit Menschen angefüllt. Die Prozession bewegte sich langsam, in feierlichem Zuge durch die ehrerbietige Menge und stellte sich vor dem Palaste auf. Al- ler Augen waren erwartungsvoll auf den Balkon gerichtet. Es herrschte eine feierliche Stille unter der unabhörbaren Menge der vereinten Kölner und Düsseldorfer Bürger. Da öffnete sich von innen die Balkontür und der hochw. Herr Erzbischof trat hervor. Das Wetter war an dem Tage trüb und regnerisch gewesen; als aber der Herr Erzbischof auf den Balkon trat, schien ein überaus klarer und freundlicher Sonnenstrahl: der Himmel selbst wollte zeigen, daß er die segnet, welche von des ehrwürdigen Oberhirten Hand gesegnet werden. Und als der- selbe über seine treue und fromme Herde die Hände zum Gebet erhob, und sie segnete, da war kein Anke, das sich nicht beugte und in vielen Augen glänzten Tränen. Gewiß war dieses der Höhepunkt des ganzen Festes, und wir müssen gestehen, in Köln nie etwas Ähnliches gesehen zu haben. Nach dem Segen ließ der hochw. S. Erzbischof die vielen ehrwürdigen Priester, die dem Zuge beiwohnten und die Kinder zu sich ins Haus kom- men, dankte den Ersteren und sprach mit den Kindern freund- lich und liebevoll wie ein Vater. Es ist außerordentlich, wie diese ganze Szene die Gemüter ergriff. Am Nachmittage zog die Düsseldorfer Prozession, von der hochwürdigen Geistlichkeit aus St. Ursula und vielen Adlner Bürgern beglei- tet, durch die Menge der teilnehmenden und andächtigen Zu- schauer wieder über die Rheinbrücke nach Deutz ihrer Vaterstadt zu. Das beste Wetter begleitete sie. Untermwegs verlangte der Esel der Pilger vom Herrn Pfarrer Winterim eine Pre- digt. Ohne vorbereitet zu sein, oder vielmehr vorbereitet vom dem Drange der Gefühle, die bei der erhabenen Feyer zu Köln ihn erfüllt hatten, bestieg der ehrwürdige Greis, gewiß eine

der größten Tugenden des Alerus unserer Erzdiözese, erfreut, so schöne Tage und ein so herrliches Aufblühen des kirchlichen Lebens am Rheine zu sehen, eine kleine Erhöhung und hielt eine Anrede, die Aller Herzen bis ins Innere ergriff. Noch war die Prozession ziemlich weit von Düsseldorf entfernt, als gleichsam die ganze Stadt im feierlichen Zuge, mit fliegenden Fahnen und die hochwürdige Geistlichkeit an der Spitze, den frommen Pilgern entgegenkam. In einem Nu teilte sich die Be- geisterung allen u. d.

In Köln ging indes die Feyer ruhig ihren Gang fort; ja, von Tag zu Tag schien sich die Zahl der Fremden und die Teilnahme zu vermehren. Während war es auch, als am Frei- tage die Kranken und Pechhaften aus dem Stadthospitale, im andächtigen Zuge mit Fahnen, ihren Seelsojger an der Spitze, zur St. Ursulakirche zogen, um die Reliquien der hl. Ursula und ihrer Genossinnen zu verehren. Die Religion hat ja für jedes Leiden einen Trost.

Doch um nicht zu weitläufig zu werden, übergeben wir die- ses Einzelne und wenden uns zum Schlusse des Festes. Der Schluß war großartig, ein würdiges Ende einer so erhabenen Feyer. Der Andrang der Andächtigen aus Nah und Ferne war am Sonntag, den 29. Oktober, in der That gefahrdrohend. Selbst zur Mittagszeit war die Kirche voll von Menschen, und zur Predigt konnten unmöglich alle Platz bekommen. Nach der feierlichen Komplet wurde ein Anzug durch die Ursula- pfarre verordnet. Es war gegen 6 Uhr abends, als der herr- liche Zug sich in Bewegung setzte. Alle Straßen, wodurch die Prozession ging, und ein großer Teil der übrigen Stadt wa- ren glänzend erleuchtet, viel allgemeiner, als selbst am 1. Sonntage. Der Zug ward eröffnet durch eine lange Reihe weiß gekleideter Mädchen, welche durch ihre Frömmigkeit und Andacht viele Herzen rührten. Der Reliquienkasten der hl. Ursula ward durch acht Jungfrauen getragen, dann folgte der des hl. Hippolytus, von den Brüdern Alexianern getragen; darauf der Reliquienkasten des hl. Aetherius, von vier Prie- stern getragen; zuletzt das Haupt der hl. Ursula unter einem Baldachin. Der Zug der Bürger, welche Fackeln trugen, war unabsehbar; auch eine ungeheure Schar Andächtiger ohne Fackeln schloß sich dem Zuge an.

Gegen 10 Uhr zog die Prozession wieder in St. Ursula ein. Damit war die Feyer geschlossen. Aber alle Ein- drücke dieser Tage hatten so sehr die Herzen ergriffen, den Sinn so sehr zum Himmlischen emporgehoben, daß man sich anfangs nicht darein finden konnte, daß die schönsten Feyer, welche Köln, seit die Stürme der Revolution die Stadt ver- wütheten, begangen hat, schon aufhören sollte. Vieles hat die Revolution zerstört, aber den Glauben der Kirche hat sie nicht zerstören können. Die Religion hat hier in Aller Herzen feste Wurzeln gefaßt, und das kirchliche Leben wird sich unter dem frommen Hirtenstabe des Hochwürdigsten Herrn Erzbischofs Clemens August zu einer immer schöneren Blüte ent- falten.

Wir dürfen unsern Bericht nicht schließen, ohne zuerst noch unsern innigsten Dank abzuklappen allen denen, die zur Ver- herrlichung der schönen Stadtfeire mitgewirkt haben; vor allem auch den hochverehrten Militär- Autoritäten und den Mann- schaften, welche den Zug begleitet haben; dann auch der ganzen hochgeehrten Bürgerschaft von Köln, mit ihren schönen Bruderschaften und Innungen, besonders auch den Herren Bürgern, welche Fackeln getragen haben, dem hochverehrten Stadtrath und dem Herrn Oberbürgermeister; dann auch den Brüdern Alexianern und dem hochw. Pfarrenrath der ganzen Stadt Köln. Besonderen Dank verdient auch das hochw. Dom- kapitel für die innige Teilnahme, und der Hochwürdigste, innig berechete und geliebte Herr Weihbischof. Dem Hochwürdigsten Herrn Erzbischof wollen und können wir nicht danken: ihm wird es der höchste Genuß gewesen sein, zu sehen, daß die Her- de welche er weidet, für die er die Ruhe seiner Tage und Nächte aufopfert, fest steht im alten Glauben, und sich um ihn, wie um ihren Vater zusammendrängt.

Auch müssen wir noch einmal innigen Dank dir, o Düs- seldorfer! zurufen; der Tag, wo deine frommen Pilger bei uns einzogen, wird uns unbergesslich sein. Köln, du hast ge- zeigt, was du unter allen Stürmen noch immer im Herzen treu bewahrt: den Glauben, an dessen Hand unsere verehrten Märtyrer sich die Siegespalme errungen haben. Halte, was du hast, und niemand wird dir die Krone nehmen!

Köln, den 3. Nov. 1837. Der festordnende Vorstand.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 16.

Düsseldorf, den 20. November.

1904.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sechszwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heil. Matthäus XXIV, 15—35. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wenn ihr den Gräuel der Verwüstung, welcher von dem Propheten Daniel vorhergesagt worden, am heiligen Orte stehen sehet; — wer das liest, der verstehe es wohl! Dann fliehe, wer in Judäa ist, auf die Berge; und wer auf dem Dache ist, der steige nicht herab, um etwas aus seinem Hause zu holen; und wer auf dem Felde ist, lehre nicht zurück, um seinen Rock zu holen. Und wehe den Schwangeren und Säugenden in jenen Tagen! Bittet aber, daß eure Flucht nicht im Winter oder am Sabbathe geschehe. Denn es wird alsdann eine große Trübsal sein, dergleichen von Anfang der Welt bis jetzt nicht gewesen ist, noch fernhin sein wird. Und wenn dieselben Tage nicht abgekürzt würden; so würde kein Mensch gerettet werden; aber um der Auserwählten werden jene Tage abgekürzt werden. Wenn alsdann Jemand zu euch sagt: Siehe, hier ist Christus, oder dort! so glaubt es nicht. Denn es werden falsche Christi und falsche Propheten aufstehen, und sie werden große Zeichen und Wunder thun, so daß auch die Auserwählten (wenn es möglich wäre) in Irthum geführt würden. Siehe ich habe es euch vorher gesagt! Wenn sie euch also sagen: Siehe er ist in der Wüste, so gehet nicht hinaus; siehe er ist in den Kammern, so glaubet es nicht. Denn gleichwie der Blitz vom Aufgange ausgeht und bis zum Untergange leuchtet; ebenso wird es auch mit der Ankunft des Menschensohnes sein. Wo immer ein Knaus ist, versammeln sich auch die Adler. Sogleich aber nach der Trübsal jener Tage wird die Sonne verfinstert werden, und der Mond seinen Schein nicht mehr geben, und die Sterne werden vom Himmel fallen, und die Kräfte des Himmels erschüttert werden. Und dann wird das Zeichen des Menschensohnes am Himmel erscheinen, und dann werden alle Geschlechter der Erde wehklagen, und sie werden den Menschensohn kommen sehen in den Wolken des Himmels, mit großer Kraft und Herrlichkeit. Und er wird seine Engel mit der Posaune senden, mit großem Schalle; und sie werden seine Auserwählten von den vier Winden, von einem Ende des Himmels bis zum anderen zusammenbringen. Vom Feigenbaume aber lernet dieses Gleichnis: Wenn sein Zweig schon zart wird und die Blätter hervorgewachsen sind, so wisset ihr, daß der Sommer nahe ist. So auch wenn ihr dies alles sehet, so wisset, daß es vor der Thür ist. Wahrlich, sag ich euch: Dieses Geschlecht wird nicht vergehen, bis dieß Alles geschieht. Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.“

Das Weltgericht.

Furchtbar und schreckenerregend sind die Worte, die das Evangelium am letzten Sonntage des Kirchenjahres zu uns spricht. In grellen Farben, die jenem Strafgerichte entlehnt sind, das der Herr einst über das unglückselige Jerusalem gehalten, wird uns die Ankunft des schrecklichen Gerichtstages gezeichnet. Und wenn wir erst hinzufügen, was Daniel und andere Propheten von diesem Tage im Auftrage Gottes gesagt haben, so vermögen wir uns einen entseßlicheren Austritt nicht vorzustellen; die lebhafteste Einbildungskraft muß da versagen. Die Sonne wird verfinstert werden, der Mond seinen Schein nicht mehr geben, die Sterne werden aus ihren Bahnen weichen und ins unermessliche Chaos hinabstürzen, und die Kräfte des Himmels werden erschüttert werden — alle Geschlechter der Erde aber werden wehklagen vor Furcht ob dieser entseßlichen Vorzeichen des göttlichen Weltgerichtes.

Dann wird auch das wunderbare Gesicht, dessen der hl. Johannes auf der Insel Patmos gewürdigt wurde, in Erfüllung gehen: „Ich sah (schreibt er) einen großen, weißen Thron und den, der auf diesem Throne saß. Vor Seinem Angesichte schwanden Himmel und Erde hinweg, und es ward ihre Stätte nicht mehr gefunden. Auch sah ich die Toten, Kleine und Große, vor dem Throne stehen, und es wurden die Bücher geöffnet, darunter auch ein besonderes Buch, welches das Buch des Lebens ist. Und nach dem, was in den Büchern geschrieben war, nach ihren Werken wurden die Toten gerichtet.“ (Geh. Off. 20, 11).

Wie alle, lieber Leser, werden einst nicht etwa nur Zuschauer, sondern Teilnehmer dieser Begebenheit sein, und was meine Feder jetzt schreibt, werden meine Augen einst sehen.

An jenem Tage wird Jesus als der allmächtige Ge-

bieter des Weltalls erscheinen, da Er alles zertümmern wird, was Er gemacht hat. An jenem Tage werden den Feinden Jesu — den getauften wie den ungetauften — die blöden Augen aufgehen; sie werden helle Begriffe bekommen von der Größe und Macht Jesu, wenn sie sehen, wie bei Seiner Ankunft die Erde bis in ihre Grundfesten erbebt, wie die Berge wanken und zurückweichen, wie das Meer sich bäumt und hoch aufstürmt, wie die Himmel fliehen und das Licht der Sonne und der übrigen Gestirne jählings erlischt. Wie wird den Feinden Jesu und Seines Reiches sein, wenn sie Zeugen sind, wie Er den ganzen Weltbau erschüttert und mit ihm umgeht, wie der Sturmwind mit den fallenden Blättern spielt! Wie wird ihnen sein, wenn sie den traurigen Schutthaufen betrachten, der zu den Füßen Jesu hinstürzt: die umgestürzten Throne menschlicher Herrlichkeit, die zerbrochenen Zepter und Kronen, die zertrümmerten Kunstwerke, die zerstreuten Schätze von Gold und Goldeswert! Alles, alles Irdische verliert da mit einem Schlage seinen gleichenden Schein, und nur das behält Wert, worauf sie so wenig Wert gelegt haben: was Wert hat in den Augen Gottes!

So muß es aber geschehen, lieber Leser, und dies ist die erste Genugthuung, welche die beleidigte Majestät Jesu fordert. Alles, was sich ehemals wider Ihn empört hat, muß zu Seinen Füßen hinstürzen und Ihm, dem „Menschensohne“, huldigen, dem der Vater alles unterworfen hat. Da wird der demütige Menschensohn allein groß sein, wenn alle übrigen „Größen“ verschwinden; da wird Er im vollen Glanze der Gottheit erscheinen, wenn Er die alte Schöpfung vernichtet und aus ihren Trümmern eine neue Schöpfung erstehen läßt.

Eine zweite Genugthuung wird Jesus Seiner Ehre sodann verschaffen, indem Er, als allmächtiger Schöpfer Himmels und der Erde, die Wunder der ersten Schö-

pfung erneuert. Ueber den ganzen Erdball wird eine mächtige Stimme gehört werden: Steht auf, ihr Toten, und kommet zum Gericht! Alles, was Mensch war und nicht mehr ist, wird diese Stimme hören und ihr Folge leisten: die Erde und das Meer geben ihre Toten heraus; Himmel und Hölle hören die Stimme, und sie gehorchen! Auch unsere Asche und unsere zerstreuten Gebeine, lieber Leser, werden einst dieser göttlichen Stimme folgen müssen, und jetzt sollten wir die Stimme Jesu nicht achten wollen, wo Er noch nicht Seine Gerechtigkeit, sondern Seine unendliche Güte und Barmherzigkeit walten läßt!

Endlich, wenn der Sohn Gottes als Richter der Lebendigen und Toten erscheinen wird, umgeben von Legionen Seiner Engel: welche Herrlichkeit und Majestät wird sich da offenbaren! Welch' ein Wechsel! Welche Veränderung! Jenes milde Gotteslamm, das einst von einem Richterstuhl zum andern geschleppt wurde, um von Sündern gerichtet zu werden, — dieses unschuldig verurtheilte Gotteslamm, richtet nun die ganze Welt: die Fürsten, Könige, Kaiser, Eroberer und Machthaber aller Zeiten! Der römische Landpfleger Pilatus wird sich ebenso vor Ihm zu verantworten haben, wie der einst so mächtige römische Kaiser Tiberius, in dessen Namen das ungerechte Urtheil gefällt wurde. Wir alle — sagt der hl. Paulus — müssen vor diesem Richterstuhle erscheinen; wir alle müssen in diesem Gerichte offenbar werden. Das Gotteslamm, einst von ungerechten Sündern verurtheilt, wird da die Sündner verurtheilen, wer sie auch sein mögen.

Die Geschlechter der Heiden, die das Evangelium des Kreuzes verschmäht haben, weil es ihnen als Torheit erschien, — jenes unglückselige Volk der Juden, das seine Hände mit dem Blute seines Messias besudelte: sie werden an jenem großen Tage den als ihren Richter erkennen müssen, den sie als ihren Erlöser nicht erkennen wollten. „Sie werden den sehen, den sie (am Kreuz) angeheftet haben“ (Zacharias 12, 10). Aber auch viele, die sich Christen nennen, und die der Heiland jetzt (im Leben) vergebens vor dem Throne Seiner Gnade und Barmherzigkeit erwartet, den Er in unsern Tempeln aufgeschlagen: was werden sie wohl an jenem Schreckentage tun? Werden sie sich auch da weigern, zu kommen? Nein, sie werden diesem Gerichte nicht entgehen, und wenn auch Kronen und Scepter sie einst schmückten, oder wenn sie, aufgebläht von einer falschen Wissenschaft, das Evangelium des Gekreuzigten und seine Gebote einst hochmüthig betrielt, — an jenem Tage wird der „Menschensohn“ allein das Wort haben, und sie werden sich im Staube winden!

Wie selig, lieber Leser, werden an jenem Tage die Freunde Jesu sein! Wie werden sie ihm jubeln und Ihn preisen! Nun wohl; geben wir jetzt schon dem Herrn die Ehre durch ein wahrhaft christliches Leben, und jener Tag wird auch für uns ein Ehrentag sein! S.

Trost im Leid.

Wenn Qualen Dir am Herzen nagen
Durch arger Menschen List und Neid,
Wenn schwach Du möchtest fast verzagen
Im bitterm, unsagbaren Leid;

Die Wangen sich imorne färben,
Und Feuer aus den Augen sprüht,
Die frohen Zungen zu verderben,
Auf Rache simt mir das Gemüth.

Dann schau' den heil'gen Dulder an,
Erglüh' vom mächt'gen Gnadenblick!
„Vergib, o Herr, was sie getan!“
Dies Wort läßt süßen Trost zurüd.

Er hat sie ja als Kreuz gesendet,
Du löstern Dich vom Eidenzwang,
Dah, setz den Blick zu ihm gewendet,
Werkart Du seist beim letzten Gang.

Düsseldorf.

Marg. Beifel.

S. Zur Geschichte der Erbauungs- und Gebetsliteratur.

III.

In der Zeit zwischen den apostolischen Jahrhunderten und der konstantinischen Zeit ist das Blut der Märtyrer das Gebet der Kirche. Das Volk brachte dem Sohne der Jungfrau sich im Leben zum Opfer dar.

Es ist uns immer unmöglich gewesen, auf diese Periode der katholischen Kirchengeschichte hinzusehen, ohne uns an die Behauptung einiger Geschichtsschreiber zu stoßen, daß die Verehrung der Gottesmutter erst in einer späteren Zeit in Aufnahme gekommen sei. — War denn nicht, so fragen wir uns immer, das ganze Zeitalter der Märtyrer die fortwährende Wiedergabe des — Magnificat „Hoch preiset meine Seele den Herrn und mein Geist frohloset in Gott meinem Heilande. Es ist kaum glaublich, daß der von hunderttausenden Blutzeugen in die That umgesetzte Hymnus der Jungfrau nicht gesungen worden sei voll Dank für die, welche den Heiland geboren. Neben der keuschlichen Magd des Herrn in Reinheit und Unschuld vor demjenigen zu stehen — der sein Fleisch und Blut zur reinsten Seelen Speise gab — das scheint uns der ideale Zug jener Zeit gewesen zu sein. Der heilige Ambrosius erzählt die Geschichte einer Jungfrau, freier und edler Abkunft, welche durch den Statthalter Eustrelius Proculus verurtheilt wurde, in ein Haus der Schande geführt zu werden. Christus weiß wohl, antwortete sie mit gläubiger Standhaftigkeit, wie er seine Magd bewahren werde. Scharen Volkes standen vor dem Hause, neugierig, wer zuerst hineingehen werde. — Im Soldatenmantel ein Kriegermann trat herein, und schädlichsten flüchtete sich die Gefangene in eine Ecke des Gemaches. Der Ankömmling aber sprach: „Fürchte dich nicht, Schwester, von Außen Wolf, bin ich Innen Lamm, der Gesinnung nach dein Bruder, bin ich gekommen, dich zu befreien — zu retten das Eigentum meines Gottes — dich, seine Magd, seine Taube.“ Ist das nicht eine dramatische Wiedergabe des Magnificats? — Gewiß ist Maria nicht genannt, aber im herzinnigen Empfinden derer, mit ihrem Blute dem Sohn der Jungfrau bekant, war sie mit diesen eins im Reinheitsbegriff.

Das Wüten der Christenverfolger gegen die Scham der Frau ist ein charakteristisches Merkmal. Eusebius schreibt über die Verfolgungen in Oberägypten, daß gegen die Frauen alles Scham- und Menschengefühl aus den Augen gefeßt worden sei — dieses Schamgefühl aber war eine Frucht des Christentums, wahrlich sein schönste und um so mehr darf man sie anstammes, als in der alten heidnischen Welt die Keuschheit eine Fremde war.

Das Gebet der Lat begann unter dem Kreuze — in der mannigfaltigsten Weise fand es Ausdruck — der Schächer Dismas, der Araber Abenebar, der Hauptmann, und sein Unteroffizier Castus übten das Gebet der Lat.

„Bahrhaftig, dieser war Gottes Sohn“, dessen Mutter unter dem Kreuze stand. An ihr vorüber zogen höhrend die Pharisäer und an ihrem Sohne. Die Demüthigen erfüllte er mit Gütern, die Reichen aber ließ er leer ausgehen — so heißt es im Magnificat.

In den Trümmern der Abtei von Glastonbury in Somerset zeigt man die Stelle, wo der Sarg Josephs von Arimathea unter der Obhut der Mönche gestanden habe. Er soll die Lehre Christi zuerst nach Britannien gebracht haben. Die hiftorische Forschung verweist diese Nachricht in das Reich der Sage, aber den Beweis, daß diese Nachricht unwahr sei, vermag sie auch nicht zu bringen. Möglicherweise war die Lehre vom Christentum schon durch die Heeresfahrt unter Welba und Vestaian nach England gebracht worden oder zu der Zeit, als Enejus Julius Agricola Statthalter Roms in Britannien war (77–84), jedenfalls gab es daselbst sehr frühe christliche Gemeinden, besonders waren es die Iren, deren ganze Kultur früh vom Christentum durchdrungen war, welche auf die Nachbarstämme einwirkten. Es ist bekannt, daß unser Deutschland durch die Glaubensboten des Inselreiches das Geschenk des Christenglaubens erhielt. Columban, Gallus, Kilian, Bonifatius sind unsere Apostel. Das Gebet, welches diese Bistlerlehrer ihren Jüngern lehrten, wird recht einfach gewesen sein, bei den wilden, germanischen Stämmen mag das schlichteste Gebet eben das rechte, das beste gewesen sein. Karl der Große noch, befohl wohl mit besonderem Bezug auf die unterworfenen Sachsen, um unter den christlichen Stämmen das Verständnis der christlichen Glaubenslehre zu fördern, daß deren Hauptstädte dem Volke ausgelegt werden sollten. (789) Uebersetzungen und Uebersetzungen solcher Stücke aus Freisingen, St. Gallen und Weihenburg zeigen, daß man in Bayern bei den Alamannen und Franken dem königlichen Erlasse nachkam, an anderen Orten fand er weniger Beachtung. Eine

Berordnung vom Jahre 802 bestimmt, daß jeder Laie das Vaterunser und das Glaubensbekenntnis auswendig lernen sollte. Die Mittel, diese Verfügungen durchzuführen, waren nicht zart. Fasten und Prügel standen Männern und Weibern bevor, die diese Stücke nicht im Kopfe hatten. Von kirchlicher Seite wurde hier und da befohlen, daß man sie lateinisch auswendig lernen solle wie denn auch in Deutschland das Lateinische die Sprache sein sollte, in der der Christengott verehrt werde. Aber sowohl bei der Geistlichkeit als dem Könige Karl ist diese Ansicht nicht durchgedrungen.

Karl tat sehr vieles für die Gebetsliteratur, er gab dem Paulus Diaconus den Auftrag, eine Homilinsammlung zu verfassen, er wollte gewissermaßen für die Predigt in der Volkssprache eine Magazin anlegen. Um das noch immer läbliche Interesse der deutschen Stämme für die Religion zu heben, versuchte man es mit der Dichtung. Die germanische Poesie erhielt statt der nationalen einen christlichen Inhalt. Neben dem Hildebrandlied, das man zu derselben Zeit in Fulda vervielfältigte, wurde in dem oberbayerischen Kloster Bostobrunn ein deutsches Gebet in einem Codex eingetragen.

Das erfährt ich unter den Menschen als der Wunder größtes, daß Erde nicht war noch Ueberhimmel, noch Baum, noch Berg; daß die Sonne nicht schien, noch der Mond leuchtete noch das gewaltige Meer. Als da nichts war von Enden noch Grenzen, da war der eine allmächtige Gott, der Männer mildeste und da waren auch mit ihm viele göttliche Geister. Und Gott ist heilig.

Nun kommt das Gebet in Prose:

Allmächtiger Gott, der du Himmel und Erde geschaffest und der du dem Menschen so viel Gutes verliehen hast, gib mir in deiner Gnade rechten Glauben und guten Willen, Weisheit und Klugheit und Kraft, den Teufeln zu widerstehen und Böses zu vermeiden und deinen Willen zu wirken.

Von nun erscheint die Hölle des christlichen Epos in Uebung zu kommen. Leben, Lehren, Leiden Jesu sind die Gegenstände, welchen sich die Sängler zu wandten. Es entstand der „Seliand“ das poetisch bedeutendste geistliche Epos des Mittelalters.

Den Marienkultus finden wir schon früh — eine eigene Marienhril — auf welcher uns scheint, unser heutiges Mariengebete noch ruht. Hauptächlich sind es die Vorbilder der Gottesmutter, welche zu einem Kranze in der Dichtung verschlungen werden. — das Reich von Jesse's Stamm, — das blühende Ruthes Arons, — Gottes verschlossener Garten — das Fell Gideons vom Lau beneht — der brennende nicht verbrennende Dornbusch — die Arche des Bundes. Auch das Glas, das die Sonne durchbringt, ohne es zu verletzen, als Hindeutung auf das Mysterium der unbefleckten Empfängnis.

Es ist uns aufgefallen, daß protestantische Gelehrte diese Gleichnißbilder als Bezug habend auf das Mysterium der unbefleckten Empfängnis kritillos hinstellen, demnach räumen sie ein, daß die immaculata conceptio doch schon in den allerältesten christlichen Zeiten geglaubt worden ist. In der Tat sind alle diese Dichtungen nur Vorläufer der heute überall eingeführten Gebetsübung, „die sogenannten Heineren Tageszeiten“ zu der unbefleckten empfängenen Jungfrau.

In der Marienhril allein und im Drama hat sich die mittelalterliche symbolische Schriftauslegung poetisch fruchtbar erwiesen. Das „Hoheland“, die Deutschaft Gottes mit der Menschenseele. — (vergl. I dieser lit. Skizze) wurde durch eine deutsche Uebersetzung von Abt Williram von Ebersberg der deutschen Literatur jener Zeit einverleibt.

Staat und freie Liebesarbeit.

Kürzlich ist ein Vortrag gedruckt erschienen, den der Berliner Rechtsprofessor Dr. Wilhelm Kahl im März auf der 7. Hauptversammlung des „Freiwilligen Erziehungsbeirats für schulenlässige Waisen zu Berlin“ über Strafrecht und freie Liebestätigkeit gehalten hat. Kahl ist dafür bekannt, daß er die Rechte des Staates nicht schmälert wissen will, insbesondere nicht der katholischen Kirche gegenüber, wie seine fast gleichzeitig geschriebene Vorrede zu einer Zusammenstellung der französischen Vereinsgesetze aufs neue beweist. Um so willkommener sind seine Aeußerungen über die Unfähigkeit des modernen Staates, das zu sein, für was er so häufig angesehen wird.

Um sogleich den Grundgedanken dessen, was ich hier im Auge habe — schreibt Kahl — voranzustellen: Der Staat bedarf überhaupt in seinen vielverzweigten Tätigkeiten der Wohlfahrts- und Sicherheitspflege einer Hilfe durch die freiorganisierten Kräfte der Volksgenossen, er bedarf der Ergänzung durch freie Liebesarbeit. Fehlt diese so kann er seine Zwecke überall nicht vollkommen erreichen. Freilich besteht auch heute noch da und dort eine Auffassung, welche alles Heil in allen

Dingen vom Staate erwarten will. Der Staat, dieses überall vorhandene und doch nirgends im Ganzen faßbare Wesen, soll alles machen, er soll überall helfen, er muß für alles verantwörtlich sein. Ist irgendwo eine Lücke, ein Mangel, alsbald ertönt der Ruf nach Staatshilfe. Hierin liegt eine Ueberschätzung der Leistungsfähigkeit des Staates auf der einen, eine Unterschätzung der Volkskraft und Volkspflicht auf der andern Seite. Der Staat hat eine ganz bestimmt gezogene Grenze seiner Leistungsfähigkeit, die durch sein Wesen gegeben ist. Nach gewissen Seiten muß er Lücken lassen, deren Ausfüllung nur von einer freiwillig entgegengebrachten Mitarbeit der Volksgenossen erwartet werden kann. Ehe ich frage: wo ist jene Grenze? wo diese Lücke? gestatten Sie dem Juristen eine kurze geschichtliche Betrachtung.

Kahl skizziert dann den vergangenen „Polizeistaat“ und den „Rechtsstaat“; beider richtige Gedanken seien im heutigen Staat verlorren. Aber daneben tritt eine Wohlfahrtspflege in neuem Sinne. Nicht im alten. Nicht so, daß der Staat wiederum den einzelnen bevormundet, gängelt und beengt, daß er selbst durch ein polizeilich reguliertes Maß von Tugend ihn gut, durch religiösen Zwang ihn religiös machen will. Sondern so, daß der Staat die allgemeinen Bedingungen und Mittel zur individuellen Wohlfahrt schafft, deren vernünftigen Gebrauch er dem einzelnen überläßt, soweit das Wohl des Ganzen dies zuläßt; so, daß der Staat die Kräfte organisiert und zusammenschafft, welche über die Leistungsfähigkeit des einzelnen hinausgehen.

Wir wollen mit dem Vortragenden nicht über einzelne Ausdrücke rechten, mit denen er diesen Gedanken weiter ausführt. Er begründet aber, wie es treffender und schöner selten geschieht, die Notwendigkeit der freien Liebestätigkeit, wenn er fortfährt:

In diesem neuen Staatsgedanken erscheint der Staat als eine sittliche Persönlichkeit, welche verantwortlich ist auch für das Wohl und Wehe des einzelnen, welche sich der wirtschaftlich Schwachen annimmt, die verschiedenen produktiven Stände, Industrie und Landwirtschaft, gleichmäßig fördert, welche insbesondere für den Arbeiterstand, für die Jugend, für die sittlich Vermöglosen Sorge trägt. Dieser neue Staat hat als seine Pflicht erkannt, durch eine gerechte Gesetzgebung zunächst die Existenzbedingungen herzustellen, unter denen die einzelnen in dem ungeheuren Interessentampfe aller gegen alle ihre persönliche Wohlfahrt zu fördern vermögen. Auf diesen neuen Wohlfahrtsgedanken beruhen die Ihnen allen bekannten Einrichtungen der Arbeiterversicherung, die Arbeiterschutzbestimmungen in der Gewerbeordnung, der Kinder- und Frauenschutz, viele Maßregeln der öffentlichen Gesundheitspflege, des Schulwesens und manches andere.

Und hier nun ist in dem neuen Staatsgedanken auch der Punkt an welchem die sich ergänzende Hilfe der reinen Staats- und der freien Liebestätigkeit vorausgesetzt erscheint. Der Staat erkennt die Grenze seiner eigenen Leistungsfähigkeit. Sie liegt in seiner innersten Natur. Nach ihr ist er überall auf die mehr äußerliche Seite der Wohlfahrtspflege beschränkt. Sein notwendig geschwächtes Handeln schlägt eine gewisse Scharnhafte, eine Generalisierung unvermeidlich ein. Das staatliche Handeln als solches bleibt immer etwas Kaltes, etwas Liebloses. Damit ist kein Vorwurf ausgesprochen. Alle jene Gesetze und Einrichtungen atmen den Geist der helfenden Liebe. Aber die Ausführung läßt notwendig eine Lücke. Sie liegt in der Unzulänglichkeit der persönlich behütenden Fürsorge. Der Staat kann unterstützen, aber nicht helfen. Er kann Freiheit geben, aber nicht die richtige Benützung der Freiheit garantieren. Er kann strafen, aber nicht retten und bewahren. Er kann trotz Vormund, Pfleger und Waisenrat dem Einzelnen so nicht nachgehen, wie es eine höchste individuelle Wohlfahrtspflege wünschenswert machen muß. Er soll das alles auch nicht tun. Täte er's, so fielen wir wiederum in den unerträglichen Zwang des Polizeistaates zurück. Der Staat selbst muß erkennen, daß hier Freiheitsgebiete sind, die mit zarter Hand angefaßt und ausgefüllt sein wollen; daß hier Arbeitsfelder liegen, welche der freiwirkenden genossenschaftlichen Tätigkeit zu überlassen sind, in deren Zirkel er nicht hemmend, regulierend, störend eingreift, die er aber in ihrem Werte erkennt und anerkennt, daher fördernd unterstützt, die er sich angliedern läßt an seine eigenen Organisationen und Tätigkeitsformen, so daß ihre Wirkung ihm mittelbar selbst zu flatten kommt. Der Staat muß sich bewußt bleiben, dieser ergänzenden Hilfe nicht entbehren zu können.

Kahl gibt dann eine Reihe schöner Beispiele, beginnend mit der freien kirchlichen und Vereinsarmenpflege. Zu fragen bleibt, warum er und so viele andere, die sich mit ihm der Erkenntnis der Notwendigkeit und auch der Bewunderung solcher freien Hilfsstätigkeit nicht entschlagen können, nun nicht eben dieser Tätigkeit, freien Weg einräumen?

○ Die Ausichten der katholischen Kirche in England

hat ein Kenner der englischen Verhältnisse, P. Athanasius Zimmermann S. J., in der Innsbrucker Theologie-Zeitschrift kürzlich besprochen mit dem Resultate, daß er sagt: „England wird wohl nicht so bald katholisch werden, aber Dank der religiösen Duldsamkeit und der Unparteilichkeit der Regierung wird der religiöse Friede weit weniger gestört als in anderen protestantischen Ländern; Roheiten und Verdächtigungen der Gegner, wie sie in Deutschland an der Tagesordnung sind, sind im Lande der Freiheit unerhört.“

Von besonderem Interesse ist das Urteil eines englischen nicht katholischen Schriftstellers über die Wirksamkeit der katholischen Priester in den ärmsten Quartieren Londons, das Zimmermann zitiert. Wasterman schreibt in „The Hoard of the Empire“ (London 1901, p. 39):

„Die katholische Kirche verrichtet unter den Armen Londons ein heroisches Werk. Ihre Schulen, auf die sie so große Mühen verwenden, sind in mancher Hinsicht musterhaft; sie erziehen die allerärmsten Kinder, welchen die Aufnahme in die staatlichen Volksschulen unter verschiedenen Vorwänden verweigert worden ist; unter den halb verhungerten Kindern ohne Hut und ohne Schuhe befinden sich auch protestantische. Diese Schulen werden meistens mit einer über alles Lob erhabenen Opferwilligkeit unterhalten. Aber die katholische Kirche ist hoffnungslos durch das Gewicht ihrer zahlreichen Armen niedergehalten, kann somit außerhalb des beschränkten Kreises ihrer Anhänger keinen Einfluß üben. Ihre Priester sind an Zahl gering und übermäßig angestrengt; die Ordensleute bekunden eine auffallende Abneigung, sich an der Erleichterung des Loses der Armen in den überfüllten Quartieren zu beteiligen. Das Laienelement ist fast gar nicht vertreten. Die Sympathien der Kirche sind demokratisch, die Anhänglichkeit mancher, namentlich der ärmeren Iren und anderer an ihrer Religion und der Besuch der Messe, die für ihren geringen Verdienst großen Opfergaben sind ganz geeignet, reichere und hervorragendere Organisationen zu beschämen. Hier haben wir offenbar das Werk Gottes.“

Zimmermann will nicht untersuchen, wie weit die Mägen über die Ordensleute und die gebildeten Laien berechtigt sind. Es genügt auch uns festzustellen, daß Wasterman, ähnlich wie Booth, der bekannte Londoner „Glend“-Schilderer, den unter den Armen wirkenden Priestern und den Armen selbst hohes Lob erteilt. Angesichts dieser Wirksamkeit ist es wohl begreiflich, daß der Nationalökonom Sidney Webb, den die deutsche Sozialdemokratie so gern, aber mit Unrecht, zu den Ihrigen zählt, es widersinnig findet, daß die Regierung den Hauptvertreter höherer Bildung auf den Dörfern, den Pfarrer, in Armut verkommen läßt und ihn nicht in den Stand setzt, sich seiner geistlichen Wirksamkeit ganz zu widmen. Bekanntlich trägt ja in England der Staat zu den Kultuskosten und zum Unterhalt der Geistlichen nicht das Geringste bei noch erhebt er Kirchensteuern zu ihren Gunsten. Der ganze Unterhalt der Mission, wie die Pfarrsysteme in England genannt werden, beruht auf der Freiwilligkeit der Gläubigen. Um so höher sind die Erfolge des Katholizismus in England anzuschlagen. Hat er sich unter den Armen und im Mittelstand fast das ganze Jahrhundert hindurch größten Ansehens erfreut, so ist er in neuerer Zeit auch unter den Gebildeten wieder gestiegen, insbesondere seit der verstorbenen Kardinal Vaughan den katholischen Theologie-Studierenden den Besuch der alten Landes-Universitäten wieder gestattet hat.

Am Allerseelentage in Genua.

Eine Reiserinnerung von Alfred Ponzen.

Hell und warm leuchtet die Novembersonne über Liguriens fagenummobene Küste und über das glänzende Antlitz des herrlichen Mittelmeeres. Verdorrt sind die meisten Blumen und Kräuter, in geheimnisvoller Ruhe schläft die Natur dem neuen Frühling des Südens entgegen. Wenn bei uns das heim in deutschen Landen ein eisiger Wind gewaltige Schneemassen vor sich hertreibt, wenn sich im deutschen Hause die Röhre des Weihnachtsbaumes in glückstrahlenden blauen Kinderaugen wieder spiegeln, dann schon tanzen hier am Meeresstrande schillernde Käfer und bunte Schmetterlinge ihre Terentellen in den balsamischen Dämpfen einer keimenden afrikanischen Flora. Wie eine stolze Königin thront „Jovova la Sporba“ über allen Herrlichkeiten des Südens, als Herrscherin des Meeres rankt sich die Stadt an den dunkeln Hängen des Gebirges empor. Die See ist heute ruhig, kein Lüftchen bewegte die durchsichtige Atmosphäre. Das sonst so muntere Wellenspiel hat einer träumerischen Melancholie Platz gemacht, es ist, als ob das schönste aller Meere teil-

nähme an der Ruhe, dem Frieden des Allerseelentages. Ruhe herrscht auch in den Mauern Genuas, eine wehmüttsvolle Stimmung hat sich in die Herzen aller Menschen gesenkt. Die Straßen der Stadt sind belebt wie sonst, doch scheint der Menschenstrom heute nur einem gemeinsamen Ziele zuzustreben. Schließen wir uns ihm an und wandern die prächtige via Roma und Assarotti hinauf zur Ponto S. Bartolomeo, so gelangen wir in das malerische Tal des Bisognosflusses. Weiter zieht die lange undurchdringliche Reihe erster Menschen zur Pforte des Kirchhofs, hier Cimetéro di Staglieno, oder einfach Campo santo genannt. Dieser prächtige Gottesacker, der mit Recht der schönste der Erde genannt wird, bietet eine überwältigende Fülle herrlicher Denkmäler und Skulpturen. Es grenzt geradezu an Fabelhafte, was die Bildhauerkunst hier geleistet, welches Kapital hier die Gräber in die Galerien an Geist und Geld verschlungen haben. Tief ergreifend wirken die meisten dieser herrlichen plastischen Kompositionen auf den Beschauer, und ich muß gestehen, daß ich auf meinen Reisen mit gleicher Bewunderung und mit gleicher Ergriffenheit nur noch vor dem Grabe des großen Napoleon unter der Kuppel des Invalidendomes in Paris gestanden habe. Hier eine Welt — und dort eine Welt. —

Der Friedhof ist ein langgestrecktes Viereck, dessen Seiten durch Galerien abgeschlossen sind. Die westliche Längsseite enthält die prächtigen Grabdenkmäler der oberen Zehntausend. In der Mitte des Vierecks dehnt sich ein Rosengarten aus, in dem die letzten Ruhestätten der ärmeren Leute durch schlichte Kreuze bezeichnet sind. An diesen einfachen Gräbern fließen am Allerseelentage die heißesten und aufrichtigsten Tränen.

Seeligem des Friedens! Frühlinggarten,
Wo der Liebe Hauch die zarten
Blumenopfer leis umweht;
In der Hoffnung Dämmerstunde
Schlummern hier der Sterblichen Gebeine
Der Unsterblichkeit gesät.

Die Grabdenkmäler des Campo Santo sind fast durchweg in weihem Marmor ausgeführt, der wegen der Nähe des Fundortes Carrara in Genua nicht sehr teuer ist. Sie stellen, zum größten Teile den Toten, dem sie gewidmet sind, allein oder die ganze Sterbeszene in natürlicher Größe dar. Hier liegt eine allzu früh dahingegangene Mutter gebrochenen Auges auf dem Totenbette, während der untröstliche Gatte mit den kleinen Kindern weinend vor demselben kniet; dort sieht man ein allerliebtes Kind mit seinen Freundinnen beim gewohnten Spiele; drüben in der Nische steht ein kostbarer Sarkophag, auf dem die Toten und Verdienste des Verstorbenen durch des Bildhauers Meisterhand verewigt sind. Vor dem Marmortore einer Gruft liegt ein Weib, gänzlich gebrochen und vom Schmerze überwältigt, während aus Himmelshöhen ein Engel niederschwebt, und es in seinem Jammer aufzurichten sucht. Eine andere Gruppe zeigt uns eine Mutter, die ihr Kind zum Wilde des Vaters emporreicht, damit es die Sinnen desselben küsse. Bewunderung erregen die zahlreichen allegorischen Kombinationen; geradezu überraschend wirken sie bisweilen durch eine wahrhaft ideale erhebende Darstellung der Symbolik des Todes. Beim Anblick mancher dieser hohen Marmorbildnisse, die ersten Augen in unnahbarer Höhe auf die Gräber niederschauen, glaubt man sich in jene glänzende Kunstpoche zurückversetzt, die einen Skopas und Praxiteles zu ihren Koryphäen zählte. Die Kuppel der pantheonartig gebauten Rotunde im Mittelpunkt der Galerien, wird von mächtigen monolithen Säulen aus schwarzem Marmor getragen. Schier unzählbar sind die herrlichen, für eine Ewigkeit geschaffenen plastischen Werke, die innerhalb der Umfassungsmauern dieses erst 1833 angelegten Friedhofes aufgestellt sind; sie legen ein glänzendes Zeugnis ab für die hohe künstlerische Begabung eines wirklich schätzlich zurückgegangenen, vielgeschmähten Volkes. Wie draußen in den Städten des Lebens Reich und Arm an seiner Wohnung zu erkennen ist, so trägt auch diese Totenstadt den Stempel der Ungleichheit vor den an den Gräbern weinenden Geschlechtern. Nur die Toten selbst sind einander gleich; von den Reichen und Mächtigen der Erde, die in jenen kostbaren Sarkophagen ruhen, wird im Metall nicht mehr übrig bleiben, als von einem Bauwerker, der am Wege verweht, als von einem armen Bettler, dessen sterbliche Hülle man zwischen kahle Bretter gebeutet, der Erde zurückgibt. Sie alle stehen unter dem eisigen Szepter des Todes, der nur Gleiche unter seiner Herrschaft vereint bis ans Ende der Tage.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 17.

Düsseldorf, den 27. November.

1904.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Erster Advents-Sonntag

Evangelium nach dem heil. Lukas XXI, 25–33. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Es werden Zeichen an der Sonne, an dem Monde und den Sternen sein, und auf Erden große Angst unter den Völkern wegen des ungestilmen Aufschens des Meeres und der Fluten. Und die Menschen werden verschmachten vor Furcht und vor Erwartung der Dinge, die über den Erdbreis kommen werden; denn die Kräfte des Himmels werden erschüttert werden. Dann werden sie den Menschensohn in der Wolke kommen sehen mit großer Macht und Herrlichkeit. Wenn nun dieses anfängt zu geschehen, dann schauet auf und erhebet eure Häupter; denn es naht eure Erlösung. Und er sagte ihnen ein Gleichnis: Betrachtet den Feigenbaum und alle Bäume. Wenn sie jetzt Frucht bringen, so wisset ihr, daß der Sommer nahe ist. Ebenso erkennet auch, wenn ihr dieses geschehen sehet, daß das Reich Gottes nahe ist. Wahrlich sag' ich euch, dies Geschlecht wird nicht vergehen, bis dies alles geschieht. Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.“

Advent.

Von den furchtbaren Zeichen, die dem Weltgerichte einst vorausgehen werden, hörten wir am letzten Sonntag des Kirchenjahres, — hören wir heute wieder am ersten Advents-sonntage, da wir auf der Schwelle eines neuen Kirchenjahres stehen. Hast Du jemals, lieber Leser, über den Grund nachgedacht, der die Kirche Gottes veranlaßt haben mag, uns am Anfange und am Ende des Kirchenjahres in so ernster Weise an das göttliche Gericht zu mahnen?

Wenn das göttliche Gericht naturgemäß an den Endpunkt der Welt gesetzt ist, so lesen wir doch auch schon von einem göttlichen Gerichte am Anfange des Menschengeschlechtes: Die von unsern Stammeltern im Paradiese begangene Sünde hatte das Gericht über alles, was Mensch ist, zur Folge. Das erste Menschenpaar wurde aus dem herrlichen Garten, der ihm von der väterlichen Liebe Gottes als Wohnsitz angewiesen worden, vertrieben, und ein Engel mit flammendem Schwerte wehrte auf immer die Rückkehr. Die Strafe traf aber alle Nachkommen Adams mit bis zum Ende der Zeiten. Weil, wie der hl. Paulus sagt, „Alle in Adam gesündigt haben“ (Röm. 5,12), wurden Alle zu Leid und Schmerz und zu den Schrecken des Todes, — was aber weit mehr ist: zur ewigen Trennung von Gott verurteilt. Und so bleibt denn, so lange ein Mensch auf Erden noch geboren wird, die Sünde und die zugehörige Strafe für ihn ein unabweisliches Erbeil.

Doch siehe! mit dem über die erste Sünde ergangenen Gerichte beginnt auch die Geschichte der Wiederver-söhnung oder Erlösung der Welt. Und weil nun das Kirchenjahr in seinem Verlaufe uns die Geschichte dieser Wiederver-söhnung darstellen soll, setzt die Kirche an den Anfang ihrer sonntäglichen Evangelien allerdings das Weltgericht, aber mit dem trostvollen Worte des Erlösers: „Schauet auf und erhebet eure Häupter, denn es naht eure Erlösung!“

Das ist jene Erlösung, welche die ganze Schöpfung erwartet: die vollkommene Freiheit unseres Leibes und unserer Seele; denn (sagen die hl. Väter) wie vor ungefähr zwei Jahrtausenden die erste Ankunft Jesu die Wiedergeburt unserer Seele bezweckte, so wird die zweite Ankunft des Herrn am Ende der Tage die Wiedergeburt des Leibes bewirken. Und das Wort:

„Es naht eure Erlösung“ — richtete der Herr an Seine Jünger, nicht als ob sie bis zum Weltende auf Erden bleiben sollten, sondern weil Alle, die an Christus glauben würden, nur ein Ganzes bilden, von den Aposteln an bis zum Ende der Welt.

„Schauet auf und erhebet eure Häupter, denn es naht eure Erlösung“, damit mahnt die Kirche Jesu ihre Kinder, die vier Adventswochen zu benutzen als eine Zeit der Vorbereitung auf die geistige Ankunft des Erlösers am bevorstehenden heiligen Weihnachtssieste. Darum vergegenwärtigt sie uns die Zeit des Alten Bundes, spricht in ihrer Liturgie nichts als Worte der Verheißung in Bezug auf den kommenden Heiland aus und sucht unsere Seele mit flammender Sehnsucht nach dem Heiland zu erfüllen.

Vier Jahrtausende umfaßte die Zeit der Verheißung und der Erwartung des Alten Bundes, — dem entsprechend dauert der Advent vier Wochen; sie sinnbil-den uns die vorchristliche Zeit, in der Juden und Heiden nach einem Erlöser sich sehnten. Darum sind die Tage der Adventszeit keineswegs Tage der Freude; vielmehr soll bei uns Christen eine Seelenstimmung vorherrschend sein, bei der das Schmerzgefühl der Sehnsucht sich paart mit den Trostgedanken kommender Guld und Erbarmung. Diese Seelenstimmung aber sucht die Kirche zu fördern und möglichst zu steigern durch die Einrichtung ihres Gottesdienstes: im violetten Buhgewande bringt der Priester das hl. Opfer dar, bei dem der Freudengefang Gloria nicht mehr gehört wird, — während jene Gesänge und Gebete, die je nach dem Charakter des Tages oder der Festzeit wechseln, allesamt sich beziehen auf den kommenden Heiland; besonders den Weissagungen der Propheten des Alten Bundes ist in den Lesungen und Antiphonen des Advent naturgemäß Rechnung getragen. Ein mächtiger Weckruf aber ist gleich die Epistel des heutigen Sonntags: „Brüder! Die Stunde ist da, vom Schlafe aufzuwachen, denn jetzt ist unser Heil näher, . . . die Nacht ist vorgerückt, der Tag aber hat sich genahet; laßt uns also ablegen die Werke der Finsternis und anziehen die Waffen des Lichtes!“ (Röm. 13.) Mit dem Aufgange des Lichtes der Welt (Christus) sagt es; der volle Tag aber, dem wir uns immer mehr nähern, ist der Tag der einstigen Wiederkunft Christi, der jüngste Tag.

Um dem Leser aber einen deutlicheren Begriff von der Sprache zu geben, welche die Kirche in den Tagen des

Advent fährt, will ich Einiges aus den Advent-
messen zusammenstellen: „Zu Dir, o Herr (betet sie
zum Eingang der heutigen Messe), zu Dir, o Herr, erhebe
ich meine Seele. Mein Gott, auf Dich vertraue ich, laß
mich nicht zu Schanden werden!“ (Psalm 21.) — Am
zweiten Sonntage: „Loff von Sion! siehe, der Herr wird
kommen, um zu retten die Völker.“ (Isaias 30.) —
„Schau dich um, Jerusalem (des Neuen Bundes), siehe,
wie Freude kommt von Gott!“ (Baruch 4.) — „So komm
denn, der Du thronest über den Cherubim; erwecke Deine
Macht und komm' uns zu erlösen!“ (Psalm 79.) —
„Tauet, ihr Himmel, aus den Höhen! Ihr Wolken, reg-
net den Gerechten! Die Erde tue sich auf und sprosse
hervor dem Heiland!“ (Isaias 45.) — „Ihr Kleinmütigen
seid getrost und fürchtet euch nicht! Siehe! Gott Selbst
kommt, um euch zu erlösen!“ (Isaias 35.) — „Die Jung-
frau wird empfangen und einen Sohn gebären und sei-
nen Namen wird man nennen Emanuel, d. i. Gott mit
uns“ (Isaias 7).

So hat die Kirche während der Adventszeit stets die
Bücher der Propheten vor sich aufgeschlagen und liest
uns, lieber Leser, daraus vor, was sie einst dem harren-
den Volke Israel verkündigten, — aber wie entflammt sie
auch durch diese göttlichen Trostworte unsere eigene
Sehnsucht nach der geistigen Antunst Jesu! Wie erquickend
ist darum die jährliche Adventsfeier für das Herz jedes
wahren Christen! Jene Verheißungen gelten ja auch
uns!

Advent nennt die Kirche diese Zeit der Erwartung:
das Wort selbst bezeichnet schon die bevorstehende An-
kunft des göttlichen Erlösers. Der Sohn Gottes wäre
aber vor zwei Jahrtausenden vergeblich vom Himmel
herabgelommen, um das Menschengeschlecht heimzusuchen
und zu erlösen, wenn Er nicht für jeden aus uns, lieber
Leser, wiederkäme, um in unseren Herzen geistigerweise
geboren zu werden, d. h. uns das übernatürliche
Leben der Gnade zu bringen, das allein uns be-
fähigt, dereinst Kinder des himmlischen Reiches zu werden.
S.

S. Zur Geschichte der Erbauungs- und Gebetsliteratur.

IV.

Ungleich reicher an Gebetsliteratur als die Zeit Karls des
Großen ist das 12. Jahrhundert, allein den Vergleich mit
dem 14. und 15. Jahrhundert hält es nicht aus. Die Innig-
keit und Glaubenskraft, welche aus den Gebeten und Ge-
sängen dieser Zeit wie mächtige Wellen aus der Quelle her-
vorsprudeln, veranlassen uns zu der Frage, wie grade in dieser
Zeit die Glaubensspaltung möglich werden konnte.

Der naive kindlich fromme Ausdruck des Gebets und des
frommen Liedes zu jener Zeit sind in der That überraschend
schön.

Hier ein Weihnachtslied (14. Jahrh.):

Uns ist ein Kind geboren,
Ein Sohn ist uns gegeben,
Der ist dazu erkoren,
Dah' er sei unser Leben.

Dem Sohne soll man singen,
In Landen weit und breit,
Sein Lob soll laut erklingen,
In Freuden und in Leid.

Ferner:

Gelobet sei die süße Nacht,
Die Jesus den lichten Tag gebracht,
Von einer Rose ohne Dorn,
Ist er so wunderbar gebor'n.

Lob sei der lieben Mutter sein,
Die uns hat bracht ein Kindelein,
So zart und auch so minniglich,
Ein ander Kind ihm nimmer glih.

Welter heißt es:

Sein kleiner Leib ist kienklar,
Sein Mund gleicht einer Rose gar,
Zu küssen es nun neige dich,
Nimm es mit Freuden hin und sprich:

O Rose von Jerusalem,
O Lilie von Bethlehem,
Von Nazareth ein Blümelein,
Sei willkommen der Seele mein.

(14. Jahrhundert.)

Aus demselben Jahrhundert ein Karwochenlied:

Lob sollen wir singen dem viel-reichen Christ,
Der um unsere Sünd am Kreuz genorben ist.
Ueber uns viel Armen, barmherziger Gott,
Wollst dich erbarmen durch deinen bitteren Tod.

O Herr Gott, große Schmerzen und schwere Kreuzeslast,
So williglich von Herzen für uns gelitten hast.
Läßt dich für uns gar töten als einen schänden Mann,
Wie solches die Propheten zuvor gezeiget an.

Nun danken wir vom Herzen dem gütigen milden Herrn,
Dah' der Hölle Schmerzen von uns bleiben fern.
Der am Kreuz gelitten den Tod so jämmerlich,
Der schaffst uns Heil und Frieden im Himmel ewiglich.

Wunderbar mttet das folgende Lied aus der Passions-
zeit an:

Marientlage:

Wer Mutterlieb verstehen kann,
Wer selber je ein Kind gewann,
Die mögen sich mit mir vereinen
Und mit mir klagen, mit mir weinen;
Denn es erlöschet der Welten Sonne,
Denn es verflucht des Lebens Braune.
O, lieber Sohn, wer mir's wollt' geben,
Dah' ich mit Dir beend' das Leben!

Ich höre wie dein Mund jetzt schweiget,
Ich sehe wie dein Haupt sich neiget.
Dein Todesbeil steht mir vor Augen:
Drum fließen blutiger Tränen Längen!
O lieber Sohn, wer mir's wollt' geben,
Dah' ich mit Dir beend' das Leben.

O, sterbender Schächer, wie selig bist du!
Du findest ja bald die sel'gste Ruh.
Du wirst mit meinem Lieben fahren,
Und der wird Dich gar wohl bewahren.
Wie süß, o Schächer, ist dein Tod.

Dies Kind, laß mich auch mit dir sterben!
Lah' mich dies hohe Glück erwerben!
Ich fürchte der Hölle Grausen nicht,
Bin ich bei Dir, mein Lebenslicht.
Bei deinem Leib ruh auch der meine,
Denn eins ist ja der meine, der deine.
Dein enges Grab umfang uns beide
Und nichts uns von einander scheid.

O hehres Kreuz, du edler Baum,
Du bist gebenedeit,
Es hat mit deines Blutes Strom,
Mein Sohn dich eingeweiht.
Getreues Kreuz, beug deine Arme,
Beuge dich hernieder!
Des Herrn Mutter dich erbarme!
Gib mir ihn doch wieder!
Teile deinen Schatz mit mir sogleich,
Woran du bist so überreich.
Den toten Leib, den gib du mir!
Das heilige Blut, das laß ich dir.

(Werner vom Niederrhein gilt als der Verfasser dieser Klage.)

Ein kurzes Gebet zur „schmerzhaften Mutter“.

Mutter der Barmherzigkeit,
Zum Mitleiden mich bereit,
Gib dah' der bittere Schmerz
Geduldet werde in mein Herz,
Dah' mich deines Kindes harter Tod
Entledige aus ewiger Not.

Den Passionstiedern wollen wir ein altes Osterlied von
Spervogel (1250) folgen lassen:

Der Marier Christus sich ergab,
Er ließ sich legen in ein Grab.
Das tat er durch die Gottheit,
Damit löst er die Christenheit
Von der Hölle Glut;
Er tut es nimmermehr,
Daran gedenke Böser sowie Guter.

In dem östlichen Tage
 Erhob sich Christus von dem Grabe,
 Der König aller Kaiser,
 Der Vater aller Waisen,
 Sein Handgebild er erkönte,
 In die Hölle schien ein Licht,
 Daß es seine lieben Kinder tröste.

Christi Himmelfahrt verherrlicht das folgende „Me Volks-
 lied“ (15. Jahrhundert):

Christ fuhr gen Himmel!
 Da sandt er uns hernieder
 Den Tröster, den heiligen Geist,
 Zu Trost der armen Christenheit.
 Kyrie eleison.

Christus fuhr mit Schalle
 Von seinen Jüngern alle(n),
 Tracht ein Kreuz mit seiner Hand,
 Lät segnen über alle Land.
 Deß sollen wir Alle froh sein,
 Christ soll unser Trost sein.
 Kyrie eleison.

Noch ein kleines Pfingstlied von Bruder Berchtold († 1272.)

Run bitten wir den heiligen Geist
 Um den rechten Glauben allermeist,
 Daß er uns behüt an unserm Ende,
 So wir heim sollen kehren aus diesem Clende.
 Kyrie eleison.

§ Der Bericht über das St. Ursula-fest zu Köln im Jahre 1837

Kann ohne Kommentar nicht gut hingekommen werden, wenn man für unsere zeitgenössischen Katholiken die kirchenhistorische Bedeutung jener Zeit und alle darin sich darbietenden Vorgänge in die richtige Beleuchtung stellen will. Der Bericht, welcher in Nr. 15 der Blätter für den Familienkreis abgedruckt ist, stand f. J. wirklich in der kölnischen Zeitung und ist, wie auch in den oben genannten Blätter richtig wiedergegeben ist, vom 3. November datiert. Es wäre aber ein Irrtum, wollte man daraus den Schluß ziehen, daß die Aufnahme dieses Artikels in das genannte Blatt seitens desselben ein captatio benevolentiae gewesen sei, vielmehr richtig ist, sie ebenjogut als ein Akt politischer Deutscher anzusehen, wie heute ebenfalls eine solche katholischen- und kirchenfreundliche Aufnahme in der kölnischen Zeitung angesehen werden dürfte. Damals im Jahre 1837 hatten sich die Vorgänge zugespitzt, welche man in der Geschichte unter dem Namen „die kölnischen Wirren“ bezeichnet. Schon seit dem Jahre 1825 trankte die preussische Kirche unter dem Streite über die gemischten Ehen. Das Breve vom 25. März 1830 befriedigte die preussische Regierung nicht, der Minister v. Altenstein und in Rom der Geschäftsträger derselben, Herr von Bunsen, betrieb die Dekatholisierung Rheinlands und Westfalens systematisch. — Der Erzbischof Spiegel, dem zum Lohne für seine unverantwortliche Nachgiebigkeit der Schwarze Adlerorden verliehen worden war, starb reuevoll 1835. Wohl nicht mehr als Erzbischof — so viel wissen, war ihm die Abschiedsordre zu überbringen — ein Pastor und erzbischöflicher Rat aus Düsseldorf's Nachbarschaft — von Seiten Roms beauftragt. — Kaum anders konnte jemand an den Erzbischof heran, der ganz in den Händen der Staatsdiener war. Zwischen dem Erzbischof Spiegel und der Staatsregierung waren geheime Abmachungen getroffen worden, welche das Breve vom 25. März 1830 außer Bedeutung stellten. War Pius VIII. darin schon bis an die äußerste Grenze bis Möglichen betr. die Behandlung der gemischten Ehen gegangen, — er ließ den Kanon des ökumenischen Konzils fallen, der die Gegenwart des Parochius proprius, also des katholischen Pfarrers fordert, so daß eine solche, bloß vor dem protestantischen Pfarrer eingegangene Ehe bürgerlich und kirchlich gültig war —, so hatte der staatsfreundliche Erzbischof viel weiter gehende Konzessionen vereinbart. — Es wurde ein Intrigenspiel allergrößten Umfanges in Scene gesetzt, um die päpstliche Kurie über die Absichten der Regierung zu täuschen. Nebenbei spielte in diesem Konflikt hinein das Auftreten der Sekte der Dermesianer — (Georg Hermes kandidiert 1807 Professor der Dogmatik in Münster, später in Bonn). Intelligo est credam — war die stolze Devise des Professors — der damals bedeutendste protestantische Kirchengeschichtschreiber Prof. Niedner, sagt von ihm, daß er weit davon entfernt geblieben, durch seine Philosophie die Offenbarung fester zu begründen“. Aber der Erzbischof Graf

Spiegel zog den Schüler des Hermes vor, so daß nur dessen Anhänger in der Didzei Beförderung fanden. — Die Dermesianer wären in Mode geblieben, wenn nicht König Friedrich Wilhelm III. die Opposition des stolzen Professors gegen seine Behörde bedenklich vorgekommen wäre. Subordination soll nun einmal sein, so erhielt Minister Altenstein den Auftrag, gegen denselben vorzugehen.

Am 29. Mai 1836, also ein Jahre nach Graf Spiegel's Tode, wurde der edle Clemens August Freiherr v. Droste-Bischoff als Erzbischof zu Köln inthronisiert — schon am 1. Oktober 1837 machte Ministerresident Bunsen in Rom dem Kardinalstaatssekretär Lambruschini die Mitteilung, daß der Erzbischof von Köln in diesem Augenblicke wahrscheinlich bereits infolge der Maßregeln seiner Regierung nicht weiter imstande sein dürfte, die Verwaltung der Diözese fortzuführen. — Clemens August war als Gefangener auf die Festung Minden gebracht worden. — Der pflichttreue Erzbischof konnte nicht in den Fußstapfen seines Vorgängers wandern, deshalb ging er in die Verbannung.

In diesem Milieu muß man das Jubelfest der hl. Ursula im November 1837 sehen — das Fest der Martyrin — die mit der Schar ihrer gottgeweihten Gefährtinnen Blut und Leben für den Glauben hingab. Daß es gerade Winter war, der von Düsseldorf eine Prozession nach Köln einführte, — ist leicht begreiflich, wenn man sich des vornehmen Kopfs mit den machtvollen frommen Augen orientiert; sein Seherblick erkannte, was seiner Zeit nottat und sein Generaler führte die seinigen nach Köln, — die hl. Ursula, die Martyrin, anzusehen — für den Clemens August zu beten.

* Ein neuer, schwerer Verlust für die Südsee-Mission in Neu-Pommern.

Die Strandung des Missionschiffes Berle an der Küste
 Neu-Mecklenburgs.

Ein Unglück kommt selten allein. Dieses hat die katholische Mission vom hl. Herz Jesu auch wohl erfahren. Der 13. August brachte ihr den größten Schlag, den sie seit ihrem Bestehen erlebt hat. Es wurden ihr nicht allein durch grausame Ermordung zehn Mitglieder in den Bainingbergen entrissen, sondern es brach auch am selben Tage abends in der Küste Neu-Mecklenburgs ein furchtbarer Sturm los, welcher in wenigen Augenblicken den Motorschooner „Berle“ vollständig zertrümmerte, so daß die Bemannung kaum mit dem Leben davonkam, ohne auch nur das Geringste retten zu können. Da die Berle wegen der hier zu bezahlenden Prämie nicht versichert war, hat die Mission dadurch einen großen Schaden erlitten. Fügt man noch den materiellen Schaden der Plünderung der beiden Stationen St. Paul und Nacharunep hinzu und auch die dadurch hervorgerufenen Auswanderungskosten für neue Missionäre, so bleibt man hinter der Wirklichkeit zurück, wenn man den Verlust der Mission am 13. August auf nur 100,000 Mk. berechnet.

Der hochw. Herr Vater Pöckel, der am 3. Febr. d. J. nach Neu-Pommern abreiste, beschreibt die Strandung des Missionschiffes folgendermaßen: Am Samstag Morgen den 30. Juli, bestiegen der Missionsbischof, der hochw. Herr Vater de Jong, Bruder Dominikus, Bruder von der Banden, meine Wenigkeit und etwa 35 ausbezahlte Boys die Berle und setzten nach der Nakanda auf der Neu-Lauenburg-Gruppe über um von dort aus Neu-Mecklenburg zu erreichen. Der anfangs nur sehr schwache Wind hob sich später mehr und mehr und schwellte die Segel, daß es eine Freude war. Pfeilschnell schoß der Schoner mit vollen Segen durch die Wellen dahin und erreichte in etwa zwei Stunden das gewünschte Ziel. Sonntag, den 31. Juli, Morgens gegen 7 Uhr, waren wir alle wieder an Bord, nur Bischof Couppe blieb zur Besichtigung des Missionsdampfers Gabriel zurück. Die Anker wurden gelichtet und nach wenigen Minuten stachen wir in die See, unter den Klängen des bekannten Pielschen Ave maris stella, welches Bruder Dominikus auf seiner Ziehharmonika hervorzauberte. Alles nahm einen guten Verlauf, ein günstiger Südost trieb uns der Küste von Neu-Mecklenburg zu. Gegen 10 Uhr begann der Wind sich mehr und mehr zu heben, die See wurde immer bewegter, und ein frömender Tropentegen, der uns jede Aussicht unmöglich machte, überschwemmte das Deck. Auf dem mit Bauholz, Wellblech und zahlreichen Kisten beladenen Schiffe fing es an, unbehaglich zu werden, und um der unheimlichen Seekrankheit nicht noch mehr Opfer zu liefern, lauzerte sich ein jeder in eine Ecke und rührte sich weiter nicht. Gegen 1 Uhr sahen wir uns der Station Marianum gegenüber; wir waren am Ziel und es galt nur noch zu landen. Ganz Neu-Mecklenburg ist von einem Gürtel gewaltiger Riffe umgeben, welche die Küste unsicher, das Landen unmöglich

ober doch sehr beschwerlich machen. Auf hoher See war an ein Anker nicht zu denken. Eiligst gab der Kapitän Befehl das Boot ins Wasser zu lassen und nach wenigen Augenblicken war alles klar. Ein Boy befand sich bereits im Boote; wir waren im Begriffe einzusteigen, als plötzlich heftiger Regen den Himmel verfinsterte und uns jeden Ausblick auf die Küste abschchnitt. Schleunigt zogen wir uns in die Kajüte zurück. Um einem etwaigen Anprall vorzubeugen, ließ der Kapitän sofort das Boot loslösen und in einiger Entfernung nachschleppen. Mit bedenklicher Miene blickte er in die aufgewegte See, spähte nach Riffen und nach der Küste; dann beobachtete er wieder den Kompaß und sagte: Wir treiben nach Suna-Pope zurück.

Nach vielleicht einer halben Stunde klärte sich der Himmel auf, und gegen alle Erwartung sahen wir uns Mapatur, der Station des Herrn Vater Dr. Jong gegenüber. Unser Zustand dauerte den Kapitän, und er war gewillt, uns, wenn eben möglich, ans Land zu bringen. Wir konnten ihn in diesem Beschlusse nur bestärken, denn die andauernde Seekrankheit, die fast sichere Aussicht, noch tagelang auf der See herumgetrieben zu werden, ließ uns alles andere erträglicher erscheinen. Schnell war das Boot herangezogen, und ich stieg sofort in das schwankende Fahrzeug; Vater de Jong tat dergleichen, Bruder v. d. Banden und die notwendigen Aiderer folgten, und wir stiegen ab. Kräftig arbeiteten sich die Boys durch die hohen Wellen hindurch, und nach etwa ½ Stunde führten wir an gewünschter Stelle aufs Riff. Tiefend vor Regen durchschritten wir die Wasserstraße, welche uns jetzt noch vom Lande trennte, und wurden von dem hochw. Herrn Vater Nieuwenhuis, dem Stellvertreter des Vater de Jong, auf das herzlichste empfangen. In unserer kleinen Behausung, einem Zimmerchen von 4x5 Meter mit Wellblechdach und Wänden aus einheimischem Material, richteten wir uns, vier Mann an der Zahl, so gut ein, wie es eben ging. Wir erholten uns nach und nach. Wir waren alle zufrieden und wünschten nur eins: die Perle bald möglichst wieder vor Mapatur erscheinen zu sehen. Sie trieb jedoch beständig ab. In Labur zuerst naher in Mono wurden die ausgezahlten Boys ans Land gebracht, und dann galt es, gegen die Strömung und gegen den Wind aufwärts nach Mapatur und Marianum zu kreuzen; doch vergebliches Bemühen. Bei jedem neuen Versuche wich das Schiff weiter und weiter zurück, die Segel, selbst die Erfahrgel zerrissen. So vergingen zehn lange Tage, während welchen die Perle bis Meji zurückgeworfen wurde. Endlich am Mittwoch, den 10. August, überbrachte uns ein Schwarzer ein Schreiben des Bruders Dominikus, die Perle befinde sich wieder im Hafen von Labur und der Kapitän wolle versuchen, in den nächsten Tagen weiter nach Norden zu fahren. Am Freitag Morgen sahen wir dann auch den Schoner Mapatur gegenüber, auf hoher See, mit ziemlich günstigem Winde nach Marianum kreuzen, welsch lepleren Hafen sie wohl erhalten anließ. Alles war geborgen und in Sicherheit, ein jeder atmete frei auf, da die Rückfahrt nach Mapatur mit seiner weiteren Schwierigkeit verbunden schien. Doch der Menschenkennt und Gott lenkt. Am Freitag und Samstag wurde das für die Station des Herrn Vater Abel bestimmte Bauholz, Wellblech, die Mundvorräte und alles andere Material ausgeladen und das Schiff zur Abfahrt klar gemacht. Vater Nieuwenhuis und meine Wenigkeit waren selbst nach Marianum gekommen und gedachten jetzt mit dem Segler zurückzufahren. Die eintretende Verzögerung, mehr als alles andere aber die Ungewißheit und meine nur geringe Seefestigkeit ließen mich dem schwierigen 1½ stündigen, teils über das Riff, teils durch die See und am Strande hinlaufenden Weg den Vorzug geben. Vater Nieuwenhuis begleitete mich. Schon seit einigen Stunden glaubten wir zu bemerken, daß der Südost in einen leichten Südwest umgeschlagen sei. Während des Marsches wurden wir mehr und mehr in unserer Meinung bestärkt. Ungestlich schauten wir zurück, denn wir wußten, welsch große Gefahr der Perle bevorstand. So sicheren Schutz der Hafen bei Südost gewährt, so groß ist auch die Gefahr beim Nordwest, welcher mit seiner ganzen, ungebrochenen Kraft in die Bucht hineinfährt. In Mapatur angelangt, erblickte wir die Perle noch am Strande; doch nur kurze Zeit, und sie war wieder verschwunden. Was war geschehen? War sie in die See hinausgefahren oder zurückgeworfen worden? Etwas Sicheres wußten wir nicht, ahnten jedoch nichts Gutes. Morgens in aller Frühe erhielten wir einen Brief des Herrn Vaters Abel und unwillkürlich entfiel Vater de Jong die unglückliche Prophezeiung: die Perle ist nicht mehr. Ich öffnete das Schreiben und las laut vor: „Meine lieben Konfretres! Heute Nacht von 11 bis 12 Uhr ist die Perle in Eigenahago gestrandet. Alles Leben ist gerettet. Beten wir für unsern lieben Bischof, Josef Abel.“

Ich brach unter Begleitung des Herrn Vater Nieuwenhuis

direkt nach Marianum auf, um Näheres zu erfahren. In aller Kürze erzählte P. Abel den Hergang der Sache, worauf ich mich selbst an Ort und Stelle verfügte. Der Kapitän hatte das Gefährliche seiner Lage erkannt und alles aufgeboten, das Fahrzeug dem Verderben zu entreißen. Aber vergebens. Da alle Hoffnung einer glücklichen Ausfahrt geschwunden war, erübrigte nichts anderes, als das Schiff in der Mitte des Hafens auf das Stärkste zu verankern. Die Seeräste; ungeheure Wellen wälzten sich unaufhörlich dem Strande zu, zuletzt ein Ruck, beide Ankerketten brachen und ein Spielzeug der Wogen wurde der Schoner der Küste zugeschleudert. Eine undurchdringliche Finsternis und ein gewaltiger Regen erschwerten noch die Lage. Niemand wagte sich von der Stelle; frampfhaft umflammerte ein jeder die festen Teile auf Deck, um nicht hinweggespült zu werden. Mit jedem Augenblick wuchs die Gefahr. Die Perle kam dem Strande näher und näher; die Wellen hoben sie beständig in die Höhe und im nächsten Moment fiel sie mit aller Wucht wieder auf den Meeresgrund zurück, bis zuletzt eine starke Woge sie ans Land warf, wobei die untere Seite sofort zerschellte. In Mitleid erregendem Zustande, nur mit dem Notwendigsten bekleidet, kamen die Schiffbrüchigen gegen 1 Uhr Nachts in Marianum an. Das Schiff mit seiner ganzen Ladung, meine Aussteuer, Kirchentische, Werkzeuge und alles andere wurde ein Raub der Wellen, nichts konnte gerettet werden. Zwei gewaltige, von derselben Störung angeschwemmte Baumstämme, führen mit jeder Welle an das Deck und in das Innere des Schiffes hinein und zertrümmerten es gänzlich. Am Abend des Festes Karai Himmelfahrt war die Perle verschwunden, in lauter kleine Stücke aufgelöst. Wir hatten beschlossen, mit dem Gouvernementsdampfer „Seeschwalbe“, welcher ebenfalls im Hafen von Eigenahago vor Anker lag, nach Suna-Pope zurückzugehen; doch die Nacht vom 14. bis 15. August brachte dasselbe Wetter und am andern morgen fanden wir den Küller ebenfalls am Strande liegen. Am Freitag, den 19. August, brachte uns ein Knabenboot die Kunde vom Ueberfalle in Vainig, und am 24. meldeten uns einige Eingeborene, daß der Gouvernementsdampfer „Seestern“, welcher von den Karollinen zurückkehrte, den Hafen Ramatanai anlaufe. Sofort machten wir uns etwa 25 an der Zahl, reisefertig und gefangen nach 5stündigem Marsche nach Ramatanai. Mittwoch Mittag kamen die Schiffbrüchigen wohl erhalten in Suna-Pope an. Das war das Ende des ersten Versuches der Gründung von Ramatanai. Was unter den jetzigen Verhältnissen weiter geschehen wird, stelle ich Gott anheim.

Der 13. August wird für alle Zeiten unauslöschlich in der Chronik der Südsee-Mission eingeschrieben bleiben. Es war ein harter Schlag, aber wir sagen trotzdem: „Deo donum laudamus; der Name des Herrn sei gebenedeit; wie es dem Herrn gefallen hat so ist es gekommen.“ Wir freuen uns, für die Verbreitung des Glaubens Verfolgung und Gefahren zu erdulden, eingedenk des Wortes unseres göttlichen Meisters: „Freuet Euch und frohlocket, denn Euer Lohn wird groß sein im Himmel!“

Allerlei.

Ein betrunkenen Gesandter. Aus London wird der Hoff. Ztg. folgendes erbauliche Geschichtchen aus den „Erinnerungen“ mitgeteilt, die der frühere amerikanische Gesandte am Hofe des Zaren, Andrew A. White im „Century Magazine“ veröffentlicht. White erfuhr es von Mr. Prince, der in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Konsul der Vereinigten Staaten in St. Petersburg war. Eines Tages kam der Leibdiener des amerikanischen Botschafters, ein Isländer, ins Konsulat und sagte in seiner breitesten Mundart: „Ich bin fertig mit ihm, ich will nicht länger bei Seiner Erzellenz bleiben.“ „Was ist wieder los?“ fragte Mr. Prince. „Nun,“ sagte der Mann, „heute morgen dachte ich, es wäre Zeit, wenn Seine Erzellenz aufstünde, denn er war seit beinahe einer Woche betrunken und lag die meiste Zeit im Bett. Ich gehe daher zum Bett und sage in freundlichem Tone: Will Ihre Erzellenz eine Tasse Kaffee? Da erhebt er sich und schlägt mir mit der Faust ins Gesicht. Daraufhin packte ich ihn beim Kragen, hob ihn aus dem Bett und trug ihn durchs Zimmer vor dem Spiegel und zeigte ihm sein garstiges Gesicht im Spiegel mit den Worten: Sieht ein außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Botschafter so aus?“ — Die Antwort, die der Botschafter auf die an ihn gestellte Frage gab, ist uns nicht aufbehalten.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 18.

Düsseldorf, den 4. Dezember.

1904.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zweiter Advents-Sonntag.

Evangelium nach dem heil. Matthäus XI, 2—10. „In jener Zeit, als Johannes die Werke Christi im Gefängnis hörte, sandte er zwei aus seinen Jüngern und ließ ihm sagen: Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen anderen warten? Und Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Gehet hin und verkündiget dem Johannes, was ihr gehört und gesehen habet. Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussägigen werden gereinigt, die Tauben hören, die Todten stehen auf, den Armen wird das Evangelium gepredigt. Und selig ist, wer sich an mir nicht ärgert. Als aber diese hinweglügen, fing Jesus an, zu dem Volke von Johannes zu reden: Was seid ihr in die Wüste hinausgegangen zu sehen? ein Rohr, das vom Winde hin und hergetrieben wird? Oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Einen Menschen mit weichlichen Kleidern angethan? Siehe, die da weichliche Kleider tragen, sind in den Häusern der Könige.“

Der Vorläufer des Erlösers.

Johannes schmachtet im Gefängnisse. Wir kennen den Grund: Er hatte der Wahrheit Zeugnis gegeben, war vor den König Herodes hingetreten und hatte ihm mit dem Freimute eines Elias vorgehalten: „Es ist Dir nicht erlaubt, Deines Bruders Weib zu haben!“ (Matth. 14.) Das war dem Könige zu viel, dessen Ohr nur an Schmeicheleien gewöhnt war. Deshalb wird der Bussprediger ergriffen und ins Gefängnis geworfen.

Wess' Geistes diese Könige aus dem Hause Herodes' waren, darüber sind wir, lieber Leser, durch den jüdischen Geschichtsschreiber Flavius Josephus ziemlich genau unterrichtet. Ergreifend ist z. B. die Schilderung der Regierungsweise des älteren Herodes (des Vaters) aus dem Munde einer jüdischen Gesandtschaft, die nach dem Tode dieses grausamen Väterch's vor den Kaiser Augustus in Rom mit der Bitte trat, er möge Judäa doch nicht mehr mit einem Regenten aus der Familie des Herodes belasten. Da heißt es u. a.: „Unerhört viele seien (durch Herodes) gewaltsam ums Leben gekommen; noch unglücklicher aber seien die, welche am Leben geblieben, weil sie nicht nur vor seinen bösen Plänen, sondern auch für ihr Vermögen fortwährend zitterten. Das jüdische Volk, das bei seinem Regierungsantritt sich eines seltenen Wohlstandes erfreute, habe er in Not und in eine verzweifelte Lage gebracht, indem er die Vornehmen, wenn es ihm einfiel, aus nichtigen Gründen morden ließ und ihr Vermögen einzog, oder indem er sie zwar freiließ, aber zum Verluste ihrer Güter verurteilte. Wie er in trunkenem, unmenschlichem Uebermuth an ihren Frauen und Töchtern gefrevelt, wollten sie verschweigen, aus Schonung für die armen Mißhandelten. Kurz, der König Herodes habe das jüdische Volk in einer Weise behandelt, wozu selbst ein wildes Tier gar nicht imstande wäre, wenn es die Gewalt bekäme, über Menschen zu herrschen.“*) — In der That, wer die Geschichte des Herodes liest, erhält durchaus den Eindruck, daß jene jüdische Gesandtschaft die Farben nicht zu stark aufgetragen hat.

Der eines solchen Vaters würdige Sohn, Herodes Antipas, war es, der den heiligen Vorläufer Jesu in Banden geschlagen hatte, um ihn bald darauf dem Hasse jenes ehebrecherischen Weibes zu opfern. Wenn wir nun bedenken, lieber Leser, in welch' hohem Ansehen der Vorläufer des Herrn bei dem jüdischen Volke stand, so begreifen wir leicht, welchen Eindruck die Einkerkelung

des großen heiligen Busspredigers allüberall hervorrufen mußte. Wie mag das Volk im Stillen geseufzt haben nach dem verheißenen Erlöser — freilich in seinem, zu sehr auf das Irdische gerichteten Sinne; sie hofften ja auf den Messias als den Befreier von einem unerträglichen Joche.

Und doch stand ihr Messias bereits mitten unter ihnen, ohne von ihnen gekannt zu sein. Der Vorläufer des Messias aber, der ihm die Wege zu den Menschenherzen bereiten sollte, vergißt seines hohen Berufes selbst im Kerker nicht. Bei der Taufe Jesu im Jordan hatte er auf Ihn hingewiesen mit dem herrlichen Worte: „Sehet das Lamm Gottes, das die Sünden der Welt hinwegnimmt!“ (Joh. 1, 29.) So hatte er damals Jesum als den Messias verkündigt vor dem Volke und vor den Gesandten des hohen Rates — heute weist er wieder auf Ihn hin, indem er seine Jünger zu ihm sendet mit der bezeichnenden Frage: „Bist Du Derjenige, der da kommen soll, oder müssen wir noch auf einen andern warten?“

Er beabsichtigt, seine Jünger dem Messias zuzuführen und zugleich dem Herrn Gelegenheit zu geben, sich dem versammelten Volke zu offenbaren.

Die Antwort Jesu sollte nicht in bloßen Worten bestehen, auf Seine Taten weist Er hin, um sich zu offenbaren: „Gehet hin und verkündet dem Johannes, was ihr selbst gesehen und gehört habt, — die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussägigen werden gesund, die Tauben hören, die Todten stehen auf, den Armen wird das Evangelium gepredigt — und selig ist, wer sich an mir nicht ärgert!“ Wie hätte Jesus überzeugender vor den Jüngern und dem versammelten Volke Seine Messiaswürde offenbaren können, als durch den Hinweis auf Seine Taten, die unverkennbar Seine himmlische Sendung bekundeten! Hier wurde ja erfüllt, was der große Seher Jesaias von dem zukünftigen Erlöser vorhergesagt hatte: „Gott Selbst kommt, um euch zu erlösen! Dann öffnen sich der Blinden Augen, der Tauben Ohren tun sich auf; dann springt wie ein Hirsch der Lohme, und die Zunge des Stummen löset sich!“ (Jesaias 35 und 61.)

Sind diese Zeichen aber, lieber Leser, nicht für alle Zeiten und Jahrhunderte gegeben? Und geschieht das, was damals vor Israels Augen leiblicher Weise sich zutrug, nicht geistiger Weise fort und fort vor unsern Augen? Wer bannt denn die Blindheit des Gei-

*) Aes. XVII, 11, 3.

st es, in die unser Geschlecht durch Wahn und Täuschung so oft versenkt wird, seit es von Gott, dem Urquell aller Wahrheit, durch die erste Sünde im Paradiese sich losgesagt hat? Ist es nicht Christus allein, der das Licht der Wahrheit im Evangelium uns vom Himmel gebracht hat? — Wer löst die Fesseln, die uns Iahm machen auf dem Wege der Tugend, als Christus allein durch Seinen Gnadenbeistand, der uns übernatürliche Kraft einflößt. Wer reinigt uns vom Aussage der Sünde, mit dem bedeckt die Menschenkinder sich selbst und unter einander nicht zu helfen vermochten, vielmehr immer heillosler einander ansteckten, — als allein Christus, der Herr, „durch dessen Wunden wir geheilt wurden“, (Isaias) und der in den Sakramenten der Taufe und der Buße jedem einzelnen die Heilung von diesem Aussage angebeihen läßt? In allem diesem erkennen wir, lieber Leser, die gnadenvollen Zeichen, daß der Heiland, den die Menschheit einst so sehnsüchtig erwartete, in Jesus Christus gekommen ist.

„Selig ist (sagt der Herr), wer sich an Mir nicht ärgert!“ Den Juden war die Armut und Niedrigkeit, die der Heiland erwählt hatte, ein schwerer Stein des Anstoßes; sie hatten einen Messias erwartet, der mit irdischer Macht und Pracht bekleidet sei. Dieser Widerspruch, den der Gottmensch im Anfange erfahren, hat nicht aufgehört im Laufe der Zeiten: er macht sich wieder sehr geltend gerade in unsern Tagen. Wer aus uns, lieber Leser, wollte sich dadurch beirren lassen? Wir vertrauen vielmehr in lebendigem Glauben an unsern Erlöser auf Sein göttliches Wort: „Selig, wer an Mir sich nicht ärgert!“ S.

S. Zur Geschichte der Erbauungs- und Gebets-Literatur.

V.

Sicher zeigen die von uns im vorigen Abschnitt dargelegten Proben der kirchlichen Dichtung fromme Vertiefung in die Bedeutung der großen Feste und Zeiten des Jahres — aber auch jeden Tag der Woche feiert das Gebet das 14. und 15. Jahrhundert mit Andacht. Da finden wir überall im Gebrauch „Santt Brigittens 15 Gebetlein zum Leiden unsers lieben Herrn.“ Sie sind auf die einzelnen Wochentage verteilt — wir können jedes dieser Gebete als einzig in seiner Art nennen, ganz besonders zeichnen sich alle aus, durch Herzensreue in Betrachtung des bitteren Leidens und der Verherrlichung des leidenden Gottessohnes. Eines davon möge hier folgen: „Herr Jesu Christe, Du der Welten Schöpfer und des menschlichen Geschlechtes Erlöser, der Du Himmel und Erde in Deiner Hand hältst und trägst und der, mit seinem Rache zu erweisen ist, gedanke der bitteren Schmerzen, als die ungetreuen Juden Deine allerheiligsten Hände mit Nägeln durchbohrt und diese an das Kreuz geheftet haben; wie sie darnach ebenso Deine heiligen Füße durchgraben und Dich der Länge Deines garten Leibes nach auf das Kreuz gespannt, so daß alle Deine heiligen Glieder auseinander gerert und geredt und neue noch grausamere Schmerzen damit Dir zugesügt wurden: Verleihe mir um alle dieser Deiner Schmerzen willen eine recht kindliche Furcht und eine wahre Liebe zu Dir und meinem Nächten. Amen.“

Neben diesen Gebeten waren noch eine Reihe anderer vorzüglicher täglicher Andachten in regem Gebrauche — selbstverständlich auch die „Ingedenken von Unseres Herrn Leiden“ — die wir gerade zu edler Vollkommenheit im „Spiegel der menschlichen Behaltung“ finden. (Augsburg 1472.) — Allein nicht nur an jedem Tage sollte sich der Ehrh der Zeit in das Leiden des Herrn versenken, auch zu jeder Stunde. — Des Predigerordens Bruder Bercholt (XIII. Jahrh.) war es wieder, der das andächtige Zeitplöcklein des Lebens und des Leidens Christi auf die 24 Stunden des Tages übertrug. Aus dem „geistlichen Waldbüchlein“ ist dazu die Einleitung entnommen.

Wir lassen sie hier folgen, eine Perle schön und edel:

„Ich hör ein Glöcklein mit hellem Schlag,
Es ruft und mahnt mich bei Nacht und Tag,
Es schlägt mir Sünder der Stunden viel,
Von Herzen gern ich sie hören will.
Der Stündlein zähl ich wohl drei einmal acht,
Sie tun mir schlagen mit aller Macht;“

Es hört nicht auf, sondern immerdar
Schlägt alle Zeit durchs ganze Jahr,
Voller Geheimnis und auch voll Stärl'
Wohl recht geziert ist dies Glöcklein wert.
Wir wollen hören das dreimalacht
O Sünder komm und es nicht veracht.

Auch diejenigen, welche der Tod von den Lebenden geschieden, die im Gedächtnis des kathol. Christen nicht ausgelöscht sind, fanden recht innige Gebete: Das nachfolgende wurde gesprochen, wenn man an einem Kirchhofe vorbeikom — eine fromme alte Sitte, der Verstorbenen zu gedenken, die heute fast vergessen ist. Der Name Kirchhof besagt, daß zu jener Zeit die Verstorbenen im Schutze der Kirche begraben wurden während man heutzutage große Leichenfelder in weiter Entfernung von den Städten verlegt — möglichst weit aus der Erinnerung. In jeder Zeit kam also Jeder einmal im Tage zum Friedhof der am Wege lag. Dann sprach er seinen Gruß an die Toten: „Herr Jesu Christi, ich bitte dich durch die Schmerzen deiner heiligen würdigen Wunden und durch das Vergießen deines heiligen kostbaren Blutes und durch die Kraft deines bitteren Todes, erbarme dich über meine Seele und über aller Gläubigen Seelen. Amen.“

Ein anderes Gebet in demselben Sinne zu sprechen lautete: „Ihr gläubigen Seelen all' derjenigen, die hier und allerwärts im süßen Namen Jesu begraben sind, segnet euch Gott der Vater, erlös euch Gott der Sohn, tröst euch Gott der heilige Geist. Maria erbarme sich über euch, alles himmlische Heer bitte für euch, ihr lieben Seelen, bittet auch ihr Gott für mich armen Sünder. Amen.“

Auf das Leiden Christi bauten vertrauensvoll die damaligen Jahrhunderte alle Hoffnung der Lebendigen und der Toten. Und auf den süßen Namen Jesu. Ein wundervolles Loblied auf diesen beschließt der heilige Benno Bischof von Meissen († 1107) mit der schönen Bitte:

„An meinem letzten Ende
O liebster Jesu mein!
Zu mir dich gnädig wende,
Mich laß befohlen sein.
Ich werde mit Verlangen,
O treuer Seelenheld!
Daß ich dich werd umfangen
In deiner Ehren Zeit,
Wann endlich wird erscheinen
Der heiß ersuchte Tag
An dem ohne Furcht und Weinen
Mit dir mich freuen mag.
Wann werd ich dich einst oben
In deiner Herrlichkeit
Mit allen Engeln loben
In alle Ewigkeit.“

VI.

Noch Papst Leo XIII. hat die Einfügung der Bitte an „Maria, die Mutter vom guten Rache“ in die lauretanische Litanei eingefügt. Leo XIII. hat dabei auf eine alte Andacht zurückgegriffen, die wie so manche im Laufe unserer aller nivellieren. den Zeit in Vergessenheit geraten ist. — Die Andacht zur „Mutter vom guten Rache“ ist eine der vollständigsten vergangener Jahrhunderte gewesen, sie entspricht dem Vertrauen, mit welchem die Katholiken sich zu der Ratgeberin der Bedrängten wandten, zur Ratgeberin der Witwen und Waisen, zur Ratgeberin der Kranken, der Betrübten und Gefangenen, der Armen, der Notleidenden, der Ratgeberin in allen Gefahren und Versuchungen, der Ratgeberin der Sünder, der Ratgeberin der Sterbenden. An die Mutter vom guten Rache wandte sich der Katholik vergangener Jahrhunderte in allen Angelegenheiten und Nöten, in allen Betrübnissen und Widerwärtigkeiten, in allen Gefahren und Unglücksfällen, in allen Unternehmungen und Geschäften, in allen seinen Bedürfnissen, in Kreuz und Leid, in Zweifeln und Verirrungen, in Krankheiten und Schwächen, in Verirrungen und Nachstellungen und endlich im Geschäfte seines Heiles. — Ihren Ursprung und Anfang nahm die Andacht zur „Mutter vom guten Rache“ zu Genazono bei Rom im Kloster der Augustiner, wo sich das wunderthätige Bild befand.

Zu Köln in der Kirche Maria in „Capitol“ befindet sich in einer eigens hergerichteten wunderschönen Kapelle ein Abbild. Da wir nun einmal bei der Marien-Verehrung und mit der einschlägigen Gebetsliteratur zu tun haben, erinnern wir uns an eine andere Andacht, welche ganz besonders in Köln in vergangenen Zeiten blühte — die Andacht zu Maria der Königin des Friedens. —

Das wunderthätige Bildnis war ursprünglich bei den Carmeliten in der Schnurgasse zu Köln — der jetzigen Pfarrkirche S. Maria de Pael ora pro nobis.

In einem Gebetbuche aus dem Ende des 17. Jahrhunderts finden wir die herrliche Litanei zur Königin des Friedens, sie ist so schön, daß wir sie hier zum Abdruck bringen wollen. Hoffentlich wir wünschen es wirklich, bieten wir damit den „Königlichen“ nichts neues.
Herr etc. usw.

Gott Vater vom Himmel, du Urheber des Friedens, Gott Sohn Erlöser der Welt, du König des Friedens, Gott heiliger Geist du Geber des Friedens, Heilige Dreifaltigkeit ein einziger Gott, du Spiegel des Friedens, Heilige Maria, du Königin des Friedens, bitte für uns, o Königin des Friedens. Allerliebste Mutter, die uns den Fürsten des Friedens geboren hat, — Weg des Friedens, — Brunnquelle des Friedens, — Wand des Friedens, — Thron des friedlichen Salomo, — Altar des Friedopfers, — Schild des Friedens, — Wohlgeordnete Spitze des himmlischen Heeres wider alle Feinde des Friedens, — Friedliche Herrscherin, die alle Völker untertänig gemacht, — Schöner Meerestern, der die ungestümen Wellen beruhigt, — Heller Morgenstern, der den kommenden Fürsten des Friedens vorbeudeutet, — Aufsteigende Morgenröthe welche die Nacht des Unfriedens vertribt, — Auserwählte Sonne, welche die Welt mit dem Glanze des Friedens beleuchtet, — Neues Jerusalem wo der Fürst des Friedens wohnt, — Eisenbeinener Thurm, der den Frieden unverletzt schützt, — Geschlossener Garten, der die Lustbarkeit des Friedens in sich enthält, — Versiegelter Brunnen, den kein Unfrieden trüb machen kann, — Grüner Delzweig aus dem der wahre Friede hervorgeprossen, — Schneeweisse Taube, die uns den Delzweig des Friedens gebracht hat, — Blühende Ruthe des Jesse, durch welche Gott den Frieden gegeben hat, — Hierde des Karmel, auf dem der wahre Frieden seine Siegessäulen aufgerichtet hat, — Arche des Bundes, die den Frieden bekräftigt, — Starke Frau, die der feindlichen Schlange den Kopf zerknirscht hat, — Unsere Mitterin, die uns den Frieden erfindt, — Unsere Fürsprecherin, die uns den Frieden erhält, — Unsere Schutzfrau, die uns den Frieden befestigt, — Unsere Schirmerin, — Höre uns, o Königin des Friedens. Unsere Mutter höre uns, o Königin des Friedens, — Von allem Uebel, beschütze uns, o Königin, des Friedens, — Von aller Sünde, — von dem jähen und unversehnen Tode, — Von den heimlichen Anstellungen des bösen Feindes, — Von Jorn, Doh und allem bösen Willen, — Vom Geiste der Unlauterkeit, — Von Bliz und Ungewitter, — Von Pest, Hunger und Krieg, — Von allen Drangsalen, — Von allen Feinden des Leibes und der Seele, — Vom ewigen Tode, — Durch die Ehre mit welcher dich der himmlische Vater als seine Tochter verherrlicht hat, durch die Fülle der Gnaden mit welcher dich dein jungfräulicher Sohn als seine würdige Mutter bereichert hat — Durch die Größe der Verdienste und Glorie, mit welcher dich der heilige Geist als seine Braut geziert hat, — durch alle Freuden und Schmerzen, welche du hier auf Erden wegen deines göttlichen Sohnes empfunden hast, — Wir, deine Pflegetöchter — bitten dich, erhöhe uns, — Daß du uns deinem Sohne empfehlen wollest, — Daß du uns mit deinem Sohne verjöhnen wollest, — Daß Du einen fertigen Willen deinem Sohne zu gehorsamen uns erhalten wollest, — Daß Du uns in unseren Knechten und Knechten die Barmherzigkeit deines Sohnes erbitten wollest, — Daß du uns in allen Trübsalen mit deinem Troste stärken wollest, — Daß du alle christlichen Fürsten durch den Geist des Friedens vereinigen wollest, — Daß du uns von aller Furcht des Feindes befreien wollest, — Daß du in der christlichen Kirche den Geist der Spaltung und des Unfriedens durch deine Fürbitte tilgen wollest, — Daß du uns den Frieden mit unserem Nächsten ungehört erhalten wollest, — Daß Du uns den zeitlichen und ewigen Frieden erbitten wollest. —

O du Lamm Gottes usw. Verschone uns, o Herr und strafe uns nicht mit Unfrieden, erhöhe uns, o Herr und wende allen Unfrieden von uns ab, erbarme Dich, unser o Herr und verleihe uns deinen Frieden.

Antiph. Wünschet mir alle Glück, die ihr Kinder der heiligen Kirche seid, denn ich bin der schöne Delzweig, der in der allgemeinen Sündfluth grünend verblieben, damit ich euch den Frieden verleihe. Bitte für uns, o Mutter des friedlichen Königs, damit wir zeitlich und ewig Frieden erlangen. —

Wir fühlen uns reich belohnt, wenn wir diese tief empfundene und dennoch in schlichtem Ausdruck sich darbietende Litanei der höchsten Verehrtheit entziffern haben.

Von der Marien-Gebetsliteratur sind die Andacht und Litanei zur schmerzhaften Mutter und zur Mutter der immerwährenden Hilfe in weiteren Kreisen bekannt.

S. Japan.

Im Jahrhundert des hl. Franziskus Xaverius.

I.

Man wird es möglicherweise bemängeln, daß wir jenes Jahrhundert, in welches der große Heidenapostel Japan für das Christentum gewann, nach seinem Namen benennen, man könnte verlangen, jene Zeit das christliche Jahrhundert Japans zu nennen, aber wir haben sie mit besonderer Betonung deshalb so benannt, weil es außer Zweifel ist, daß Japan schon einmal eine Periode christlichen Lebens kannte. Vielleicht noch in die apostolische Zeit wird diese erste christliche Zeit fallen, ihr Andenken ist heute allerdings verloren, eine christliche Ueberlieferung kennt das Volk der Inseln im fernem Meere des Ostens nicht — das Reich der aufgehenden Sonne — obgleich seine verbürgte, geschriebene Geschichte bereits 600 vor Christi Geburt beginnt. Gut geordnete, richtig geführte Namen und Zahlenregister der Könige und deren Regierungszeit geben über alte Geschichte Auskunft. Es gibt, schreibt ein Historiker die vor ca. 2 Jahrhunderten in der christlichen Kirche kein Dogma, keine Wahrheit, beinahe keine Ceremonie und keinen Gebrauch, wovon man nicht unverkennbare Spuren unter den Japanern findet. So z. B. ist der Tod am Kreuze in Japan der schmachlichste, er bedeckt mit ewiger Schande — das Kreuz ist dem Japaner ein Grenz und dennoch bezeichnen sich viele Japaner, bevor sie ihre Wohnung verlassen, mit dem Zeichen des Kreuzes. Die Missionare erhielten auf ihre Fragen die Antwort, daß geschehe, um die Einwirkungen der Dämonen unschädlich zu machen. Sogar auf der Brust der Fürsten erblickten die ersten Missionare das Kreuz in Gold gestickt in Form eines Andreaskreuzes. In dem japanischen Tempel fand sich das Symbol eines „Dreieinigigen Gottes“, ihre Göttergeschichte erzählte von einer Jungfrau, welche einen Gott geboren, ihre Tradition erzählte von einem Gotte, der mit großem Ruhme auf der Welt geherrscht und dann sich in Sünden und Felsenklaste zurückzog, sich allen Buhfahrungen hingab und alle Schmach und Leiden ertrug, um für die Sünden der übrigen Menschen zu büßen. Sie behaupteten, daß ein Sterbender, welche Verbrechen er auch begangen, nur den Namen dieses Gottes anzurufen habe, um auch in der anderen Welt die Vergebung seiner Sünden zu erhalten. Sie hatten Einsiedler, Mönche und Nonnen, welche sich dem Scheine nach einem beschaulichen Leben widmeten, bei Geburten und Sterbefällen übten sie eine Menge Ceremonien, welche der christlichen Kirche nachgeahmt zu sein schienen. — Es ist wohl erkennbar, daß Japan in den frühesten Zeiten das Christentum kannte — wer war es — der es auf das zu jener Zeit fast unzugänglichen Insel-land hingebraht hat — das durch zahllose Klippen und steile Felsenkünste und furchtbare Brandung den Besucher erschreckte. War es der hl. Apostel Thomas selbst — der in Indien sein Grab fand. Im Jahre 1545 war es, als der gottbegeisterte Franz Xaver in Malapar des Apostels Grab besuchte — und an demselben betete. — Vielleicht wurde damals seinem in Andacht versunkenem Geiste jene Zeit offenbart, in welcher Japan das Christentum kannte, von da an finden wir den ausgesprochenen Wunsch des gottbegeisterten Jüngers Loyolas seine Missionsarbeit nach Japan weiter zu verpflanzen. Er schrieb an Ignaz Loyola: „Ich finde nicht Worte, um die Freude zu schildern, mit welcher ich eine so lange Reise antrete, denn es drohen die größten Gefahren, wer von vier Schiffen zwei rettet, glaubt eine sehr glückliche Fahrt getan zu haben. Obschon diese Gefahren weit schrecklicher sind, als alle die ich bis zu dieser Stunde ausgestanden, habe ich mich doch gehütet, meinen Vorsatz aufzugeben, denn der Herr sagt mir innerlich, daß das Kreuz da, einmal gepflanzt, herrliche Früchte bringen wird.“

Xaverius sandte diesen Brief von Malacca aus, nach viermonatlicher Fahr betrat er im August 1549 auf der Rheede von Sangorina den Boden Japans, von den Eingeborenen „Nipon“ genannt. Die Chinesen nennen es „Cipuan-Lue d. h. Reich der aufgehenden Sonne. Das ganze Inselland hat sehr hohe, steile Gebirge, welche ebenso viele Zweige der Felsenkette des südlichen Sibiriens, des nördlichen Chinas und der westlich von Japan liegenden Halbinsel Korea bilden. Die damaligen Berichten melden, daß auf den Spitzen der Gebirgen ewiger Schnee liege — auch auf zahlreichen feuerpeinenden Bergen, und daß zerstörende Erdbeben sehr häufig seien. Trozdem sei das Klima angenehm und gesund, anhaltende Regen und die aus Sibirien herüberwehenden Nordwinde mildern die im Sommer in dieser Zone unaussprechliche Hitze — im Winter herrschte unbegreifliche Kälte. Als Xaverius den Boden Japans betrat, war es kaum ein paar Jahre her, daß Mendez Pinto, ein Portugiese, das Land entdeckt hatte. — Die Japaner waren durch Portugiesen bereits mit dem Christentum in lose Verbindung gekommen —

aber was sie von den „Fremden“ sahen, war nicht geeignet, für die Lehre, der jene anhängen, besonderer Berechtigung zu erweisen. — Damals — wie heute — wird wohl die Sucht nach Geld und Gut die Kulturträger aus Europa in höchstem Maße gezeigt haben.

Das Gespenst von Klosterfelde.

Kriminalnovellette von St. Feiner.

(Nachdr. verb.)

Melchior Wirmeyer, genannt der Leutschindbauer, weil er sein Gesinde behandelte wie das Vieh und seine Schuldner unbarmherzig brückte, war verschwunden. Wohin er gekommen war, wußte kein Mensch und man wunderte sich darüber um so mehr, als er drei Tage vor der Hochzeit seiner Tochter verschwunden war. Der finstere, schweigsame Mann teilte niemanden mit, wohin er ging und was er tat, man vermutete nur er sei nach der Stadt gefahren, um die Mitgift seiner Tochter zu holen, 20 000 — 25 000 Mark mußte man.

Er war ohne Kutscher gefahren, immer fuhr er ohne Kutscher, die Pferde aber waren nachts desselbigen Tages allein wiedergekommen, sie wußten den Weg ja so genau, einer der Strecken war aufgestanden und hatte die Entdeckung gemacht. Man glaubte, dem Bauern sei ein Unglück zugestoßen und hatte noch nachts den Weg abgesehen — aber man fand nichts. Gar keine Spur. Die Nachforschungen waren am nächsten Tage fortgesetzt worden, aber man fand keine Spuren mehr — es waren noch andere Spuren da und alle verloren sich ca. hundert Meter vor der Stadt, wo die Straße gepflastert war. Aber in der Mitte des Weges, also zwei Stunden sowohl von der Stadt, als auch vom Dorf, schien es, als habe ein Wagen umgewendet. Man ging in die Stadt, meldete die Sache der Polizei und forschte weiter. In dem Wirtshause, wo er gewöhnlich abstieg, war Melchior Wirmeyer auch diesmal gesehen worden, aber er war abends neun Uhr, als es noch dämmerig war, heimgefahren. Niemand war bei ihm gewesen, niemanden hatte man mit ihm sprechen hören, mit ihm verkehren sehen.

So gingen die nächsten Tage hin ohne jedes Resultat. Auch nicht die leiseste Spur von dem verschwundenen Bauer war zu entdecken — schließlich schlief die Sache ein.

Eines Abends, Wochen waren inzwischen darüber hingegangen, da kehrte einer der Knechte aus der Stadt zurück und erzählte, er habe den Michel in der Stadt gesehen, er stolzierte gar sein umher und habe ihm auf seinem Gruß kaum gedankt. Das war verdächtig. Das Gerücht kam auch dem Sepp, dem Sohne des ermordeten Melchior, zu Ohren. Der Tod des Vaters direkt vor der landwirtschaftlichen Schule abgerufen hatte, um den Hof zu übernehmen. Die Sache machte ihn nachdenklich, denn er kannte den Michel — ein wüster Geselle, jähzornig, zwanghaft und gewalttätig. Er beschloß, auf diejenige, um die Polizei nicht irgend etwas Neues bei ihren Nachforschungen zu Tage gefördert habe. Da fiel sein Blick auf die nachfolgende Notiz im provinziellen Teile:

Klosterfelde, 31. Juli. Ein kaum glaubliche Geschichte wird hier in allen Wirtshäusern in allen Häusern nur flüsternd erzählt, eine Geschichte, so absurd, daß man kaum glauben sollte, dergleichen könne im 20. Jahrhundert geglaubt werden. Bekanntlich liegt eine Viertelstunde westlich von unserem Orte das alte verfallene Nonnenkloster — und das Volk war immer steif und fest davon überzeugt, daß hier der Geist einer vor 600 Jahren eingemauerten Nonne umgehe. Man will das Gespenst, eingehüllt in ihr langes weißes Ordensgewand, in mond hellen Nächten zwischen den Mauern und in den höhlen der Türen gesehen haben — auch oben an den Fensterritzen und auf dem Dach soll das Gespenst sich gezeigt haben; langgezogene Klagerufe ausstöhnend. Das wurde geglaubt und jeder redete sich schließlich ein, es gesehen zu haben, aber wann und wie konnte man nicht sagen. Als dann vor 10 Jahren ein Vorkönig aus Wien die Ruine zu einem altertümlichen Schlosse ausbauen wollte, da schüttelte man die Köpfe und hielt ihn für verrückt oder für einen Frevler. Bekanntlich vertrat der Mann, als das Werk gerade begonnen war. Dadurch sieht es im Innern noch viel wüster und trostloser aus als früher. Schutthaufen, Steinhaufen, verlassene Kalkgruben, alles durcheinander. In diesem Chaos will man nun, zum ersten Male vor vier Wochen, das Gespenst wieder gesehen haben, drei Wochen lang. Einer erzählte es dem Andern und flüsterte es ihm in's Ohr, nun ist es in aller Munde. Man sieht, der Aberglaube ist tief und festgewurzelt in unserm Volk.

Sepp ließ die Notiz wieder und wieder — vier Wochen — das war ja zur Zeit des Verschwindens seines Vaters! Nun — sollte da — aber Unfug! Sein Dorf lag ja vier Stunden östlich der Stadt — und Klosterfelde zwei Stunden westlich. Nun — jedenfalls galt es, auf den Michel aufzuspüren!

Am Abend teilte er dem Großvater mit, was am nächsten Tage zu tun war und fuhr dann bei Tagesgrauen nach der Stadt. Der Zufall führte ihn den Michel in den Weg. Der sah ihn nicht, aber um so genauer erkannte er ihn wieder, trotzdem er städtisch gekleidet war und von seinem früheren, zerfetzten Gewand keine Spur mehr war. Sepp spannte aus und — von einem inneren, ihm selber nicht erklärlichen Drange getrieben, lenkte er seine Schritte nach Klosterfelde. Nach 23 stündigem Marsche gelangte er bei der alten Klostermauer an. Eine verlassene Kalkgrube fiel ihm auf. Am Rande befanden sich Kalkspritzen, die vor noch nicht zu langer Zeit entstanden sein mochten, und die Bretter, die die Grube bedeckten, waren unordentlich darüber gelegt — und im Schutt in der Nähe der Grube Fußspuren. Sie führten zu einem Gewölbe, zu dem man durch ein Loch in dem alten Gemäuer hinaufschauen konnte, wenn das Innere des Gewölbes nicht von undurchdringlicher Finsternis erfüllt gewesen wäre. Sepp zündete ein Streichholz an und leuchtete hinunter. Die Wände waren nicht glatt — man konnte hinuntersteigen, wenn man die Füße in die zahlreichen Löcher auf die vielen Vorsprünge setzte. Er stieg hinunter, etwa 10 Meter tief. Wiederum rief er ein Streichholz an und leuchtete auf den Boden. Da — ein Männergewand, Hut, Schuhe, Stutzen, Hosen, Hosenträger, Zoppe. Er schnürte mit einem Bindfaden, den er in der Tasche gehabt hatte die Sachen zu einem Paket zusammen und trat mit ihnen den Rückweg hinauf an. Oben breitete er die Sachen aus — sie wiesen Kalkflecke auf, Spritzer die sich hineingestossen hatten — ebenso waren die Schuhe voll Kalk. Den Gürtel vermerkte er zu kennen, er hatte vorne ein Metallschloß mit einem eingepprägten R.

Sepp ging nach Klosterfelde, teilte dem Gendarmen seine Wahrnehmungen mit und mietete zwei Arbeiter, die er anwies, die Kalkgrube zu reinigen. Sie war 1½ Meter tief — und nachdem die Leute eine Stunde gearbeitet hatten, stieß man auf menschliches Gebein. Bald gelang es, einen Leichnam aus der Kalkgrube zu ziehen, man reinigte ihn und mit Heiserer Erschütterung erkannte Sepp die strengen, finsternen Züge seines Vaters. Da, während sie bei bester Arbeit waren, näherten sich Schritte den Ruinen. Auf Sepps Geheiß versteckten sich alle vier Mann hinter einer Mauer, aber so, daß sie alles übersehen konnten, Sepp und der Gendarm so, daß sie dem Kommenden den Rückzug abschneiden konnten.

Der Mann, von dem die Schritte herührten, kam näher, kam in Sicht. Jetzt bog er um den Mauervorsprung, jetzt sah er den Leichnam. Ein entsetzlicher, Mark und Bein durchdringender Schrei und der Ausruf:

„Jesess Marie — der Leutschindbauer! Schinder, Henker — hab i Di net tief g'nug nei g'worfen?“

Im Nu sprangen Sepp und der Gendarm von rückwärts und die beiden Arbeiter von vorn auf Michel — denn dieser war es — zu, warfen den Brüllenden und sich verzweifelt Wehrenden zu Boden und legten ihm Handschellen an. Dann brachte man ihn zur Stadt ins Untersuchungsgefängnis. Anfangs leugnete er. Aber als er sah, daß die Beweise sich häuften, als sich Leute fanden, die bezeugten, daß sie ihn in dem gefundenen Anzuge gesehen hatten — als alles über ihm zusammenstürzte, er auch kein Alibi nachweisen konnte — da bequeme er sich zum Geständnis.

Als der Bauer ihn vom Hofe wegnahm hatte er nur gelegentlich gearbeitet, die Gegend stehend und bettelnd durchstreift. Das Kloster hatte ihm oft Unterhalt gewährt und er hatte gedacht, wie schön sich hier die Spuren einer Untat verewigen ließen.

In dem Tage vor vier Wochen hatte er den Leutschindbauer in der Stadt und nach der Wank gehen sehen, er wußte von der Hochzeit und so beschloß er aufzulauern, wenn der Bauer abends nach Hause führe. Als der Wagen heran war, hatte er Wirmeyer durch einen Schlag betäubt, dann erwürgt war umgekehrt, nach Klosterfelde gefahren und hatte den Leichnam, den er zuvor beraubt, in die Kalkgrube geworfen. Er wollte nach Amerika. Um aber keinen Verdacht zu erregen, hatte er noch vier Wochen gewartet und, um unberufene Besucher zurückzuhalten, als Geist der Nonne gespielt.

Am Nachmittag vor seiner Abreise hatte er die letzten Spuren vernichten wollen und dabei hatte man ihn verhaftet.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 19.

Düsseldorf, den 11. Dezember.

1904.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dritter Advents-Sonntag.

Evangelium nach dem hl. Johannes I. 19–28. „In jener Zeit sandten die Juden von Jerusalem Priester und Leviten an Johannes, daß sie ihn fragen sollten: Wer bist du? Und er bekannte und leugnete es nicht und bekannte: Ich bin nicht Christus. Und sie fragten ihn: Was denn? Bist du Elias? Und er sprach: Ich bin es nicht. Bist du der Prophet? und er antwortete: Nein. Da sprachen sie zu ihm: Wer bist du denn? Damit wir denen, die uns gesandt haben, Antwort geben. Was sagst du von dir selbst? Er sprach: Ich bin die Stimme des Rufenden in der Wüste: Verreitet den Weg des Herrn, wie der Prophet Isaias gesagt. Die Abgesandten aber waren Pharisäer. Und sie fragten ihn und sprachen zu ihm: Warum taufest du aber, wenn du nicht Christus, noch Elias, noch der Prophet bist? Johannes antwortete ihnen und sprach: Ich taufe mit Wasser; aber in eurer Mitte steht der den ihr nicht kennt. Dieser ist es, der nach mir kommen wird, der vor mir gewesen ist, und dessen Schuhriemen aufzulösen ich nicht würdig bin. — Dies ist zu Bethania geschehen, jenseits des Jordans, wo Johannes taufte.“ —

Der Vorläufer des Erlösers.

II.

Es muß eine gewaltige Erscheinung, eine hehre Gestalt voll unwiderstehlicher Anziehungskraft gewesen sein, dieser Bussprediger Johannes! Seine Zuhörer suchten sich nicht im Gedränge der Städte, nicht im Tempel zu Jerusalem oder in den Synagogen des Landes: in der Wüste draußen erhebt er seinen Ruf, und siehe! alsbald strömt nicht nur die Bevölkerung der nächsten Umgebung — ganz Judäa und die Bewohner Jerusalems! (Matth. 3, 5) strömen hinaus, zum Prediger in der Wüste! Freilich, mit seinem ersten Rufe: welche Saite klingt er da an in der Brust seiner Zuhörer! Wir wissen, lieber Leser, was im Herzen jedes Israeliten lebt: der vornehmste wie der geringste Israelit fühlt sich als den Bevorzugten unter allen Völkern, und gerade der Druck der Gegenwart, die unerträglichen Frevel der römischen Fremdherrschaft, vermehren seine Hoffnung und seine Zuversicht, es müsse bald Hilfe vom Himmel, der Messias, kommen. In diese Stimmung, ja, in diese Spannung eines ganzen Volkes fällt plötzlich — wie der Funke in den Zündstoff — der laute Ruf des Johannes: „Das Himmelreich ist nahe!“ (Matth. 3, 2.) Das bedeutet, so sagt sich Jeder, die erwartete Hilfe, den Messias!

Und wer erst den also Rufenden selbst sieht oder hört! In der Wüste ist er geheimnisvoll aufgetaucht: er ist offenbar ein Prophet — so heilig, so selbstlos eifert er für die Ehre seines Gottes; offenbar ist er das gewaltige Echo der alten Propheten, ein Bote, wie er gerade an der Schwelle der messianischen Zeit von dem Propheten selbst verkündet ist! Welch' himmlischer Ernst, welche Kraft der Sprache! Furchtlos vor den Mächtigen, milde mit dem armen Sünder, demütig gegenüber der allgemeinen Bewunderung des israelitischen Volkes, — so sieht Johannes da „im Geiste und in der Kraft des Elias“ (Luk. 1, 17). Und als ob der Geist des Alten Bundes sich in ihm (Johannes) sammelt, faßt er alles, was Israel braucht und soll, noch einmal in den erschütternden Ruf zusammen: „Tut Buße!“

Der so ernste Mahnruf findet eine mächtige Unterstützung in der Taufe, wozu Johannes die Bussfertigen einladet. Die Taufe — das Untertauchen des Sünders in Wasser — treffen wir sonst nirgends im Alten Bunde; sie wird zum erstenmale von Johannes gespendet, ja, sie bildet das charakteristische Wahrzeichen des

Vorläufers; wie er denn auch heute noch in der Kirchensprache genannt wird: „Johannes der Täufer.“

Mehrere Monate lang ertönt bereits die Stimme des Vorläufers in der Wüste: so gewaltig steht Johannes da „im Geiste und in der Kraft des Elias“ (Luk. 1, 17), daß an seiner höheren Sendung nicht zu zweifeln ist, — und wollte es Jemand, so mußte dieser Zweifel verstummen, seit Jesus zu seiner Taufe gekommen und die Scharen des versammelten Volkes mit Aug' und Ohr zugehen gewesen waren, in welcher feierlicher Weise der Himmel selbst die Taufe und das prophetische Wort des Vorläufers bestätigt hatte. Als Jesus (so berichten die Evangelisten) aus dem Wasser des Jordan stieg und betete: da öffnete sich über Ihm der Himmel, der Geist Gottes schwebte in Gestalt einer Taube herab und läßt sich auf Ihm nieder. Und eine Stimme erschallt vom Himmel: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe!“

Das alles, lieber Leser, war vorausgegangen und trug sich von Mund zu Mund im Volke. Da ertrugen es die Herren in Jerusalem nicht länger, untätig zu bleiben; „Priester und Leviten“ werden vom Hohen Räte, der geistlichen Oberbehörde Israels, abgesandt an Johannes, daß er sich ausweise, daß er Rechenschaft darüber ablege, wer ihm zu seinem Auftreten das Recht gegeben habe!

In voller Klarheit erkennt der Vorläufer selbst die Wichtigkeit des Augenblickes, da er im Namen des Hohen Rates, also im Namen Israels öffentlich und feierlich gefragt wird: „Wer bist du?“ Er merkt auch schon aus der Frage selbst, welche Verwirrung der Begriffe, welche falsche Vorstellung aus den Fragenden spreche, — ihm, dem berufenen Herolde, dem treuen Diener seines Meisters trauen sie zu, daß er sich selbst für den so lange erwarteten Messias ausbe. Darum die charakteristische Antwort seinerseits, auf die schon der alte Origenes († 254) in seiner Schrifterklärung hinwies: der Gefragte sagt nicht, wer er sei — sondern, wer er nicht sei. Mit einer Entschiedenheit, die jeden Zweifel abschneidet, antwortet Johannes: „Ich bin nicht Christus (der Messias)!“

Mit dieser bloß verneinenden Antwort aber geben die Fragenden sich nicht zufrieden. Sie wissen aus ihren heiligen Büchern, daß vor dem Messias Selbst und in engster Beziehung zu Ihm Elias erscheinen wird. Auch jener „Prophet“ schwebt ihnen vor, den bereits Moses

so bestimmt in Aussicht gestellt hat (5. Mos. 18). Hätten sie aber die Schrift richtig verstanden, so hätten sie sich sagen müssen, daß ihr großer Gesetzgeber Moses mit seiner Verheißung des „Propheten“ eben den Messias Selbst gemeint habe. So fährt denn die Gefandtschaft, indem sie richtig festhält, der Täufer müsse jedenfalls mit dem Messias zusammenhängen, mit ihren Fragen fort: „Bist du Elias?“ — „Nein“, antwortete der Gefragte. — „Bist du der Prophet?“ — Wieder „Nein“!

Da sehen die Fragenden sich genötigt, ihm eine Erklärung über seine Person unmittelbar abzuverlangen; „Was sagst du von dir selbst aus, damit wir denen, die uns gesandt, eine Antwort bringen können?“ Sie wissen eben, wie viel ihren Gebietern in Jerusalem an einem bestimmten, klaren Bescheide liegen muß. — Die Antwort, die sie erhalten, so kurz und knapp sie auch ist, zeigt den von Jesaias geweissagten Vorläufer in seiner ganzen Würde: „Ich bin die Stimme des Rufenden in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn!“

Allein dieser Hinweis auf die wohlbekannte Prophezeiung des Jesaias macht auf die fragenden Pharisäer keinen Eindruck; denn sie stellen nun den heiligen Vorläufer zur Rede mit den Worten: „Was tustest du denn, wenn du weder Christus noch Elias noch der Prophet bist?“ — Sie haben also offenbar aus ihren heiligen Schriften die Erwartung geschöpft, daß die Erlösung Israels durch den Messias mit einer Reinigung im Wasser, mit einer Taufe, verbunden sein werde, und auch Elias, und etwa auch „der Prophet“ werde taufen, weil beide mit dem Messianischen Reiche aufs engste in Verbindung stehen.

Seine Taufe, antwortet Johannes, brauche sie nicht zu beunruhigen, denn es sei nicht die Taufe dessen, der im Heil. Geiste und im Feuer tauft, — und erschütternd ruft er ihnen zu: „In eurer Mitte steht Er, den ihr nicht kennt, der nach mir kommt, aber vor mir war, und dessen Schuhriemen auflösen ich nicht würdig bin.“

Ihn, lieber Leser, den diese Pharisäer nicht kannten und auch nicht kennen wollten, erwarten wir wieder am bevorstehenden Weihnachtsfeste. Soll aber Seine geistige Ankunft unserer Seele all' die Gnaden und Segnungen bringen, die Er in Seiner unendlichen Güte und Barmherzigkeit uns zugebracht, so müssen wir die noch übrigen Tage der Adventszeit im Sinne Seiner heiligen Kirche verleben und das Wort Seines großen Vorläufers recht zu Herzen nehmen: „Bereitet den Weg des Herrn!“

S. Zur Geschichte der Erbauungs- und Gebets-Literatur.

VII.

Die Aufnahme „der Gemeinschaft der Heiligen“ als Glaubenssatz in das Credo läßt doch wohl annehmen, daß die Heiligenverehrung und ihre Anrufung der Christen um ihre Fürbitte schon zu früher Zeit in Gebrauch gewesen sei. Wir vermögen auch aus diesem Grunde der Ansicht einiger Schriftsteller nicht beizupflichten, welche den Beginn der Heiligenverehrung erst in spätere Jahrhunderte verlegen. Die Katalomben sprechen in ihrer überwältigenden Schlichtheit ebenfalls für unsere Ansicht — oft genug findet sich auf den Grabtafeln, welche die Gebeine der Martyrer bergen, der Hinterbliebenen frommer Wunsch — „bitte für uns.“ Eine entsprechende Gebetsliteratur hat allerdings jene Zeit nicht besessen, wir haben schon gesagt, daß das „Gebet der Tat“ ihr glorreiches Verdienst gewesen ist — Das Opfer des Lebens — in Verdammung und Tod. — Die Juden kannten nur das „laute“ Gebet, Christus warnte vor der eiteln Sucht der Pharisäer öffentlich und laut zu beten — und empfahl das Gebet im Verborgenen (Math. 7. 5-8). Das Gebet der Pharisäer war der Ausdruck der Eitelkeit und wenn Pythagoras lautes Gebet empfahl, unterschied er sich vornehm von der herrschenden Masse des Judentums durch seine Auffassung, das Gebet sollte deshalb laut sein, damit nicht Dinge zum Gegenstande des Gebetes gemacht würden, welche den Begriffen von Gott unangemessen wären.

In dieser Auffassung können wir die Befürchtung begründet finden, es möge in der Verehrung der Heiligen möglicherweise

mensliche Irrung unterlaufen. Christus will in der Ehre seiner Heiligen selber berechtigt sein, das ist irrliche Auffassung. Aber wie der Silbersturm unter Leo dem Vierten, der im Jahre 717 den Kaiserthron von Konstantinopel bestieg höchstwahrscheinlich Uebertreibungen in der Verehrung von Bildern der Heiligen zur Ursache hatte, so sind auch bis auf die heutige Zeit mancherlei Uebertreibungen in der Heiligenverehrung erkennbar — jedoch ohne daß man denjenigen, welche denselben verfallen sind — andere als gutgläubige Meinung untersuchen kann. Leider sind in der großen Menge des Volkes viele, welche im christlichen Unterricht arg vernachlässigt sind. Bischof Augustinus, der jetzt regierende Hirte von St. Gallen, hat vor nicht langer Zeit eine Schrift herausgegeben, welche der Uebertreibung und irrtümlichen Anschauungen in der Heiligenverehrung entgegentritt. Wir meinen, den christlichen Laien, welche heute darin fehlten, habe es an Unterricht gemangelt. Es ist ohnehin schwer, den religiösen Subjektivismus zu begreifen, so möchten wir es nennen, wenn z. B. ein schlichter Bäuerlein seinen Namens- oder Kirchenpatron anruft, oder sonst einen Heiligen, von dessen Lebens- und Leidensgeschichte er einmal predigen hörte, und ihm naive Zumutungen stellt, ihm in seiner augenblicklichen Pein zu helfen, so sehr diese auch sehr weltlicher Natur sein mag und vielleicht eine Konsequenz seiner eigenen geringen Unterscheidungsfähigkeiten. Es liegt darin ein gut Stück festen Glaubens an die Gemeinschaft der Heiligen. — Ein protestantischer Maler begegnete auf seiner Studienreise in Tyrol einem alten Bäuerlein, das schwer unter seiner Kniepe trug und sie auf die Petbank am Fuße eines Kreuzes niederlegte — das am Wege stand. — „Gell, sagte das Bäuerlein, aufatmend von seiner Last befreit, indem es zu dem aufsaß, der am Kreuze hing — du hast es noch schlimmer gehabt als ich — dann zog er sein Kappchen und grüßte — ehe er sein Pfeifchen in Brand setzte — der protestantische Maler sagte sich, da allein sei das wahre Christentum, wo eine solche natürliche Innigkeit zwischen Mensch und Gott bestehen könne, wie er es bei dem Bäuerlein gefunden. Er wurde katholisch. Im Guten — aber allerdings auch im weniger Guten, — der religiöse Subjektivismus kommt zu seinem Recht. —

Was nun die Gebetsliteratur betrifft, so haben wir aus der Zeit vor Luther uns durchaus würdige Gebete zu den lieben Gottesheiligen überliefert erhalten zu St. Peter und Paul — St. Johannes der Täufer und der Liebesjünger — St. Joseph, St. Anna. Die Heiligen der Litanei der triumphierenden Kirche finden wir überall verehrt. — Wie innig diese Gebete waren, davon hier ein Exempel zu St. Peter: Heiligster Zwölfbote St. Peter, der du zu großen Ehren u. Würden erhöht bist, unter allen Aposteln des Herrn der Oberste und vornehmste der h. Zwölfboten und dir, der Herr Jesus seine Schäflein zur Weide, d. h. uns zu lehren und zu unterweisen befohlen hat, du hast dich allezeit in göttlicher Liebe vor allem entbrannt erwiesen. In dieser Liebe bist du auf dem Meere zum Herrn hingewandelt und so groß ist deine Heiligkeit, daß von dem Schatten deiner Kleider die Kranken gesund wurden. Der Herr hat dir auch Gewalt gegeben, zu binden und zu entbinden und des Himmelreiches Schlüssel dir übergeben. Du von Gott besonders auserwählter Verkünder und Wehrer des christlichen Glaubens, du höchster Bischof und getreuer Hirte, ich bitte dich demütiglich, erwirb mir durch deine große Heiligkeit lebendigen Glauben, da ohne diesen Glauben Niemandes Seligkeit erfolgen kann und in diesem Glauben zu verharren bis an mein Ende. Amen.

Mit einigen Ausnahmen ist unsere Gebetsliteratur zur Verehrung unserer Heiligen Jahrhunderte genau dieselbe. Die Andachten zum hl. Joseph — zur hl. Mutter Anna — der hl. 3 Könige usw. Die ältere Zeit hat sie allerdings mit größerer Vertiefung gekannt. Ebenso sind einige der vieler Orts heute noch sehr in Aufnahme stehenden Andacht zum hl. Antonius, zu den hl. 14 Nothelfern in früheren Jahrhunderten mit inniger Liebe gefeiert worden.

Wir haben schon vorhin unsere Verwunderung darüber ausgedrückt, daß gerade vor dem Auftreten Luthers die damals gebräuchte Gebetsliteratur eine besonders tiefe Innigkeit atmete. In den Kommuniongebeten der damaligen Zeit finden wir als „aus alten Handschriften“ oder „aus Incunabeln einer Bibliothek“ — oder — um ein Gebetbuch zu nennen mit einem Druckerort — aus dem Augsburger Gebetbuch 1471 fast ausschließlich Auszüge oder beinahe wörtliche, dem Sinne nach volle gleichförmige Wiedergaben aus dem 4. Buche des Thomas von Kempen (gestorben 1471). Das 15. Jahrhundert hat also für die heilige Kommunion als beste Andachtsübung den Inhalt des 4. Buches des Th. von Kempen benützt, und es, wie es der Augenschein lehrt, nach handschriftlichen Aufzeichnungen benützt. Ist es nicht sonderbar, daß kurz vor Luthers Zeit dieses 4te Buch (über das hl. Altarssakrament) überall in Aufnahme kam.

Die vorlutherische Gebetsliteratur der heiligen Messe ist von einem großen Ernste getragen und voll heiliger Würde. Wir möchten behaupten, daß der im deutschen Volke tief wurzelnde feste Glaube an das unblutige Opfer es erwirkte, daß der kath. Glaube in den Greueln jener Zeit nicht in Deutschland ganz ausgerottet wurde. — Wir führen dem Leser das „Confiteor“ vor, wie es in den Messgebeten des 15. Jahrhunderts sich vorfindet.

Welchen demüthigen Glauben bezeugt es! Ich armer, sündiger Mensch bekenne dem allmächtigen, barmherzigen Gott, Maria der Königin des Himmels und allen Gottesheiligen daß ich leider viel gesündigt habe von meinen kindlichen Tagen an bis auf diese Stunde. Ich gib mich schuldig, daß mein Herz, das sich allezeit beschäftigen sollte haben mit dem allmächtigen Gott und voll Dankes gewesen sein sollte für alle seine Guttat und Barmherzigkeit, seine Liebe, seine Marter, seinen Tod und das Vergießen seines theuren Blutes, sich leider mehr bekümmert hat um falsche Liebe, weltliche Freuden, eitle Ehre, zu großer Sorgfalt für zeitliches Gut, Hoffahrt, Geiz, unreinigkeit, Neid und Haß, Wohlleben, Trägheit im Dienste Gottes und manch anderen unreinen und sündlichen Reigungen nachgegeben hat, die mir leider oft ein großes Hindernis im Dienste Gottes und für meiner Seelen Seligkeit gewesen sind. Ich gib mich schuldig, daß ich meinen Leib allzu zärtlich gepflegt habe in Kost und Kleidung, im Waschen und Schlafen und anderen menschlichen und irdlichen Tröstungen daß ich seinen sündlichen Reigungen oft allzu viel gefolgt bin, was mir gleichfalls oft ein großes Hindernis im Dienste Gottes und meiner Seelen Seligkeit gewesen ist. Ich gib mich schuldig, daß ich meinen Mund nicht enthalten habe von allen unnützen, eitlen, schändlichen, lügenhaften, zornmüthigen Worten, von Hohn und Spott, womit ich meinen nächsten oft und arg beleidigt, ihm seine Ehre genommen und abgeschnitten habe. Ich gib mich schuldig, daß ich meinen Leib, meine Kräfte, mein Gut, meinen Verstand, meinen freien Willen und Alles, was mir Gott verliehen und gegeben hat, leider mehr geübt und gebraucht zum Dienste und Wohlgefallen der Welt u. des Teufels, als meines Herrn und Gottes. Ich gib mich schuldig aller Sünden, deren mich Gott schuldig weiß, seien sie tödtliche oder lässliche, heimliche oder öffentliche, wissentliche oder unwissentliche, wie ich sie begangen habe und Gott an mir sie erlannt. Und sonderlich gib ich mich schuldig, daß mich meine schweren und großen Sünden, die ich begangen, nicht so sehr reuen und mir leid sind und auch nie so leid gewesen sind, als groß die Lust und Liebe war, die ich daran gehabt habe. Auch, daß ich nicht gehabt habe einen so festen guten Willen und festen Vorsatz, Alles zu vermeiden, was wider die Ehre Gottes wäre und wider meiner Seelen Seligkeit und wie ich mich in dem Allen und sonst in allen Dingen verschuldet und mich vergessen habe in meinem ganzen Leben. Wie es der allmächtige und allwissende Gott an mir erlannte, so gib ich mich schuldig auf seine grundlose Barmherzigkeit hin und es reut mich von Herzen und bitte ich dich, sei mir gnädig, allmächtiger Gott und gib mir Frist in diesem Elend zur Besserung meines Lebens. Und bitte ich dich auch, lieber Herr Jesu Christi, um all deiner Liebe willen, in der du deine bitteren Marter und den Tod gelitten und dein theures Blut für uns so mildiglich vergossen hast, du wollest es an mir armen Sünder nicht verloren sein lassen und wollest mir eine solche Gnade verleihen, daß ich allezeit mit freiem gutem Willen und fröhlich mög vollbringen, was dir lieblich und dir wohlgefällig und für meiner Seele Heil ein Förderer für das ewige Leben ist. — Und bitte ich dich auch, o allerseeligste Jungfrau Maria, die du bist eine Fürbitterin der armen Sünder, daß du deinen lieben Sohn unsern Herrn, für mich wollest bitten daß er mich nimmer laß erstehen, ehe denn ich alle meine Sünden wahrhaft und genugsam bereut, gebeichtet und geküßt — das verleihe mir, Gott der Vater, der Sohn und der heilige Geist. Amen.

Wir meinen in den Messgebeten jener Zeit spreche sich auch in vielen anderen Beziehungen eine größere Vertiefung und heiliger Ernst aus, als in den Gebeten unserer Zeit. J. D. im Memento für die Lebenden finden wir Fürsorge, für alle die uns Gutes getan, erbarme dich auch, heißt es da, über alle die Menschen, die durch mich in Sünden geraten sind, gib ihnen langes Leben, Ablass ihrer Sünden und behüte sie vor allem Uebel u. dem ewigen Tode. Wir finden da Fürbitte für alle elenden, betrübten, hausarmen Leute, daß sie nicht wegen ihrer Armut verzagen und in Ungeduld und Sünden fallen — für alle Kranken und gefangenen Menschen nach ihrer Notdurft und nach deinem Willen, für alle die sich treulich mit ihrer harten Arbeit nähren für alle die im heiligen Ehestande leben, durch den die Zahl deiner Auserwählten gemehrt werden soll, gib ihnen, so heißt es in dem Memento — Freud und Einigkeit und laß sie die Früchte ihres Gebetes und guten Wandels an ihren Kindern erleben. —

Auch das Memento für die Verstorbenen zeigt dieselbe

umfassende Liebe. — Nach der Einleitung lesen wir da: O du reicher Brunnen der Barmherzigkeit, laß an deiner väterlichen Liebe Anteil haben alle gläubigen Seelen, gib ihnen die ewige Ruhe, schicke ihnen deinen heiligen Engel daß er sie erlöse und sie führe zu dir in das ewige Leben. — Ewiger, allmächtiger Gott, erbarme dich namentlich auch über alle gläubigen Seelen, die hier auf Erden Niemanden haben, der für sie bittet und keinen anderen Trost in ihrem Leiden haben, als daß du sie nach deinem Ebenbilde geschafften sonst aber gänzlich vergessen sind, von den Menschen hier auf Erden und verlassen von allen Freunden. Herr, beschirme diese deine Geschöpfe und reiche ihnen deine Hand und führe sie ein zu den ewigen Freuden durch den Namen deines Sohnes Jesu Christi. Amen.

Wie kommt es, daß unsere heutige Gebetsliteratur derjenigen der damaligen Zeit offenbar nachsteht? Der fundamentale Aufbau auf das Leiden und den Tod Christi fehlen und von dieser Quelle aus reicher Ströme belebender Kraft nach allen Seiten ausfließt, spüre man deshalb nicht die Wirkung. — Unsere Gebetsliteratur steht nicht durchweg auf der Höhe — ganz besonders mangelt es vielfach da, wo es sich um das heilige Messopfer handelt. — Um Gotteswillen — nur da keine kaufmännische Spekulation hineingegen! Noch heute gilt des Wort Christi — mich jammert das Volk, daß es auf dem Wege nicht verschmachtet — das Gebetbuch, muß kraftliegendes Kost sein, das ihm in die Hände gegeben wird.

S. Japan.

II.

Besonders heute, wo das japanische Volk in den Vordergrund des Weltinteresses getreten, dürfen wir wohl einige Details mitteilen über dieses Volk und seine Sitten und Gebräuche, über sein Land und dessen Bedeutung, wie es die alten Schriftsteller zu Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts schilderten. Entgegengesetzt neueren Annahmen, welche die Japaner semitischen Ursprungs hinstellen, galten sie bei den alten tartarischer Abstammung. Sie werden in folgender Weise beschrieben: „Von mittlerer Größe, meistens schwarz von Haaren und unscheinbar in ihrem Ansehen; aber was die Natur ihnen bei Bildung ihres Körpers entzogen, hat sie bei der Formung ihres Charakters ihnen doppelt ersetzt. Die Hauptzüge desselben sind Mächtigkeitsliebe, Fleiß, Liebe zur Keuschheit, Redlichkeit, zuvorkommende Gastfreundschaft, unbezwingbarer Mut und eine alle Bestrebung übersteigende Standhaftigkeit im Unglück.“ — Wer muß nicht laut bekennen, daß der Japaner von heute in dem gewaltigen Ringen mit der Riesennacht Rußlands alle diese vortheilhaften Eigenschaften und Tugenden in heroischerem Maße gezeigt hat, wie die Geschichtsschreiber vergangener Jahrhunderte sie bei ihm lobten.

Unterjocht waren sie noch nie von einem fremden Volke. Verzehrende Getränke sind ihnen ein Greuel und einfach ist ihre Nahrung, die bloß in Früchten, Getreide, Fischen, höchst selten Fleisch besteht. Als Schattenseiten des Volkes werden dessen Stolz, sein Hang zur Wollust bezeichnet, und wenn endlich Erschlaffung der Sinne sie dem peinlichen Gefühl der Leere überließern, entsteht Melancholie, die Quelle des in Japan mehr als in irgend einem Lande zur Gewohnheit gewordenen Selbstmordes.“

So war das Volk von Japan beschaffen, als Franz Xaver bei Sangoxuna landete. — Mit ernstem Wissenschaften war es zwar wenig bekannt, aber es zeigte große Liebe für Poesie und Kibelkunst — seine Drogen — die Priester hatten es darin zu einem sehr hohen Grade gebracht, der die Erwartungen der Missionare übertraf. — Sie rühmten auch die Schauspiele der Japaner, die gleich denen der Kulturländer in Akten und Szenen eingetheilt waren, für zeichnende und bildende Künste zeigten sie mehr als gewöhnliche Anlagen. In Paris zeigte man vor der Revolution in dem königlichen Kunstkabinette ein in Japan gefertigtes Idol, welches man das Gegenstück zum „Kolos von Rhodus“ nannte. Das ganze Kunstprodukt war aus einem einzigen Reiskorn gearbeitet; aus der einen Hälfte bestand das Idol, aus der anderen die Nische, in welcher der Götze stand. Das vollendete der Arbeit, sowie das in allen Teilen vollkommen beobachtete Ebenmaß, waren ein Gegenstand der Bewunderung aller die es sahen.

Sehr groß war schon zu Xaverius Zeiten die Zahl der Städte. Im 17. Jahrhundert zählte man deren über 13 000, meist nach rechtwinkelig sich durchkreuzenden Straßen erbaut. Monako, die alte Hauptstadt des Reiches und der Sitz des Dapri, des geistlichen Oberhauptes, zählte über eine Million Einwohner, und Jeddo, der Sitz der weltlichen Regenten, des „Kubo“, zählte 170 000 Häuser. Der Palast des „Kubo“ hatte einen Umfang von fünf Stunden im Umkreise. Jeddo ist der alte Name für das heutige Tokio, die vielgenannte Haupt-

stadt Japans, die seit dem 13. August 1868 den Namen Tokio offiziell angenommen hat. Zu der Zeit, als vom Sturm verschlagene Portugiesen Japan entdeckten, bestanden unter der Oberherrschaft des Kubo (Mitado) mehrere Unterkönigreiche, Sagume, Firando Amenguchi, Bumoja Omura etc., deren Regenten zwar in scheinbarer Abhängigkeit standen, in Wirklichkeit jedoch alle Rechte der souveränen Gewalt ungehindert ausübten. Der Reichtum Japans an edlen Metallen, der Fleiß seiner Einwohner und die Bands-Bodenerzeugnisse erweckten sehr bald die Habgier der Fremden, nicht nur die Portugiesen, die Entdecker des Landes, Spanier, die damals alle Meere durchkreuzenden Holländer, und ja nicht zu vergessen, die Engländer suchten in das Land einzudringen und sich dessen Schätze zu bemächtigen — der Grund zu den späteren Konflikten war da.

III.

Als Franz Xaverius von Goa aus die Reise nach Japan antrat, befanden sich in seiner Gesellschaft zwei Jesuiten, Toroeg und Fernandez, und der Japaner Auger, der von ihm und Goa gemietet worden war. Er stand im fremden Lande, von aller Hilfe abgeschnitten, ohne schützende Begleitung, ohne Geld, der Sprache des Landes unkundig — sein Stab und seine Stütze war der Zwige — sein Leitstern die Liebe. Er schickte Auger an den Fürsten des Landes ab, um demselben seine Ankunft und den Zweck seines Besuches zu melden. Auger war in Japan schon verheiratet, hatte Kinder und seine Familie gehörte zu den angesehensten des Reiches. Der Geschichtsschreiber schildert ihn als ein Mann von Geist, Mut und Entschlossenheit, durchdrungen von der Wahrheit des Christentums und erfüllt von heiligem Eifer, das selbe seinen Landsleuten zu bringen. Xaverius gewann die Gunst des Königs, sie waren bald der japanischen Sprache mächtig und nun predigten sie mit dem Geizigen in der Hand auf allen öffentlichen Plätzen Goucoyimas. — Die Neuheit des Schauspiels zog eine ungeheure Menschenmenge herbei, Bonzen — Doktoren — japanische Mönche befanden sich unter den Zuschauern — der Erfolg war großartig, aber die materiellen Interessen — die des Handels — nahmen den König gegen die Christen ein. Nachdem auch die ganze Familie Auger zur christlichen Religion übergetreten war, ernannte er Auger zum Vorsteher der Gemeinde von Sezuma und begab sich zum Könige von Firnando, der ihn um so freundlicher aufnahm, als er gehört hatte, aus welchen Gründen der Herrscher des Nachbarreiches dem Christentum abhold geworden war.

Von hier aus bereiste Xaverius das ganze Land, er ging nach Moato, der großen und reichen Hauptstadt, der Residenz des Oberkönigs. Aber er fand kein Gehör, er wurde von den in Ueppigkeit versunkenen Reichen der Stadt, sowie vom Pöbel verhöhnt, ja sogar einmal gekleinigt. Xaverius ging nun nach Amenguchi. Dasselbst belief sich die Zahl der Christen schon nach wenigen Wochen auf 4000 Seelen. Die nächste Mission galt dem Reiche Bungo. Nach Funel, dessen Hauptstadt, war der Ruf des großen Jüngers Royales schon gedrungen. Der König ließ ihn vor sich rufen und versicherte ihn seines Schutzes. Nach einer einzigen Predigt begehrten einmal 1500, darunter die vornehmsten des Landes, die hl. Taufe. Die japanische Kirche zählte nach Hunderttausenden. Xaverius verließ nach einem Aufenthalt von 2 Jahren und 4 Monaten den japanischen Boden, um sich der Christianisierung zu widmen. Der König von Bungo hatte ihm von der hohen Weisheit der Chinesen und dessen Einfluß auf Japan berichtet und ihm versichert, daß, wenn das Christentum Eingang in China fände, alle Fürsten Japans und ihre Völker das Christentum annehmen würden.

Angeichts der Plünder Chinas starb er im 45. Jahre seines Lebens auf der Insel Jancian — der große Helden-Apostel, der mit eigener Hand eine Million Heiden getauft und viele Tausend andere in den Schoß der Kirche geführt hatte. Der englische Historiker Richard Haklort, ein Protestant, nennt die Geschichte Japans (Indiens) voll von dem großen Leben dieses heiligen Mannes, ein anderer Protestant, der gelehrte Waldeus, sagt von ihm, den er mit dem Apostel Paulus vergleicht, daß ihm Gott durch die übernatürlichen Gnaden, welche er über ihn ausgegossen, das unverkennbare Siegel eines wahrhaften Gesandten Jesu Christi aufgedrückt habe.

Wir wollen auch ein Wort auf den großen Franziskus Xaverius anwenden, mit der die Apostelgeschichte auf Paulus redet:

Vas edicereis est mihi isto ad postet nomen meum coram gentibus.

Die Gebeine des Heiligen ruhen in Goa.

Ein preußischer Offizier über katholische Missionsschwester.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß der Methode der Missionierung der Heidenländer, wie sie durch die Mitglieder der katholischen Missionen geübt wird, von zahlreichen Reisenden und Forschern das höchste Lob gespendet worden ist. Wir erinnern nur an die Anerkennung, welche Major Wisman den katholischen Missionaren in Ostafrika hat zuteil werden lassen. Neuerdings hat ein preußischer Artillerieleutnant, Erich von Salzman im vorigen Jahre einen Ritt von Tientsin durch Zentralasien bis Andischan in Russisch-Turkestan unternommen und die Ergebnisse dieser Durchquerung Asiens in seinem Buche: Im Sattel durch Zentralasien veröffentlicht. Das Buch enthält folgende Urteile über die Wirksamkeit der katholischen Missionare.

Singanzu: „Als Missionen wirken hier: die englische Baptist-Mission, die schwedische Alliance-Mission und römisch-katholische Missionen. Die Tätigkeit der Missionare liegt mehr außerhalb der Stadt, auf dem Lande; soweit ich die Sache beurteilen konnte, schien mir die protestantische Mission keinen großen Erfolg zu haben, während die katholischen Missionen schon seit Generationen arbeiten und fest fundiert sind.“ (S. 100.) „Unser weiterer Weg führte uns zu den schwedischen Missionaren, obwohl ich im allgemeinen solche Besuche nicht schätze, da ich mir immer etwas aufdringlich vorkomme. Jedoch mein Führer ließ nicht locker, ich mußte heran, ob ich wollte oder nicht, und richtig hat mir diese Missionsgruppe von der Schwedisch-Allianzmission gar nicht gefallen. Gleich beim Eintritt hatte ich genug: ein kleiner Hof, Schmutz, Unordnung und eine Menge kleiner Kinder. Ich wurde hineingeworfen, die Tische waren ohne Decken, die schleunigst erst aufgedeckt wurden; in der einen Sofaecke schlief ein Säugling, in der anderen ein Rötter. Allmählich versammelten sich zwei Herren und drei Damen, natürlich alle in chinesischer Kleidung, und nachdem ich kurzen Bescheid über wohler und wohin gegeben und eine Tasse Kaffee dankend angenommen hatte, drückte ich mich schleunigst, um eine Erfahrung reicher und das bestätigt findend, was schon andere, zum Beispiel Sven Hedin; vor mir gesehen haben.“ (S. 113 und 114.)

Liangtschau sou. „Ich erkundigte mich über die Mission, oder vielmehr, es kamen Chinesen zu mir, die sich bei mir über die Mission unterrichten wollten. Sie erzählten mir das; die protestantischen Missionare so gut wie gar keinen Erfolg haben, während die katholischen, die außerhalb wohnen, eine feste Stellung besitzen und zu ihrer Gemeinde Chinesen gehören, die schon in der fünften Generation sich zum christlichen Glauben bekennen.“ (Seite 153.)

Kantschau sou. „Dann ging ich zur Mission. Sie hat schon seit 20 Jahren eine Kirche am Ort, die aber auch infolge des sumpfigen Untergrundes Abweichungen zeigt, sonst ist sie wie eine katholische Kapelle in Deutschland gehalten. Die Mission unterhält noch eine Schule, ein Waisenhaus und betreibt in geringem Umfange Gartenbau und Landwirtschaft. In Vater L. Weiss, einem liebenswürdigen Holländer, fand ich einen deutsch-sprechenden, sehr natürlichen Menschen, der mir gut gefiel. Er war allein hier; sein Kamerad, Vater Kissels, war vor einem halben Jahre an der Wassersucht gestorben, als ein Opfer des hiesigen Klimas, nachdem er, Kissels, über 30 Jahre auf seinem Posten gewesen war. Der jetzige Missionar war zufrieden mit seinem Beruf und seinen Erfolgen; man sah es ihm auch sofort an. Er hat gegen 600 Christen unter sich, die Gemeinde in Sutschau sou eingeschlossen. Auch hier scheint mir die katholische Mission mit viel mehr Erfolg zu arbeiten als die protestantische. Ich bekam selbstgekelterten sehr guten Wein vorgelegt. Die Katholiken sind vernünftigerweise nicht derartig strenge Abstinenzler, als die englischen Missionare, die ich bis jetzt gesehen habe. Der Wein schmeckte mir sehr gut, ungefähr wie leichter spanischer Wein; ebenso gut war das mir angebotene Abendbrot, das natürlich der Fastenzeit entsprechend, keine Fleischgerichte enthielt. Draußen in der Kapelle hörte man die Christen ihre Abendgebete laut ablesen, und ich fühlte mich eigentlich hier mehr zu Hause, als bei den Engländern, trotzdem ich Protestant bin und im allgemeinen die Engländer sehr gern habe.“ (S. 166.)

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 20.

Düsseldorf, den 18. Dezember.

1904.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Vierter Advents-Sonntag.

Evangelium nach dem heil. Lukas III, 1-6. „Im fünfzehnten Jahre der Regierung des Kaisers Tiberius, als Pontius Pilatus Landpfleger von Judäa, Herodes Vierfürst von Galiläa, Philipp, sein Bruder, Vierfürst von Ituräa und der Landschaft Trachonitis, und Vspanias, Vierfürst von Abilene war, unter den Hohenpriestern Annas und Kaiphas, erging das Wort des Herrn an Johannes, den Sohn des Zacharias in der Wüste. Und er kam in die ganze Gegend am Jordan und predigte die Taufe der Buße zur Vergebung der Sünden. So wie geschrieben steht im Buche der Reden Isaias, des Propheten: die Stimme des Rufenden in der Wüste: bereitet den Weg des Herrn, machet gerade seine Wege. Jedes Tal soll ausgefüllt, und jeder Berg und Hügel abgetragen werden; was krumm ist soll gerade, was uneben ist, soll ebener Weg werden.“

Der Vorläufer des Erlösers.

III.

Was Israel so lange ersehnt und mit Ungeduld erwartet hatte, war nun da: Die Fülle der Zeit, da der Erlöser sich offenbaren und sein großes Werk beginnen sollte. Sätten auch die Juden die Zeichen übersehen können, die hier zusammentrafen — so wies die Stimme „des Rufenden in der Wüste“ um so nachdrücklicher darauf hin.

Mit welcher Genauigkeit, lieber Leser, gibt der Evangelist Lukas den Zeitpunkt an, da der Vorläufer auftritt, um den nahenden Messias anzukündigen! Er bestimmt diesen Zeitpunkt nach dem „Zeiger“ der Weltgeschichte — er zählt gewissermaßen die „Schläge“ der Weltuhr: „Im fünfzehnten Jahre der Regierung des (römischen) Kaisers Tiberius u.“

Die Erklärer der hl. Schrift haben ausgerechnet, daß dieses vom hl. Lukas bezeichnete Jahr ein sog. Sabbatsjahr war: die Tätigkeit der Ackerleute ist deshalb unterbrochen; man pflügt nicht, noch sät man. Die Acker liegen brach; der Boden, die Tiere, die Menschen — Alles ruht. Was von Früchten wächst, gehört den Armen, die darum ein Jahr des Ueberflusses und der Freude haben. Die Synagogen sind an den Festtagen und in den Gebetsstunden fleißiger als sonst besucht. Die Straßen, die nach Jerusalem führen, sind belebt durch zahlreiche Pilgerzüge, und im Tempel sind die Lehrstühle der Gesetzeslehrer dichter umlagert, als sonst immer. Die Sabbatrube fördert eben den religiösen Eifer der Gutgesinnten im Volke. Unter solch günstigen Umständen, lieber Leser, trat der Vorläufer sein hochbedeutungsvolles Amt an.

Und wunderbar! Johannes kam nicht zur Volksmenge, wie die früheren von Gott gesandten Propheten; die Menge kam zu ihm! Die ihn einmal gehört hatten, waren erschüttert; sie kehrten in ihre Stadt oder in ihr Dorf zurück, um von dem mächtigen Eindruck zu reden, den der Bußprediger in dem Herzen jedes Zuhörers hervorrief, — so daß man in Judäa, in Samaria, in Galiläa und in jenem Teile des Landes, der jenseits des Jordan liegt, bald von nichts Anderem sprach, als von Johannes, dem Täufer. Schwerlich findet man in der ganzen Geschichte Israels, ja, vielleicht in der Geschichte keines Volkes mehr eine ähnliche Bewegung zur Tugend hin. Die niedrigen und verachteten Klassen, — Soldaten, Böllner, Betrüger, — drängen sich um den

neuen Bußprediger. Und dieser wurde milde, wenn er den Demütigen predigte; seine Mahnungen und Ratsschläge aimeten dann nichts als Güte.

„Er predigte die Taufe zur Vergebung der Sünden“. Es darf nicht bezweifelt werden, daß diese Taufe dem Vorläufer bei seiner Berufung von oben eingegeben worden war, d. h. daß sie auf göttlicher Anordnung beruhte, wie das Auftreten des hl. Johannes überhaupt. Ueber ihre Bedeutung gibt der hl. Evangelist Matthäus eine kurze Erklärung, wenn er sagt: „Sie (die Neuen) wurden von ihm getauft, während sie ihre Sünden bekannten“. Durch diese Bußtaufe wurde also die innere Bußgesinnung und die damit verbundene Losagung von sündhaftem Leben in einer feierlichen symbolischen (sinnbildlichen) Handlung dargestellt, — die aber zugleich eine von Gott bestimmte Vorbereitung war für den Neuen Bund, für das Reich des Messias. Das konnte die jüdischen Zuhörer des Johannes auch nicht bestreiten; denn eine ähnliche Vorbereitung für den Alten Bund war ja einst am Sinai vorausgegangen, wo der Herr dem Volke durch Moses hatte befehlen lassen: „Heilige sie heute und morgen (durch körperliche Waschungen und Enthaltensamkeit) und lasse sie waschen ihre Kleider, . . . denn am dritten Tage wird der Herr herabkommen vor allem Volke auf dem Berge Sinai“ (2. Mos. 19).

Während nun die Taufe des Vorläufers eine „Taufe der Buße“ war, ist die vom Erlöser eingesetzte eine „Taufe zur Vergebung der Sünden“, wie später der Apostel Petrus ausdrücklich hervorhebt: „Jeder lasse sich taufen im Namen Jesu Christi zur Vergebung der Sünden“ (Apgsch. 2, 38). Wenn es nun trotzdem im heutigen Evangelium heißt, der Vorläufer habe die Bußtaufe gepredigt „zur Vergebung der Sünden“ — so liegt darin nur ein scheinbarer Widerspruch. Der hl. Thomas sagt hierzu: „Der Vorläufer ermahnte das Volk zur Taufe der Buße, damit, es um so leichter die nachfolgende Vergebung der Sünden und die Hingabe an den Messias erlange.“ Und der hl. Gregor sagt: Johannes predigte die Bußtaufe, weil er jene Taufe, welche die Sünden tilgt, nicht geben konnte. — Endlich macht ein neuerer Erklärer der hl. Schrift darauf aufmerksam, daß überhaupt im Morgenlande nicht leicht etwas Religiöses sich vollzieht ohne ein sinnlich wahrnehmbares Zeichen, das auf die Einbildungskraft wirkt. Die Bußtaufe des Johannes

entsprach also durchaus dem natürlichen Gefühl und den Gewohnheiten des Volkes; seinem Wirken wurde dadurch eine neue, nicht zu unterschätzende Macht verliehen.

Bereitet den Weg des Herrn! Mit diesen Worten lud der Vorläufer seine Zuhörer zur Einkehr in ihr Inneres ein: Er verglich die Seele mit der Wüste, die er durchwanderte, und kündigte ihnen an, daß Gott Selbst in die unfruchtbare, des wahren Trostes entbehrende Seele kommen werde. **Machet gerade Seine Pfade** (fuhr er fort), jedes Tal soll ausgefüllt, jeder Berg und Hügel abgetragen werden. **Was trumm ist, soll gerade, was uneben ist, soll ebener Weg werden!** Das sollte heißen: Ihr Entmutigten und Niedergeschlagenen, erhebet euch! Ihr Eiteln und Hochmütigen, demütigt euch! Euer Wille sei rein und auf das Gute gerichtet, — dann merdet ihr schauen **das Heil Gottes!** Daß dieses Wort im Munde des Vorläufers den Messias bezeichnet, braucht dem aufmerksamen Leser nicht erst gesagt zu werden.

Unsere hl. Kirche will, daß auch ihre Kinder diese mahnenden Worte des großen Vorläufers heute, am letzten Advenissontage, recht zu Herzen nehmen. Auch wir, lieber Leser, sollen alles wegräumen, was den Fuß des göttlichen Kindes auf dem Wege zu unserm Herzen hindern könnte: wir sollen die „Täler“, d. h. die Versäumnisse, die Lücken in unserm religiösen Leben auszufüllen suchen, — sollen die „Berge“ und „Hügel“ der Hoffart und Selbstüberhebung abtragen, — sollen das „Krumme gerade machen“, d. h. die falsche Richtung unseres Gemüthes auf verbotene Dinge und Genüsse ablegen, unrecht Erworbenes zurückgeben, die Rauheit des Zornes, der Rachgier und jeder Leidenschaftlichkeit mit Geduld und Sanftmut „eben“ machen.

Wohl uns, lieber Leser, wenn wir diese Mahnung der Kirche befolgen! Auch wir werden **das Heil Gottes schauen**, — d. h. das bevorstehende Fest der Geburt unseres Herrn wird für uns ein Tag der Gnade und reichen Segens sein! S.

S. Japan.

Im Jahrhundert des hl. Franziskus Xaverius.
IV. (Schluß.)

Aus allen Ländern waren Jesuiten zur Mission nach Japan hingeekelt. Viele von ihnen hatten den hl. Franz Xaver noch gekannt, alle waren von seinem Geiste befeelt — die Zahl der Christen wuchs fortwährend, Unterkönige und mächtige Basallen ließen sich taufen, da erließ der Dayri, der oberste Priester, im Jahre 1589 ein Rundschreiben, in welchem er dem Volk mit dem Horne der Götter drohte, wenn es sich der Verbreitung des Christentums nicht widersetzte. — Kobunanga, der damals Kubo, d. h. erster König war, jagte die Bonzen aus dem Lande hinaus, seiner Macht hatten sich alle andern Könige unterworfen, er nahm den Titel eines Kaisers an, aber damit hatte er nicht genug, er wollte sich als Gott anbeten lassen. Bei der deshalb ausbrechenden Empörung wurde er in seinem Palaste ermordet. — Sein Nachfolger Jaxiba war den Christen ebenfalls gütlich. Bei seinem Regierungsantritte gab es in Japan keine Landschaft, in der nicht mehr oder minder zahlreiche christliche Gemeinden blühten. — Unglücklicherweise entbrannte Jaxiba in unreiner Liebe, so erzählt der Geschichtschreiber, gegen ein christliches Weib, und da seine glänzendsten Versprechungen über die Christin nichts vermochten, verwandelte sich seine Liebe zu der Frau in wütendsten Haß gegen alle Christen. Eine der grausamsten Verfolgungen, die 11 Jahre dauerte, nahm ihren Anfang, so daß allein im Jahre 1590 mehr als 20000 Christen beiderlei Geschlechts teils enthauptet, teils ans Kreuz geschlagen oder lebendig verbrannt wurden. Aber das Blut dieser Märtyrer floß nicht vergebens, oft traten, einmal nur in einem Jahre an 15000 Seiden zum Christentum über. Aber was einheimischen Tyrannen und Bonzen nicht gelingen konnte, war dem gewinnfüchtigen Spekulations- und Handelsgeiste der Europäer vorbehalten.

Die Geschichte Japans ist in dieser Hinsicht durch die Berichte zahlreicher wahrheitsliebender Protestanten festgestellt, Lavarnier, Robbe, Martiniere, Isorori, Puffendorf, Dübner u. Die Holländer, welche angefangen hatten, in Japan Faktorien zu besetzen, suchten teils aus Ehrgeiz, teils aus Habgier den ganzen Handel an sich zu reißen und die Portugiesen und Spanier aus Japan zu vertreiben. Sie wußten

den Machthabern das Märchen beizubringen, daß die beiden Nationen die bestehende Reichsverfassung von Japan umstürzen würden, den Kaiser ermorden wollten, die Unterkönige ihrer Würde entsetzen und das ganze Land und die Inseln dem spanischen Szepter unterwerfen wollten. Dem Kubo, der die Christen schon lange haßte, kamen diese Nachrichten sehr gelegen um sich ihrer zu entledigen. Dazu kam ein ganz besonderer Umstand. Der damalige Kubo war nur Verweser des Reiches, die Krone gebührte dem bei dem Tode seines Vaters minderjährigen Sohne Tago-Samoi. Da aber der Kubo fest entschlossen war, sich selbst des Thrones zu bemächtigen, aber befürchten mußte, daß der junge Prinz mit bewaffneter Hand das väterliche Erbe zurückfordern würde, so wurden ihm die Christen ein Gegenstand des Hasses, da er überzeugt war, daß diese sich durch seine Versprechungen nicht gewinnen lassen würden, die Sache des rechtmäßigen Monarchen zu verlassen. Er bezeichnete nun schlechtthin die Christen als Feinde des Staates und erließ die strengsten Maßnahmen, den gefährlichen Unternehmungen derselben zuvorzukommen. Nun begannen die Greuel einer Christenverfolgung, welche an Bosheit und Erfindung neuer Qualen die der ersten christlichen Zeit fast übertraf.

Was der Kubo nicht ohne Grund befürchtet hatte, war eingetreten — der nunmehr volljährige kaiserliche Prinz hatte sich heimlich vom Hofe entfernt und ein Heer von 40000 Christen um sich versammelt. — Der Usurpator stellte ihm ein viermal stärkeres Heer entgegen, und das blutige Treffen fand erst mit dem Tode des letzten Soldaten des prinziplichen Heeres ein Ende. — Die Christenverfolgung schlug nun immer noch höhere Bogen — die Unterkönige konnten dem siegreichen Kubo nicht genug tun — alles, was die Wut der römischen Cäsaren gegen die ersten Christen erkommen, wurde angewandt, die Wütende setzten Belohnungen auf die Erfindung neuer Qualen und Torturen; der König von Nagasaki zeichnete sich darin besonders aus.

So wüthete die Christenverfolgung in Japan, bis es im Jahre 1638 keinen einzigen Christen mehr in Japan gab. Der Geschichtschreiber entwirft folgendes Bild von den letzten Zeiten jener traurigen Epoche: „Als die erste Generation der Christen in Japan hingemordet worden war, ward die Heerde zerstreut und viele fielen vom Christentum ab. Das zartere Geschlecht machte den Anfang, bald folgten die Männer und diese in noch größerer Menge als jene. Aber selbst jetzt in der furchtbaren Stunde des Abfalls leuchtete bei den Frauen noch der letzte Schimmer des nun bei ihnen erlöschenden Christentums. Denn nur die teuflischen Angriffe auf weibliche Schamhaftigkeit und Keuschheit konnten sie zum Abfall bewegen. Was der schrecklichste Apparat aller Werkzeuge des grauenvollsten Todes nicht vermochte, das wirkten oft die Drohungen. So wahr ist es, daß es nur eine einzige Tugend gibt, und daß außer dieser einzigen alle übrigen menschlichen oder heidnischen Tugenden im Grunde nichts als glänzende Laster sind. Um das Christentum gänzlich auszurötten und denselben auch für die Zukunft alle Tore und Eingänge Japan's zu erschließen, verordnete Tokogun Sama, der Sohn und Nachfolger des Usurpators, der blutdürstigste aller Christenverfolger, daß alle Japaner ohne jede Ausnahme ein Ödhenbild auf der Brust tragen sollten, — in allen Städten wurden Hausdurchsuchungen gehalten und jeder Mann aufgefordert, zum Zeichen der Anhänglichkeit an die Landes-Religion das Bild des Gekreuzigten und seiner h. Mutter mit Füßen zu treten. Diese Verordnung hatte zur Folge, daß man noch 37000 Christen entdeckte, die erbarungslos hingewürgt wurden. Das war gegen Ende des Jahres 1638.“

Von da ab bis auf unsere neueste Zeit gab es keine Christen in Japan mehr — jetzt allerdings blühen wieder einige katholische Gemeinden im fernen Lande der aufgehenden Sonne. — Das Blut der Märtyrer ist ihre Hoffnung auf die Zukunft.

S. Zur Geschichte der Erbauungs- und Gebets-Literatur.

VIII. (Schluß.)

Wir sind sicherlich nicht gewillt, dem mit vornehmer Bildung gesättigten Geiste die Vorliebe für gewinnende Darstellung und ansprechende Formen zu verargen, aber in Wirklichkeit kommt es bei dem Gebete darauf nicht an. Das lehrt überzeugend der Vater Martin von Cochem. Des ehrwürdigen P. Martin von Cochem, Erklärung des heiligen Meßopfer — so heißt das Buch, welches wir allen literarischen Erzeugnissen voran stellen, welche geeignet sind, dem katholischen Christen zu seinem Nutzen zu dienen. Das Buch führt ihn an die Quelle aller Gnaden, und lehrt ihn daraus zu schöpfen, vor

und Negt die Bearbeitung des Buches von Pfarrrer L. Grubenbecker, Verleger in J. P. Bachem in Köln. Wir stimmen dem Herausgeber voller Freude zu, wenn er den ehrwürdigen Vater nicht nur einen frommen, sondern auch einen grundgelehrten Mann nennt. Ja, eine wahrhaft tiefe Gottesgelehrtheit spricht aus jedem Kapitel dieses vortrefflichen Buches, jedoch sie äußert sich nicht in glänzender Ausdrucksform — sie gibt sich ohne bildenreichen Schmuck rhetorischer Schönheit; — aber er führt an den Fuß des Kreuzes — läßt niedertreten auf dich das Blut der Versöhnung — und bewirkt, daß dein Auge dadurch sehend wird, wie das des Longinus sehend wurde vom Blut und Wasser aus der Seite des Herrn. Wer mit gläubiger Bereitwilligkeit das Opfer auf Golgatha in der Nähe zu sehen wünscht — das Buch des frommen Vaters führt ihn dahin, er wird sehr bald erkennen, daß wir dadurch einen großen Vorzug genießen, und nur durch demütiges Hinknien und schmucklose Einfachheit uns dieses Vorzuges würdig machen können. — Es bedarf wirklich keiner schöngestaltigen Formen, wenn wir nur das Eine zu sagen haben: „Herr, um deiner Barmherzigkeit willen, wegen deines Leidens und Sterbens — sei mir gnädig.“ — Die Erklärung des hl. Meßopfers von Pater Martin ist heute fast 200 Jahre alt — nach zweitausend weiteren Jahren angestrebter Arbeit aller Schöngestaltigen und Schriftsteller wird es wie heute mit derselben Anspruchslosigkeit und erquickender Frische an der Spitze der katholischen Erbauungsliteratur stehen. Es gibt eben — Gott sei Dank — berufene Schriftsteller, deren Gedanken aus der ewigen Wahrheit geschöpft, und deren Ausdrucksformen vom heiligen Geiste diktiert sind.

Die Erbauungsliteratur, welche uns von den Kirchenvätern überkommen ist — sowie die Betrachtungen des h. Vigorini und Anderer gehören nicht in den Rahmen der Skizze eines populären Beitrages zu der dahin einschlägigen Literatur.

Noch einige Worte über das Buch der Nachfolge Christi von Thomas von Kempen. Vor mir liegt die 3. Aufl. der J. M. Sailer'schen Uebersetzung. (München, Jos. Leutner 1893). Die Einleitung sowie die Anmerkungen, welche der gelehrte Bischof Sailer den 4 Bänden des Thomas von Kempen mit auf den Weg gibt, haben noch heute gar nichts von ihrem Werte verloren — wir haben uns oft darüber gewundert, daß sich Niemand in der katholischen Verlegerwelt gefunden hat, der eine Neuauflage bewerkstelligt. Nicht soll damit gesagt sein, daß die Ausgaben anderer Verleger nicht wertvoll seien, wir kennen die von Guido Görres geschriebenen Kommentare und die sehr gute Ausgabe von J. P. Bachem in Köln, des Pfarrers Frz. W. Frinken vorzügliche Uebersetzung. — Aber Pietät läßt uns dafür votieren, daß Sailer's Nachfolge des Thomas von Kempen wieder aufzuerstehen.

Zu der Hausbibliothek, welche wir den unbemitteltesten Katholiken billig zu beschaffen wünschen, gehört selbstverständlich auch die Nachfolge Christi.

Also die vier: Cochens Hauspostille. — Meßopfer. — Leben der Heiligen. — Thomas von Kempens Nachfolge Christi.

Sehr schön wäre es, wenn noch eine fromme Darstellung der h. Karwoche in diese Bibliothek käme mit Erklärungen der von der Kirche angeordneten Zeremonien. Die beste uns bekannte ist die von Alexander Mazzinelli in Augsburg (1818) erschienene, sie wird aber wohl nicht mehr in späten Auflagen erschienen sein.

KS. Sozialdemokratie und Totenehrung.

Es ist der größte Ruhmestitel des Christentums und der katholischen Kirche, von allen Lebensstufen gerade dem qualvollsten und furchtbarsten, dem Tode, seine Säredlichkeit genommen und diese Sphäre, die Jahrtausende lang am Wege der Menschheit lag, für immer in den Abgrund gestürzt zu haben. In sinniger Weise richtet deshalb seitdem Christus durch das Kreuz die Niegel der düstern Todespforte gesprengt und das verklärende Licht des Jenseits durch sie zu uns hat herüberfluten lassen, die gläubige Menschheit das Sieges- und Triumpfszeichen des Kreuzes auf den Portalen der Friedhöfe und den Gräbern auf. Wohl gerade deswegen richtet der moderne, ewig leisende Therapeut, die Sozialdemokratie, für deren radikale Elemente nach dem Worte Vollmars (Erdorabos, Reden 1891) „die Politik der Unfruchtbarkeit und der Verzweiflung“ Nichtstun ist, ihre giftigen Pfeile auch gegen die christliche Auffassung des Todes und die daraus folgende kirchliche Ehrung des Andenkens unserer Toten. So schrieb der „Vorwärts“ (Nr. 278, 1904) anlässlich des Totensonntags:

„Totensonntag war da, ehe die Kirche da war. Würde die Feier, die wir dem Andenken unserer Toten weihen, ihres kirchlichen Gewandes wieder entkleidet, so wäre sie

darum nicht weniger würdig. Sie verlöre wenig oder nichts — und gewänne viel! (1) Sie könnte vor allem eines gewinnen, was doch schließlich jeder öffentlichen Feier erst die rechte Weihe gibt: die Gemeinsamkeit des Empfindens aller Glieder des Volkes.

Fromme pilgern an diesem Tage hinaus und auch Unfromme — und der Unfrommen gewiß noch zehnmal, hundertmal mehr als der Frommen. (11) Die Uebereinstimmung des Empfindens aller wäre eine völlige wenn das Totenfest kein kirchliches, sondern ein weltliches Fest wäre. Wir sprechen es offen aus, unbekümmert um das Gezeier, das sich in den Reihen der Muder darob erheben wird: die Kirche ist es, die in das Totenfest einen Mißklang hineinträgt.

Erst wenn der Einfluß der Kirche überwunden und die Herrschaft des Klassenstaates gebrochen wird, das Totenfest das sein können, was es sein sollte: immer noch eine ernste, wehmütige Feier, aber voll einmütigen Sinnes und darum ein Fest in echter Bedeutung des Wortes.

Also der „Vorwärts“ vermißt an den christlichen Gedanktagen für unsere Toten die Gemeinsamkeit des Empfindens aller Glieder des Volkes! Lieber wäre es dem „Vorwärts“ schon, wenn die Gemeinsamkeit des Empfindens aller Glieder des Volkes hergestellt würde durch Annahme des religiösen Nihilismus der Sozialdemokratie, der das Grab auch das Finale der Seele ist, die in der Reichstagsitzung vom 3. Febr. 1893 durch ihren Führer Bebel die Worte heines: „Den Himmel überlassen wir den Engeln und den Spaken!“ ausdrücklich als ihr „Programm“ erklären ließ und die durch ihre politische und Gewerkschaftspresse tagtäglich die niederträchtigsten Angriffe gegen die religiöse Ueberzeugung gerade der Arbeiter richtet.

Aus den Memoiren eines Kapuziners.

Eine Weihnachtsgeschichte

nach dem Französischen eines ungenannten Verfassers.

Von Frz. Pascal.

(Nachdruck verboten.)

Unter dem Manuskriptnachlaß eines vor wenigen Jahren verstorbenen französischen Kapuziners fand sich die nachfolgende Erzählung. Wir geben sie in freier Uebersetzung wieder, bemerken aber, daß aus begrifflichen Gründen die Namen geändert worden sind, deswegen jedoch die Wahrhaftigkeit der Erzählung nicht an Glaubwürdigkeit einbüßt.

I.

Ich hatte in A. die Adventspredigten gehalten und in der Christnacht waren die Kommunionen zahlreicher als je zuvor gewesen. Der Jubel zur Kommunionbank hatte einen erbauenden Eindruck hinterlassen, denn unter den „Heimgelakten“ waren viele bemerkt worden, deren religiöse Gleichgültigkeit notorisch war. Unter den letzteren befand sich auch ein junger Affessor der Präfektur, der bald die Tochter einer sehr frommen Familie der Stadt heiraten sollte.

Mein junger Freund, der Affessor, war überglücklich; sein Seelenfrieden, seine Dankbarkeit gegen Gott und die Aussicht, bald seine geliebte Braut heimzuführen — das Alles war ihm fast zu viel des Glückes, und er empfand ein ungestümes Verlangen, an diesem Glücke andere teilhaftig werden zu lassen. Und wie oft habe ich es auch von anderen gehört, die mit Gott sich veröhnt hatten: „Ach, so glücklich, so zufrieden bin ich könnte ich doch einem Unglücklichen Gutes tun!“

Es war 2 Uhr Morgens, meine drei hl. Messen hatte ich eben gelesen, und mein junger Freund begleitete mich bis zum bischöflichen Palais, wo ich als Gast des Bischofs meine Wohnung hatte. Es herrschte bittere Kälte, tief unter den Gefrierpunkt mußte das Thermometer gesunken sein, und der Affessor bedauerte mich wegen meines rasierten Schädels und meiner nackten Füße. Als wir am Tore des Palais ankamen, trat der Posten vor und präsentierte; ich ersahte den uralten kupfernen Klopfer aber, ehe ich anschlug, faßte mich der Affessor bei der Hand und sagte:

„Ach, Herr Pater, hätte ich nicht so Mitleid mit Euren nackten Füßen, ich würde noch um einige Minuten bitten.“

Ich erklärte, es sei mir nicht kalt, was vielleicht nicht ganz der Wahrheit entsprach, und ich sei bereit, ihn anzuhören, so lange er wolle. Dann sagte er mit zaghafter Stimme:

„Herr Pater, ich möchte gern ein gutes Werk tun, um dem Herrgott zu beweisen, daß ich kein Undankbarer bin. Wollen Sie mir behüllich sein?“

„Aber, von ganzem Herzen,“ antwortete ich.

Auf meine Füße blickend fuhr er dann weiter fort:

„Aber nein, hier nicht, es ist gar zu kalt; morgen, später, — es ist doch schon bald drei Uhr.“

Aus Mitleid mit dem armen Soldaten, der noch immer präsen-
tirtete, ging ich darauf ein. „Nun ja, also bis heute Mittag
1 Uhr, hier im Palais.“

„Ich schlug an die Thür an, dumpf dröhnte es durch den Haus-
gang. Wir trennten uns . . . beide glücklich, wenn auch aus ver-
schiedenen Gründen.“

II.

Punkt 1 Uhr meldete die alte Haushälterin des Bischofs den
Assessor, der gleich darauf mein Zimmer betrat. Er wußte, daß
ich um 3 Uhr auf der Kanzel sein mußte, deshalb schoß er sofort
auf das Ziel los:

„Mein lieber Vater, es handelt sich um folgende Sache: Ich
muß morgen abreisen in Amtssachen nach dem Mont
St. Michel. Nun schmachtet dort, zu langjährigem Zuchthaus
verurteilt, ein Heiliger . . . ja, ein Heiliger — bekräftigte er
— ein wahrer Heiliger. Wollen Sie mir behilflich sein, diesem
Unglücklichen die Begnadigung zu erlangen?“

„Ob ich will, mein lieber Freund! Welche Frage! Aber was
kann ich armer Ordensmann tun? Ich habe weder Macht noch
Mittel.“

„Ach, Vater, Sie haben mehr wie das Alles,“ unterbrach er,
„aber vor Allem müssen Sie mitkommen. Sie müssen ihn sehen,
meinen „Heiligen“, Sie müssen sich von ihm selbst seine Ge-
schichte erzählen lassen, und wenn Sie die kennen, dann wer-
den Sie schon ein Wunder tun.“

„Ich armer Mensch ein Wunder! . . .“
„Nun ja,“ warf der Assessor lachend dazwischen, „haben Sie
nicht schon ein Wunder getan, als Sie mich bekehrten? — Pa-
ter! wir reisen, diesen Abend.“

Und in der Tat, Abends reisten wir, der Assessor und ich, nach
dem Mont St. Michel, der einst berühmten Abtei, heute ein
Ruchthaus! Ein Tempel des Gebetes ehemals — heute ein Feg-
feuer, eine Hölle! Welch eine Wandlung!

III.

Wir kamen Nachts an. Der Zweck meiner Reise erfüllte der-
art mein Sinn und Denken, daß die herrliche Lage der che-
maligen Abtei, hoch oben, auf dem Meerumtosten Felsen, tat-
sächlich nur geringen Eindruck auf mich machte. Um so tiefer
prägte sich in meine Seele die Umgebung ein, in der ich am frü-
hen Morgen die hl. Messe las. Der Gefangene, der mir als
Rechtsdiener beigegeben wurde, sprach mir den Wunsch aus, nach
der hl. Messe die hl. Kommunion zu empfangen. Als ich ihm
die hl. Kommunion reichte, fuhr ich zusammen: Dieser Mann
mit dem in Tränen gebadeten Gesichte, dieser Zuchthäus-
ler mit den engelsgleich verklärten Gesichtszügen — sollte
er nicht der „Heilige“ sein?

Eine halbe Stunde später befand ich mich im Salon des An-
staltsdirektors. Er war ein liebenswürdiger, freundlicher Mann,
bat mich, seine Familie zu segnen, und sagte dann: „Ehrevür-
diger Vater, der Herr Assessor hat mich über den Zweck Ihrer
Anwesenheit aufgeklärt, ich lasse Sie allein mit seinem Schütz-
ling, er wird Ihnen die ganze Wahrheit sagen.“

Ich blieb allein; nach einem Augenblick hörte ich Schritte sich
näher, die Thür ging auf, und vor mir erschien — mein Rechts-
diener; ich hatte mich nicht getäuscht, er war doch der „Hei-
lige“. Ehe ich es verhindern konnte, lag er zu meinen Füßen,
Gewaltsam hob ich ihn auf und, zunächst selbst unfähig, ein
Wort zu sprechen, hielt ich ihn einen Augenblick in meinen Ar-
men und sagte dann nur: „Mein armer armer Bruder!“

Und wörtlich gab nun der „Zuchthäusler“ folgende Schilder-
ung seines „Verbrechens“:

Vor vier Jahren, 28 Jahre alt, wurde ich Notar in N.; vier
Monate vor der Katastrophe heiratete ich ein junges Mädchen,
gut und sanft wie ein Engel, und das einzige Kind ihrer Eltern.
Meine Frau hatte ihre Mutter nicht gekannt, innigst liebte sie
ihren Vater, ja, sie betete ihn gleichsam an; er war Offizier ge-
wesen, hatte die Konspiration von Boulogne mitgemacht, war
intimer Freund seines damaligen Komplizen, des heutigen mäch-
tigen Kaisers, und ist gegenwärtig bis auf weitere Beförderung
Steuerempfänger in N., Inhaber des Kreuzes der Ehrenlegion,
allgemein geachtet. . .

Eines Abends kam er in größter Aufregung auf mein Bureau
zu meinem offenen Geldschrank lagen aufgestapelt in Gold und
Banknoten 230 000 Francs und den Blick des Unglücklichen ver-
sehe ich nie, den er auf den vor ihm liegenden Schatz warf.
Mein Sohn — ich bin verloren, es bleibt mir nichts anderes
übrig, als mir eine Kugel durch die Brust zu schießen!

Mein Gott! was ist es denn?
Morgen kommt der Finanzminister und es fehlen 200 000
Francs in meiner Kasse, können Sie mir nicht das Geld leihen
— für eine Stunde nur?

Ich? Aber ich habe es ja nicht!
Wie, Sie haben es nicht? Da liegt ja ein ganzes Vermö-
gen! —

Ich schlug schnell die Thür des Geldschrankes zu, doch sie blieb
nur angelehnt. —

Aber, Unglücklicher, das Geld gehört nicht mir, sondern einem
Klienten, es ist ein Depot!

Also, Ihnen ist es gleichgültig, ob ich mich — erschieße?
Können Sie sich denn nicht an den Kaiser wenden? Sie sind
doch so befreundet. . .

Ach was, Kaiser, schon mehr als einmal habe ich ihn ange-
pumpt. Und außerdem, die Zeit fehlt mir. — Sie wollen also
nicht helfen? Nun denn — es sei! Adieu!

Im Paroxysmus der Verzweiflung hatte er sehr laut gespro-
chen und im Nebenzimmer hatte meine arme Frau alles gehört!
Ein martereschütternder Schrei, der Fall eines Körpers belehr-
ten mich darüber; ich sprang ins Nebenzimmer und fand meine
Frau bewusstlos am Boden! Erst nach einer halben Stunde
brachte der Arzt sie wieder zu sich. Während der Zeit hatte ich
meinen Schwiegervater vergessen, ging wieder ins Bureau,
schloß regelrecht den Schrank und verbrachte schlaflos am Be-
te meiner kranken Frau eine qual- und angstvolle Nacht.

Früh Morgens ging ich aus, jeden Augenblick die Stunde vom
Selbstmord meines Schwiegervaters erwartend. Ich fand ihn
aber schließlich zu Hause in ruhiger Gemüthlichkeit — scheinbar
wenigstens — seine Pfeife rauchend!

Ich habe gute Nachrichten, sagte er; der Inspektor kommt erst
nächste Woche, ich habe Zeit gewonnen. Laßt uns die dumme Ge-
schichte vergessen. — Was macht meine Tochter?

Sie ist besser, antwortete ich, etwas überrascht durch die
Frage.

Ich werde sie nächst besuchen.
Um meine Frau zu beruhigen begab ich mich sofort nach
Hause. Wir waren wieder glücklich und sprachen nicht mehr wei-
ter von der Sache. Da wurde mir gemeldet, es sei jemand im
Bureau.

Wer denn, ist da?
Herr Lambert.

Sol denke ich, sollte er sein Geld holen wollen! Ah! wenn ich
gestern einen schwachen Augenblick gehabt hätte! Es ist doch gut,
immer erst an die Pflicht zu denken. Ich begab mich sofort zum
Bureau, wo Herr Lambert mich mit den Worten begrüßte:
Guten Morgen, Herr Notar, ich komme mein Geld holen.

Schön, Herr Lambert, hier ist es schon —
Ich schloß den Geldschrank auf, aber wie vom Blitz getroffen,
bleibe ich starr. . . einige Rollen Geld waren noch da, das
andere war verschwunden!

Bestohlen! Ich bin bestohlen!
Und Lambert schrie drohend: Mein Geld will ich haben, sofort
will ich mein Geld haben!

Aber ich bin bestohlen worden!
Bestohlen! Wann? Durch wen?

Ich weiß es nicht. . .
Ich aber weiß es, und ich weiß auch, was ich zu tun habe!

Darauf stürzt er hinaus, in furchtbarer Aufregung, indem er
mir noch drohend zurief: Räuber!

Nach wenigen Minuten lief ich wie ein Wahnsinniger zur
Wohnung meines Schwiegervaters, die in der Nähe des Bahnhof-
es sich befand, Lambert, der aufpaßte, steht mich und läßt mich
als fluchverdächtig sofort festnehmen. Es folgte Prozeß und
— Verurteilung; und nun, mein ehrevürdiger Vater, siehe ich im
Zuchthause!

Noch ein Wort zum Schlusse: Lambert hat nichts verloren,
alles, was ich besah, ist verkauft worden, um ihn schadlos zu hal-
ten. Meine arme Frau, ich könnte sagen meine Witwe, mein
Kind, das ich noch nicht gesehen habe, hatten keine andere Zu-
flucht als bei meinem Schwiegervater. Am Tage vor der Ver-
handlung besuchte er mich im Untersuchungsgefängnisse und gab
mir zu verstehen: Wenn Sie sprechen, erschieße ich mich, wenn
Sie schweigen, ernähre ich Ihre Frau und Ihr Kind. Ich habe
geschwiegen! — Und seitdem sage ich mir jeden Tag: Auch dein
Geldlöser war unschuldig und wurde doch verurteilt.“

Seitdem ich ein Mann bin — schreibt der Kapuziner — hatte
ich nur zweimal geweint: als meine gute Mutter starb und als
ich meine erste hl. Messe las; auf dem Mont St. Michel weinte
ich zum dritten Male.

Noch einmal schloß ich in aufrichtiger Liebe den Bedauerns-
werten an meine Brust, sprach ihm Trost und Hoffnung zu,
dann trennte wir uns.

Am folgenden Tage war ich in Paris.

Schluß folgt.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 21.

Düsseldorf, den 25. Dezember.

1904.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Heiliges Weihnachtsfest.

Evangelium nach dem hl. Lukas II, 1—14. „Es geschah aber in denselben Tagen, daß vom Kaiser Augustus ein Befehl ausging, das ganze Land zu beschreiben. Dies war die erste Beschreibung, und geschah durch Cyprianus, den Statthalter von Syrien. Und Alle gingen hin, sich anzugeben ein Jeder in seine Stadt. Und es ging auch Joseph von Galiläa, von der Stadt Nazareth, nach Judäa in die Stadt Davids, welche Bethlehchem heißt, weil er aus dem Hause und Geschlechte Davids war, um mit Maria, seinem verlobten Weibe, die schwanger war, sich anzugeben. Es begab sich aber, als sie dajelbst waren, kam die Zeit, daß sie gebären sollte. Und sie gebar ihren erstgeborenen Sohn, wickelte ihn in Bindeln und legte ihn in eine Krippe, weil in der Herberge kein Platz mehr für sie war. Und es waren Hirten in derselben Gegend, die Wägeten und Nachtwache hielten bei ihren Heerden. Und siehe, ein Engel des Herrn stand vor ihnen und die Herrlichkeit Gottes umleuchtete sie und sie fürchteten sich sehr. Der Engel aber sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht; denn siehe, ich verkündige euch eine große Freude, die allem Volke widerfahren wird; denn heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren worden, welcher Christus der Herr ist. Und dies soll euch zum Zeichen sein: Ihr werdet ein Kind finden, in Bindeln eingewickelt und in einer Krippe liegend. Und sogleich war bei dem Engel ein Menge himmlischer Heerschaaren, welche Gott lobten und sprachen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!“

Ehre sei Gott in der Höhe!

Von dem königlichen Sängerknaben David leitet heute im Offertoriumsgesange der Weihnachtsmette unsere hl. Kirche das begeisterte Wort: „Es freuen sich die Himmel, und die Erde jublet auf vor dem Angesichte des Herrn, denn Er ist gekommen!“ (Ps. 95.)

An den letzten drei Adventssonntagen zogen wir, lieber Leser, hinaus an den Jordan, um den großen Vorkämpfer Johannes zu hören. Heute verklingt dieser große Prediger, und es tritt ein Anderer auf; die Stimme des Rufenden in der Wüste schweigt, und es klingt an das Ohr des Christen die Stimme des Rufenden in der Krippe; die Gegend am Jordan suchen wir nicht mehr auf, denn Alles drängt hin nach Bethlehchem; der Knecht tritt ab, und der Herr tritt auf; die Morgenröthe schwindet, denn es geht auf „die Sonne der Gerechtigkeit“, die uns den hellsten, schönsten Tag gebracht hat: „Den Tag, den der Herr gemacht hat!“ (Ps. 117.)

Etwa zwei Meilen südlich von Jerusalem liegt an der Straße nach Hebron, der Stadt Abrahams, das kleine Bethlehchem, wohin wir heute, lieber Leser, im Geiste pilgern, um das unaussprechliche Geheimnis, das einst Himmel und Erde in Bewegung setzte, zu betrachten. Dort ist der römische Beamte gerade damit beschäftigt, einen schlichten Handwerker aus Nazareth, namens Josef, in die großen Stammbücher einzutragen, — ohne Zweifel setzt der Beamte den Namen der Gattin, Maria, hinzu, die auch erschienen war, um auch dem Befehle des römischen Kaisers zu genügen.

Das ist vorläufig Alles, lieber Leser! Aber wen erregt es nicht, daß das menschengewordene ewige Wort des Vaters in den Augen der Menschenkinder noch nicht einmal ein „Mensch“ ist! Warum, o Herr, suchst Du die Menschen da heim, wo Dich niemand kennt? — Und doch, lieber Leser, das ganze Zählungsgebiet des mächtigen römischen Kaisers mit allen seinen Folgen, mit dem ganzen Hin- und Herwogen der Bevölkerung des ungeheuren römischen Reiches, hatte — in den Rathschlüssen Gottes — keinen anderen Zweck, als Maria, die erhabene Gottesgebärende, nach Beth-

lehchem zu führen: dort will der Herr ja geboren werden. — Seine Propheten haben es verkündet!

In der That, hier stehen wir schon vor einem Geheimnis. Doch das ist nicht Alles! Selten war die Erde Zeuge einer Szene, wie Maria und Josef nach ihrer Ankunft in Bethlehchem sie darstellten: Es gab dort keinen Platz für diese heiligsten Personen, die es auf Erden gab; es gab keinen Platz für Ihn, der verborgen im Schoße Marias ruhte!

Ist es nicht ergreifend, lieber Leser, sich das Gewähl der Eingeborenen Bethlehems und der angekommenen Fremden in der kleinen Stadt vorzustellen: wie sie von dem Edikte des römischen Kaisers, das sie zusammengeführt, — wie sie von ihrer verlorenen Freiheit und wiederum von der Hoffnung Israels reden und dabei achlos am „Sohne Davids“, den sie erwarten, vorüberziehen, — ja, Ihn samt Seiner Mutter ahnungslos hinausdrängen! Ganz gewiß ahnungslos! Und doch liegt gerade in der Nötigung der heiligen Jungfrau, für ihren „Erstgeborenen“ die bergende Stätte in einem Stalle außerhalb Bethlehems zu suchen, die schwerste Verurteilung für Israel. Das nämliche Volk, das hier ahnungslos, unbekümmert seinem Messias nur eine Krippe zur Verfügung stellt, wird ihn später ebenso gedankenlos ans Kreuz schlagen!

Also in der Verborgenheit kommt Er zur Welt, in einem Stalle, Allen unbekannt! Wenn aber ein Königskind geboren wird, wie viele Vorbereitungen werden da getroffen, und wie wird die Kunde sogleich verbreitet im ganzen Reiche! Hier ist alles still. Dieses Königskind liebt die Verborgenheit. Nur Maria und Josef sind Sein menschlicher Hofstaat, und die Tiere und das harte Stroh der Krippe, die Finsternis, die Kälte sind Seine Umgebung.

Dennoch erscheint dies Kind nicht ohne Herrlichkeit. Seine Geburt, lieber Leser, ist eine jungfräuliche, und das ist ein Wunder, von dem großen Propheten Isaias vor sieben Jahrhunderten schon vorher verkündet: „Siehe, eine Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, und sein Name wird sein Emanuel“ (Is. 7, 14). Ja, dieses in ärmliche Bindeln gewickelte Kind kündigt Seine Engel

in die Herrlichkeit "Ortes" (Luk. 2) und sendet sie zu den Hirten, draußen auf den Fluren Bethlehems, um diese braven, frommen Kinder Israels von Seiner Ankunft zu benachrichtigen.

Noch mehr: Er, der Friedensfürst, kommt zur Welt im tiefsten Frieden. Freilich, die Welt ist in großer Bewegung; aber diese Bewegung ist eine friedliche. Die alten Geschlechter Israels erwachen und ziehen auf den Heerstraßen des Landes, um sich aufschreiben zu lassen; und römische Gilboten bringen die Stammrollen in die Weltstadt am Tiber, damit der Name des neugeborenen Herrn der Welt auf dem Kapitolium Roms wiedergelegt werde, — wohingegen Er die Menschenkinder in die Stammrollen des Himmels aufnehmen wird.

Wie ergreifend ist es, lieber Leser, sich Maria vorzustellen, wie sie anbetend vor dem neugeborenen Kinde niederfällt! Wen hat sie vor Augen? Ein Kindlein, das Seine Mutter nicht entbehren kann, das hilflos Seine zarten Glieder in Linnen wickeln läßt, ja, zufrieden ist, in der Krippe ein Ruheplätzchen zu finden! Die Fische haben ihre Höhlen und die Vögel des Himmels haben ihre Nester: der Menschensohn aber hat nicht, wohin Er Sein Haupt lege" (Luk. 9, 58).

Doch siehe! Die Engelwelt sammelt sich in glänzenden Scharen und singt am mitternächtigen Himmel in rauschenden, herrlichen Akkorden den Lobgesang: "Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind!" Wer, lieber Leser, sind denn die Glücklichen, denen diese himmlische Musik erklingt? Wem wird diese erste Offenbarung des Welttheiles zuteil? Es sind Israeliten, — aber nicht etwa die Machthaber, nicht die Gelehrten, Priester oder Schriftgelehrten, nicht die nächsten Verwandten der allerseeligsten Jungfrau, — nein, es sind arme, schlichte, unbekannte Hirten, die in der Nähe von Bethlehem "die Nachtwache bei ihren Herden hielten" (Luk. 2, 8).

Auf die ihnen gewordene göttliche Kunde eilen die Hirten nach Bethlehem, in den Stall, um den Heiland kennen zu lernen, der für sie geboren sein sollte. Sie finden alles so, wie der himmlische Bote es ihnen verkündet hat. Wer aber wollte es versuchen, die selige Freude, die Einfalt des Glaubens dieser ersten Anbeter des göttlichen Kindes zu schildern?

Diese frommen Hirten aber, lieber Leser, müssen uns als Muster und Vorbild gelten. An uns ist es, ihnen ähnlich zu werden. Bereiten wir dem göttlichen Kinde auch in unserem Herzen in lebendigem Glauben und in niger Liebe eine Stätte — dann gilt auch uns jene himmlische Botschaft: "Friede den Menschen, die guten Willens sind!" S.

Aus den Memoiren eines Kapuziners.

Eine Weihnachtsgeschichte
nach dem Französischen eines ungenannten Verfassers.
Von Fré Pascal.

(Schluß.)

IV.

Die Herzogin von A. belleidete am Hofe eine hohe Stelle und war eine der wenigen persönlichen Freundinnen der Kaiserin. Bei verschiedenen anderen Anlässen hatte ich Gelegenheit gehabt, ihre Herzengüte und ihre Wohlthätigkeitsliebe schätzen zu lernen. Vertrauensvoll, aber auch ganz vertraulich, erzählte ich ihr meine Reise nach dem Mont St. Michel.

"Das trifft sich gut", antwortete sie, "morgen habe ich Dienst im Palais, und da werde ich alles Mögliche tun und das scheinbar Unmögliche nicht unversucht lassen zugunsten dieses armen Mannes."

Nach vier Tagen erhielt ich von der Herzogin folgendes Schreiben:

Ehrwürdiger Vater! Ich bin glücklich, Ihnen mitteilen zu können, daß wir das Beste hoffen können. Bestern wurde ich beauftragt, die Kaiserin bei ihren Armenbesuchen zu begleiten. Sie wissen, Vater, es ist nicht üblich, bei Majestäten den Anschlag zur Konversation zu geben, auch wir Hofdamen sind nur dafür da, die Unterhaltung weiter zu spinnen, wenn die Majestäten die Anregung geben. An diesem Tage war

mir die Vorsetzung tatsächlich hold. Wir hatten gerade eine arme Frau besucht, deren Schicksalsschläge die Kaiserin tief ergriffen hatten. Oh! Majestät, wagte ich, es gibt noch in Frankreich eine Frau, die ungleich mehr unglücklich ist als diese Frau, eine Frau, die als Gattin und Mutter den geliebten Gatten und Vater ihres Kindes entbehren muß, der unschuldig zu langjähriger Zuchthausstrafe verurteilt ist. Und dieser Mann, der völlig unschuldig ist, er ist ein Märtyrer, ein Heiliger, ein Held...

Aber erzählten Sie doch schnell, unterbrach die Kaiserin, das muß der Kaiser wissen, er muß den Mann begnadigen — schnell, erzählten Sie doch!

Von Remumontant bis zu den Tuileries ist der Weg weit, und ich erzählte. Als wir den Wagen verließen, bemerkte ich wohl, wie sehr der Fall die Kaiserin aufgeregt hatte. Ohne ihren Hut abzulegen, eilte sie sofort zum Kaiser. In den Tuileries wird sonst punkt 1 Uhr gefrühstückt, an dem Tage war es bald 2 Uhr, als die Majestäten zur Tafel erschienen. Das schien mir ein gutes Zeichen, nimmsoehr, als die Kaiserin mir zulächelte und der Kaiser auf mich zu kam und sagte: Herzogin, nach dem Frühstück haben wir etwas miteinander zu besprechen. — Nach dem Essen erhoben sich die Majestäten und der Kaiser gab mir ein Zeichen, ihnen zu den Gemächern der Kaiserin zu folgen. Dort zündete der Kaiser eine Zigarette an und sagte dann:

Herzogin, erzählen Sie doch mal die Geschichte; fünfzig Minuten lang haben wir mit der Kaiserin darüber gesprochen, aber mir ist die Sache noch nicht klar.

Wiederum erzählte ich, kurz aber deutlich; der Kaiser machte einige Notizen, dann stand er auf. Als ich mich entfernen wollte, rief er mich zurück:

Herzogin, noch ein Wort: Ein Unschuldiger leidet, ich kann ihn begnadigen; aber der Schuldige, wie heißt er?

Majestät, seinen Namen kenne ich nicht.

Wer denn kann mir den Namen sofort namhaft machen?

Vater Alexis, Majestät.

Dann, bitte, schicken Sie mir den Vater morgen Mittag 2 Uhr hierhin.

Die Audienz war zu Ende. Morgen, ehrwürdiger Vater, werden Sie das schöne Werk zum Abschluß bringen! Inzwischen bitte ich um Ihren Segen und ein kleines Gebet für

Ihre ergebene

Herzogin von A."

V.

Am folgenden Tage wurde ich nach kurzem Warten in das Kabinett des Kaisers eingeführt. Etwas häuiger klopfte zwar mein Herz, aber es war nicht, weil ich vor dem Kaiser stehen, sondern weil ich in meinem Herzen den Allmächtigen beschwor, mir die Gnade zu geben, würdig und erfolgreich aufzutreten für drei unschuldig Leidende: Gatte, Mutter und Kind!

Der Kaiser saß am Schreibtisch, während meines Berichtes die Augen unverwandt auf das Bild des Kronprinzen gerichtet. Als ich vollendet, schwieg der Kaiser einen Augenblick, dann fragte er:

Und wie heißt der Glende, der all dieses Unglück verschuldet hat?

Wenn ich Ew. Majestät Auskunft darüber gebe, werde ich keine Denunziation begehen?

Keineswegs, denn in kurzer Zeit kann ich durch das Justizministerium die Akten des Prozesses bekommen."

Majestät, der Schuldige heißt Dubois, Hauptmann Dubois."

Bei Nennung dieses Namens sprang der Kaiser auf... Hauptmann Dubois — der Steuerempfänger in A.1 Ach, der Unglückselige!

Eine lange, peinliche Pause folgte, dann kam der Kaiser auf mich zu.

Können Sie mir versprechen, daß die Sache nicht in die Öffentlichkeit, vor allem nicht in die Zeitungen dringen wird?

Ew. Majestät glaube ich es mit gutem Gewissen versprechen zu können."

Dann ist es gut."

Der Kaiser schellte, ich hielt die Audienz für beendet und wollte das Zimmer verlassen, doch Majestät hielt mich noch warten. Er wechselte im Nebenzimmer einige Worte mit dem Chef des Privatbabinetts, kam dann nach wenigen Minuten zurück, legte ein Kuvert auf den Schreibtisch und sagte:

Ehrwürdiger Vater, ich danke sehr für die Voricht, die Sie in dieser Angelegenheit gebraucht haben, es liegt mir aber sehr viel daran, daß die Sache vergessen wird. Zweimal hat Dubois für mich sein Leben aufs Spiel gesetzt, mir gleichsam das Leben gerettet, — ich will ihm die Ehre retten! Mein Wort gebe ich Ihnen, die Geschädigten werden reichlich entschädigt."

Jetzt war die Audienz zu Ende, der Kaiser reichte mir die Hand und ich entfernte mich; da hielt er mich wiederum zurück:

„Noch ein Wort, Vater! Dubois ist für eine Auszeichnung vorgeschlagen, was soll ich nun tun, nachdem ich das alles erfahren habe? Es ist eine Gewissensfrage!“

„Majestät,“ antwortete ich, „seid gnädig, es wird das beste Mittel sein, irgendwelchen Argwohn zu verhindern.“

„Ja, ja, Sie haben Recht. — Nun, nehmen Sie das hier für Ihre Armen.“

Und der Kaiser reichte mir von seinem Schreibtisch das Kuvert; es enthielt 3000 Francs.

VI.

Zehn Tage waren vergangen; ich war in mein Kloster zurückgekehrt. Da wurde mir gemeldet, im Sprechzimmer warteten drei Personen auf mich; ein Mann, eine Frau und ein Kind. Meine Besucher brauche ich wohl nicht dem Leser vorzustellen.

Zwei Stunden verweilten wir zusammen. Ich werde nicht versuchen, das Glück dieser beiden Stunden zu schildern. Es gibt Freuden der Seele, die Gott allein ernehmlich sind. Ein langes Leben schenkte mir der gütige Schöpfer, und aus dieser langen Reihe von Jahren leuchten diese zwei Stunden wie ein Teil übernatürlicher Seeligkeit. Nein, ich will, ich kann das Glück dieser zwei Stunden nicht schildern, aber ich danke Gott, der sie mich erleben ließ.

An 40 Jahre sind verfloßen, seitdem der einstige „Büchshändler“ seine Heimath verließ; er lebt jetzt noch unter verändertem Namen in Australien, umgeben von einer zahlreichen Familie, in guten Verhältnissen und allgemein geachtet. Aus dem ehemaligen Notar ist ein Industrieller geworden; 1889 besuchte er die Pariser Weltausstellung und die Erzeugnisse seiner Fabrik wurden ausgezeichnet.

Jedes Jahr zu Weihnachten gedenkt er meines Besuches auf dem Mont St. Michel; der Postbote bringt mir regelmäßig einen herzlichen Brief, dem ein reiches Almosen für die Armen beiliegt. Welch eine innige Weihnachtsfreude für einen armen, alten Kapuziner!

Weihnachtsfee.

Erzählung von M. M.

So, nun war sie beendet, die Toilette der niedrigsten Puppenmamsell, die man sich denken konnte. Hede betrachtete ihr kleines Kunstwerk, das duftige Spitzenkleidchen mit den zarten Rosenschleifen voll Entzücken. Dann packte sie langsam und gedankenvoll ihr Nähzeug zusammen, und meinte plötzlich ganz unermittelt:

„Das will ich Dir sagen, Nutti, ich mag den Assessor Wegener nun mal nicht ausstehen, ihr könnt euch das ein für alle mal merken!“

Frau Berndal schaute überrascht in die Höhe, und tat unvorsichtigerweise die Frage: „Aber warum denn nicht?“

Hede warf energisch den hellblonden Lockenkopf zurück und nahm eine förmlich drohende Haltung an. „Ja, ich weiß es wohl, ihr haltet zusammen, Du und Bruder Ernst mit samt eurem Assessor, aber ich mag ihn nun einmal nicht, aus dem einfachen Grunde, weil er mir zu dumm ist.“

„Zu dumm? — Aber Hede!“

„Na ja, er behandelt mich doch, als ob ich ein sechsjähriges Schulmädchen wäre, und nicht eine erwachsene, 18jährige. Ich wünschte, er sähe, wo der Pfeffer wächst!“

Sie bearbeitete den armen, unschuldigen Fußboden unbarmherzig mit ihren niedlichen Füßchen, und die sonst so ruhige, gutmütige Frau Käthe Berndal machte nun wirklich ein entsetztes Gesicht: „Aber Hedwig, ich bitte, was ist denn los? — Was hat er Dir denn getan?“

„Ach Nutti, das verstehst Du nicht. Er ärgert mich fortwährend. Wenn er herkommt, um Ernst zu besuchen, und erwischt mich gerade, so macht er jedesmal seine Bemerkungen. Als ich ihm heute Morgen erzählte, daß ich die Kinder der armen Familie Schmidt beschenken wollte, sagte er ganz spöttisch: „O, Fräulein Hede, da weiß ich einen armen Mann, der wünscht sich zu Weihnachten etwas viel sehnlicher, als Schmidts Kinder die Puppen; den müssen Sie beschenken.“ Natürlich so'n selbstsüchtiger Mensch, wie er kann sich ja garnicht denken, wie wundervoll es ist, seinen armen Mitmenschen eine Freude zu bereiten und die glückstrahlenden Kindergesichtchen zu sehen. Ach, Nutti, denk doch nur, wie entzückend das wird, wenn ich als Weihnachtsfee erscheine und all die schönen Sachen auspacke. Ich freue mich fast mehr darauf, wie auf meine eigene Bescherung.“

„Aber, Hede“ wagte die Mutter einzuwenden, „das scheint mir doch eine heisse Sache; du kannst ja gar nicht wissen, wie

die Leute das aufnehmen. Wie ich von Frau Schmidt selbst hörte, ist ihr Mann ein roher Trunkenbold.“

„Nun, eben deshalb soll die arme Frau mit ihren sieben Kindern, deren mal eine Freude haben. Der Mann ist ja doch nicht da, der host die ganzen Abende im Wirtshaus. — Ich wollte der Frau ein paar dicke Handschuhe und ein Umschlagtuch kaufen, und den Kindern neben allerhand Spielzeug, Nähen und warme Lächer; auch einige ältere Sachen habe ich aufgetrieben, welche die Leute noch gut gebrauchen können. Das wird einen Jubel geben! — Nicht wahr, du erlaubst es doch, bitte, liebes, süßes Nuttchen?“

Sie herzte und küßte die gute Dame so ungestüm, daß diese sich kaum all dieser stürmischen Streichelein und Schmeichelein erwehren konnte.

Da wurde angelockt, und ein sympathischer Männerlopf erschien im Türschwamben.

„Ach, ich darf doch eintreten? — Ernst schickte mich schon vor, er kommt gleich nach.“

„O bitte, nehmen Sie nur Platz,“ sagte Frau Berndal freundlich. Ihr war der junge Mann seines offenen und lebenswürdigen Charakters wegen sehr sympathisch, und sie sah es nicht ungern, daß er sich seit einiger Zeit für ihr Herzblatt, die kleine blonde Hede interessierte.

Paul Wegener, der Ernst Berndal von der Schulzeit her kannte, verstand sich ausgezeichnet mit dem etwas philosophisch veranlagten Freunde, der jetzt vor seinem Doktorexamen stand. Das führte ihn öfter in das Berndalsche Haus, dem schon seit längeren Jahren der Hausherr fehlte. Er fühlte sich in dem kleinen Kreise bei den freundlichen Menschen wohl und behaglich, und richtete auch bald sein Augenmerk auf ein liebes, reizendes Blondköpfchen, das in seinem Herzen eine nicht geringe Umwälzung verursachte. Er, sonst halb und halb Weiberfeind, konnte jetzt oft stundenlang mit dem kleinen, niedlichen Persönchen plaudern, oder es durch kleine Spöttereien zum Schmolzen reizen. Das hübsche Trödel stand ihr zu reizend, und wenn sie auch wirklich dann und wann einmal heftig wurde, und mit dem winzigen Füßchen stampfte, wenn er z. B. nicht auf alle die Ideen einging, die oftmals in ihrem phantastischen Köpfchen rumorteten, er war doch seiner Sache sicher.

Wie oft hatte er nicht schon bemerkt, daß Hedes große blaue Augen gedankenvoll auf ihm ruhten, worauf sie sich dann schnell abwandte, um ihr heißes Erröten zu verbergen. Auch von Ernst hatte er schon manches erfahren, was ihm günstig schien, und Frau Berndal war seinen Absichten auch gewiß nicht entgegen, hatte sie doch schon manche ermutigende Andeutungen gemacht.

So bestand zwischen den dreien ein stilles Einverständnis. Während Hede diesen Dreieck als schlimmsten Feind betrachtete, sah es in ihrem Herzen gar wunderbar aus.

Jetzt, nachdem der Assessor eingetreten war, nickte sie ihm ganz herablassend zu, und beachtete ihn dann nicht weiter. Sie sah auf dem Sofa neben der Frau Käthe, streichelte ihr die Wangen und das graue, wellige Haar, und plauderte ruhig weiter.

„Ach, weißt du, Nuttchen, das wird nett. Ich hole mein altes weißes Sommerkleid herunter, und mache es zurecht. Du leihst mir dann den großen weißen Schal und das Endchen Tüll, das du in deiner Komode hast. Dann lasse ich mein Haar los, tue den Schleier vors Gesicht, und lasse niemand merken, daß ich es bin; sie glauben denn, ich wäre der Weihnachtsengel. Ach Nutti, sage doch ja bitte, bitte, sag ja!“

„Nun ja, wenn es nicht anders ist, will ich mal sehen, was sich tun läßt. Aber wie willst du in deinem Kostüm über die Straße kommen?“

„O, dann binde ich einfach deinen großen dunklen Abendmantel um, es ist ja nur ein paar Schritte hier die Straße herauf, das wird schon gehen.“

Wegener hatte unterdessen das niedliche Puppenbaby zur Hand genommen, und lächelnd betrachtet.

„Das soll wohl ein Beitrag zu der berühmten Armenbescherung sein?“ sagte er. Hede blickte ihn kampfbereit von der Seite an, und fragte lauernd: „Ja gewiß, gefällt sie Ihnen?“

„Ei, warum nicht? — Diesem niedlichen Kunstwerk fehlt nur noch, daß es bald von kleinen, schmutzigen Häutchen in die richtige Verfassung gebracht wird.“

Also wieder eine Stichelei. Hede war empört, sie riß ihm die Puppe aus den Händen, und sagte mit mühsam verhaltener Erregung: „Natürlich, unter Ihnen — — Fingern würde sie allerdings bald das Fasson verlieren haben.“

„O, sagen Sie nur gleich „plumpen Töben“,“ lächelte er ruhig, „genieren Sie sich nicht, es entspricht ja so ziemlich der Wahrheit.“

Das war zu viel. Hede stürzte zur Tür, so daß sie beinahe den eben eintretenden Bruder umgerannt hätte, und stürmte die Treppe herauf in ihr Zimmer. Dort brach sie in Tränen aus, und stampfte mit dem Fuße.

